Hanns von Zobeltitz

Der Große Krieg

Zweiter Band

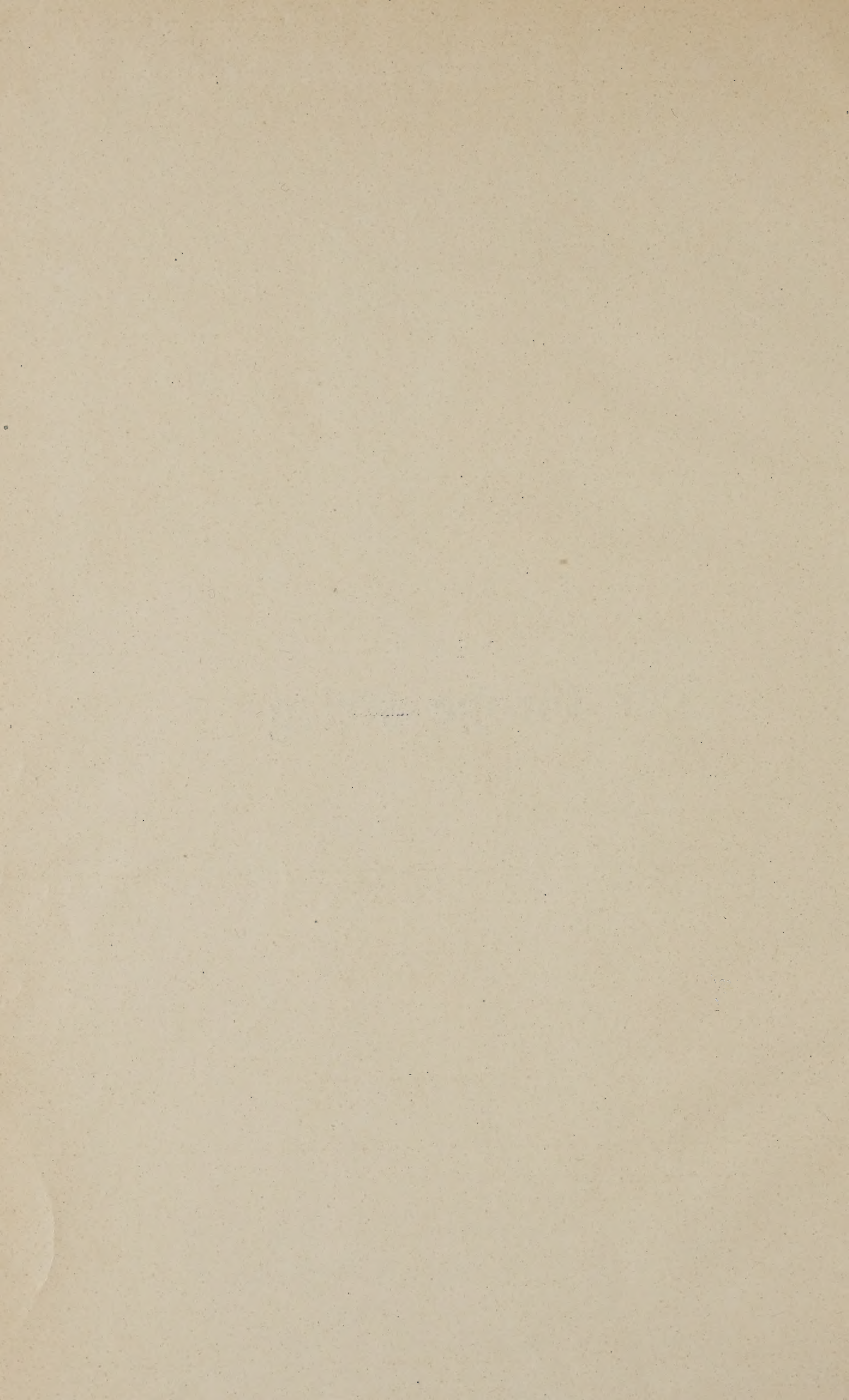


Bielefeld, Berlin & Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing





Der Große Krieg





Feldmarschall von Mackensen
Gemälde von Eugen Hersch
Im Besitz des Vaterländischen Museums
der Stadt Hannover

Der Große Krieg

Von Hanns von Zobeltitz

Zweiter Band

Mit insgesamt 338 Abbildungen
darunter 40 Karten und 30 Einschaltbilder





Bielefeld und Leipzig / 1918
Verlag von Velhagen & Klasing

Entwurf des Einbandes von Prof. Walter Tiemann in Leipzig
Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld
Printed in Germany



Inhalt

Achter Abschnitt

Neunter Abschnitt

Zehnter Abschnitt

Elfter Abschnitt

Zwölfter Abschnitt

Dreizehnter Abschnitt

Vierzehnter Abschnitt

Fünfzehnter Abschnitt

Sechzehnter Abschnitt

Übersicht der Kartenskizzen und -Beilagen

Verzeichnis der Einschaltbilder und -Tafeln



Blick auf die Combres-Höhe. Phot. Leipziger Presse-Büro

Erster Abschnitt

Der Monat April an der Westfront. Die französische Offensive zwischen Maas und Mosel, von Combres bis zum Priesterwald. Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf. Der große deutsche Vorstoß gegen Ypern und sein Erfolg. Der Einmarsch Hindenburgs in Kurland, die Besetzung von Libau.

Seit dem Beginn des Stellungskrieges auf der Westfront gab es gewisse Teile der deutschen Stellung, die auf den Gegner besondere Anziehungskraft ausübten; „Druckpunkte", gegen die er immer wieder vorstieß, an denen er uns Abbruch zu tun versuchte. Am bedeutsamsten trat das im Gebiet von westlich Lille bis Arras hervor; dann in der Champagne, zwischen Maas und Mosel, später an der Somme und endlich in den Südvogesen, wo der vielumstrittene Besitz des Hartmannsweilerkopfes und der Raum von Münster stetig erneute Kämpfe weckten. Offenkundig heute und hier, verhüllter dort trat dabei stets aufs neue der Gedanke eines großen strategischen Durchbruchs der deutschen Front, einzuleiten durch taktische Erfolge, zutage. Es muß anerkannt werden, daß der Gegner so wenig wie wir in der Defensive erstarrte, daß auch er nach angriffsweiser Betätigung rang, wobei freilich nicht immer nur militärische, sondern vielfach auch politische Rücksichten mitsprachen, für die sich selbst kleinere örtliche Erfolge ausnutzen ließen und auch im reichlichsten Maße ausgenutzt wurden. Die — nicht nur vorübergehende — Besitznahme irgend eines kleinen, für die gesamte Entwicklung ganz gleichgültigen Stützpunktes, die Fortnahme eines Stückchens Schützengraben wurde dann zu einem Siege gestempelt und weidlichst ausgenutzt; der strategische Mißerfolg, das völlige Scheitern des Durchbruchs-

gedankens aber wurde verschwiegen oder, wenn dies gar nicht möglich war, mit klingenden Redensarten umkleidet. Von den oft geradezu ungeheuerlichen Verlusten, die diese Kämpfe mit sich brachten, erfuhr man in Frankreich wenig oder nichts. Eher sickerte in England, dank der rührigen und mächtigen Presse, dann und wann etwas durch von den großen vergeblichen Opfern an Offizieren und Mannschaften; Frankreich gab überhaupt keine Verlustlisten heraus, die französische Zensur gestattete nicht die Wiedergabe der deutschen Tagesberichte, ja sperrte zeitweise sogar aufs strengste die Einfuhr der neutralen, zumal der Schweizer Zeitungen, die nicht völlig im eigenen Solde standen. Meisterlich verstand die französische Heeresleitung auch, fremden, neutralen Berichterstattern, die — sehr ausnahmsweise — zur Front zugelassen wurden, nur das zu zeigen, was sie zu zeigen für gut befand; die Potemkinschen Dörfer feierten hier manchmal eine Auferstehung.

Meisterlich waren endlich die Tagesberichte Joffres auf das Empfinden französischer Leser zugespitzt: irgend einen Erfolg hatten sie Tag um Tag zu verzeichnen. Schwieg einmal eine unserer Batterien, vielleicht weil sie kein lohnendes Ziel vor sich hatte, so war sie durch überwältigendes Feuer zum Schweigen gebracht worden; heute wurde ein deutsches Munitionsdepot in Brand geschossen, morgen wurden Truppenansammlungen durch Artilleriefeuer gestört. Es kam auch vor, daß der Tagesbericht — ausnahmsweise einmal richtig — meldete, wie einer Kolonne hinter der deutschen Front schwerste Verluste beigebracht worden seien: wobei sich dann herausstellte, daß diese Kolonne eine solche französischer Gefangener war! Alles kam darauf an, im Volke die Gewiß-



Schützengraben vor dem Feind. Phot. Max Wipperling



Krepieren von zwei schweren geworfenen Minen in den französischen Stellungen. Phot. A. Grohs

heit eines endlichen Sieges aufrecht zu erhalten, keine Kriegsmüdigkeit aufkommen zu lassen. Der Glaube an die eigene Kraft, an die eigene Vortrefflichkeit, die Zuversicht auf die Tüchtigkeit der eigenen Strategie und die Überlegenheit eigener Truppen durfte nicht wanken. Im republikanischen Frankreich verstand man ebensogut, wie es einst Napoleon I. in seinen berühmten Bulletins verstanden hatte, die Leichtgläubigkeit der Massen auszunutzen, ihrer nationalen Eitelkeit zu schmeicheln. —

Als das Frühjahr ins Land zog, erkor sich die französische Heeresleitung ein neues Feld der Betätigung im großen Stile. Was im Artois und in der Champagne nicht gelungen war, wurde im Kampfgebiet zwischen Maas und Mosel versucht.

Deutsche Front östlich Verdun und nördlich Toul

Erinnern wir uns, wie hier zu Beginn des Krieges die deutschen Streitharste nördlich und östlich Verdun vorgedrungen waren, wie sie im schweren Ringen die Maashöhen, die Côtes Lorraines, erreichten, wie das starke Fort du Camp des Romains niedergekämpft und von den tapferen Bayern erstürmt worden war, wie wir westlich der Maas uns bei St. Mihiel eine brückenkopfartige Stellung gesichert hatten, die wie ein Pfahl im Fleisch in die französische Linie sich hineinbohrte. Seither zog sich die deutsche Front — um es hier noch einmal zu wiederholen — in der ungefähren Form eines großen lateinischen Z von nördlich Verdun, das von uns nicht belagert, sondern nur beobachtet wurde, auf Etain (das hinter unserer Stellung blieb); über Buzy auf Combres, nach Westen ausbuchtend auf Seuzey und La Morville, überschritt bei St. Mihiel die Maas und bog dann scharf nach Osten um, um durch das sogenannte Bois Brulé, das von den Franzosen Mort-Mare genannte Gehölz, über Varneville—Lahayville den Priesterwald bei Norroy (nördlich Pont à Mousson) zu erreichen.

In diesem ganzen Kampfgebiet hatte eigentlich nie Ruhe geherrscht. Aber die Armeeabteilung des Generals von Strantz, die hier gute Wacht hielt, schickte alle Angreifer mit blutigen Köpfen heim. Wenn es dem Gegner einmal gelang, einen Teil unserer Stellungen einzunehmen, wie etwa am 30. März ein paar Schützengräben und Blockhäuser im Priesterwald, so wurde er sehr bald wieder hinausgeworfen.

Man muß sich die eigenartige Gestalt der deutschen Linie, wie sie sich keilförmig zwischen Maas und Mosel entwickelt hatte, recht klar machen, um den Gang der Kämpfe bei der Armeeabteilung verstehen zu können. Fast kann man von zwei Fronten sprechen, die sich den Rücken zukehren: die eine, die ungefähr senkrecht gerichtete Hauptlinie des lateinischen Z, gegen die große Lagerfestung Verdun, die andere, wagerecht, gegen die Festung Toul gerichtet. Wurden beide Fronten zugleich angegriffen, so konnten die Franzosen nicht ganz mit Unrecht von dem Ansetzen einer Zange sprechen. Wie denn auch General Dubail, damals der Führer der französischen 1. Armee, in seinem Tagesbefehl vom 5. April kund und zu wissen tat, nachdem er die angeblich schweren deutschen Verluste den Seinen gebührend geschildert hatte: „Morgen werden wir die Zange, in die wir den Gegner zwischen Verdun und Pont à Mousson eingeschlossen haben, schließen, ihn mit beträchtlichen Kräften von vorn und im Rücken angreifen und die feindlichen Truppen zwischen Metz und St. Mihiel vernichten . . . . Zur Abwehr dieses furchtbaren Angriffs scheinen die Deutschen gegenwärtig nur über örtliche Reserven zu verfügen, und selbst wenn sie andere herangezogen haben, könnte es sich nur um einige Bataillone handeln." Mit anderen Worten: das Ziel des französischen Angriffs im Raume zwischen Maas und Mosel war ein Abquetschen des weit nach Westen vorgeschobenen deutschen Keils, dessen Spitze bei St. Mihiel über die Maas hinüberreichte.

Dabei konnte es, wie vorauszusehen war, kaum zu einer einheitlichen Kampfhandlung auf der fast 100 Kilometer langen Front kommen. Wahrscheinlicher waren Angriffe gegen einzelne Abschnitte der deutschen Stellung — wo solche Angriffe hauptsächlich einsetzen würden, darüber ließen sich nur Vermutungen aufstellen, für die allerdings die vorangegangenen Kämpfe einigen Anhalt boten.

Die große Offensive kam uns nämlich keineswegs unerwartet. Auf Überraschung schienen die Franzosen diesmal verzichtet zu haben. Schon in den letzten Märztagen machte sich bei ihnen eine größere Rührigkeit bemerkbar. Tag um Tag meldeten die Tagesberichte des Großen Hauptquartiers kleinere und stärkere feindliche Vorstöße auf den beiden, soeben geschilderten Teilen der Front, zumal bei Combres, Apremont, Flirey, am Priesterwald. Unsere Flieger konnten allerlei Truppenverschiebungen hinter den französischen Linien beobachten. Man war daher in Erwartung einer stärkeren Offensive gut gerüstet.

3. April 1915 Beginn der Kämpfe bei der Armee-Abteilung v. Strantz

Am 3. April leitete eine heftige Tätigkeit der französischen Artillerie den Kampf sowohl im Norden, gegenüber Combres, wie auf der Südfront zwischen Maas und Mosel ein. Hier gingen unsere Vorposten, als die feindliche Infanterie sich zu entwickeln begann, wie vorher befohlen, von Regniéville und Fey-en-Haye auf die Hauptstellung zurück.

Am Ostermontag, dem 5. April — so schildert ein umfassender Bericht unserer Heeresleitung, dem wir im wesentlichen folgen — begann der eigentliche An-

griff der Franzosen, auf der Südfront zunächst nördlich von Toul, dann auch im Priesterwalde, gleichzeitig am Nordflügel südlich der Orne sowie zwischen Les Eparges und Combres. Erfolg war den Franzosen nirgends beschieden. Wo kleine Trupps an einzelnen Stellen bis an die deutschen Gräben oder selbst in sie hinein gelangten, wurden sie überall wieder hinausgeworfen.

Am heftigsten entbrannte der Kampf an zwei Punkten. Zwischen der Maas und Apremont kamen in dem waldigen Gelände die Franzosen nahe an die deutschen Stellungen heran, ehe vernichtendes Feuer sie auf kurze Entfernung empfing. Besonders östlich von Flirey entwickelte sich eine regelrechte Schlacht. Den französischen Schützen, die, geschickt jede Geländefalte ausnutzend, vorgingen, folgten starke Reserven, um den Angriff nach Norden vorzutragen. Hier fand die deutsche Artillerie große Ziele und gelangte zu gewaltiger Wirkung gegen sie. Nach kurzer Zeit waren die Reserven in wilder Flucht, während der Schützenangriff im deutschen Gewehrfeuer verblutete. Bei Flirey selbst war es nötig, im nächtlichen Kampf zum Bajonett zu greifen, um die deutschen Gräben zu behaupten.



General von Strantz. Hofphotograph H. Bensemann

Sobald der Infanterieangriff am 5. April erloschen war, verstärkte sich auf beiden Seiten die Tätigkeit der Artillerie, mit welchem Erfolge für die deutschen Geschütze, geht aus einer Beobachtung hervor, die am 6. April morgens gemacht wurde: Hunderte von Leichen wurden aus den französischen Gräben nach vorwärts hinausgeworfen.

Am 6. April scheiterten bei Flirey drei neue französische Angriffe. Auch im Priesterwalde griff der Feind von neuem an; hier warf sich dem französischen 13. Infanterieregiment ein rheinisches Bataillon, die „Wacht am Rhein" singend, mit der blanken Waffe entgegen und schlug den Feind in die Flucht.

Das Ergebnis des 6. April war, daß alle französischen Angriffe nordöstlich und östlich Verdun ebenso wie die Vorstöße auf dem Südflügel zusammengebrochen waren. Einen kurzen Erfolg der Franzosen auf der Combreshöhe glichen die Gegenangriffe unserer Infanterie aus, so daß die Höhe am Abend in deutschem Besitz blieb.

Die Nacht zum 7. April verlief hier nach diesen schweren, für den Gegner sehr verlustreichen Kämpfen ruhig. Dagegen wurden die deutschen Stellungen auf dem Südflügel zwischen Flirey und der Mosel während der ganzen Nacht unter schwerem französischen Artilleriefeuer gehalten, das von unserer Artillerie durch

einige erfolgreiche Feuerüberfälle erwidert wurde. Dieses Artilleriefeuer dauerte den ganzen 7. April an. Am frühen Vormittag wurde hier starke Besetzung der Schützengräben und die Versammlung von Reserven dahinter erkannt, und gegen 9½ Uhr vormittags begannen Angriffe dieser Kräfte gegen das Bois Mort-Mare (südlich Thiaucourt). Viermal stürmten sie gegen unsere Stellungen vor, um jedesmal mit schweren Verlusten zurückgeworfen zu werden. Haufen von Gefallenen türmten sich vor unseren Gräben. Östlich des Bois Mort-Mare scheiterten über das offene Gelände unternommene französische Angriffe bereits in der Entstehung in unserem Artilleriefeuer, während sie links davon im Priesterwalde bis an unsere Stellungen gelangten, um hier im Feuer zu enden.

Im Bois d'Ailly (südlich St. Mihiel) gelang es einem von Bayern unternommenen Angriff, bis in die französischen Stellungen einzudringen und die Gräben zu nehmen. Diese wurden nach ihrer Zerstörung aufgegeben, da ihr Besitz taktischen Wert im Rahmen unserer Stellung nicht hatte.

Am Nordflügel wurde die Combreshöhe vom frühen Morgen an mit schwerem Artilleriefeuer belegt. Vormittags entspannen sich auch hier wieder Infanteriekämpfe, zunächst mit wechselndem Ausgang, bis nachmittags als Enderfolg alle Gräben in unserer Hand blieben, worauf die Franzosen von neuem das Artilleriefeuer dorthin lenkten. Im Laufe des Nachmittags dehnte sich das Artilleriefeuer gegen unsere nördlich an die Combreshöhe anschließenden Stellungen in der Woëvreebene aus. Ein dort auch heute wiederum mit starken Kräften unternommener ausgedehnter französischer Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Der Tag endete mit einem deutschen Erfolg auf allen Teilen der Front. — — —

Während bis zum 7. April die französischen Angriffe sich ausschließlich gegen beide deutsche Flügel gerichtet hatten, setzte der Gegner nunmehr auch zum Angriff gegen die Mitte an, nachdem er in der Gegend von St. Mihiel neue starke Kräfte versammelt hatte.

Am Spätnachmittag des 7. April erfolgte der erste Angriff aus dem Walde La Selouse, 9 km nördlich St. Mihiel, gegen unsere Stellungen in der ungefähren Linie Seuzey—La Morville. Es kam zu schweren Kämpfen, in denen der zurückflutende Angreifer zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Kampfplatz ließ; 2 Offiziere, 80 Mann blieben gefangen in unseren Händen.

In der Nacht vom 7. zum 8. April dauerten Artilleriekämpfe an verschiedenen Stellen der Front, besonders an der Combreshöhe und zwischen Regniéville—Fey-en-Haye, mit kurzen Unterbrechungen an. Stellenweise folgten Infanterieangriffe. Südöstlich Verdun, bei Marcheville, brachen zwei Angriffe bereits 100 m vor unseren Stellungen zusammen. Im Bois d'Ailly gelang es den Franzosen, in einen Teil der von ihnen am Tage vorher verlorenen Gräben wieder einzudringen. Die im Bois Brulé bei Tagesanbruch begonnenen Angriffe wurden ebenso wie drei nächtliche Vorstöße im westlichen Teil des Priesterwaldes abgewiesen.

Am Nachmittag und am Abend des 8. entfaltete der Gegner zugleich an verschiedenen Teilen der Front eine rege Tätigkeit. Ein aus dem Walde La Selouse unternommener Vorstoß scheiterte ebenso wie der Angriff an derselben Stelle vom Tage vorher. Gleichzeitig entwickelten sich stundenlange schwere

Maßstab 1:400000

Ungefähre deutsche Stellungen bis 25. Febr. 1916.

Französ. Stellungen

Karte zu den Kämpfen im Woëvre-Gebiet

Kämpfe am Bois Mort-Mare, in denen der Gegner schließlich mit der blanken Waffe zurückgeworfen wurde, und in derselben Weise endeten Angriffe in Gegend Regniéville, im Priesterwalde und südlich der Orne.

8., 9. April 1915 u. ff. Kämpfe um die Combreshöhe

Der 8. April wie die Nacht zum 9. standen unter dem Zeichen erbitterter Kämpfe um die Combreshöhe. An diesem Punkt schienen die Franzosen Verstärkungen aus den oben erwähnten neuen Kräften eingesetzt zu haben. Am 8. April vormittags besetzten sie die von uns in Anbetracht schwersten Artilleriefeuers geräumten Grabenstücke, um die dann den ganzen Tag heiß gekämpft wurde. In der Nacht zum 9. April gelang es unseren Truppen, den Gegner aus einem Teil der Gräben wieder hinauszuwerfen, die ganze Hauptstellung wurde von uns gehalten. Ein neuer, bei Tagesanbruch mit überlegenen Kräften angesetzter französischer Angriff zwang indes wieder zur Räumung einiger Grabenstücke.

Gegenüber diesen Ereignissen an der Combreshöhe traten die Vorgänge auf der übrigen Front in den Hintergrund.

Es sei mir gestattet, hier auszugsweise ein Stimmungsbild einzuschalten, das der Kriegsberichterstatter Dr. Max Osborn in der Vossischen Zeitung veröffentlichte; kein Bild aus heißem Schlachtgetümmel, aber eine schöne, zum Herzen sprechende Schilderung der Landschaft, die zwar erst Monate nach den großen Kämpfen auf der Côte Lorraine, die später ja noch einmal eine große Rolle spielen sollte, geschrieben ist, aber doch in lebendiger Kraft die Eindrücke widerspiegelt, welche das heiße Ringen hinterließ.

Dicker Nebel lastet heute auf der Woëvre-Ebene, schrieb Dr. Osborn. Nicht eine luftige Dunstschicht, sondern Massen aus festerem materiellen Stoff scheinen es zu sein, die sich atembeklemmend übereinandertürmen, als wollten sie uns den Weg versperren. Mitunter hebt sich das graue Gewoge, zieht und schwimmt durch den Raum und läßt Fragmente der Landschaft sehen. Aber nur um uns zu narren und gleich darauf sich abermals eng um uns zu ballen.

Was an Dingen und lebenden Wesen neben uns auftaucht, was uns entgegenkommt, nimmt in der Umhüllung der feuchten Schleier seltsame Gestalt an. Ein Reiter, der plötzlich, wie aus dem Boden gezaubert, vor uns steht, erscheint wie etwas Übermenschliches, die Silhouette des Pferdes wächst ins Riesenhafte. Ein Trupp russischer Gefangener, die zur Seite auf dem Felde arbeiten, mutet an wie ein schnell vorüberhuschendes Schattenspiel.

Jetzt werden Schornsteine erkennbar, Gerippe von Eisentürmen, große Schuppen und Reihen gleicher Kleinhäuser. Wir sind in der Gegend von Briey und Conflans, von Giraumont und Droitaumont, wo Erzgruben sich befinden, die Herr Schneider-Creusot besitzt. Und links grüßt durch einen Nebenspalt Schloß Moncel, das gleichfalls dem französischen Krupp gehört. Dann geht es südwärts durch weithin gelagerte Bodenwellen in altes, historisches Kampfgelände: wir nähern uns Mars-la-Tour. Im rechten Winkel schneidet unsern Weg die Straße, die von Verdun nach Metz führt, und an der, wenig weiter nach Osten hin, doch schon jenseits der deutschen Grenze, die Dörfer Vionville, Rezonville, Gravelotte liegen. Ehe die Häuser von Mars-la-Tour beginnen, steigt an der Straße das pathetische Denkmal der französischen Gefallenen von 1870 auf — die bronzene



Blick auf die Woëvre-Ebene. Phot. Leipziger Presse-Büro

Statue der trauernden Gallia, vor der in den letzten Jahren vor dem jetzigen Kriege die Revanchards immer üppiger und herausfordernder ihre Demonstrationen veranstalteten. Das war ihr Lieblingsplatz, von dem sie zur nahen Grenze hinüberdrohten.

Dann biegen wir nach Südwesten ab, auf einem der breiten Wege, auf denen Ende August 1914 die deutschen Heeresmassen nach der siegreichen Lothringer Schlacht vorwärts drangen, den französischen Traum von der Wiedereroberung der Festung Metz unter ihren Füßen zermalmend. Und plötzlich, unerwartet, reißt der Nebel, weißgraue Zipfel wallen hin und her, wie eine Gardine hebt es sich — und vor uns steigt, traumhaft und unwirklich wie eine phantastische Wandeldekoration, der Unterbau eines Gebirgsstockes aus dem flachen Teller der Ebene. Das ist die Côte Lorraine, der breite bewaldete Rücken, der sich hier, dem Lauf der Maas parallel, zwischen dem Fluß und der Woëvre von Südosten nach Nordwesten zieht. Der steile Absturz des Plateaus ist, in geringen Abständen, von zahlreichen Taleinschnitten unterbrochen, so daß ein wunderlicher Wechsel von Strenge und Lieblichkeit entsteht. In Braun und Weiß entfaltet sich das Gebirgsbild mit seinen dunklen Partien nackten Erdbodens und seinen hellen Schneefeldern, wahrhaft wie eine winterliche Dünenkette, immer großartiger vor uns. In den Falten jener Einschnitte, gegen widrige Winde geschützt und guter Sonne anvertraut, steigen entlaubte Weinstöcke die Berghänge empor, den holden Reichtum des gesegneten Landes anzeigend. Und zu ihren Füßen reiht sich, in dichter Folge, eine Perlenschnur einst blühender Ortschaften auf, von Vigneulles über Hattonville und Viéville, Billy und St. Maurice, Thillot und Herbeuville bis zu den beiden Dörfern, um deren Namen blutige Erinnerungen schweben und blutige Gegenwart regiert: Combres und Les Eparges!

‚Einst blühender Ortschaften‘ — denn nun hat sie der Krieg zertrümmert und zerstampft. Durchstreift man sie, so kommt man durch Ruinenstraßen, durch Haufen und Hügel von Schutt und Geröll, das nur mühsam aus dem Wege geräumt ward, an ausgebrannten Giebeln und sonderbar gezackten Mauerresten vorbei, die die Spuren von Geschossen aller Arten und Kaliber aufweisen. Von Freund und Feind haben die armen Orte zu leiden gehabt. Zuerst, im Herbst des Jahres 1914, von den Kugeln der vorstürmenden Deutschen. Seitdem von den Kanonen der Franzosen selbst, die, wie ich schon andeutete, von zwei Seiten, von Westen und von Süden her, ihre Grüße hierher senden können. Das Frühjahr zumal sah hier ein wütendes Ringen. Es war die Zeit jener berühmten französischen „Kneifzange“, die, weit ausholend, im Südosten im Priesterwalde nahe der Mosel, bei Pont-à-Mousson, und am Nordhange der Côte bei Combres ihre Eisen vorwärts schieben wollte. Das gleichseitige Dreieck, dessen Spitze St. Mihiel bildet, sollte an den Seiten eingedrückt werden.

Es gelang ihnen nicht. Verzweifelt stürmten sie immer aufs neue gegen die Combres-Höhen an, deren Gewinnung die ganze Linie der deutschen Stellungen auf der Côte und an ihren westlichen Hängen zum Maastal hin aufrollen sollte. Aber die unerschütterbare Widerstandskraft der deutschen Truppen, die hier auf dem Posten gestanden, gestattete kein Weiterkommen. Wie ein schwerer Alp lastet noch heute das Gedenken an diese furchtbaren, erbarmungslosen Kämpfe auf Offizieren und Mannschaften, die damals auf der Höhe fochten. Aber um so größer ist ihr gerechter Stolz darauf, daß sie, trotz schmerzlicher Verluste, mit beispielloser Tapferkeit die Stellungen siegreich hielten. Man hat in der Heimat die Taten, die hier geleistet wurden, vielleicht nicht genügend eingeschätzt. Diese Offensivstöße des Feindes zwischen Maas und Mosel gehören nach ihrer Heftigkeit wie nach ihrer Bedeutung in die allererste Reihe seiner Versuche, die deutsche Front zu durchbrechen. Der Ruhm, den unsere Waffen auf der Höhe von Combres errangen, ist nicht geringer als der, der ihnen aus dem Ringen um die Höhe von Loretto erwuchs. Regimenter aus verschiedenen Teilen des Reiches haben Anteil daran.

Seit jenen wochenlangen, erbitterten Schlachten hat sich der Franzose nicht wieder herangetraut. Von einzelnen Experimenten abgesehen, die durch Überraschung gelingen sollten, aber kläglich scheiterten . . . Und nun hatte der Kampf auf der Côte Lorraine wieder die gewohnten Formen des Stellungskrieges angenommen, bedingt von der Eigenart des Ringens im St. Mihiel-Dreieck und in der wachsenden Verbissenheit, die das Hin und Her von Graben zu Graben überall angenommen hat . . .

In großen Kurven steigt der Weg bergan. Er durchschneidet die alten Schützengräben der Franzosen, die von den Unsern im September 1914 überrannt wurden. Von Ecke zu Ecke werden die Blicke, die sich ins Tal hinunter bieten, herrlicher, machtvoller. Für Minuten vergißt man Krieg und Elend und berauscht sich an dieser Schönheit. Welch ein Reichtum liegt da gebreitet! Man denkt an Tage des Friedens, da man vom Königstuhl bei Heidelberg in die Rheinebene hinabsah. Doch nach Süden und Südosten zu begrenzen neue Höhenzüge die Fläche, ihr nur noch sicherere Form verleihend — denn Grenze ist ja

Feldgottesdienst vor der Schlacht. Phot. Paul Wagner

Form. Dort hebt sich neben niedrigeren Hügeln die sanfte, runde Kuppe des Montsec (östlich St. Mihiel) als Schattenbild von seinem Umriß gegen den hellen Mittagshimmel, an dem jetzt die Sonne sich durchgearbeitet hat. Und weiter, in der Ferne verschwimmend, ruht das dunkle Baumkronenmeer des Priesterwaldes. — — —

Wir wenden uns nun zu dem blutigen Ringen selbst zurück, über das uns der Bericht der Deutschen Heeresleitung in so ausgezeichnet klarer Weise unterrichtet hat.

Von einigen Feuerüberfällen abgesehen, verlief die Nacht vom 8. zum 9. April im allgemeinen ruhig. Nur am Bois de Mort-Mare, wo am Nachmittag die Franzosen in stundenlangem Ringen unter schwersten Verlusten zurückgeworfen waren, griffen sie in den Abendstunden von neuem an, ohne ein besseres Ergebnis zu erzielen. Dagegen gelang es unseren in die französische Stellung nachdrängenden Truppen, zwei Maschinengewehre zu nehmen. Trotz dieser Mißerfolge entschloß sich der Feind am frühesten Morgen des 9. zur Erneuerung des Angriffs, der aber wiederum unter außerordentlichen Verlusten für ihn zusammenbrach.

Am 9. April legten die Franzosen wieder den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf den Nordflügel zwischen Orne und Combreshöhe. So griffen sie in der Woëvreebene zwischen Parfondrupt und Marcheville von Mittag bis Mitternacht viermal, jedesmal in einer Breite von 6 km an und wurden stets verlustreich zurückgeschlagen. Während der Nacht entfalteten darauf ihre Minenwerfer, zeitweise von Artillerie unterstützt, eine lebhafte Tätigkeit. Am Nachmittag stieß der Gegner auf der ganzen Linie der Combreshöhe aus seinen Gräben hervor, nachdem er seit dem Vormittag unsere Stellungen unter schwerstem Artilleriefeuer gehalten hatte. Es gelang ihm, an einer Stelle bis zur Mulde auf der Südseite der Höhe durchzustoßen, ehe der Angriff in dem Feuer unserer zweiten rückwärtigen Stellung verblutete. Unsere Truppen behaupteten nicht nur die Höhe, sondern ein Regimentskommandeur ergriff die Initiative zum Gegenangriff, der uns wieder in Besitz von Teilen unserer Vorstellung brachte. Ein zweiter Angriff scheint geplant gewesen zu sein, seine Ausführung hinderte indessen das wirksame Feuer unserer Artillerie. Der Gegner beschränkte sich in der Nacht auf Beschießung der Höhe und des dahinterliegenden Dorfes Combres.

Auf der übrigen Front brachte der Tag in der Mitte der Kampffront, in der Linie Seuzey—Spada, einen ernsten, aber erfolglosen Angriff des Gegners; wir machten 71 Gefangene. Ein Angriff schwächerer Kräfte im Walde von Ailly wurde leicht abgewiesen, und auch ein Vorstoß über die Linie Regniéville—Fey-en-Haye endete unter außerordentlich starken Verlusten bereits in unserem Artilleriefeuer; nördlich Regniéville blieben an einer Stelle 500 Leichen liegen.

9. April 1915 u. ff. Kämpfe im Priesterwald

Der Abend des 9. April brachte am Croix des Carmes im Priesterwalde einen deutschen Angriff, dem es gelang, 3 Blockhäuser und 2 Verbindungsgräben dem Gegner zu entreißen, wobei 2 Maschinengewehre und 59 Gefangene in die Hände unserer Truppen fielen.

Am 10. April fanden Artilleriekämpfe auf der ganzen Front statt. Es konnte beobachtet werden, daß die Franzosen eifrig schanzten, und ihre stark gelichteten vorderen Reihen durch neue Truppen ergänzten, dies besonders auf dem Nordflügel südlich der Orne, in der Mitte gegenüber der Linie Seuzey—Spada, sowie am Südflügel in Gegend von Regniéville. Die Truppenansammlungen wurden

mit starkem Feuer belegt, und die dadurch hervorgerufenen Verluste mögen der Grund gewesen sein, daß der Gegner den Entschluß zum Angriff nicht finden konnte. Auch bei Les Eparges am Fuß der Combreshöhe stellten die Franzosen starke Kräfte bereit, die unser Artilleriefeuer fassen konnte.

Nur im Priesterwalde kam es an diesem Tage zu einem französischen Angriff, der ohne Mühe abgewiesen wurde.

So endete auch der 10. April wie alle vorhergegangenen Tage mit einem vollen deutschen Erfolg auf sämtlichen angegriffenen Fronten. An diesem Tage dankte der französische Oberbefehlshaber, General Joffre, der I. Armee dafür, daß sie die Stellung bei Les Eparges — das ist die Combreshöhe — den Deutschen entrissen hat. Um diese Stellung wurde ja seit Wochen mit kurzen Unterbrechungen gekämpft, und die Franzosen haben mehrere Male gemeldet, daß sie die Stellungen genommen und fest in der Hand hätten. Die letzten Kämpfe um die viel umstrittene Stellung sind oben geschildert worden. Tatsächlich haben die Franzosen vorübergehend einzelne Gräben der Stellung besetzt gehabt. Bis auf einen kleinen unwesentlichen Teil waren sie aber alle wieder zurückerobert worden.

Die Tage vom 10. bis 14. April kennzeichnen sich durch besonders lebhafte Tätigkeit der Franzosen auf beiden deutschen Flügeln. Nach dem verhältnismäßig ruhigen Verlauf des 10. April nahm der Gegner bereits gegen Abend wieder eine lebhafte Tätigkeit auf. Bei einem französischen Angriff gegen die Linie Seuzey blieben gegen 700 Leichen auf der Waldlichtung zwischen den beiderseitigen Stellungen liegen. Auch bei Flirey brachen abends starke Kräfte zum Angriff vor, wurden aber, nachdem sie in einen Teil unserer Stellungen eingedrungen waren, wieder zurückgeworfen. Dennoch kehrte der Gegner am frühen Morgen des 11. April zurück, wurde erneut abgewiesen und ließ 3 Offiziere, 119 Mann gefangen in unseren Händen.

In diesem Abschnitt wurde später beobachtet, daß die Franzosen ihre Gefallenen wie Sandsäcke auf die Brustwehr ihrer Gräben aufpackten und mit Erde bewarfen.

Im Ailly- und im westlichen Priesterwalde spielten sich die ganze Nacht Nahkämpfe ab, die für unsere Truppen günstig endeten. Am frühen Morgen des 11. April setzten die Franzosen auch an der Combreshöhe zu einem neuen Angriffe an, der aber im Feuer unserer Artillerie nicht zur vollen Entwicklung kam. Am 11. April beschränkte sich die Gefechtstätigkeit im allgemeinen auf beiderseitiges Artilleriefeuer von wechselnder Stärke, in das stellenweise auch die Minenwerfer eingriffen. Nur im Priesterwalde führten zwei französische Angriffe nachmittags und abends erneut zu heftigen Nahkämpfen, in denen unsere Truppen die Oberhand behielten.

Auf der Combreshöhe gelang es abends einem zweiten französischen Vorstoß, vorübergehend in Teile unserer Kammstellung einzudringen, aber nach zweistündigem Handgemenge wurde die Stellung vom Gegner wieder gesäubert.

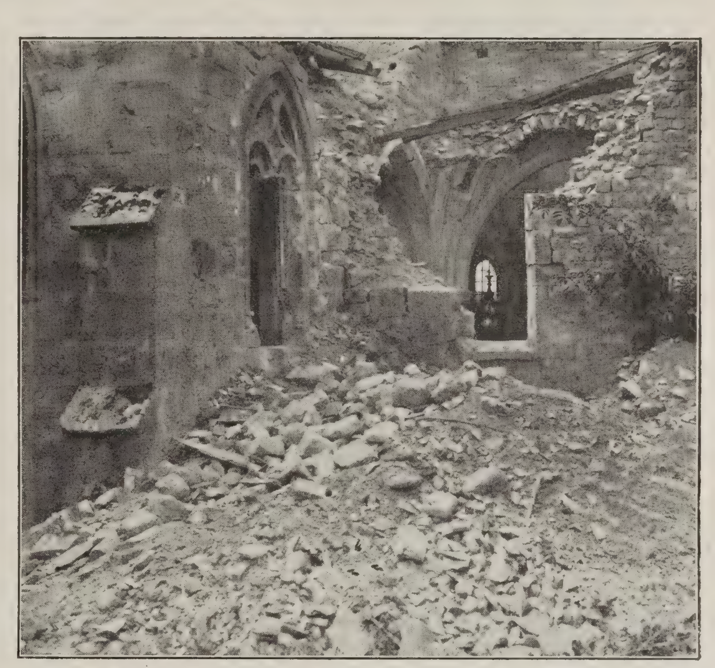
Die beiden am Morgen und Abend abgeschlagenen französischen Angriffe gegen unsere Stellungen auf dem Kamm der Combreshöhe verdienen besondere Beachtung, denn mit ihnen widerlegen die Franzosen selbst die durch den Dank

Joffres an die erste Armee der Welt am 10. April verkündete Botschaft von der endgültigen Eroberung der Combresstellung. Hätten die Franzosen dieses Ziel ihrer wochenlangen blutigen Bemühungen erreicht, dann wären die erwähnten Angriffe am 11. April nicht nur überflüssig, sondern ein sinnloses Blutvergießen gewesen. Sie wurden aber unternommen und — abgeschlagen. Ein dabei gefangengenommener französischer Unteroffizier erzählte, daß den an der Combreshöhe kämpfenden Truppen erklärt wurde, sie würden erst dann abgelöst werden, wenn sie die Stellung genommen hätten. Die französische Heeresleitung meldete dagegen, daß seit dem 9. April an der Combreshöhe nicht mehr gekämpft würde.

11. April 1915 Französische Angriffe auf die Combreshöhe

Die Nacht vom 11. zum 12. April verlief auf der ganzen Front im allgemeinen ruhig; nur stellenweise wurde die Ruhe von französischen Artillerie- und Infanteriefeuerüberfällen unterbrochen. Der 12. April brachte am größten Teil der Front von der Combreshöhe bis Richecourt nur Artilleriefeuer von mäßiger Stärke, dagegen bereitete eine sehr heftige Beschießung unserer Stellungen am Nordflügel zwischen Buzy und Marcheville, am Südflügel in dem Abschnitt östlich Richecourt auf Infanterieangriffe vor. Diese begannen mittags gleichzeitig bei Maizeray und Marcheville. Während der Gegner am letzteren Ort nach dem ersten abgeschlagenen Angriff auf eine Wiederholung zunächst verzichtete, ließ er bei Maizeray, wo sämtliche Angreifer im Feuer liegen blieben, in Abständen von je einer Stunde zwei weitere Vorstöße folgen, bei denen die Angriffstruppen auch völlig aufgerieben wurden. Ein Offizier, 40 Mann fielen in Gefangenschaft. Dennoch rannten die Franzosen abends noch einmal bei Marcheville mit drei aufeinanderfolgenden Schützenlinien, dicke Kolonnen dahinter, in unser Feuer, das diesem fünften Angriff ein blutiges Ende bereitete. An diesem Angriff beteiligten sich zwei Panzerautomobile. Um dieselbe Zeit wurde am südlichen Flügel im westlichen Priesterwald ein Angriff abgeschlagen. Hier wurden schwarze Truppen beim Schanzen beobachtet. Nach einer im allgemeinen ruhigen Nacht lebte am Morgen des 13. April das Infanteriegefecht auf beiden Flügeln wieder auf. Diesmal brachen die Franzosen ohne Artillerievorbereitung gegen unsere Stellung bei Maizeray und Marcheville vor, aber ihre Erwartung, unsere Truppen zu überraschen, wurde getäuscht und der Angriff abgewiesen. Im Priesterwalde wurde das Gefecht fortgesetzt, und nördlich Maizeray unternahm am Nachmittag der Gegner einen neuen vergeblichen Versuch, in unsere Stellungen einzudringen. In der Nacht zum 14. April unterhielten die Franzosen am Nordflügel heftiges Infanteriefeuer, in das zeitweise schwere Artillerie eingriff, um die Wiederherstellungsarbeiten an unseren Stellungen zu stören. Dennoch brach ein in der zweiten Morgenstunde unternommener starker Infanterieangriff vor unserer Linie zusammen. Dasselbe Schicksal ereilte im Laufe des Tages Infanterieangriffe nördlich Marcheville. In schmaler Front und großer Tiefe stürmte der Gegner dreimal gegen unsere Stellungen vor, wobei immer frische Kräfte die zurückflutenden aufnahmen und ihrerseits angriffen. Nach Aussagen Gefangener soll dabei das Infanterieregiment Nr. 51 aufgerieben worden sein. Im Walde von Ailly folgten einer wenig wirksamen Sprengung ebenfalls drei Infanterieangriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden. Einen kleinen Erfolg hatten die Franzosen nördlich Flirey, wo sie sich nach starker artilleristischer Vorbereitung in den

Besitz eines 100 m breiten Teiles unserer vorderen Stellung setzten. Der erbitterte Nahkampf dauerte den ganzen Tag über an und war am Abend noch nicht entschieden. Auf dem westlichen Priesterwalde entspannen sich nachmittags heftige Nahkämpfe, die ebenfalls mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Gegners endeten. Auf der übrigen Front brachte der 14. April Artilleriekämpfe von wechselnder Stärke und eine stellenweise rege Tätigkeit der Nahkampfmittel. Ein gefangener französischer Offizier sagte aus, daß der feindlichen Artillerie unbegrenzte Mengen amerikanischer Munition zur Verfügung ständen. Bereits im Laufe des 12. April wurde der Vormarsch stärkerer Truppen nördlich St. Mihiel über die Maas in östlicher Richtung beobachtet. Dies ließ im Verein mit einer sehr lebhaften französischen Fliegeraufklärung darauf schließen, daß die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dem Abschluß noch nicht nahe waren. — —



Trümmer der Kirche von Hattonchâtel, die von den Franzosen fast gänzlich zerschossen ist. Phot. Paul Lamm

Der Stillstand in den Operationen der Franzosen zwischen Maas und Mosel, der sich nach den vorangegangenen schweren und für sie verlustreichen Angriffen bereits gegen Ende der zweiten Aprilwoche fühlbar gemacht hatte, dauerte ohne Unterbrechung seit dem 14. April bis zum 19. an. Auf der Front der Armee herrschte Ruhe, wobei unter „Ruhe" das Fehlen größerer, zusammenhängender Angriffsunternehmungen zu verstehen ist, nicht aber die Beendigung jeder Kampftätigkeit. Weder Tag noch Nacht verstummte der Geschützdonner völlig, stellenweise steigerte sich das Feuer der schweren Artillerie zu größter Heftigkeit, die Nahkampfmittel — Minenwerfer, Handgranaten und Sprengminen — betätigten sich, und das Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre erlosch nie ganz. Beide Gegner suchten die Straßen und Unterkunftsräume hinter den Fronten durch Artilleriefeuer und Fliegerbomben zu beunruhigen. Lebhafte Bewegung marschierender Truppen, reger Bahn- und Kraftwagenverkehr im Rücken der französischen Linien, besonders am 15. und 16. April, wiesen darauf hin, daß der gegenwärtige Zustand verhältnismäßiger Ruhe kaum ein dauernder bleiben dürfte.

In den Tagen vom 14. bis 19. April wirkte hauptsächlich die beiderseitige Artillerie, während die französische Infanterie, wohl unter dem Eindruck der in den vorhergegangenen Kämpfen erlittenen außerordentlichen Verluste, sich auf vereinzelte, stets mißglückte Teilangriffe beschränkte, die im Rahmen der Gesamtlage ohne Bedeutung waren. Diese Unternehmungen wiederholten sich fast ausschließlich in den Abschnitten unserer Front, gegen die sich seit Beginn der Kämpfe die französische Offensive mit besonderem Nachdruck richtet, am Nordflügel gegen unsere Stellungen bei Marcheville—Maizeray und Combres, am Südflügel gegen unsere Linien im Walde von Ailly, am Wald MortMare, nördlich Regniéville—Fey-en-Haye und im westlichen Priesterwald.

14./15. April 1915. Feuerüberfälle gegen die Combreshöhe

In der Nacht vom 14. zum 15. April zeichneten sich die Feuerüberfälle auf die Combreshöhe durch besondere Heftigkeit aus. Hier wandte der Gegner auch Nebel- und Stinkbomben an, die den Zweck hatten, einen Schleier von Rauch und unerträglichen Gasen vor und in unsere Stellungen zu legen, um den Einblick gegen den Feind zu verhindern und unseren Truppen den Aufenthalt in den Schützengräben zu erschweren. Ein Vorstoß im Priesterwald setzte uns in derselben Nacht in Besitz eines Teiles der französischen Hauptstellung, die hier mit einem stark ausgebauten Stützpunkt gegen unseren vordersten Graben vorspringt. Der mit diesem Erfolg eingeleitete Nahkampf im westlichen Priesterwald dauerte die folgenden Tage und Nächte ohne Unterbrechung an. Er schritt langsam, aber für uns günstig fort. In den Vormittagsstunden des 19. gelang es hier unseren Truppen, zwei Blockhäuser und die anschließenden Grabenstücke in die Luft zu sprengen, wodurch unsere Stellung weiter vorgeschoben werden konnte. Hierbei erlitten die Franzosen nicht unbeträchtliche Verluste, während uns der gewonnene Erfolg keinen einzigen Mann kostete.

Der 15. April brachte zwei am Abend unternommene französische Angriffe im Aillywalde, die beide — der zweite bereits während der Entwicklung — in unserem Feuer zusammenbrachen. Ebenso wurden zwei Vorstöße des Gegners nördlich Flirey in der Nacht vom 16. zum 17. April abgewiesen. Wiederholt wurde in diesen Tagen an verschiedenen Stellen, so an der Combreshöhe, bei Flirey und gegenüber dem Walde Mort-Mare, beobachtet, daß die Franzosen Truppen in den vordersten Gräben bereitstellten; zu Angriffen kam es nicht. Der Artillerie fiel auf beiden Seiten in den Tagen vom 14. bis 19. April die Hauptangriffstätigkeit zu.

Die große französische Offensive erschien jetzt zwar im wesentlichen gebrochen, ihre Kraft erlahmt. Die gewaltige Zange, von der General Dubail gesprochen, hatte versagt. Aber locker ließ der Feind zwischen Maas und Mosel auch jetzt nicht. Immer wieder kam es zu neuem Ringen um die Hauptdruckpunkte der deutschen Front, zumal um die heißumstrittene Combreshöhe. Erfolg hatten die Franzosen an keinem Tage und an keiner Stelle. Es gelang uns im Gegenteil, unsere Front etwas vorzuschieben und die neue Linie auch gegen neue Angriffe zu behaupten. Am 30. April konnte der deutsche Tagesbericht melden, daß die Franzosen allein vom 24. bis 28. an Gefangenen 43 Offiziere, darunter 3 Regimentskommandeure, und rund 4000 Mann verloren hätten. Am 5. und 6. Mai brachte uns ein energischer Vorstoß im Aillywald (südlich St. Mihiel) 21 Offiziere, 2000 Mann, 2 Geschütze, mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer. Dann flaute der Kampf allmählig etwas ab, um erst im Juni neu aufzuflammen. — — —



Ostergottesdienst 1915 in den Höhlen von Soissons. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Auch der April brachte unseren Truppen in den Vogesen, trotzdem die Witterung oft sehr schlecht war und starker Nebel und Schneestürme zeitweise größere Gefechtstätigkeit hinderten, keine Ruhe. Das Ringen spielte sich mehr und mehr im Rahmen eines erbitterten Gebirgskrieges ab, bei dem vielfach kleinere Abteilungen auf nahe und nächste Entfernungen sich gegenüberlagen. Wiederholt suchten französische Angriffe im Raume von Münster, besonders gegen den Schnepfenriethkopf, südwestlich von Metzeral, den von uns erstrittenen Geländegewinn wettzumachen, ohne daß sie irgend nennenswerte Erfolge erzielten; die Gegner selbst freilich rechneten sich in gewohnter Weise glorreiche Siege heraus, wenn wir einmal, wie am 17. April, einige Vorpostenkompagnien auf die Hauptstellung zurücknahmen, um unnötige Verluste zu vermeiden. In der französischen und der von dieser dauernd beeinflußten Auslandspresse wurde solch ein „Erfolg" mit lautesten Posaunenstößen gefeiert; daß wir bereits am nächsten Tage, dem 18. April, im gleichen Kampfgebiet starke Angriffe gegen unsere Stellung westlich des Reichsackerkopfs und nördlich Steinerbrück energisch abwiesen, unter großen Verlusten für die Franzosen, wurde ebenso verschwiegen, wie das gänzliche Scheitern weiterer Angriffe nordwestlich und südwestlich von Metzeral am 19. und 20., sowie bei Fondemark, bei denen zumal die Alpinis mit blutigen Köpfe heimgeschickt wurden.

17.,18. April 1915 u. ff. Gefechte bei Metzeral und am Reichsackerkopf

Weiter südlich, nördlich Sennheim, wurde andauernd um den Hartmannsweilerkopf gekämpft. Der Besitz der aussichtsreichen Kuppe (956 m über dem Meeresspiegel), die auch die benachbarten Höhen in gewisser Weise beherrscht und von der aus sogar eine Artilleriewirkung auf die Bahnlinie Straßburg—Mülhausen möglich ist, galt beiden Teilen als ungemein wertvoll. Um die große Heerstraße von St. Amarin—Thann—Mülhausen handelt es sich schließlich. Altgeschichtlicher Boden ist die ganze Umgebung im benachbarten Dreieck zwischen Thann, Aspach und Sennheim,



Erobertes französisches 155 mm-Geschütz von Maubeuge in einem Vogesendorf in unserm Dienste tätig. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

das Ochsen- oder Lügenfeld, auf dem schon 58 v. Chr. Ariovist gegen Caesar anstürmte, auf dem wahrscheinlich 833 die Söhne Ludwigs des Frommen ihren Vater verrieten. Heute noch, erzählt die geschäftige Sage, tönt aus dem Boden Waffenlärm und Waffenklirren, und von sieben zu sieben Jahren halten die Söhne des Kaisers Musterung über ein Geisterheer. Auch Kaiser Rotbart soll hier schlafen, — „wer das Ohr an den Fels hält, hört seinen Bart wachsen". — Wir erinnern daran, daß bis Ende Dezember 1914 sich auf dem Gipfel des Hartmannsweilerkopfes nur französische und deutsche Posten beobachtend gegenüber gestanden hatten, daß sich dann Alpinis dort eine festungsartige Stellung schufen, die im blutigen Ringen im Sturme von uns genommen wurde.

Das Ringen um den Hartmannsweilerkopf

In einem frischen Feldpostbrief, den zuerst die Süddeutsche Zeitung in Stuttgart veröffentlichte und der hier etwas gekürzt wiedergegeben sei, schrieb ein Mitkämpfer über jene ersten Kämpfe: „Der Hartmannsweilerkopf ist ein Vogesenberg, dachjäh ansteigend, sagen unsere Schwaben, und oben auf dem Kopf voller Felsen und Felsengeröll. Anschließend an den Hartmannsweilerkopf kommen die Jägertannen, Silberloch und Molkenrain, welches von den Franzosen besetzt ist. Nördlich davon der Riesenkopf, Freundstein, Sudelkopf, Großer Belchen, alles von den Franzosen besetzt.

Mitte Dezember (1914) wurde eine Feldwache auf den Hartmannsweilerkopf geworfen. Kaum bemerkten die Franzosen, daß wir den Habschwilerkopf (elsässische Mundart) besetzt hatten, als sie schon ihre Vorposten vom Molkenrain vortrieben bis ganz in die Nähe unserer Feldwache, und eines schönen Tages oder vielmehr nachts kam eine französische Alpenjägerkompagnie und legte 100 Meter von unserem Schützengraben weg ebenfalls eine Feldwache an. So saßen sie uns also ganz hübsch auf der Nase und gedachten uns bei der ersten besten Gelegenheit über den Berg hinunterzuwerfen. Dieser Zustand war für uns natürlich unerträglich, und so griff von uns — weil wir nur stärkere Vorposten vermuteten — eine Kompagnie an, mußte aber wieder zurück, nachdem sie einige Tote und eine Anzahl Verwundete hatte. Durch diese gewaltsame Erkundung wußte man jetzt aber, wie stark der Feind war, und mit wem man es zu tun hatte.

Am 8. Januar (1915) sollte nun die Feldwache von einem Bataillon angegriffen und genommen werden. Eine Stunde lang beschoß unsere Gebirgsartillerie, unterstützt von Feldartillerie, die Stellung der französischen Feldwache. Dann begann der Angriff. Major Sprandel, der Führer des Bataillons, war in vorderster Linie und fiel als einer der ersten. Die Angreifer befanden sich einem fast unsichtbaren Feinde gegenüber; die meisten hatten überhaupt keinen Gegner gesehen. Und so kam dann der Befehl, sich langsam zurückzuziehen.

Die Alpenjäger hatten ringsum um ihre Feldwache in einem Kreis einen mannstiefen Schützengraben ausgehoben, obendrauf leichtere Baumstämme gelegt und zwischen den aufeinandergelegten Baumstämmen Schießscharten angebracht, so daß man also vom ganzen Mann, der dahinterstand, nichts sah als höchstens den Gewehrlauf, der aus der Schießscharte herausragte. Überdies hockten sie wieder wie die Affen auf den Tannen und Fichten im dichten Geäst droben und nahmen die Unsern von oben aufs Korn. Unsere Führer sahen also, daß mit einem Angriff der Feldwache nicht beizukommen sei und probierten es nun auf andere Art.



Übersichtskarte zu den Kämpfen in den Vogesen bei Thann, Steinbach und Sennheim. Zeichnung von Ott & Ruep

Die Vorpostenkompagnie der Franzosen lag auf dem Hartmannsweilerkopf und das Vorpostenbataillon auf dem Molkenrain; nun schoben wir — in den Jägertannen — eine Abteilung dazwischen, um dem Feind die Munitions- und Proviantzufuhr — überdies eine Verstärkung unmöglich zu machen.

Am 19. Januar griff ein anderes Bataillon, dem auch wir zugeteilt waren, die französische Feldwache erneut von allen Seiten an, und wir kamen nach und nach auch vor bis auf 30 Meter, aber weiter kamen wir eben nicht. Die Kerls wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung, und so mußten wir eben auch wieder zurück, hielten aber die Feldwache trotzdem eingeschlossen. Wir standen bei 8 Grad Reaumur in 50 bis 80 cm tiefem Schnee die ganze Nacht unter freiem Himmel und froren wie die nassen Pudel. Am Morgen um 8 Uhr wurden wir abgelöst und stiegen wieder zu Tal. Nachmittags 3 Uhr wurden wir wieder alarmiert und mußten wieder auf die Berge. Die Wege und Pfade waren nach und nach merkwürdig glatt geworden, so daß es Nacht wurde, bis wir oben ankamen, und wir wurden nur in luftigen Unterständen untergebracht. Es waren nun mittlerweile neue Angriffsmittel heraufgeschafft worden. Am Morgen des 21. Januar wurde die ganze Feldwache auf eine Entfernung von 300 m mit einer dichten Postenkette umgeben, damit ja keiner durchkommen konnte, und am Nachmittag begann die Beschießung. Eine furchtbare Erschütterung durchtobte die Luft nach jedem Schuß, noch in unserer Nähe riß der Luftdruck die dürren Äste von den Bäumen, und wir mußten uns immer hinter die Bäume ducken. Etwa 20 Schuß wurden hineingejagt, wenn dann die Alpenjäger nach einem Schuß von einem Unterstand in den anderen sprangen, spien unsere Maschinengewehre noch Tod und Verderben unter sie. Nach dem 20. Schuß forderte ein Offizier von uns sie zur Übergabe auf, und die Franzosen ergaben sich nun sehr gerne. 2 Offiziere und 150 Mann — darunter eine schmucke Alpenjägerin in Alpenjägeruniform. Ob sie aus Patriotismus oder aus sonst einem Grunde dabei war, konnten wir nicht erfahren. Wir besetzten sofort die Feldwache; aber wie sah es darinnen aus!

Unser erstes Geschäft war natürlich, die Feldwache zu unserer Verteidigung herzurichten. In den Jägertannen griffen die Franzosen unsere Schützengräben einmal über das andere an, fast gar die ganze Nacht hindurch, aber ohne etwas zu erreichen. Nach und nach deckten an die 400 tote Franzosen den Platz vor unseren Drahtverhauen und Schützengräben. Die Franzosen haben bis heute die Angriffsbewegung noch nicht aufgegeben, aber immer ohne Erfolg. Wir sind stets auf unserer Hut, obwohl es keine Kleinigkeit ist, hier oben auf hohen Bergen Tag und Nacht Wacht zu halten im Schnee und in der Kälte. Die Franzosen haben, wie es scheint, noch nicht genug Leute verloren und sind anscheinend auch noch nicht kriegsmüde."

Seither hörten die hartnäckigen Kämpfe um den kleinen Fleck Felsen eigentlich nie ganz auf. Immer wieder meldete der deutsche Tagesbericht von erneuten Anläufen der Franzosen gegen den Hartmannsweilerkopf und seine nächste Umgebung, immer wieder von der Abweisung. Die Armeeabteilung Gaede gab so leicht nicht auf, was sie mit gutem Mut und Blut sich zu eigen gemacht hatte.

Am 26. März glückte es dann endlich einem scharfen französischen Stoß, die heißumstrittene Kuppe zu besetzen. Der deutsche Tagesbericht gab diese Tatsache



Die Wohnung eines Generals. Phot. Max Wipperling

unumwunden zu, fügte aber hinzu: „Der Kuppenrand wird von unseren Truppen gehalten.“ Lange sollten Freude und Stolz der Franzosen über den errungenen Erfolg nicht dauern. Schon am 19. April gewannen wir, laut Tagesbericht, am Nordostabhang „einige hundert Meter Boden, am Tage darauf faßten wir am Nordhang einen französischen Stützpunkt hart an, zerstörten ihn und wiesen einen Gegenangriff entschieden ab, am 25. April aber wurde der ganze Berg wieder unser, wobei 11 Offiziere, 749 Mann, 6 Minenwerfer, 4 Maschinengewehre in unsere Hand fielen“.

Seitdem blieb der Hartmannsweilerkopf in unserem Besitz. Die französischen Berichte leugneten das zwar rundweg — und das Ausland, auch das neutrale, konnte sich nicht entscheiden, ob es uns oder Joffre glauben sollte. Bis die schweizer Zeitung ‚Berner Bund‘ ihren Kriegsberichterstatter, den mehrfach genannten Oberst Müller, Anfang Mai mit der Erkundung des wahren Sachverhalts beauftragte. Die deutsche Heeresleitung gab dazu bereitwillig Gelegenheit, und Oberst Müller drahtete seiner Zeitung am 3. Mai kurz und bündig: „Habe heute vormittag die deutschen Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf begangen und mich persönlich davon überzeugt, daß die Deutschen alle für sie taktisch wichtigen und nach freiem Willen gewählten Stellungen und Beobachtungspunkte fest in der Hand haben. Die Behauptung, der Hartmannsweilerkopf befinde sich wieder im Besitz der Franzosen, widerspricht den Tatsachen. Vielmehr liegen sich die deutschen und französischen Horchposten auf dem mit Quote 956,5 bezeichneten flachen Gipfel auf nächste Entfernung gegenüber.“

In Frankreich freilich half auch das nichts. Man blieb dabei, daß die Alpinis die Kuppe behaupteten. Und so kam es, etwa dreiviertel Jahr später, zu einer hübschen Komödie. Da meldete Joffre nämlich, daß seine Tapferen endlich den

Hartmannsweilerkopf genommen hätten — der ja angeblich immer von ihnen besetzt gewesen war. Die Wegnahme war diesmal Tatsache, wurde aber nach kaum zwei Tagen wiederum wettgemacht, wovon später zu berichten sein wird. — — —



Denkmal auf dem Hartmannsweilerkopf. Phot. Seyler

Die Stellung vor Ypern im Oktober 1914

Nach wie vor war der Raum um Ypern der Schauplatz heißen Ringens. Nach den schweren Kämpfen im Oktober 1914 war man in Westflandern zwar, wie ein amtlicher zusammenfassender Bericht vom 10. Mai besagt, in einen zähen Stellungskrieg übergegangen, der nur zeitweilig von kleinen Offensivunternehmungen auf beiden Seiten unterbrochen wurde, ohne daß die allgemeine Lage eine wesentliche Änderung erfuhr.

„Von der Nordsee folgten die beiderseitigen Stellungen bis Steenstraate (8 km nördlich Ypern) im allgemeinen dem Laufe des Yserkanals, dessen westliches Ufer zwischen der See und Dixmuiden an zahlreichen Stellen, zwischen Dixmuiden und Ypern nur bei Drie Grachten von unseren Truppen gewonnen worden war. Zwischen Steenstraate und Oosthoek (4 km südlich Ypern) sprang die Stellung des Gegners keilförmig über den Kanalabschnitt nach Osten bis zur Straße Paschendaele—Becelaere vor und umschloß in weitem Bogen ein Gebiet, dessen Hauptverbindungen konzentrisch in Ypern zusammenlaufen.

Im einzelnen erstreckte sich die Linie des Gegners von Steenstraate nach Osten über Langemarck bis Poelcapelle, das in deutschem Besitz war, nahm westlich dieses Dorfes eine südöstliche Richtung und bog zwischen Wallemolen und Paschendaele nach Süden um; weiter folgte sie der Straße Mosselmart—Broodseinde—Becelaere, von der sie sich 2 km südöstlich Zonnebeke nach Südosten wandte, um bei Oosthoek auf das Westufer des Kanals zurückzutreten. Dieser von den Franzosen, Engländern und Kolonialtruppen jeder Färbung besetzten Linie lagen die deutschen Stellungen in wechselndem Abstand, im allgemeinen aber sehr nahe, gegenüber.

Das von ihnen umschlossene Gebiet ist, wie die ganze westflandrische Ebene, von flachen Erhebungen und Mulden durchsetzt und mit zahlreichen weitläufigen Ortschaften, Einzelhöfen, Waldstücken, Parks und Hecken so dicht bedeckt, daß die Unübersichtlichkeit des Geländes die Truppenführung und einheitliche Gefechtsleitung schwierig gestaltete. Artilleriebeobachtung ist meist nur von erhöhten Punkten, Kirchtürmen und Windmühlen, möglich, aber auch hier beschränkt die dichte Bodenbewachsung und die feuchte silbergraue Luft, die die Fernen verschleiert, die Aussicht. Diese Schwierigkeiten des Geländes waren zum Teil der

Grund, daß sich der Gegner monatelang in taktisch ungünstiger Stellung behaupten und der im April begonnenen deutschen Offensive einen nachhaltigen, nur langsam weichenden Widerstand bieten konnte."

Die Höhe 60

Schon Ende 1914 hatten wir, wie hier eingeschaltet sei, zumal südlich und östlich Ypern, stärkere Kräfte eingesetzt, bei denen es sich u. a. um den Besitz der besonders in englischen Berichten eine große Rolle spielenden Höhe 60 — unweit der Eisenbahn Ypern—Comines belegen — handelte. Wie die Alpinis den Hartmannsweilerkopf, so behaupteten die Engländer immer wieder die vielberufene Höhe (auch als sie, sozusagen, gar nicht mehr vorhanden war) zurückerobert und fest in Händen zu haben. Bis dann Marschall French am 5. Mai widerwillig zugeben mußte, daß sie endgültig verloren wäre.

In Wirklichkeit war sie schon Mitte Dezember von sächsischen Truppen besetzt worden. Die Franzosen, die ihr damals gegenüberstanden, erkannten wohl die Bedeutung derselben, welche als wichtiger Schlüsselpunkt der ganzen Stellung vor Ypern angesehen werden muß, und machten verzweifelte Anstrengungen zur Rückeroberung. Der Ausbau der Stellung geschah unter den schwierigsten Verhältnissen. Beinahe einen ganzen Monat lang lag Tag und Nacht ein verheerendes Artilleriefeuer auf der Höhe, aber alle Versuche des Gegners, sie zurückzuerobern, blieben erfolglos. Die Franzosen wurden dann durch Engländer abgelöst, und ein neuer, zäher und erbitterter Gegner trat damit auf. Die beiden sich gegenüberliegenden Stellungen wurden festungsartig ausgebaut, durch Sappen und Minen näherten



Überschwemmungsgebiet an der Yser, das von unseren Pionieren überbrückt wurde

sich dieselben um 15 bis 50 Meter. Jetzt traten die Mineure in Tätigkeit, und die in diesem Feldzuge so hervorragenden Leistungen unserer Pioniere kamen auch hier voll zu ihrer Geltung.

Am 17. April abends ½8 Uhr wurde die Ruhe durch eine erdbebenartige Detonation jäh unterbrochen, die Erde erzitterte in weitem Umkreise, und mächtige schwarze Rauchwolken verkündeten die gewaltigste Sprengung, die wohl bis dahin in diesem Kriege gemacht worden war: die ganze Höhe 60 in einer Breite von ca. 120 Meter war in die Luft geflogen, der eine mächtige Sprengtrichter zeigte eine Breite von 35 Meter und eine Tiefe von ungefähr 15 Meter und vereinigte in seinem Krater die ganzen Greuel des Krieges. Das sofort einsetzende Artilleriefeuer des Gegners läßt sich nicht in Worten beschreiben, die ganze Höhe und das dahinter liegende Gelände wurde mit einem Eisenhagel überschüttet, der die Höhe zerfurchte. Die nun folgenden Kämpfe um den Besitz der Höhe 60, die drei Tage dauerten und zum Teil Mann gegen Mann mit dem Bajonett ausgekämpft werden mußten, spotten in ihrer Erbitterung jeder Beschreibung. Die Engländer hatten ihre besten Truppen, die 5. Division, dagegen eingesetzt und in Erkennung der Wichtigkeit des Punktes hier einen Durchbruch versuchen wollen. Der Erfolg des dreitägigen erbitterten Ringens war die völlige Einebnung unserer Schützengräben, bis sie vom Erdboden verschwunden waren; dahinter, ca. 20 Meter, war eine neue, feste Stellung trotz des feindlichen Feuers entstanden, die Sprengtrichter bildeten die Trennungslinie, den diesseitigen Rand hielten wir, den jenseitigen die Engländer besetzt. Einen Gewinn hatten aber die Engländer trotz ihrer gegenteiligen Meldungen nicht erzielt, sie waren nicht einen Schritt vorwärts gekommen, wir hatten vielmehr unsere alte Stellung inne, nur hatte Höhe 60 selbst ein anderes Gesicht bekommen durch die Sprengung. Der jenseitige Kraterrand bot den Engländern gute Deckung. Mehrere, von uns und unseren Gegnern unternommene nächtliche Angriffe scheiterten auf beiden Seiten. Die Verluste der Engländer müssen ungeheuer gewesen sein, wenngleich auch wir unseren Erfolg nicht umsonst errungen hatten.

Am 4. Mai unternahmen, wie hier vorgreifend eingeschaltet sei, die Sachsen einen plötzlichen Vorstoß und warfen den zähen Gegner aus seinen Gräben. Die Engländer waren völlig überrascht und räumten ihre Stellung, so daß unsere Patrouillen bis zu 4 km vorwärts in die feindlichen Gräben kamen. Die Sprengtrichter, die 1. und 2. Reihe der feindlichen Gräben wurden besetzt und ausgebaut. Der Erfolg war sehr groß, da mit dieser Besetzung das Gelände bis nördlich und westlich Ypern von uns beherrscht und unter Artilleriefeuer genommen werden konnte; 7 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer fielen dabei in unsere Hand. Es war eine Freude, die braven Sachsen, die nun über 3 Wochen ununterbrochen täglich in den schwersten Kämpfen gestanden hatten, zu sehen: die Mannschaften stürmten mit einer Begeisterung und auch Erbitterung vor, die in jeder Weise bewunderungswürdig war. Die Engländer versuchten zwar die Höhe 60 wieder zu erobern, ihre Angriffe, die teilweise in Bajonettangriffe übergingen, brachen aber alle unter unserm Feuer und an der Tapferkeit unserer Leute zusammen. —

An die Wiedereinnahme der Höhe 60 knüpften sich wütende Erörterungen der englischen Presse, auch der englischen Heeresleitung über die Verwendung



Generalfeldmarschall Herzog Albrecht von Württemberg

von Geschossen, die beim Platzen erstickende Gase entwickelten. Unsere Heeresleitung antwortete darauf am 22. April amtlich in schneidiger Weise: „Wie aus den deutschen amtlichen Bekanntmachungen hervorgeht, gebrauchen unsere Gegner seit vielen Monaten dieses Kriegsmittel. Sie sind also augenscheinlich der Meinung, daß das, was ihnen erlaubt sei, uns nicht zugestanden werden könne. Eine solche Auffassung, die in diesem Kriege ja nicht den Reiz der Neuheit hat, begreifen wir, besonders im Hinblick darauf, daß die Entwicklung der deutschen Chemiewissenschaft es uns natürlich gestattet, viel wirksamere Mittel einzusetzen als die Feinde, können sie aber nicht teilen. Im übrigen trifft die Berufung auf die Gesetze der Kriegführung nicht zu. Die deutschen Truppen verfeuern keine Geschosse, deren einziger Zweck ist, erstickende und giftige Gase zu verbreiten (Erklärung im Haag vom 29. Juli 1899), und die beim Platzen der deutschen Geschosse entwickelten Gase sind, obschon sie sehr viel unangenehmer empfunden werden als die Gase der gewöhnlichen französischen, russischen oder englischen Geschosse, doch nicht so gefährlich wie diese. Auch die im Nahkampf von uns verwendeten Rauchentwickler stehen in keiner Weise mit den Gesetzen der Kriegführung im Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als die Potenzierung der Wirkung, die man durch ein angezündetes Stroh- oder Holzbündel erzielen kann. Da der erzeugte Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen."

Gasangriffe und Gasgranaten

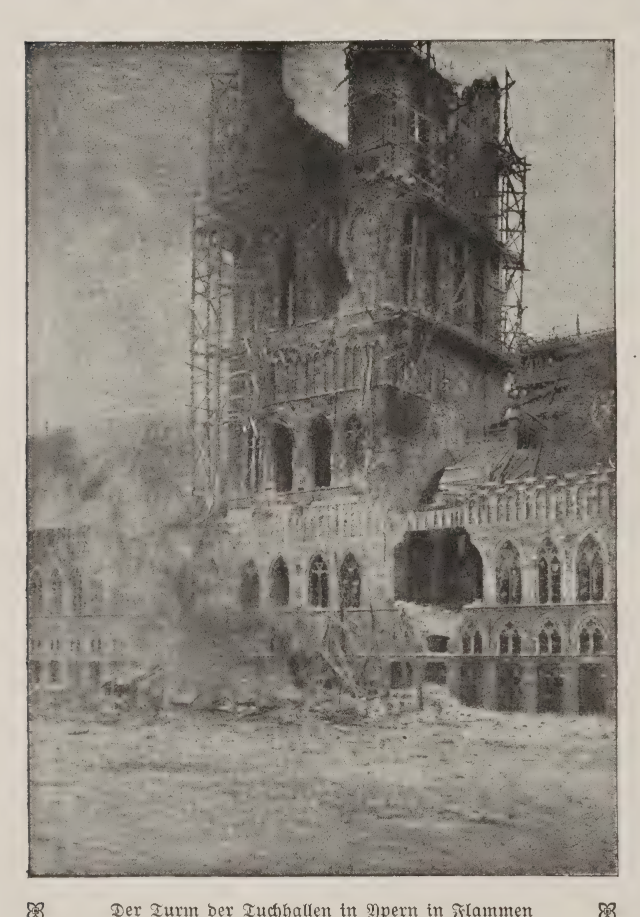
Sehr eigenartig war es dann, wie der französische Sozialist Hervé gegen die sittliche Empörung seiner Landsleute und der Briten in der Zeitschrift „La guerre sociale" Stellung nahm. Er schrieb nämlich u. a.:

„Es liegt ein Stück Heuchelei in der tugendhaften Entrüstung, die man gegen die Verwendung dieser Rauchgase zur Schau trägt. Als im August die Deutschen auf Paris marschierten und die tollsten Nachrichten durcheinanderwirbelten, erinnert man sich nicht, welch unglaubliche Geschichten da über Turpinpulver umliefen? Man erzählte sich mit Entzücken die mörderischen Wirkungen, welche die Erstickungsstoffe des berühmten Erfinders erzielten. ‚Ja, mein Verehrter, 70000 Deutsche sind einfach erstickt worden; ganze Regimenter blieben infolge Erstickung auf der Strecke!' Welche Strafe wäre auch zu schrecklich gegen Leute, die euch plötzlich überfallen. Ich erinnere mich dessen sehr wohl: niemand erhob damals Einspruch: Es war eben nur eine unheilvolle Riesenente . . . . Anstatt den Deutschen einen Vorwurf aus der Verwendung erstickender Rauchgase zu machen, sollten wir uns lieber selbst vorwerfen, uns in diesem Kriege wieder einmal von der Erfinder- und Organisationsgabe unseres Feindes haben überflügeln zu lassen. So war es schon mit der schweren Feldartillerie, mit unsern Flugzeugen, dem Schießen auf weite Entfernungen und anderem." —

Die Stadt Ypern

Gleich einem mächtigen Bollwerk erhob sich die altehrwürdige Stadt Ypern mit ihrem seit Jahrhunderten blutgetränktem Vorgelände in unsere Stellungen hinein. Altehrwürdig: bis ins 13. Jahrhundert reicht die Blütezeit der kleinen Stadt zurück. Die herrlichen Tuchhallen erzählten vor allem noch von versunkener Pracht, die man neuerdings nicht ohne Geschmack versucht hatte, durch plastischen Schmuck und durch Gemälde von Guffens und Pauwels wieder zu beleben; auch die gotische Martinskirche zählt oder zählte zu den berühmtesten Bau-

werken Westflanderns. Einst Festung, erlitt die Stadt um 1382 schwersten Schaden durch eine hartnäckige Belagerung seitens Gents; die Einwohnerzahl, die damals 200000 Seelen betragen haben soll, sank seither unaufhaltsam, die einst blühende Tucherzeugung erstarb mehr und mehr; in den letzten Jahrzehnten hatte Ypern kaum mehr als 16000 Einwohner. Noch immer aber trug die Stadt, trotz der wiederholten Schleifung der Werke, einen fast festungsartigen Charakter, den die Verteidiger nun geschickt ausnutzten. Es konnte gerade deshalb nicht ausbleiben, daß wir Ypern stark unter Feuer nehmen mußten und daß es wachsenden Schaden erlitt; immer wieder bedienten sich Franzosen und Engländer ja, hier wie anderswo, der Kirchtürme als Beobachtungsposten für die Feuerleitung. So brannte, trotz allen Strebens, die herrlichen Kunstbauten nach Möglichkeit zu schonen, über dem Riesenbau der Tuchhallen das hohe Dach ab, und der stolze Belfried wie die Außenfront zeigten schon im Dezember 1914 klaffende Risse; auch die Domkirche zu St. Martin hatte damals bereits ihr herrliches gotisches Turmdach eingebüßt. —



Der Turm der Tuchhallen in Ypern in Flammen

Ein größerer, umfassender Angriff war von dem Führer unserer Ypern umfassenden Streitharste, dem Herzog von Württemberg, seit längerer Zeit geplant. Es galt, die taktisch nicht sonderlich günstige feindliche Stellung auszunutzen, den vorspringenden Raum, in dem der Gegner bisher zäh standhielt, zu verkleinern, einzuengen, die eigene Front zu verkürzen.

Der Hauptangriff, sagt der amtliche Bericht, der die Kämpfe um Ypern schildert, mußte nach der Basis der feindlichen Stellung, die der Yserkanal bildete, angesetzt werden, um den Ausgang des Sackes, in dem sich der Gegner östlich Ypern befand, allmählich zuzuschnüren und damit die rückwärtigen Verbindungen zu bedrohen. Da die deutschen Stellungen südlich Ypern bereits auf 4 km gegen die Stadt vorgeschoben, im Norden aber um die doppelte Entfernung von hier entfernt waren, schien der Angriff aus dieser Richtung geboten. Es war anzu-

streben, daß der Gegner im östlichen Teil des Sackes möglichst lange festgehalten wurde. Der Hauptangriff durfte daher nicht zu weit nach Osten ausgedehnt werden, während den übrigen Teilen der Einschließungsfront die Aufgabe zufiel, den gegenüberstehenden Gegner zu fesseln. Diese Gedanken leiteten die am 22. April beginnende Offensive.

22. April 1915 Beginn des deutschen Angriffs nördlich Ypern

An diesem Tage waren die Vorbereitungen beendet, die der schwierige Angriff gegen eine seit Monaten ausgebaute, von einem zähen Verteidiger besetzte Stellung forderte. Um sechs Uhr abends brachen unsere Truppen — unter der trefflichen Führung des Generals der Infanterie v. Hügel — aus der Linie Steenstraate—Langemarck vor. Der vollkommen überraschte Feind überließ ihnen seine erste und zweite Stellung, die 30 bis 500 m vor unserer Front lagen, und floh in westlicher Richtung über den Kanal und nach Süden, während seine Artillerie die nachdrängenden Deutschen aufzuhalten suchte. Als die Nacht herabsank, standen die Angriffstruppen in einer Linie, die dem Kanal von Steenstraate über Het Sas bis 2 km südwestlich Pilkem folgte und, von hier nach Osten umbiegend, in Richtung Kerſselaere die alten Stellungen des nächsten Abschnitts erreichte. Nur bei Steenstraate hatte der Feind heftigen Widerstand geleistet, aber dennoch war es gelungen, den Ort abends zu nehmen und hier, ebenso wie bei Het Sas, mit Teilen das linke Kanalufer zu gewinnen. Das taktische Ergebnis des ersten Kampftages war, daß Gelände in einer Breite von 9 km und in einer Tiefe von 3 km gewonnen, der Ausgang



Ein Bild aus Ypern nach der Beschießung. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

des Sackes somit wesentlich verengert worden war; außerdem war in zwei neuen Stellungen westlich des Kanals fester Fuß gefaßt. Gleichzeitig mit dem Hauptangriff wurde der Gegner auf der ganzen übrigen Front beschäftigt.

Es war vorauszusehen, daß die Verbündeten, nachdem sie ihren Verlust in vollem Umfang erkannt hatten, versuchen würden, das Verlorene wiederzugewinnen. Die am 23. April beginnenden Kämpfe stellen auf seiten des Gegners eine fast ununterbrochene Reihe von Versuchen dar, die Deutschen aus ihren neuen Stellungen zurückzudrängen, um sich von dem Druck auf die rückwärtigen Verbindungen zu befreien und das westliche Kanalufer dann in die Hand zu bekommen, um von hier den deutschen Hauptangriff im Rücken zu bedrohen. Die Aufgabe der deutschen Truppen war, die gewonnenen Stellungen nicht nur zu behaupten, sondern unter Ausnutzung jeder günstigen Gelegenheit weitere Fortschritte in südlicher Richtung zu machen und den Ring um den Feind immer enger zu schließen. Bis zum 2. Mai spielten sich die Kämpfe am Kanal und zwischen ihm und der Straße Passchendaele—Broodseinde ab.

23. April 1915 u. ff. Englische Gegenangriffe

Bereits am 23. April setzten die feindlichen Gegenangriffe ein, aber an diesem Tage verfügte der Gegner anscheinend nur über geringe Menschenkräfte. Zwei Angriffe, von zwei französischen Regimentern und einem englischen Bataillon getrennt unternommen, brachen vor den schnell ausgebauten Stellungen zusammen. Die Angriffe waren gegen den westlichen Abschnitt unserer Front angesetzt, in der Erkenntnis, daß aus dieser Richtung die größte Gefahr drohte. An den folgenden Tagen dehnten sich die Kämpfe weiter nach Osten aus, aber die stärksten Angriffe richteten sich immer wieder gegen den Westabschnitt, gegen den auch die Artillerie des Gegners vom linken Kanalufer flankierend wirken konnte. Die erbitterten Kämpfe, bei denen beide Seiten abwechselnd Angreifer und Verteidiger waren, kennzeichnen sich meist als Einzelgefechte auf der in dem unübersichtlichen Gelände vielfach gebrochenen Front.

Es erübrigt sich, den Kämpfen in den Tagen bis zum 2. Mai im einzelnen nachzugehen. Es ist ein zähes Ringen, in dem die Stärke der angreifenden Truppen bedeutend schwankt, größere zusammenhängende Angriffe des Gegners aber selten sind. Über Ypern zieht er Verstärkungen heran, die auf etwa zwei englische und ein bis zwei französische Divisionen zu schätzen sind. Am 24. April wird der Angriff einer englischen Division unter schwersten Verlusten für diese abgeschlagen. Am 25. werden fünf englische Bataillone westlich St. Julien durch flankierendes Maschinengewehrfeuer fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Den stärksten Angriff brachte der 26. April, als etwa ein Armeekorps zwischen den Straßen von Pilkem nach Ypern und St. Julien sowie weiter östlich vorging; er wurde blutig abgewiesen, und 3000 tote Engländer blieben liegen. Denselben Mißerfolg hatte ein an dem Kanal angelegter breiter Angriff am folgenden Tage. Auch aus dem östlichen Punkt ihrer Stellung bei Broodseinde versuchten die Engländer einen Vorstoß. Ein starker, aber erfolgloser französischer Angriff am 1. Mai in unserem Westabschnitt stellte den letzten Versuch des Gegners dar, seine Stellung, in die er am 23. April gedrängt war und die er am 2. Mai ebenfalls aufgeben mußte, wieder vorzutragen. Die außerordentlich großen Verluste in diesen Kämpfen — vom 23. April bis 1. Mai (außer Tausenden von Toten

und Verwundeten) etwa 5000 Gefangene, 65 Geschütze, darunter 4 schwere englische lange Kanonen, und anderes Kriegsmaterial — hatten den Verbündeten kein Stück des am 22. April verlorenen Geländes zurückgebracht. Dagegen war es unseren Truppen gelungen, die eigenen Linien langsam in Gegend St. Julien — nordwestlich 's Gravenstafel — vorzuschieben. Von großer Wirkung war das Feuer der deutschen Artillerie, das sich Tag und Nacht, außer auf die feindliche Front, gegen die rückwärtigen Verbindungen sowie Ypern richtete und sogar den 12 km westlich dieser Stadt gelegenen Etappenhauptort Poperinghe erreichte. Die Batterien unseres Südflügels konnten nach dem Erfolg vom 22. April die Angriffe gegen unseren Nordflügel im Rücken wirkungsvoll unter Feuer nehmen. Der ganze Raum, den die Stellung des Gegners umschloß, war von drei Seiten durch unser Feuer beherrscht, dessen verheerende Wirkung zahlreiche Brände bekundeten. Ypern brannte.

Der Gegner hatte den Ernst seiner Lage erkannt; das bewiesen seine verzweifelnden, Verluste nicht achtenden Angriffe. Die Meldungen über das Herausziehen schwerer Artillerie aus dem Sack und der Bau eines Brückenkopfes dicht östlich bei Ypern sprachen dafür, daß die Verbündeten mit dem schließlichen Verluste ihrer vorgeschobenen Stellungen, vielleicht mit dem Verlust des ganzen rechten Yserufers rechneten.

Kämpfe um Steenstrate und Het Sas

Am Kanal zwischen Steenstrate und Het Sas hatten sich selbständige Kämpfe, unabhängig von den bisher geschilderten, entwickelt, mit denen sie nur durch gegenseitige artilleristische Unterstützung der benachbarten Abschnitte gegen die flankierenden Batterien des Gegners auf dem Westufer des Kanals verbunden waren. Nach der Festsetzung unserer Truppen auf dem linken Kanalufer in der Nacht vom 22. zum 23. April war es ihre nächste Aufgabe, die gewonnenen Stellungen in zusammenhängender Linie unter Gewinnung von Raum nach vorwärts auszubauen. Diesem Bestreben setzte der Gegner heftigen Widerstand entgegen. In der Nacht vom 23. zum 24. April entwickelten sich schwere Kämpfe, besonders westlich Steenstraate, in denen unsere Truppen das Dorf Lizerne vor dem rechten Flügel der Front stürmten. In erbittertem Nahkampf mußte Haus für Haus genommen werden, und auf beiden Seiten waren die Verluste schwer. Ein Vorgehen über das Kanalhindernis in Gegend Boesinghe, um eine breite Basis auf dem Westufer zu gewinnen, war unausführbar, weil der Gegner die Brücken gesprengt hatte.

Der Vorstoß über den Kanal veranlaßte aber den Gegner in den folgenden Tagen, gegen diese verhältnismäßig schmale deutsche Front bedeutende Verstärkungen heranzuziehen, die für die entscheidenden Kämpfe in dem Sack östlich Ypern verloren gingen. Gegen die energischen Angriffe des Gegners, die am 26. April begannen, hatten unsere Truppen einen schweren Stand. Den Brennpunkt bildete das Dorf Lizerne, dessen vorgeschobene Lage es den feindlichen Batterien ermöglichte, den Ort durch konzentrisches Feuer so völlig zuzudecken, daß der Entschluß gefaßt wurde, diesen in der Nacht vom 26. zum 27. April freiwillig zu räumen und die Besatzung in den rückwärts gelegenen, stark ausgebauten Brückenkopf auf dasselbe Kanalufer zurückzunehmen. Am 28. April gelang es dem Gegner, in einen kleinen Teil unserer Front bei Het Sas vorübergehend mit schwachen Kräften einzudringen, die indessen bald durch vor-



Englische Infanterie in Schützenlinie

eilende Reserven zurückgeworfen wurden. Bei einer Wiederholung dieses Angriffes suchte der Gegner vergeblich, durch einen gleichzeitigen Vorstoß von Turkos und Zuaven auf dem östlichen Ufer längs des Kanals den Frontalangriff zu erleichtern. In den ersten Maitagen nahm die lebhafte Tätigkeit der französischen Infanterie gegen unsere Kanalstellungen ab, und der Gegner beschränkte sich hier in der Hauptsache auf Artilleriekämpfe, denn die Entwicklung der Lage in dem Sack östlich Ypern zog seine ganze Aufmerksamkeit dorthin.

Die Schilderung der dortigen Kämpfe bis zum 2. Mai hat gezeigt, daß in ihnen im allgemeinen dem Gegner die Rolle des Angreifers überlassen wurde, und die vergeblichen, in ihrer Gesamtheit blutig abgewiesenen Angriffe mußten ihn schwächen und seinen inneren Halt erschüttern, wodurch die Fortsetzung des deutschen Angriffes günstig vorbereitet wurde.

2. Mai 1915 Fortsetzung des deutschen Angriffs

Der Entschluß hierzu wurde am 2. Mai gefaßt. Am Abend dieses Tages begann der Angriff auf der ganzen Nord- und Nordostfront; im Westen kam er in der Mitte, südlich St. Julien, in dem Abschnitt zwischen dem westlich des Dorfes gelegenen Wäldchen und der Straße Langemarck—Zonnebeke, vorwärts. Noch vor Einbruch der Nacht war hier Gelände in einer Tiefe von $^1/_2$—1 km gewonnen und die Straße Mosselmarkt—Fortuin erreicht; der Häuserkampf in dem letztgenannten Orte endete mit dem deutschen Sieg. Zu beiden Seiten dieses Angriffsstreifens entwickelten sich ebenfalls hartnäckige Kämpfe, in denen unsere Truppen nur sehr langsam Boden gewannen. Trotz heftiger feindlicher Gegenangriffe schob sich aber unsere Linie am 3. Mai weiter vor. In kühnem Sturm entrissen württembergische und sächsische Bataillone den Engländern das als Stützpunkt stark ausgebaute Wäldchen nördlich 's Gravenstafel, den Eckpfeiler im Schnittpunkt der feindlichen Nord- und Ostfront. Die die Gräben füllenden englischen Leichen bezeugen den tapferen Widerstand des Gegners.

Der starke Druck des von der gesamten Artillerie gestützten deutschen Angriffs verfehlte nicht seine Wirkung auf die Entschlüsse des Gegners. Wieder war der

Sack, in dem er sich befand, enger geworden, und mit dem weiteren Fortschreiten des deutschen Angriffs wuchs die Gefahr, daß die am weitesten nach Osten vorgeschobenen Teile nicht mehr rechtzeitig zurückgenommen werden konnten. Schon am Abend des 2. Mai hatten Flieger den Rückmarsch kleinerer Abteilungen in westlicher Richtung und die Fertigstellung des feindlichen Brückenkopfes dicht östlich Ypern gemeldet. Im Rücken der feindlichen Front war auffallend wenig Bewegung festzustellen.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai baute der Gegner ab. Seine ganze Nord-, Ost- und Südfront zwischen Fortuin, Broodseinde, Klein-Zillebeke gab er in einer Breite von 15 km auf und überließ unseren überall sofort nachdrängenden Truppen Gelände in einer Tiefe von ½ bis 3 km. Es waren seit langem nicht mehr gesehene Bilder des Bewegungskrieges, als unsere Schützenlinien, von geschlossenen Abteilungen gefolgt, die flandrische Landschaft belebten, lange Artillerie- und Munitionskolonnen im Trabe nachgezogen wurden und Reserven in grünen Wiesen und verlassenen englischen Stellungen lagen. Überall in dem vernichteten Landstrich waren die gewaltigen Wirkungen unserer Kampfmittel zu sehen.

Im westlichen und mittleren Abschnitt ihrer Nordfront wie in den westlichen Teilen ihrer Südfront behaupteten die Verbündeten ihre Stellungen mit zähem Widerstand, um den Rückzug der übrigen Teile zu decken. Diese setzten sich erneut in der ungefähren Linie 700 m südwestlich Fortuin—Frezenberg—Eksterneft — Ostrand des Waldes östlich Zillebeke — fest, und hiermit beginnt ein neuer Abschnitt der Kämpfe.

Bericht des Marschall French

Das vom Gegner behauptete Gebiet östlich des Kanals, das bis zum 22. April eine Frontbreite von 25 km und eine größte Tiefe von 9 km hatte, war auf 13 km Breite und 5 km Tiefe zusammengeschrumpft. Der Sack war so bedeutend enger geworden und der konzentrischen Wirkung der deutschen Artillerie noch mehr als bisher ausgesetzt. — — —



General French mit Offizieren seines Stabes

Es ist ungemein fesselnd, dieser deutschen amtlichen Darstellung den Bericht des englischen Oberfeldherrn, des Marschall French, über die gleichen Kämpfe gegenüberzustellen. Nicht nur, weil er im wesentlichen die deutschen Erfolge und die eigenen Mißerfolge, wenn auch üblicherweise etwas verbrämt, zugibt, sondern erst recht, weil er auf das eigenartige Verhältnis zwischen der französischen und englischen Heeresleitung höchst selt-

same und scharf kennzeichnende Lichter wirft. Man darf vielleicht annehmen, daß die April- und Mai-Tage von Ypern den Grund zu ernsten Reibereien und Mißhelligkeiten bei den Verbündeten legten, die erst später zum vollen Austrag kamen.

Marschall French spricht zuerst von dem Ringen um Höhe 60, das auch wir schilderten. Er schreibt u. a. mit anerkennenswerter Offenheit: Am 17. April wurde die als Hügel 60 bekannte Anhöhe, die dem Feinde als ausgezeichneter Beobachtungsposten diente, erfolgreich miniert und erobert, aber am frühen Morgen des folgenden Tages gelang es dem Feinde, unsere Truppen vom rechten Abhang zurückzudrängen. Am 1. Mai erfolgte ein neuer Versuch der Feinde, den Hügel zurückzuerobern. Ein zweiter und noch heftigerer Angriff ermöglichte es dem Feinde, am 5. Mai den Hügel in seinem ganzen Umfange zurückzuerobern.

Ende Februar hatte ich auf Wunsch des Generals Joffre einige französische Gräben von unseren Truppen besetzen lassen, und am Abend des 22. April standen die Linien östlich Ypern wie folgt: Von Steenstrate bis östlich Langemarck, an der Straße nach Poelcapelle, eine französische Division. Von dort ab in südöstlicher Richtung auf die Straße Passchendale—Becelaere zu, stand eine kanadische Division. Eine weitere Division hielt die Linien östlich von Zonnebeke bis zu einem Punkt im Westen von Becelaere, und eine vierte setzte die Front in südöstlicher Richtung bis zur nördlichen Flanke des anschließenden Korps fort. Nun versagte aber die eingeschobene französische Division, wie wir auch aus dem deutschen Bericht ersehen, vollständig: „sie floh", heißt es dort. Auch French spricht von einer panikartigen Flucht. Die erwähnte Division wäre zu jedem Wiedereingreifen in den Kampf unfähig gewesen, gab innerhalb einer Stunde den ganzen, von ihr besetzten Frontteil preis, wobei fünfzig Geschütze verloren gingen.

„Die linke Flanke der benachbarten kanadischen Division," heißt es dann weiter, „war infolge des französischen Rückzuges in gefahrdrohender Weise einem schweren Flankenangriff ausgesetzt, aber die Kanadier hielten sich mit großartiger Hartnäckigkeit und Tapferkeit. Die hervorragenden Truppen wandten eine Katastrophe ab, die von den ernstesten Folgen begleitet gewesen wäre. Während der ganzen Nacht wurden die feindlichen Angriffe zurückgeschlagen und schließlich die Verbindung mit der französischen Rechten auf einer neuen Linie wiederhergestellt. Die 2. Schwere Londoner Batterie, die der kanadischen Division zugeteilt war, befand sich bei Beginn der Kämpfe hinter dem Rücken der französischen Rechten, und fiel, da sie in den Rückzug der Franzosen mit hineingezogen wurde, in die Hände des Feindes. Die Kanadier nahmen die Geschütze zwar in einem Gegenangriff wieder, mußten sie aber zurücklassen, als sie gezwungen waren, von neuem zu weichen.

Nachdem der Feind sich am Westufer des Ypernkanals festgesetzt hatte, befürchtete ich, daß ein Keil zwischen die französischen und belgischen Truppen getrieben werden könnte. Ich ordnete deshalb an, daß ein Teil der nordwärts gesandten Verstärkungen zur Unterstützung des Generals Putz verwendet werden sollte, da es diesem schwer fallen durfte, ein weiteres Vordringen der Deutschen am Westufer zu verhindern.

Am Morgen des 23. besuchte ich General Foch. (Wir erinnern uns, daß dieser mit der Oberleitung der ganzen nördlichen französischen Heeresgruppe

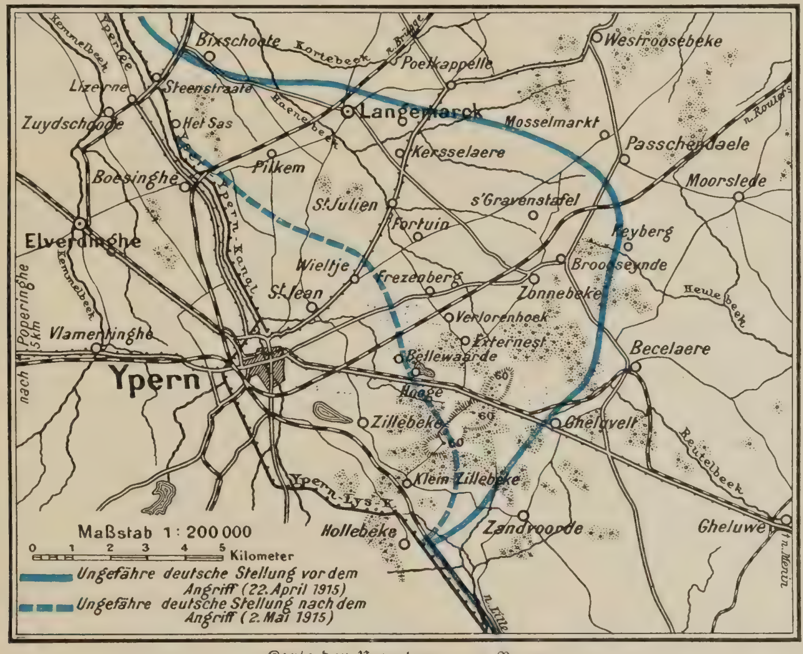


In Reservestellung vor Ypern

Gemälde von **Prof. Fritz Erler**

Verlag der Vereinigung der Kunstfreunde Ad. O. Troitzsch, Berlin-Schöneberg

betraut war.) Der General teilte mir mit, daß es seine Absicht wäre, die ursprüngliche Linie wieder herzustellen und die Gräben zurückzugewinnen, die die französische Division verloren hatte. Er sprach den Wunsch aus, daß ich meine jetzige Linie beibehalten möchte, wobei er mir die Versicherung gab, daß die ursprüngliche Stellung in wenigen Tagen wiedergewonnen sein würde. Er teilte mir auch mit, daß bedeutende Verstärkungen unterwegs waren, um General Putz zu stützen. Ich war mit dem Wunsch des Generals, die alte Linie wieder herzustellen, einig, und versprach, mit ihm zusammenzuwirken, unter der Bedingung, daß die Stellung innerhalb einer bestimmten Frist wieder hergestellt sein müßte;



Karte der Umgebung von Ypern

anderenfalls könnte ich die britischen Truppen nicht in einer solch entblößten und gefährlichen Lage belassen.

Am 23. war die feindliche Artillerie während des ganzen Tages sehr tätig, und der Verlust unserer Geschütze, der uns verhinderte, wirksam zu begegnen, erschwerte unsere Lage bedeutend. Die Lage östlich des Kanals war in den folgenden Tagen äußerst kritisch. Die Verwirrung, die durch den plötzlichen Rückzug der französischen Division entstand, führte zu einem Durcheinander der Verbände, und zu einer Verschiebung in den Kommandoverhältnissen, die kaum zu vermeiden war. All das brachte schwere Verluste; aber erst am 25. gelang es dem Feinde, den linken Flügel der kanadischen Division von dem Punkte zurückzutreiben, an dem er die Verbindung mit der französischen Linie bewerkstelligt hatte.

Den Franzosen war es zwar gelungen, Lizerne zurückzugewinnen und bei Steenstraate und Het Sas einige Vorteile zu gewinnen; aber bis zum 28. war die Wiedereroberung der ursprünglichen Stellung um keinen Schritt weiter gediehen, und ich gab deshalb dem Sir Herbert Plumer, der die Operationen leitete, die

Anweisungen, den Rückzug auf die festgesetzte neue Linie vorzubereiten. Am Morgen des 29. beschwor mich General Foch, den Rückzug noch hinauszuschieben und den Angriff abzuwarten, der am 30. nach Eintreffen namhafter Verstärkungen erfolgen sollte. Ich willigte in den Aufschub ein; da die Franzosen aber keine nennenswerten Fortschritte machen konnten, befahl ich, den Rückzug zur neuen Linie am 1. Mai zu beginnen. Die neue Linie wurde dementsprechend am 4. Mai bezogen.

Während des ganzen Zeitraumes von dem Tage ab, an dem der erste Durchbruch erfolgte, wären alle Truppen im Kampfgebiete einer ständigen, überaus heftigen Artilleriebeschießung ausgesetzt; dem Gegner stand anscheinend eine riesige Zahl von Geschützen und ein unbegrenzter Munitionsvorrat zur Verfügung. Unter einem derartig überlegenen Feuer war es unmöglich, wirksame Verschanzungen zu graben und die Linie auszubauen, zumal sich die Verwirrung und Demoralisation nach der ersten großen Überraschung und den folgenden Angriffen geltend machten.

Am 8. Mai brach ein rasendes Bombardement gegen die gesamte Front des 5. Korps aus, das sich allmählich auf die Front der Division vor Frezenberg konzentrierte. Dieses Feuer ebnete unsere Gräben vollständig ein und verursachte uns ungeheure Verluste. Der Beschießung folgte ein schwerer Infanterieangriff, vor dem die Unsrigen erneut weichen mußten. Wie General Plumer berichtet, wurde die rechte Flanke einer Brigade um 10.15 Uhr gebrochen, dann das Zentrum, dann ein Teil der Linken bei der südlich anschließenden Brigade. Um 12.25 Uhr wurde das Zentrum einer Brigade zur Linken durchbrochen, ihr rechtes Bataillon, die 1. Suffolks, hielten aus und wurden anscheinend umzingelt und überwältigt. Um 3.30 Uhr nachmittags unternahmen wir einen Gegenangriff, der bis Frezenberg kam, aber schließlich zurückgeschlagen und trotz wiederholter Versuche auf einer Linie nördlich und südlich von Verlorenhoek aufgehalten wurde. Nur dem 12. London-Regiment gelang es, unter großen Opfern die ursprüngliche Linie zu gewinnen. Am 9. setzten die Deutschen die Beschießung fort. Sie konzentrierten ihr schweres Granatfeuer auf die Gräben der Gloucestershires und der Cameronhochländer, und ließen einen Infanterieangriff folgen, der zurückgeschlagen werden konnte. Ein erneuter Angriff führte jedoch zur Eroberung eines 150 Yards breiten Grabenstückes. Die Gloucestershires wagten einen Gegenangriff, erlitten aber schwere Verluste und mußten den Versuch aufgeben. Um 3 Uhr nachmittags beschoß der Feind die gesamte Front der im Zentrum befindlichen Division, und es wurde berichtet, daß die rechte Brigade dieser Division schwere Verluste hätte, sich aber noch halten könne. Am 10. waren die Gräben auf beiden Seiten des Weges von Menin nach Ypern einer schweren Beschießung ausgesetzt. Nachdem die Gräben vollständig zerstört und ein großer Teil der Besatzung unter den Trümmern begraben war, gingen die Kings Royal Rifles und die 4. Schützenbrigade auf die Gräben westlich vom Bellewaardewalde zurück. Die Beschießung war so heftig, daß der Versuch, eine Verbindung durch den Wald zu schaffen, aufgegeben werden mußte, weil die gefällten Bäume ein undurchdringliches Hindernis bildeten.

Am 10. Mai konzentrierte die feindliche Artillerie ihr Feuer auf die Stellungen der 2. Cameronhochländer und der 1. Argyll und Sutherlandhochländer.

Die Deutschen griffen dann mit großer Macht an, und es gelang ihnen, in die Gräben einzudringen. Zweimal wurden sie vertrieben, kamen aber immer wieder. Schließlich mußte das Grabenstück, das inzwischen vollständig eingeebnet und durch das schwere Granatfeuer des Feindes unhaltbar geworden war, geräumt werden. Die Stellung wurde nur durch die überlegene Artillerie des Feindes bewältigt, wir fügten ihm aber schwere Verluste zu, und die gewonnene Stellung dürfte für ihn nicht von großem Werte sein. In der Nacht vom 12. zum 13. wurde die Linie wieder hergestellt, und die Division im Zentrum durch zwei Kavalleriedivisionen ersetzt.

Am 13. um 4.30 morgens brach das schwerste Bombardement aus, das jemals zu verzeichnen war; es dauerte ohne Unterbrechung den ganzen Tag hindurch. Gegen 8 Uhr abends mußte eine Kavalleriebrigade zu beiden Seiten der Bahnlinie, nachdem sie schwere Verluste erlitten hatte und ihre Gräben so gut wie verschwunden waren, um etwa 800 Yards zurückfallen.



Englische Artillerie bringt ein Geschütz in Gefechtsstellung

— — — —

Anerkannt muß werden, hier im Anschluß an den Bericht des Marschall French, daß die Engländer, die ja augenscheinlich die Hauptlast der Kämpfe trugen, sich äußerst tapfer schlugen. Es war noch der alte Tommy Atkins, der hier guten Sold mit rücksichtslosem Draufgehen bezahlte und in der hartnäckigen Verteidigung, die zum guten Teil durch schwere und schwerste Marinegeschütze unterstützt wurde, Vortreffliches leistete. Die Gewandtheit des englischen Infanteristen fiel den Unseren stark in die Augen; ihre Schützengräben waren vortrefflich angelegt, mit in die Brustwehren eingebauten Stahl- und Eisenplatten reichlich versehen; bisweilen hatten sie auch Gräben ausgehoben, aber gar nicht besetzt, lagen vielmehr vor oder hinter jenen und täuschten dadurch unsere Artillerie; stürmten wir einen Waldrand, so fanden wir auch diesen unbesetzt, die Verteidiger saßen hoch oben in den Wipfeln und hatten dort sogar Maschinengewehre eingebaut. Vortrefflich waren einzelne englische Truppen als Patrouillengänger ausgebildet, der von Jugend auf geübte Sport kam ihnen dabei ohne Zweifel zu Hilfe. So mancher von uns — Führer und Mannschaft

— hatte das englische Söldnerheer denn doch unterschätzt und wurde jetzt eines anderen belehrt. Je offener man das anerkennt, desto größer muß die Bewunderung für die Leistungen unserer eigenen Truppen sein.

Der schöne Erfolg, der uns nach langem Abwarten vor Ypern heranreifte, war, ganz abgesehen von der unverwüstlichen Stoßkraft unserer Truppen, das Verdienst einer einsichtsvollen Führung. Sie wußte den bevorstehenden schweren Kampf richtig abzuschätzen, die Angriffsmöglichkeiten und die Hauptangriffspunkte rechtzeitig zu erkennen. Sie hatte aber vor allem auch die Geduld, den Angriff selbst nach allen Richtungen hin gründlich vorzubereiten: hierin liegt überhaupt ein wesentlicher Grund unserer Erfolge in diesem Kriege und der gegnerischen Mißerfolge, die häufig auf dem Versuch zu Improvisationen fußten. Die gründliche Vorbereitung eines großen taktischen Unternehmens erfordert weit umfangreichere Maßnahmen, als der Laie erkennt. Es gehört dazu nicht nur das Bereitstellen genügend starker Truppenmassen an geeigneter Stelle; auch Teile unseres Marinekorps waren dazu herangezogen worden, kämpften bei Het Sas und Steenstraate und am 9. Mai bei Lombartzyde; nicht minder wichtig als die Bereitstellung der Truppe ist aber das Heranschaffen all der unentbehrlichen Dinge, die Voraussetzung des Gelingens sind: reichlicher Munition vor allem und deren sachgemäße Unterbringung, sowie all der übrigen Kampfmittel, die ja zum großen Teil dieser Krieg erst geschaffen. Es gehören umfangreiche, dem Auge des Gegners, d. h. seinen Fliegern möglichst entzogene Wegebauten und Wegebesserungen dazu, die Vermehrung und die Ausgestaltung von Telegraph- und Fernsprechanlagen.

Das deutsche Marinekorps in den Kämpfen im Ypernbogen

Die Führung wandte aber in diesen Kämpfen um Ypern noch ein Mittel an, das immer zu den taktisch wirksamsten gehört und gehören wird: das der Überraschung. Der erste, in den Abendstunden stoßartig vorgetragene Angriff auf die Franzosen erfolgte ohne Zweifel völlig überraschend — nur so läßt sich deren panikartige Flucht erklären, die uns, wie der Tagesbericht vom 23. April meldete, neben 1600 Gefangenen 30 Geschütze als Kriegsbeute einbrachte. Die Überraschung allein tut es jedoch auch nicht. Der durch sie errungene Erfolg muß ausgenutzt werden. Auch das geschah in meisterlicher Weise. Nicht nur durch zähes Festhalten des gewonnenen Geländes, durch scharfe Abweisung der starken feindlichen Gegenangriffe: die Offensive wurde vielmehr in den folgenden Tagen, wo und wie sich irgend die Gelegenheit bot, mit höchster Tatkraft weiter vorgetragen. Schon am 26. April war laut deutschem Tagesbericht die Zahl der eroberten Geschütze auf 45, die Zahl der Gefangenen auf 5000, darunter 1000 Kanadier, gestiegen. „Ein sonderbares Völkergemisch — Senegalneger, Engländer, Kanadier, Inder, Franzosen, Turkos, Zuaven, Algerier — fand sich auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammen.“ — — —

Während im Raum um Ypern noch heiß gekämpft wurde, hatte im hohen Osten Meister Hindenburg zu einem neuen, weitausgreifenden und folgenschweren Schlag ausgeholt, der, auch hier sorgsam vorbereitet, den Russen wiederum völlig überraschend kam. Überraschend war es auch uns daheim, als am 30. April der deutsche Tagesbericht meldete: „Die Vortruppen unserer im nordwestlichen Rußland operierenden Streitkräfte haben gestern in breiter Front die Eisenbahnlinie Düna-



Karte von Kurland und Litauen

Die Balten und die baltischen Provinzen des russischen Reichs

burg—Libau erreicht." Aber heller Jubel war in Deutschland: der überraschende Vormarsch galt ja augenscheinlich Kurland, einer der schönen baltischen Provinzen, in denen sich ein deutscher Stamm als Oberschicht der lettischen Bevölkerung unter schwerem Ringen, im Wechsel aller Zeiten, seit Jahrhunderten rein und stolz erhalten hatte. Unsere Herzen schlugen diesen wackeren, harten, kraftvollen deutschen Ländern entgegen, die allem Druck zum Trotz der Russifizierung zu widerstehen wußten, kerndeutsch blieben, auch wenn sie getreue Untertanen des Zaren waren, ihm ihre Söhne ins Heer, in leitende andere Stellungen hergeben mußten. Niemals waren die hin- und zurückführenden Adern zwischen dem Baltenlande und der deutschen Mutter Erde erloschen. Deutsche Professoren hatten, bis der russische Machtspruch es unmöglich machte, an baltischen Hochschulen gelehrt; baltische Männer hatten in deutschen Landen eine neue Heimat gesucht und gefunden und neue Wirkungskreise; junge Balten waren uns allezeit liebe Gäste auf unseren Universitäten geblieben. Unter den schwierigsten Verhältnissen hielten die deutschen Balten, die Barone auf ihren schönen Herrschaften, die Pastoren, die Kaufherren in den Städten, an deutscher Sprache und an ihrer Religion fest. Sie überstanden und überwanden alle tiefgreifenden Schäden, die ihnen die große russische Revolution nach dem japanischen Krieg

brachte; sie darbten und litten, als die aufgewiegelten Letten ihre Schlösser und Häuser niederbrannten, ihre Güter verwüsteten; mit unermüdlicher Kraft überwanden sie auch diese schweren Schläge, und als dann nach einer kurzen Zeit milderer Behandlung der moskowitische Druck von neuem einsetzte, schärfer als je, blieben sie die Alten: Deutsch waren wir, deutsch sind wir, deutsch wollen wir bleiben!

Jäh und plötzlich erfolgte der deutsche Vorstoß. Mit überwältigender Schnelligkeit, unter bewunderswerten Marschleistungen drangen unsere Truppen vor. Generalleutnant von Lauenstein, dem Hindenburg die Leitung vertrauensvoll in die Hand gelegt, wußte sie zu beflügeln. Wieder war alles, jede Maßnahme mit größter Sorgfalt eingeleitet, auch das Zusammenwirken mit unserer Ostseeflotte im voraus geregelt.



Generalleutnant von Lauenstein
Hofphot. Kühlewindt

Am Morgen des 27. April begann der Einmarsch in drei Harsten. Die eine Kolonne überschritt bei Schmalleningken den Njemen und drang, in nördlicher Richtung, schon am ersten Tage mit der Infanterie fast 50 km weit in Kurland ein, während die Kavallerie Rossieny erreichte, sogar mit Vortrupps die Dubissa überschritt. Eine zweite Kolonne marschierte vom nördlichsten Reichszipfel aus gen Osten, an 100 km weit von der ersten entfernt, und erkämpfte sich bei Korzjany ebenfalls schon am ersten Tage den Übergang über die Minge. Eine dritte, mittlere Kolonne kam etwas langsamer vorwärts, gehemmt durch geradezu fürchterliche Wegeverhältnisse.

Im Frühmorgen des zweiten Tages erfährt die Heeresleitung aus den einlaufenden Meldungen, daß der Gegner, der bisher mit seinen Hauptkräften, unter denen sich auch Truppen befanden, die an dem Einfall in Memel so glänzenden Anteil gehabt, an der großen Straße Tilsit—Mitau bei Skawdwile gestanden, schleunigst auf Kielmy—Szawle abgerückt war. Die Bedrohung seiner linken Flanke war ihm doch zu gefährlich erschienen, trotzdem die russische Leitung vorerst nur an ein großes Reiterunternehmen, allenfalls unterstützt durch kleinere, auf Kraftwagen gesetzte Infanterie-Abteilungen geglaubt zu haben scheint.

Sofort wurde auf die Meldung des russischen Abzugs die rechte Flügelkolonne dem Gegner auf die Fersen gesetzt. „Sie nahm“, wie der amtliche Bericht mitteilt, „am Abend Kielmy, war also in zwei Tagen 75 km vorwärts gekommen. Die linke Kolonne hatte in dem sehr schwierigen, meist morastigen Gelände besonders große Anstrengungen zu überwinden, weshalb die Mittelkolonne sie durch einen Halblinksvormarsch unterstützte, erreichte aber mit Kavallerie doch schon Worny an der Seenlinie westlich von Kielmy. Der dritte Tag führte die



Im brennenden Szawle. Hofphotogr. Kühlewindt

rechte Kolonne bereits über den vom Feinde verteidigten Windawskikanal, die linke nach Worny und Telschi, ihre Kavallerie nach Trischli nordwestlich von Szawle. Fast 100 km waren so nach vorwärts gewonnen. Die Russen, die in Kurland wohl nur Kavallerie und Reichswehr gehabt hatten, ziehen nun schleunigst mit der Bahn Verstärkungen heran und laden sie zwischen Szawle und Schadow aus. Aber die deutsche Truppenführung läßt sich dadurch nicht beirren: die Kavallerie erhält den Befehl, die Bahnen zu zerstören und um Szawle herumzugreifen; und es geht weiter vorwärts.

30. April 1915 Szawle besetzt

Am Nachmittag des 30. April, des vierten Tages, zieht die rechte Kolonne in Szawle ein, das die Russen angesteckt haben, und verfolgt noch ein Stück darüber hinaus. Die Kavallerie erbeutet auf der Straße nach Janischki—Mitau Maschinengewehre, Munitionswagen und Bagagen. Sie zerstört die Bahnen südwestlich und nordwestlich von Szawle. Der nächste Tag bringt Nachrichten, wonach der Feind von Kowno her Truppen vorschiebt, um unsere rechte Flanke zu bedrohen. Die Infanterie wird daher angehalten und nach rechts verschoben mit der Weisung, die Dubissalinie zu halten; die Kavallerie greift jedoch immer weiter vor. Sie besetzt nach Gefechten Janischki und Shagory, die nur noch sechs Meilen von Mitau entfernt liegen, und nimmt Gefangene, Maschinengewehre und Bagagen des in voller Auflösung nach Mitau flüchtenden Feindes. Am 2. Mai kreist sie die im Zwischenraum noch stehengebliebenen Russen bei Skaisgiry ein und macht 1000 Gefangene. Umfangreiche Bahnzerstörungen an allen erreichbaren Linien gelingen nach Wunsch. Dann wird die Kavallerie der rechten Kolonne zurückgenommen, um den Gegenstoß an der Dubissa zu unter-

stützen, die der linken aber stößt, obwohl schon das Eintreffen russischer Verstärkungen in Mitau gemeldet wird, über Grünhof vorwärts, nimmt noch 2000 Russen gefangen und steht am 3. Mai mit Teilen 2 km vor Mitau.

Die außerordentlichen Marschleistungen der Infanterie wie der Kavallerie sind um so höher zu bewerten, als die Wege in denkbar schlechtestem Zustand, die Flußübergänge vielfach zerstört und die Russen keineswegs überall ohne Kampfkraft waren. Nun aber stellte die Abwehr des russischen Vorstoßes gegen unsere rechte Flanke neue hohe Anforderungen an die Ausdauer der Truppen. Eine umfassende Gegenoffensive an der Dubissa bewies dem Feinde, wie sehr er die Stärke der deutschen Truppen unterschätzt hatte. Erst allmählich erholte er sich von der Überraschung und zog neue Infanterie-, Kavallerie- und Artilleriemassen heran. Zu gleicher Zeit aber erlebten die Russen noch eine besondere Überraschung, auf die sie allem Anschein nach gar nicht gefaßt waren: den Zug auf Libau. Während unsere Hauptkolonnen in Eilmärschen auf die obere Dubissa zustrebten, ging eine Nebenkolonne von Memel her nordwärts etwas langsamer vor. Eine Abteilung derselben marschierte über Schkudy, eine andere nahe am Strande von Süden her auf Libau. Vom Feinde war nicht viel zu merken. Die Marine hatte ihn schon am 29. April durch die Beschießung von Libau eingeschüchtert. Am 6. Mai sprengte er selbst die Ostforts, dann brachten unsere Kriegsschiffe auch die Strandbatterien zum Schweigen. Die Landungstruppen, die an eine so schwache Verteidigung des großen Hafens nicht glauben wollten und immer auf

29. April 1915 Die deutsche Flotte beschießt Libau



Stabsoffiziere beobachten die Beschießung Libaus durch unsere Flotte. Hofphotgr. Kühlewindt



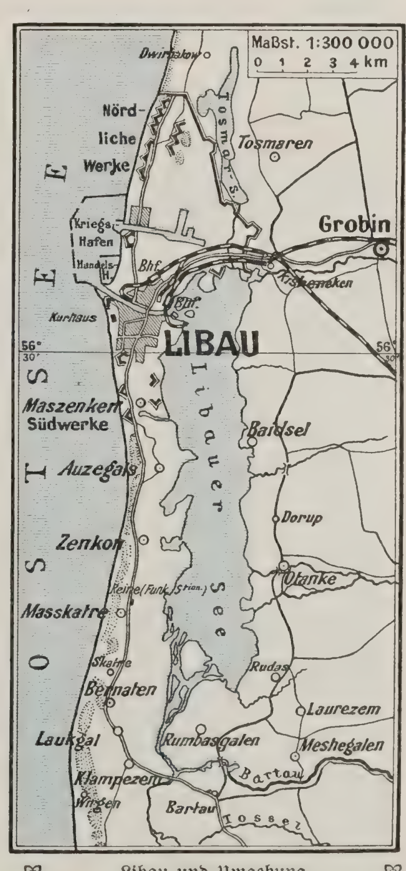
Ein von den Russen gesprengtes Fort der Festung Libau. Hofphotgr. Kühlewindt

einen Hinterhalt gefaßt waren, nahmen die Südforts nach kurzem Gefecht und griffen von der Landseite an. Aber die Russen waren tatsächlich auf diesen Schlag nicht vorbereitet gewesen. Sie konnten nur noch in Mitau stärkere Truppen ausladen und in südwestlicher Richtung vorschicken, vermochten jedoch unsere langsam nachgebende Linie nicht zu durchbrechen. Am 8. Mai, 6 Uhr morgens, zogen die deutschen Soldaten in Libau ein. Etwa 1500 Gefangene, 12 Geschütze und eine Anzahl Maschinengewehre bildeten die Beute. Der frische Wagemut fand schönen Lohn. Schnell wurden Abteilungen zur Sicherung des Platzes um etwa 50 km über Prekuln, über Hasenpot und am Strande vorgeschoben."

8. Mai 1915 Die Eroberung von Libau

Die Eroberung von Libau schildert ein junger Offizier in einem äußerst frischen, sehr lebendigen, eines gewissen siegesfrohen Humors nicht entbehrenden Feldpostbrief, der zuerst in der Vossischen Zeitung veröffentlicht wurde:

„Heute habe ich den besonderen Vorzug, Dir zu melden, daß ich der erste preußische Offizier und Soldat bin, der ein russisches Fort zur Übergabe bewogen und den Fall der Festung Libau nicht unwesentlich dadurch beeinflußt hat. Zunächst ging es aus Memel nach Krottingen und Polangen, dort war nichts Besonderes los. Die Russen griffen jedenfalls nicht an. Dann ging es in mehreren Tagemärschen nach Kl.-Bartau, südlich Libau.



Libau und Umgebung

Ein Landungskorps der Flotte versuchte in der Nähe der Kurhausbatterie zu landen, mußte den Versuch des heftigen Feuers wegen aber aufgeben. Wir gelangten unbehelligt bis zum Nordrand des Waldes westlich Bernaten. Von dort aus wurde die Verbindung mit der Flotte direkt hergestellt. Ein Torpedoboot, das zunächst der Küste lag, setzte einen Offizier an Land. Dieser begab sich nach den nötigen Instruktionen wieder zurück, und nunmehr wurde die Verbindung aufrechterhalten. Das südliche Werk von Libau wurde von der Flotte unter Feuer genommen. Sie hatte Libau in weitem Bogen umspannt, gesichert von zahlreichen Torpedobooten. Vier russische Kreuzer waren nördlich Libau gemeldet. Das südliche Werk sollte beschossen werden. Man sah Breitseite auf Breitseite von den Schiffen abfeuern. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Unsere Patrouillen hatten erst dicht am Werk Feuer erhalten. Russische Artillerie ließ sich nirgends hören. Um 2 Uhr nachmittags ging die Infanterie bis auf etwa 800 m an das Werk heran, erhielt Infanteriefeuer und legte sich hin.

Ich war beim Stabe und wußte, daß die Pioniere jetzt vorrücken sollten, um das Werk zu untersuchen. Ich machte daher dem Major den Vorschlag, die Maschinengewehrabteilung zum Schutz der aufklärenden Pioniere einzusetzen. Er befahl mir darauf, sie vorzuziehen. Ich ritt zurück und führte die Abteilung im Galopp erst auf der Chaussee und dann nach der See ausholend über Gräben und dann zwischen den Dünen vor. Der Major rief mir zu: ‚Infanterieangriff vortragen!‘ Ich ging weiter vor, ließ etwa 1200 m vom Werk ab den Munitionszug zurück und führte die Gewehre bis auf etwa 800 m an das Werk heran. Diese Bewegungen wurden im Galopp und teilweise im feindlichen Infanteriefeuer ausgeführt. Ich holte alle noch verfügbaren Leute nach vorn, führte die Fahrzeuge vor und übergab sie dem Feldwebel. Ich selbst begab mich zum Zuge des Leutnants d. Res. S . . ., der Doktor der indogermanischen Sprachen ist, und überzeugte mich, daß richtig gefeuert wurde. Die Maschinengewehre waren jetzt alle in der Infanterielinie, etwa 700 m am Werk. Zwischen ihnen und dem Werk liegt eine Ebene, glatt wie ein Tisch. Ich ließ nun so feuern, daß immer ein Maschinengewehr nach dem andern schoß, das Feuer also nicht abbrach, sondern vielmehr das Werk dauernd und ergiebig bestrichen wurde.

Etwa um 4 Uhr rief mir Leutnant der Res. S . . . zu, daß eine weiße Flagge auf dem Fort sichtbar sei. Ich befahl: ‚Alles stoppen — Maschinengewehre bleiben feuerbereit liegen, ich selbst begebe mich zum Fort, Zug folgt‘. Ich ging unter Schwenken meines Taschentuches mit Leutnant S . . . an das Fort heran. Wir riefen nun beide wiederholt über den Graben zum Fort hinüber, ohne Antwort zu erhalten. Es zeigte sich niemand. Wir versuchten über die brennende und rauchende Brücke hinüberzugelangen, mußten aber wegen des starken Rauches umkehren. Als ich mich umsah, erblickte ich die beiden Gewehre in Marsch, noch 40 Schritt von mir entfernt. Ich befahl sie zu mir und brachte das Gewehr vom Unteroffizier d. R. S . . . am Graben neben der Brücke in Stellung. Inzwischen war es Leutnant S . . . gelungen, über die brennende Brücke zu kommen. Ich kletterte sofort nach, und wir beide liefen dann den Wall des Werkes hinauf.

Als ich den Kopf über den Wall steckte, sah ich alles leer und verlassen. Dicht vor mir stand ein geladenes Maschinengewehr. Auf der Straße nach der

Stadt zu sah ich einen russischen Soldaten laufen. Wir riefen diesem auf russisch ‚Freund‘ nach. Kaum hatten wir gerufen, da stürzten aus allen Toren bewaffnete Russen heraus. Ihnen riefen wir ebenfalls russisch ‚Freunde, guten Tag‘ zu und winkten sie zu uns heran. Mit den Soldaten kamen auch Offiziere. Wir begrüßten sie und fragten nach dem Kommandanten. Sie zeigten auf einen Oberstleutnant. Wir begrüßten auch diesen und forderten die Degen. Die Offiziere wollten sich nicht ergeben. Kurz entschlossen schnallte Leutnant S . . . einem dicken bebrillten Kapitän den Säbel ab und dann wir beide in aller Höflichkeit den anderen Offizieren. Wir nahmen die Degen an uns und drückten den Offizieren teilnahmsvoll die Hand. Bei diesem Vorgang umringten uns die russischen Soldaten und zogen mich hierbei am Ärmel und am Arm. Ich brachte nun ein Hoch auf S. M. den Deutschen Kaiser aus, in das ich die Besatzung einzustimmen aufforderte. Trotzdem die Russen bewaffnet waren und weit überlegen, riefen auch sie Hurra. Nun stürzten weitere Soldaten aus den einzelnen Teilen des Forts in den Hof.

Ich forderte die Offiziere auf, mit mir zu kommen. Als wir aber plötzlich heftiges russisches Schrapnellfeuer erhielten, wollten die Russen wieder in ihre Kasematten zurück, vor allem die Offiziere. Ich bewog sie aber nachdrücklich, sich auf die südliche Böschung des Walles zu begeben und hinzulegen. Ein Teil der Besatzung lief in das Werk zurück. Ich versuchte nun, die Offiziere über die Brücke zu bringen, erhielt jedoch sofort wieder heftiges Schrapnellfeuer und ließ daher die Offiziere sich abermals hinlegen. Unteroffizier S . . ., sonst Dr. phil., hatte mit großem Schneid und in richtiger Erkenntnis der Lage sein Gewehr



Maschinengewehrkompagnie rückt durch das Stranddorf Skatre nach Libau vor. Hofphotgr. Kühlewindt



Proviantkolonne auf dem Vormarsch nach Libau. Hofphotgr. Kühlewindt

über die brennende Brücke gebracht, und dort, wo ich den Wall erstieg, so in Stellung gebracht, daß er den oberen und rückwärtigen Teil des Walles bestreichen konnte. Er blieb auch trotz des Schrapnellfeuers auf dem Wall, was den Russen sehr imponierte.

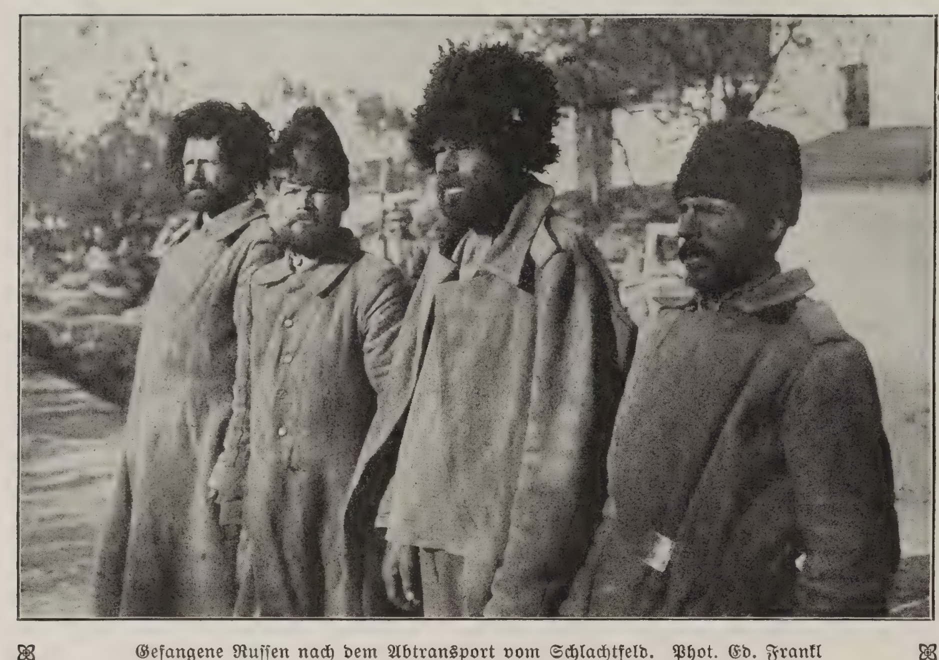
Auf Befragen gab der russische Kommandant an, daß die Artillerie der nördlichen Werke auf uns schösse. Ich forderte, daß er sofort diese Artillerie ihr Feuer einstellen lassen sollte, sonst würde Libau dem Erdboden gleich gemacht werden. Jeglicher Widerstand sei vergebens, da Flotte und Armee die Festung vollkommen eingeschlossen hielten und er viel Blutvergießen sich ersparen könnte, wenn er die sinnlose Gegenwehr unterließe. Ich forderte ihn auf, einen seiner Offiziere als Unterhändler abzusenden. Er wollte aber davon nichts wissen, sondern erkundigte sich nach unserer Stärke, die ich auf eine Division angab, und nach unseren großen Kanonen. Auch diese, versicherte ich ihm, wären zur Stelle. Um meiner Drohung Nachdruck zu geben, schickte ich Leutnant v. M. zu Seiner Exzellenz (alias Major v. L.) mit der Aufforderung, die Beschießung zu beginnen. Durch Vorlesen von Siegesnachrichten aus Galizien brachte ich den Kommandanten davon ab, mit seinen Offizieren allein zu beraten. Nach vielem Hin und Her war der Kommandant dann schließlich zur Absendung des Parlamentärs bereit. Ich machte dem Offizier eine weiße Flagge zurecht und entließ ihn auf parole d'honneur. Vorher mußte ich noch versichern, daß der Kommandant unter den gegenwärtigen Umständen nicht anders hätte handeln können und wie ein Held gekämpft hätte. Der Parlamentär ging los.

Dem Major von L. führte ich die Offiziere vor und überreichte ihm den Degen des Kommandanten. Er gab ihn mir aber zurück. Ich berichtete kurz, was sich zugetragen hatte, und begab mich dann wieder nach vorn. Zum Abschied leerte ich noch mit den fünf gefangenen russischen Offizieren eine Flasche Rotwein und tröstete sie so gut es sich in dieser Situation machen ließ.

Der Parlamentär war wirklich zurückgekommen, hatte die Artillerie zum Schweigen gebracht und Leutnant S. persönlich zur Unterhandlung abgeholt. Dieser ging durch die Stadt, traf den Bürgermeister-Stellvertreter, übernahm von diesem die Stadt und begab sich dann über den Hafen in die nördlichen Werke. Die Russen gaben die Stadt bis zum Hafen daraufhin frei, machten Waffenstillstand bis 10 Uhr 30 und baten sich aus, nach dieser Bedenkzeit erneut zu verhandeln. — Unsere von Osten und Norden anmarschierenden Truppen waren noch nicht herangekommen, deshalb glaubten die Russen nicht an die Umzingelung der Stadt. Wir marschierten nun, nachdem die Pioniere einen Übergang, auf dem man einzelne Pferde hinüberführen konnte, über den Graben hergestellt hatten, durch die Stadt und besetzten sie bis zum Hafen. Es war nachts 12 Uhr. Der Oberbürgermeister erschien mit der Amtskette. Ich führte ihn zum Major. Er übergab die Schlüssel der Stadt und auf dem Rathaus nachher die Stadtverwaltung."

Von besonderer Bedeutung war selbstverständlich der Besitz des großen Ostseehafens für unsere Flotte, die damit einen neuen Stützpunkt gewann. Aber auch wirtschaftlich kam uns die Einnahme Libaus sehr zu statten. In den Speichern fanden sich ansehnliche Massen von Waren aller Art, die wir trotz der Störungsversuche durch die russische Marine bald nach deutschen Häfen befördern konnten. Überraschend war der Fund von Schanz- und Werkzeugen, ausreichend für eine ganze Armee. Auch die Fabrik, in der diese guten Dinge hergestellt wurden, setzten wir sofort wieder in Betrieb; sie fertigt jetzt fleißig für uns Ketten, Beschläge und Stacheldraht; ebenso wurden eine Gerberei und eine Sattlerei wieder in Gang gebracht. Die deutsche Organisation konnte hier neue Triumphe feiern. Unsere Feldgrauen und unsere Flottenmannschaft richteten sich in der schönen Stadt schnell wohnlich ein. Der russische Teil der Bevölkerung, zumal die Beamten, war meist geflohen; die lettische Bevölkerung mußte scharf im Zaume gehalten werden, fügte sich aber schließlich willig; mit den Deutschen in Libau bahnte sich sofort das beste Einverständnis an. Wir waren ihnen die Befreier von russischer Willkür, die zumal in der letzten Zeit vor der Besetzung einen sich stetig steigenden Druck ausgeübt hatte.

Die weiteren Kämpfe in Kurland, die sich zunächst hauptsächlich an der Dubissalinie abspielten, werden später, in anderem Zusammenhang, erörtert werden. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß sie für uns den Vorteil boten, stärkere feindliche Kräfte auf dieses Kampfgebiet zu ziehen und dort zu fesseln — Kräfte, welche die russische Heeresleitung sehr bald an anderen Teilen ihrer Front schmerzlich entbehren mußte.



Gefangene Russen nach dem Abtransport vom Schlachtfeld. Phot. Ed. Frankl 

Zweiter Abschnitt

Der Durchbruch in Galizien und der Abschluß der Karpathenkämpfe. Der Brückenkopf von Radymno. Russische Gegenoffensive; Kämpfe um Sieniawa. Die Eroberung von Przemysl.

Der Mai brachte — außer vielen kleineren — fünf große, folgenschwere Ereignisse: den gewaltigen Durchbruch von Gorlice, der zur Befreiung Galiziens von der Russenherrschaft führte und im weiteren Verlauf den Zusammenbruch der russischen Heere einleitete; die gewaltigen Kämpfe an der Westfront, die sich unter der Bezeichnung der Schlacht von Arras zusammenfassen lassen und wieder einmal die eiserne Festigkeit unserer Linie in Nordfrankreich erwiesen; den treulosen Übergang Italiens in das feindliche Lager, den Beginn feindlicher Landungen an den Dardanellen und endlich den Lusitania-Fall, dessen geflissentliche Ausbeutung durch die Politik Nordamerikas ganz neue Lichter auf den Begriff der Neutralität spielen ließ, so wie man diese in Washington aufzufassen beliebte.

Wir müssen zuerst den glänzenden Erfolg der deutschen und der österreichisch-ungarischen Waffen in Galizien in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, eine der herrlichsten und reichsten Taten des ganzen Krieges.

Vergegenwärtigen wir uns aber vorher noch einmal die allgemeine Lage an der Ostfront, wie sie sich etwa bis Mitte April entwickelt hatte. Im Norden hatte Meister Hindenburg die russische Übermacht gründlich abgefertigt, sicherte mit den Armeen v. Below und v. Eichhorn die preußische Grenze mit fester Hand und bereitete den Einfall in Kurland vor. Nördlich des Narew stand, ebenfalls unter Hindenburgs Oberleitung, die Armeegruppe v. Gallwitz auf der Wacht; auch am



Die selben Russen nach der Behandlung in der Entlausungsanstalt. Phot. Ed. Frankl

Westufer der Weichsel umspannte die Armee Mackensen die westlich Warschau vorgeschobenen russischen Stellungen; südlicher schlossen sich österreichisch-ungarische Truppen und schlesische Landwehren unter Generaloberst v. Woyrsch an.

In Galizien und der Bukowina waren bedeutende Fortschritte gemacht worden. General v. Pflanzer-Baltin hatte fast die ganze Bukowina zurückgewonnen, Czernowitz besetzt und behauptete sich auch standhaft gegen neue russische Vorstöße. In den Karpathen waren in schweren Kämpfen alle wichtigen Pässe zurückerobert worden, mit Ausnahme des Duklapasses, gegen den sich noch einmal, nach dem Fall von Przemysl, mit Wucht vorgetriebene Angriffe gerichtet hatten, ohne Erfolg erringen zu können. Seit der Osterschlacht umklammerten österreichisch-ungarische und deutsche Heeresteile die russischen Stellungen in Westgalizien und den Karpathen. Es trat eine mehrwöchige Pause verhältnismäßiger Ruhe ein.

Damals standen:

Truppenverteilung an den Karpathen

In Westgalizien, am unteren Dunajec, an der mittleren Biala und westlich der von Gorlice zum Karpathenübergang von Konieczna führenden Straße die 4. Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand;

südlich der Dukla-Senke, östlich der über den Lußkower Paß führenden Eisenbahn die 3. Armee des Generals der Infanterie Boroevic;

östlich anschließend in der Gegend des Uszokerpasses die 2. Armee des Generals der Kavallerie v. Böhm-Ermolli; dabei das deutsche Beskidenkorps unter General v. d. Marwitz;

Auf dem Uzsokerpaß die deutsche Südarmee unter dem General der Infanterie v. Linsingen; in ihrem Verband die Armeegruppe des tapferen Generals Szurmay.

Den rechten Flügel endlich bildete die Armee des Generals der Infanterie Freiherrn v. Pflanzer-Baltin.

Der Oberbefehl lag nach wie vor in den bewährten Händen des Erzherzogs Friedrich.

In der zweiten Hälfte des April entschlossen sich die Verbündeten zu einer neuen groß angelegten Offensive auf der Ostfront. Politische Gründe wiesen im Verein mit wirtschaftlichen und militärischen Gründen auf Galizien für die Einleitung dieser Offensive hin. Die reichen Bodenschätze des Landes, zumal auch des Petroleumgebiets, sprachen für diese Wahl; dafür sprach die Überzeugung, daß die russischen, in Galizien bisher eingesetzten Kräfte durch die großen Karpathenkämpfe nicht nur zahlmäßig stark gelitten hatten, daß sie auch in ihrem inneren Halt einigermaßen erschüttert waren. Offiziersersatz war im Heere des Zaren immer schwieriger geworden; Munitionsmangel schien sich fühlbar zu machen; die nordamerikanische und japanische Zufuhr hatte sich anscheinend noch nicht recht entwickeln lassen, die Lieferung der eigenen Fabriken stockte.

Die Urheber des Planes für den Durchbruch zwischen Karpathen u. mittlerem Dunajec

Man entschloß sich zu einem Durchbruch zwischen dem Karpathenkamm und dem mittleren Dunajec.

Wer der Vater des genialen Entschlusses ist, ist zur Zeit selbstverständlich nicht mit Sicherheit festzustellen. Fast scheint es, als ob der Gedanke aus gemeinsamen Beratungen zwischen den beiden Generalstabschefs v. Falkenhayn und Conrad v. Hötzendorf hervorgegangen ist; wie denn auch die Durchführung ein glänzendes Zeugnis treuer Gemeinsamkeit zwischen den Verbündeten wurde. Eine schöne, siegesfrohe Gemeinsamkeit, die sich in kampfreichen Monaten, in immer richtigem Verstehen der beiderseitigen Eigenheiten mehr und mehr vertieft hatte.

Es soll selbstverständlich die hohen Verdienste, die General Conrad v. Hötzendorf am Werden und Gelingen des Durchbruchsplanes gebühren, nicht verkleinern, wenn wir hier dem Telegramm Platz geben, mit dem Kaiser Wilhelm am 12. Mai dem General v. Falkenhayn den Hohen Orden vom Schwarzen Adler verlieh:

Mit scharfem, klarem Blick und in richtiger Erwägung der Lage haben Sie die Stelle erkannt, an der das russische Heer am verwundbarsten war und Mir die daraus zu folgernden Vorschläge zur Herbeiführung eines großen Erfolges gemacht. Der jetzige herrliche Sieg gibt Mir wiederum Gelegenheit, Ihnen Meinen und des ganzen Vaterlandes Dank auszusprechen für Ihre hingebende Arbeit, die Sie in stiller und selbstloser Art in Meinen und des Vaterlandes Dienst stellen. Unter denen, die es dem deutschen Heere ermöglicht haben, einer Welt von Feinden die Stirn zu bieten und große Erfolge über sie zu erringen, stehen Sie als Chef des Generalstabs des Feldheeres mit in erster Linie. — Als Zeichen Meiner Dankbarkeit verleihe ich Ihnen Meinen Hohen Orden vom Schwarzen Adler. Wilhelm I. R.

Und es darf hinzugefügt werden, daß am gleichen Tage, an dem Kaiser Wilhelm auch den Feldmarschall Erzherzog Friedrich um Anlegung des Ordens Pour le mérite bat und dem General Conrad v. Hötzendorf denselben Orden verlieh, Kaiser Franz Joseph an den Obersten Kriegsherrn der deutschen Heere aus Wien telegraphierte:

Überaus dankbar für Deine sehr freundliche Mitteilung, daß Du Erzherzog Friedrich und General Conrad v. Hötzendorf die hohe Auszeichnung verliehen hast,



Erzherzog Joseph Ferdinand [illegible]

versichere Ich Dich Meines Wunsches, dem Chef Deines Generalstabes, v. Falkenhayn, der in klarer Erkenntnis der Lage initiativ die Verschiebung namhafter Teile Deines tapferen Heeres nach Galizien angebahnt und durchgeführt hat, Meine dankbare Anerkennung seines treu waffenbrüderlichen Sinnes zu bekunden. Dein gnädiges Einverständnis hoffend, verleihe Ich ihm das Großkreuz Meines St. Stephansordens, und seinem bewährten Mitarbeiter, dem Chef der Operationsabteilung, Oberst Tappen, das Militärverdienstkreuz 2. Klasse mit Kriegsdekoration. Gottes Segen ruhe auf unseren engverbündeten Heeren! In treuer Freundschaft
Franz Joseph.

✠ ✠ ✠

Durchbruch und Umfassung

Der „Durchbruch" stand eigentlich in beiden Armeen nicht in besonderem Ansehen. Zumal in der deutschen war man auf die „Umfassung", wie sie Moltke bevorzugt, wie sie sein geistreicher Nachfolger Graf Schlieffen theoretisch stets als fast einziges Mittel zum Siege verfochten hatte, wie Hindenburg zumal bei Tannenberg sie so glänzend zur Tat hatte werden lassen, gleichsam eingeschworen. Die Erfahrung hatte aber inzwischen gelehrt, daß es strategische und taktische Lagen gab, in denen die Umfassung unmöglich wurde und der Durchbruch das einzige Mittel des Erfolges blieb. Schier endlosen Fronten, die sich auf dem einen Flügel an das Meer, auf dem anderen an einen neutralen Staat anlehnten, wie im Westen und wie ähnlich auch im Osten, konnte man nur mit dem Durchbruch beikommen.

Es durfte aber nicht nur ein taktischer Durchbruch in schmaler Ausdehnung sein: selbst im Fall des ersten Gelingens drohte den durchgestoßenen Truppen stets die Gefahr, auf beiden Seiten scharf angefaßt und in die Enge getrieben zu werden. Nur ein Durchbrechen in breiter Front, mit tiefgestaffelten Reserven, konnte Erfolg versprechen und das taktisch Erreichte zur strategischen Ausreife gelangen lassen. Glückte der Durchbruch, wuchs er sich operativ aus, so ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß auch die ganze russische Karpathenfront, in Flanke und Rücken bedroht, ins Wanken kommen würde.

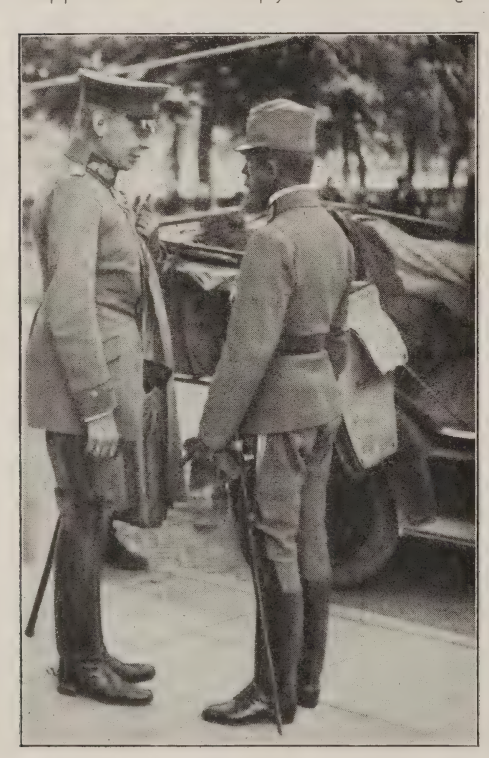
Auch darüber war man sich klar, daß dem Durchbruch umfassende, sorgfältigste Vorbereitungen vorausgehen mußten. Ohne Zweifel zog man aus den Joffreschen Durchbruchsversuchen an der Westfront im positiven und negativen Sinne gute Lehren. Man wußte, daß dem Durchbruch eine gründliche, sehr gründliche Artillerievorbereitung vorangehen mußte, zu der man sich stark genug fühlte; das Joffresche Trommelfeuer in der Winterschlacht in der Champagne und seine Wirkung waren gewiß in Erinnerung. Darüber hinaus aber gewann man in der Überraschung wieder einen Siegesfaktor von großer Bedeutung.

Und noch etwas weiteres: über den Plan des Durchbruchs am Dunajec gingen die großen strategischen Gesichtspunkte, die das ganze Operationsgebiet im Osten umfaßten, nicht verloren. Gleichzeitig wurde, wie schon geschildert, durch den Vorstoß gegen Kurland das spätere scharfe Anfassen des rechten Flügels der russischen Gesamtstellung angebahnt: als die Geschütze am Dunajec zu donnern begannen, stand General v. Lauensteins Reiterei schon unfern Mitau, am 8. Mai wurde Libau besetzt. Gleichzeitig wurde aber auch bereits eine neue Armee zwischen der des Generalobersten v. Eichhorn und der Armeegruppe v. Gallwitz gebildet: die Armee des Generals der Artillerie v. Scholtz; auch der Gruppe Woyrsch wurden erhebliche Verstärkungen zugeführt. —

Ende April vollzogen sich, in aller Stille, die umfassenden Truppentransporte, die für die Armee des Generalobersten v. Mackensen in Galizien bestimmt waren. Ihm hatte das Vertrauen des Kriegsherrn und der Obersten Heeresleitung die Lösung der großen Aufgabe übergeben, mit deren Gelingen sein Name für alle Zeiten verbunden sein wird. Während die Führung seiner bisherigen Armee vor Warschau der Feldmarschall Prinz Leopold von Bayern übernahm, wurde seine neue Armee im Raume südlich Tarnow versammelt: fünf deutsche und ein österreichisch-ungarisches Armeekorps. Ihre Spitzen schoben sich somit zwischen die österreichisch-ungarische Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand und die österreichisch-ungarische Armee des Generals Boroevic.

v. Mackensen; Oberst v. Seeckt

Eine gewaltige Arbeitslast lag in diesen Tagen der Vorbereitung auf den Schultern Mackensens, seines neuen vortrefflichen Generalstabschefs, des Obersten v. Seeckt, und des ganzen neugebildeten Generalstabs. Mit größter Umsicht und eiserner Tatkraft wurden alle Einzelheiten geregelt, nicht nur für den Kampf selbst, ebenso für die Bereitstellung des Ersatzes, die Heranführung der gewaltigen Munitionstransporte, für die Verpflegung, für den Verwundeten- und Krankendienst. Ludwig Ganghofer, der in jenen Tagen an die westgalizische Front fahren durfte, gab ein lebendiges, farbenreiches Bild von dem Leben und Treiben auf den schier überfüllten Anmarschstraßen: wie sie besetzt waren von langen Proviantkolonnen, mit den kleinen Wagen, die die ärmlichen galizischen Pferdchen, klapperdürr und ausschauend wie Katzen, unverdrossen durch den Staub ziehen; von den schreienden Kutschern und scheuenden Gäulen; von den im Anmarsch befindlichen Reserven; von dem Gewimmel der Feldgrauen in den Dörfern und den seitlich aufgefahrenen Kolonnenzügen; von dampfenden Feldküchen und rastenden Soldaten am Wege. Und er betont, wie in all dem ruhelosen Gewühl immer noch Ordnung herrscht, wie rasch sich eine scheinbar unlösliche Verwirrung, die die Straße verstopfen will, immer wieder löst. Deutsche Voraussicht und deutsche Ordnung regierten. Die schlechten Wege wurden aufgebessert, wo die bespannten Kolonnen die Munition nicht vorwärtsbringen konnten, standen Tragtiere bereit. Und hoch in den Lüften, unter der strahlenden Sonne, die jene Frühlingstage verheißungsvoll auszeichnete, kreuzten unermüdlich die aufklärenden Flieger. —



Erzherzog Josef Ferdinand von Österreich im Gespräch mit Oberst von Seeckt, dem Generalstabschef der Armee Mackensen. Phot. Berliner Illustrat.-Ges.

So fehlte es denn schließlich an nichts: nicht an kampferprobten Männern, nicht an überlegener Artillerie mit schier



Generaloberst von Mackensen am Kartentisch. Phot. Steinborn

unerschöpflichen Munitionsvorräten, nicht an reichlicher Verpflegung. Es war alles vorgesehen, nichts war übersehen oder vergessen worden. Mackensen konnte beruhigt — soweit ein Feldherr die starke Seele überhaupt vor solcher Entscheidung zur Ruhe zwingen kann — seine letzten Befehle ausgeben. Bezeichnend aber für den Menschen Mackensen sind die Zeilen, die er, nachdem er die letzte Unterschrift geleistet, an seine Gattin schrieb: „Wieviel Todesurteile enthält mein Befehl zum Angriff! Dieser Gedanke ist es, der mich vor jedem Gefecht bedrückt! Aber ich handle auf Befehl, im Zwange unabänderlicher Notwendigkeit. Wie mancher von den kräftigen frischen Jünglingen, die gestern und heute an mir nach der Front hin vorübermarschierten, wird in wenigen Tagen auf dem Schlachtfelde liegen, zur letzten Ruhe gebettet oder in das Lazarett gebracht werden. Manches von den leuchtenden Augenpaaren, in das ich schauen konnte, wird bald gebrochen sein, mancher Mund, der mit unseren herrlichen Soldatenliedern auf den Lippen fröhlich an meinem

Fenster vorbeimarschierte, wird verstummen. Das ist die Kehrseite der Führerstellung . . . ."

In einer Ausdehnung von etwa 35 km war der Durchbruch geplant: etwa in der Linie Gromnik—Gorlice—Malastow sollte die eigentliche Stoßgruppe Mackensens stürmen, während die nördlich anschließende österreichisch-ungarische Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand den Dunajec-Übergang im Raume von Tarnow zu erzwingen hatte.

Radko Dimitriew

In außerordentlich starken Stellungen standen die Russen unter dem Oberbefehl des schon mehrfach genannten, ehemaligen bulgarischen Generals, jetzigen russischen Fürsten Radko Dimitriew der Stoßgruppe gegenüber. Nach allen Regeln der Feldbefestigungskunst in langen Wochen sorgsamst ausgebaut, türmten sie sich stockwerkartig auf steilen Bergkuppen und deren Hängen; die Gegend zeigt ungefähr den Charakter der Thüringer Hörselberge. Meist flankierten sie sich gegenseitig. Ausgedehnte Drahthindernisse sollten die Gräben, deren an einzelnen Stellen sieben hintereinander gezählt wurden, schützen.

1. Mai 1915 Artilleristische Vorbereitung des Durchbruchs

Der 1. Mai kam heran. Am Nachmittag begann unsere Artillerie sich einzuschießen; in der Nacht feuerte sie langsam weiter. Die zum Sturm bestimmten Truppen, die sich schon in den letzten Nächten näher an den Feind herangearbeitet hatten, schoben sich noch weiter, bis zur Sturmstellung vor. In den Feuerpausen, die die Artillerie einschaltete, zerschnitten die Pioniere, todesmutig und unermüdlich wie immer, Teile der feindlichen Drahtverhaue.

Mit dem Glockenschlag 6 Uhr des 2. Mai setzte plötzlich ein Höllenfeuer aus hundert und aberhundert Geschützen ein. Vier Stunden lang währte das furchtbare Konzert, bei dem alle Kaliber von der leichten Feldkanone bis zum schwersten



Die von den deutschen Truppen erstürmte russische Stellung an der Mauer des Friedhofs von Gorlice.
Aufnahme von R. Sennecke



Karte zum Durchbruch von Tarnow-Gorlice

Mörser mittaten. Es wirkte verheerend, vernichtend; es zerriß die Verhaue, es kämmte die Gräben ab, es zerschmetterte die stärksten Unterstände. Granattrichter neben Granattrichter lag in den zerwühlten feindlichen Stellungen.

Und wieder mit dem Glockenschlag 10 Uhr schwiegen die eisernen Mäuler. Im gleichen Augenblick erhoben sich unsere Sturmschwärme und -kolonnen, stürmten unaufhaltsam vorwärts mit donnerndem Hurra unter lautem Trommelwirbel.

Infanteristischer Angriff

Schulter an Schulter mit den Bundesgenossen griffen bayrische Regimenter den festungsartigen Zemczykoberg an und nahmen ihn in wütendem, atemerschöpfendem Anlauf; Schlesier stürmten die Höhen von Sekowa und Sokol; junge Regimenter eines Reservekorps entrissen dem Gegner den zäh verteidigten Friedhof von Gorlice und den Eisenbahndamm von Kamieniza; galizische Bataillone eroberten in heißem Kampf die steilen Hänge des Puszkiberges, Ungarn, tapfer wie immer, die Wiatrowkahöhen. Preußische Garden endlich warfen den Feind östlich der Biala und stürmten bei Staszkowka die sieben hintereinander liegenden russischen Schützengräben.

Als am Abend des 2. Mai die Sonne sank, während hinter Gorlice die Hunderte von Metern hohen Flammen- und Rauchsäulen einer starken, in Brand geratenen Petroleumquelle zum Himmel stiegen, ließ sich der Erfolg bereits einiger-

maßen übersehen. Der Widerstand der Russen war sehr ungleichmäßig gewesen. Vielfach war der Gegner durch das vorangegangene Artilleriefeuer derart erschüttert, daß er kopflos die Flucht ergriff, auch die zweite und dritte Linie seiner Stellungen kaum noch zu verteidigen versuchte. An anderen Stellen aber hatte er wacker widerstanden und mußte von Graben zu Graben getrieben werden. Geworfen war er schließlich überall. Mindestens 20000 Gefangene, mehrere Dutzend Geschütze, 50 Maschinengewehre, ein ungeheures Kriegsgerät aller Art blieben in den Händen der Sieger. Denn Sieger waren sie, als Sieger fühlten sie sich: auf etwa 16 km Ausdehnung waren die feindlichen Linien in einer Tiefe von durchschnittlich 4 km gründlich durchstoßen. Und doch war erst des großen Werkes erster Teil getan. Der taktische Kampferfolg mußte — wie ich schon bemerkte — zur strategischen Reife gefördert werden.

Am 3. Mai ging es daher weiter vorwärts. Die zweite starke russische Stellung wurde von der Mackensenschen Stoßgruppe genommen, wobei die preußische Garde sich wiederum durch den Sturm auf die Höhen von Lipie auszeichnete, das Reservekorps den Wilczakberg westlich Biecz und diesen Ort selbst nahm, nachdem es den Versuch eines feindlichen Vorstoßes in seine rechte Flanke im Keime erstickt hatte.

Auch die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand war am 2. und 3. Mai wacker vorwärts gekommen. Schon in der Nacht zum 2. hatte die Gruppe des Feldmarschalleutnants v. Stöger-Steiner bei Otfinow den unteren Dunajec überschifft und sich auf dem rechten Ufer festgesetzt. Am 3. Mai stürmten die bewährten Tiroler die sehr starken Stellungen zwischen Biala und Dunajec, die Höhen 419—402 und den Dobrotynrücken und drängten die Russen in eine weitere Stellung zurück. Der 4. Mai brachte nur noch schwächere Nachhutkämpfe.

Am Abend des 4. war, so schreibt der Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung, der taktische Durchbruch vollendet. Trotz des Einsatzes namhafter Reserven und trotz aller vorbereiteten zweiten, dritten und vierten Linien war der Feind geschlagen und im vollen Rückzug über die Wisloka. Wie der offizielle russische Bericht selbst zugibt, war die Truppe vor allem durch die außerordentliche Wirkung der schweren Artillerie vollkommen erschüttert. Auch kam von der Armee Boroevic schon am frühen Morgen die Kunde, daß der vor ihm gewesene Feind in der Nacht vom 4. zum 5. Mai den Abmarsch nach Norden angetreten habe, daß er sich nahezu vor der ganzen Front im eiligen, teilweise fluchtartigen Rückzuge befände. Die österreichische Armee folgte dem Feinde auf dem Fuße.

5. Mai 1915 General v. Emmich an der Jasiolka

Wir müssen hier einschaltend etwas ausführlicher einer schönen Tat des Generals v. Emmich gedenken, den ein allzufrüher Tod dem deutschen Heere entriß. Dem Helden von Lüttich hatte Mackensen seinen rechten Flügel anvertraut. Er hatte am 5. die Wisloka erreicht, die Brücke von Zmigrod dank dem eiligen russischen Rückzug noch unversehrt gefunden. Da erhielt er die Nachricht von dem Wanken der russischen Karpathenfront, von dem Rückzug der Russen auf Dukla und daß General v. Boroevic schon zur Verfolgung angesetzt hatte. Seine Feldgrauen waren von den schweren Märschen und Kämpfen der letzten Tage gewiß erschöpft. Er aber zögerte keinen Augenblick. Ohne Befehle abzuwarten,



Nach der Erstürmung von Gorlice: Sammeln der Truppen zum weiteren Vormarsch gegen den fliehenden Feind. Phot. R. Sennecke

aus eigenster Initiative setzte er seine Truppen sofort wieder in Bewegung und erreichte wirklich durch einen Gewaltmarsch noch am Abend desselben Tages die Jasiolka nördlich Dukla, so daß seine Kanonen am Abend dieses Tages die Stadt Dukla und die von dem gleichnamigen vielgenannten Passe heranführende Gebirgsstraße unter Feuer nahmen. Während Hannoveraner und Bayern die Wacht gegen die Karpathen hielten, damit aus ihnen nichts nach Norden entschlüpfte, stand im Rücken der deutschen Truppen noch schanzender Feind. Im übrigen rückten Mitte und linker Flügel der Armee Mackensen an diesem Tage, gegen feindliche Nachhuten kämpfend, an die Wisloka heran. Am 6. Mai vollzog die Masse der Armee den Übergang über den Fluß. Der Feind versuchte preußischen Garderegimentern die östlichen Uferhöhen streitig zu machen. Er wurde angegriffen und ließ 15 Feldkanonen sowie 2 schwere Geschütze in der Hand des Siegers. Die Gardetruppen hatten bis dahin allein 12000 Gefangene gemacht, 3 Geschütze und 45 Maschinengewehre erbeutet. In engster Zusammenarbeit mit Mackensen überschritt auch die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand am 6. Mai mit ihrem rechten Flügel die Wisloka. Die 10. österreichische Division, die sich unter Führung ihres Kommandeurs, des Generals v. Mecenseffy, während der sämtlichen bisherigen Kämpfe ganz besonders ausgezeichnet hatte, setzte sich am 7. Mai nach erbittertem Straßenkampf in todesmutigem Sturm in den Besitz der Stadt Brzostek, die die Russen hartnäckig verteidigt hatten. Mitte und linker Flügel der österreichischen Armee warfen den Feind aus verschiedenen zäh verteidigten Nachhutstellungen und setzten den Vormarsch fort. Die erzherzogliche Armee hatte bis zum Abend dieses Tages 16000 Gefangene gemacht, 6 Geschütze und 31 Maschinengewehre erbeutet.

Auf die Gefahr hin, daß die eine oder andere Großtat jener für uns und unseren Verbündeten gleich ruhmvollen Tage wiederholt geschildert wird, möchte ich hier die klare Darstellung des österreichisch-ungarischen Berichts über die Verfolgungskämpfe, zumal in den Karpathen, einschalten, die zwingend beweist, mit welcher Wucht und Kraft der Vormarsch der Verbündeten wirkte.

Das rasche Vordringen von Westen her, heißt es in diesem Bericht, machte die Stellung der gegenüber der Armee am Südhang der Dukla-Senke festgesetzten Russen unhaltbar. In der Nacht zum 5. Mai traten sie eilig den Rückzug an, zu dessen Deckung sich die Gruppe bei Mezölaborcz gegenüber dem rechten Flügel der Armee aufopfern mußte.

Eine Kolonne, die über den Duklapaß zu entwischen hoffte, stieß am 6. bei Dukla auf den rechten Flügel der Armee Mackensen. In den Kampf griff plötzlich am Abend von Süden das Korps ein, das auf den Gefechtslärm von seinem Marschziel Tylawa sofort aufgebrochen war und zeitgerecht im Verein mit der Kavallerie des Generalmajors Berndt, die dem linken Flügel der Armee voraus eilte, auf dem Kampfplatz erschien, um die Vernichtung des Feindes zu besiegeln. Die gesamte Artillerie, 16 Feldgeschütze und 5 schwere Haubitzen, fiel den Siegern in die Hände, die einen General, viele Offiziere und zahlreiche Leute gefangen nahmen. Die Reste des Feindes entkamen in Auflösung, indem sie sich seitwärts in die Wälder verloren.



Deutsche schwere Artillerie beim Durchbruch in Galizien
(Im Hintergrunde das Schlachtfeld von Gorlice)
Zeichnung von Prof. Anton Hoffmann

Die Mitte der Armee (Boroevic), die sofort die Verfolgung des Feindes eingeleitet hatte, stieß an der ungarischen Grenze zwischen der Lupkower Eisenbahn und der von Süden nach Rymanow führenden Straße am 7. Mai auf hartnäckigen Widerstand. Erst als in der Nacht die Hauptstützpunkte erstürmt wurden, wich der Feind zurück, der nun auch seine Stellungen gegenüber dem Beskidenkorps bei Mezölaborcz, durch große Verluste schwer erschüttert, aufgeben mußte. Die nächste Folge dieses Sieges war der Rückzug der Russen auch aus dem Abschnitt Lupkower- und Uzsokerpaß. Er wurde durch den Angriff des linken Flügels der Armee Böhm-Ermolli beschleunigt, der nach langwierigem Vorarbeiten mit Sappen am Abend des 7. bis in die Stellungen zwischen Lupkow und Wolamichowa eingedrungen war.

General v. Boroevic, General v. Böhm-Ermolli, das deutsche Beskidenkorps im Vormarsch

Die Vorgänge in den Karpathen schlossen eine bleibende Festsetzung der aus Westgalizien zurückgetriebenen Russen an dem sonst so günstigen Abschnitt der Wisloka aus. Es kam am 6. nur zu Nachhutkämpfen bei Jaslo; am 7. abends wurde von der Honvedtruppendivision Krosno genommen und damit auch schon ein Übergang über den nächsten Abschnitt, den Wislok, gewonnen, von dessen westlichen Begleitungshöhen die Russen im Laufe des 6. vom Nordflügel der Armee Mackensen geworfen wurden. Nördlich anschließend hatte ein Korps der Armee nach langem blutigen Ringen die im Raume um Brzostek angesammelten russischen Massen, Teile von 6 Infanterietruppendivisionen, geschlagen, ein anderes Korps erkämpfte Pilzno.

Der am 7. abends an und zum Teil schon über den oberen Wislok vorgedrungene Teil der Armee Mackensen brachte den Nordflügel der Russen, der an diesem Tage noch an der mittleren Wisloka und bei Dabrowa kämpfte, sowie die gegen den San-Abschnitt Sanok-Lisko zurückflutenden Kolonnen der russischen Karpathenarmee in eine bedenkliche Lage. Kein Wunder, daß die russische Heeresleitung einerseits alle erlangbaren Reserven zusammenraffte, um dem weiteren Vordringen des Stoßkeiles Schranken zu setzen und ihn durch vehemente Gegenstöße an der Absendung von Truppen in die Flanke des Nordflügels zu hindern, anderseits, daß die zurückweichenden russischen Korps die Gunst des Geländes ausnützten, um das Vordringen der Verfolger möglichst zu verzögern. —

Wir kehren nun zum Berichte der deutschen Heeresleitung zurück.

Als am 6. Mai die Armee Mackensen die Wisloka überschritten und die erzherzogliche Armee nach der Einnahme von Tarnow den Feind zur Räumung der ganzen Dunajeclinie bis zur Weichselmündung gezwungen hatte, konnte die Durchbruchsschlacht von Gorlice—Tarnow als beendet angesehen werden. Auf einer Frontbreite von 160 km war der Feind im Rückzuge; die durchbrochenen Stellungen der Russen lagen schon 30 km hinter dem Sieger, der auf der ganzen Linie die Verfolgung aufgenommen hatte. Diese zeitigte auf der weiteren Front die schönsten Früchte.

6. Mai 1915 Mackensen überschreitet die Wisloka

Am 6. Mai nachmittags stellte das im Anschluß an den rechten Flügel Mackensens vorgehende österreichische Korps in dem Karpathendorfe Tyalwa die russische 48. Division, machte dabei einen General, einen Obersten und gegen 3000 Mann zu Gefangenen und nahm dieser Division 16 Feldkanonen, 6 ganz neue Feldhaubitzen, zahlreiche Munitionswagen und Kriegsgerät aller Art ab.

Am 7. Mai erschienen die Reste dieser Division auf der Höhe von Hyrowa-Gora vor den Truppen des Generals v. Emmich. Von einem deutschen Parlamentär aufgefordert, sich zu ergeben, erklärte der Divisionskommandeur, dies könne er nicht tun, legte sein Kommando nieder und verschwand mit seinem Stabe in den Wäldern. 3500 Mann ergaben sich hierauf dem Korps Emmich. Nach viertägigem Umherirren in den Karpathen ergab sich General der Infanterie Korniloff am 12. Mai samt seinem ganzen Stabe einem österreichischen Truppenteile.

Am 8. Mai hatte die österreichische Armee Boroevic bereits 12000 Gefangene in ihren Händen. General v. Emmich konnte an diesem Tage 4500 melden. Eine schwache ungarische Eskadron hatte schon am 6. Mai, unterstützt von einer deutschen Radfahrerabteilung, drei russische Eskadrons aus Krosno hinausgeworfen und damit den ersten Wislokübergang (nicht zu verwechseln mit der Wisloka) in die Hand genommen. In der Stadt wurde viel Sanitätsmaterial und Verpflegung erbeutet. In engster Zusammenarbeit mit deutschen Truppen wurden dem Feinde am 8. Mai auch die das Ostufer beherrschenden Höhen entrissen.

Die Garde fand auf ihrem Vormarsch zum Wislok 9 russische Geschütze und 21 Munitionswagen, die der Feind auf seiner eiligen Flucht stehen gelassen hatte. Die Besatzung von Odrzykon, die der Garde den Übergang über den Fluß streitig machen sollte, ergab sich. Die Zahl der Gefangenen betrug am 8. Mai 3000. Am nächsten Tage ergaben sich einem Garderegiment, das bei Tropie überraschend einer feindlichen Nachhut in den Rücken gekommen war, 12 Offiziere, 3000 Mann und 6 Geschütze. Zu dieser Tagesbeute traten an anderer Stelle 2000 weitere Gefangene, 8 Maschinengewehre, 1 Geschütz und mehrere gefüllte Patronenwagen. Bei der Armee des Erzherzogs stieg die Gefangenenzahl bis zum 9. Mai abends auf 20000 Mann.

8.—10. Mai 1915 Das 4. Garde-Reg. z. F. am Wislok und bei Strzyzow

Über einige hübsche Episoden aus diesen glänzenden Kämpfen wurde berichtet:

In den Verfolgungskämpfen nach der Durchbruchsschlacht bei Gorlice-Tarnow war das 4. Garde-Regiment z. F. bis an den Wislok vorgestoßen. Am 8. Mai wurde dieser Fluß von zwei Bataillonen überschritten und am folgenden Morgen die russische Stellung auf den Höhen östlich des Flusses im Sturm genommen. Trotz heftigster Gegenwehr auf den steilen, stark besetzten Höhen mußte der Gegner in östlicher Richtung zurückgehen und über 1000 Gefangene und 4 Maschinengewehre als Siegesbeute dem 4. Garde-Regiment zurücklassen.

Am Morgen des 10. Mai hatte das Regiment den Befehl, sich zum Angriff auf Strzyzow bereitzuhalten, während die Division über den Wislok ging. Den Auftrag zum Angriff selbst erhielt zunächst das Füsilier-Bataillon, dem das 2. Bataillon folgen sollte. Da der Feind in der vergangenen Nacht seine Stellung geräumt hatte, wurde Strzyzow vom Feinde frei gefunden und sofort besetzt. Nachdem sich das Bataillon bei der Kirche gesammelt hatte, ging eine Kompagnie bis zum östlichen Dorfrand vor, wo sie von dem Infanteriefeuer schwacher feindlicher Kräfte auf den Höhen südlich des Dorfes empfangen wurde. Gegen 12 Uhr mittags lag auch zeitweilig schwaches feindliches Artilleriefeuer auf dem Dorfe.

Unterdessen lag südlich von Strzyzow eine Garde-Brigade in hartem Kampf gegen starke russische Kräfte, gegen die sie nur langsam Raum gewinnen



Minenwerfer, wie sie in den Karpathenkämpfen benutzt worden sind

konnte. Der Bataillonsführer Major Graf St. konnte sich durch persönliche Aufklärung davon überzeugen, daß der Angriff der Brigade wesentlich zu erleichtern war, wenn dieser durch ein flankierendes Vorgehen aus Strzyzow heraus unterstützt würde. Er ließ deshalb die 9. und 12. Kompagnie gegen die Höhen südwestlich des Dorfes zum Angriff vorgehen, ohne daß es jedoch zum Eingriff in den Kampf der Brigade kam. Dieser war es inzwischen gelungen, ihren Angriff so erfolgreich vorzutragen, daß der Feind ins Wanken kam und bald in vollem Rückzug nach Osten auf Zaborow zurückflutete.

Wenn somit auch eine flankierende Unterstützung durch das Füsilier-Bataillon nicht mehr in Betracht kam, so gewann doch Major Graf St. die Überzeugung, daß der Rückzug der Russen für diese zu einer Katastrophe werden mußte, wenn es gelänge, dem Feind die Rückzugsstraße zu verlegen. Mit größter Beschleunigung trat deshalb das Bataillon den Vormarsch auf Zaborow an, der durch die allenthalben von den Russen an den Straßenbrücken vorgenommenen Sprengungen stark behindert wurde. Dies war auch der Grund, weshalb es der Maschinengewehrkompagnie nur notdürftig gelang, mit den Füsilieren Schritt zu halten. Bei diesem mühsamen Vordringen konnte sie einen schönen Erfolg gegen russische Artillerie erringen, deren Zurückgehen auf dem westlichen Ufer des Wislok beobachtet wurde. Ein Maschinengewehr wurde schleunigst in Stellung gebracht. In seinem vernichtenden Feuer blieben 3 Geschütze, 5 gefüllte Munitionswagen und 1 Protze auf der Rückzugsstraße liegen. Die Bedienungsmannschaften machten den Versuch, die Stränge der Bespannung zu durchschneiden und zu Pferde zu entkommen, aber nur wenigen gelang die Flucht.

In schärfster Gangart fand die Maschinengewehrkompagnie schließlich wieder den Anschluß an die vorstürmenden Füsiliere und vereinigte ihr Feuer mit dem der Infanterie auf die abziehenden Russen, deren Rückzug dadurch zur wilden Flucht umwandelnd.

Zwischen der 9. und 12. Kompagnie, die zunächst flankierend zur Unterstützung der Garde-Brigade eingesetzt waren, und den beiden anderen Kompagnien bestand ein freier Raum, in den die Russen, wohl ohne den Durchbruch bemerkt zu haben, auf ihrer Flucht gerieten. Zu ihrer größten Überraschung wurden sie hier von der 9. und 12. Kompagnie in Empfang genommen und in hellen Haufen gefangen. Teilweise wurden sie auch durch lebhaftes Feuer der Garde-Brigade wieder zugetrieben. Besonders reich war die Ernte der 9. Kompagnie, 13 Offiziere, 1 Kraftwagenführerin und über 3000 Mann fielen ihr als Gefangene in die Hände.

Dieser gewaltige Erfolg wurde den unerschrockenen Füsilieren durch die Unübersichtlichkeit des Geländes erleichtert. Fast unübersehbar war der Zug der Gefangenen, der sich nach rückwärts über den Wislok bewegte; die wenigen Verwundeten wurden auf einem Kahn über den Fluß gebracht. Und immer neue Scharen von Gefangenen kamen dazu. Eine ganze Maschinengewehrkompagnie wurde aufgebracht, noch ehe die Dunkelheit hereinbrach. Aber auch dann noch wurde der Russenfang fortgesetzt, so daß schließlich 4500 Gefangene gezählt wurden.

Das 2. Bataillon hatte diesen Handstreich der Füsiliere wirksam unterstützt, indem es die Flanken des vorstürmenden Bataillons sicherte.

Die unermüdlichen Mannschaften des Füsilier-Bataillons in der Hand umsichtiger Kompagnieführer und geleitet von dem raschen und zielbewußten Entschluß des Bataillonskommandeurs Grafen St. hatten einen glänzenden Erfolg errungen, und voll Stolz hörten sie am folgenden Abend die in erster Linie der 9. Kompagnie geltende Begrüßung des Brigadekommandeurs: Guten Abend, Russenfänger! —

9. Mai 1915 u. ff. Rückzugskämpfe der Russen; russische Gegenstöße

Vor der Armee Boroevic ging der Feind aus den Karpathen eiligst in nordöstlicher Richtung zurück. Er hatte also auch seine anfänglich bestehende Absicht, die Wisloklinie zu halten, unter dem Druck der unaufhaltsamen Verfolgung der Verbündeten aufgeben müssen. Wenn es am 9. und 10. Mai bei der Armee Mackensen noch zu einem größeren russischen Angriffe kam, so erfolgte dieser nur, um überhaupt noch den Abzug aus der langen Karpathenfront im Flusse halten zu können. In der Gegend von Sanok zogen die Russen zwei eilig zusammengeraffte Divisionen zusammen, mit denen sie am 9. und 10. Mai zum Angriff auf Besko und die dortigen Höhen schritten, während sie weiter nördlich etwa eine Division, dabei 2 Regimenter der Festungsbesatzung von Przemysl, zu einem Gegenstoß gegen österreichisch-ungarische Truppen ansetzten. Das Ergebnis dieses letzteren in Richtung Krosno geführten Angriffes war ein völliges Mißlingen, wobei einem der aus Przemysl gekommenen Regimenter 1800 Gefangene und 20 Maschinengewehre abgenommen wurden. Die russischen Angriffe auf Besko endeten mit einer schweren Niederlage; denn nachdem der Ansturm abgeschlagen war und 500 tote Russen vor der Front lagen, gingen die Truppen des Generals Emmich zum Angriff über. Völlig geschlagen, wichen die Russen nunmehr eiligst auf Sanok zurück, wobei die Verfolgung durch die Kavallerie der Verbündeten große Ergebnisse zeitigte. An vielen Stellen ergaben sich die Russen, so vor allem auf den Höhen und in den Wäldern südlich Besko.



Über den Duklapaß gegen den San: Serpentine der Duklapaß-Straße mit vorgehenden deutschen Truppen. Links ein Naphtha-Bohrturm. Phot. R. Sennecke

Das Kampffeld bot hier noch in den nächsten Tagen ein düsteres Bild. In ununterbrochener Reihe zogen sich die stark ausgebauten russischen Schützenlöcher hin. In jedem dieser vielen Hunderte von Löchern lag, teilweise noch horizontal angeschlagen, je ein Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett, in der Brustwehr waren umgekehrt eingesteckte Gewehre zu sehen, an deren Schaft weiße Fetzen gebunden waren. So hatten ganze Bataillone kapituliert. 6200 Gefangene, 6 Geschütze, 7 Munitionswagen fielen in die Hand der dort siegreichen Truppen der Verbündeten.

Die Russen waren jetzt im vollen Rückzuge nach dem unteren San. Die ganze russische Armee räumte die Karpathen; aber auch nördlich der Weichsel wichen die Russen von der Nida in östlicher Richtung zurück. Die Wirkung des gelungenen Durchbruchs machte sich jetzt bereits auf einer Frontbreite von über 300 km geltend.

Während die Nachbararmeen ihren Rückzug noch in verhältnismäßiger Ordnung vollziehen konnten, hatte die Auflösung der Reste der entscheidend geschlagenen Armee Radko Dimitriews einen hohen Grad erreicht. Völlig durcheinander geraten, wälzten sich deren Reste in nordöstlicher Richtung zurück. Die 49. russische Division vermochte von ihrem ganzen Bestande nur mehr 4 Geschütze zu retten, eine kaukasische Division brachte von 36 Kanonen noch 9 zurück. Dazu waren die russischen Verbände völlig durcheinander geraten, da die Befehlsführung und die Aufrechterhaltung der Verbindung der Truppenteile untereinander gänzlich versagt hatte. Das rechte Flügelkorps der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand stellte an einem einzigen Verfolgungstage Gefangene von 51 verschiedenen russischen Regimentern fest. Am Abend des 10. Mai war die Gesamtzahl der Gefangenen, die die verbündeten Heere in Westgalizien gemacht hatten, auf über 100000 gestiegen; die Zahl der genommenen Geschütze betrug etwa 80, die der erbeuteten Maschinengewehre über 250.

⌘ ⌘ ⌘

Russischer Rückzug an den unteren San; Brückenköpfe bei Sieniawa, Jaroslau, Radymno

Nachdem Fürst Radko Dimitriew, der geschlagene russische Heerführer, in der Durchbruchsschlacht und während der anschließenden Verfolgung der Verbündeten bis zum 12. Mai 140000 Gefangene, gegen 100 Geschütze und 300 Maschinengewehre eingebüßt hatte, befahl er den Rückzug an den unteren San, der von Przemysl an bis zur Mündung gehalten und aktiv verteidigt werden sollte. Hierzu hatte sich die Armee, wie gefangene Offiziere aussagten, auf dem westlichen Flußufer aufzustellen und bis zum Äußersten zu halten. Ausdrücklich soll in einem Armeebefehl auf angriffsweises Vorgehen gegen den Feind hingewiesen worden sein. Theoretisch war eine solche Verteidigungsweise wohl möglich, nachdem die Russen während der vergangenen Monate im Weichsel-San-Bogen bei Sieniawa, dann bei Jaroslau und Radymno große, stark ausgebaute Brückenköpfe auf dem westlichen Flußufer angelegt hatten. Die Ausführung des Befehls sollte sich aber praktisch als unausführbar erweisen.

Die Truppe war durch die erlittene Niederlage und den Rückzug so schwer erschüttert und durcheinandergeraten, daß nur eine passive Verteidigung der Sanlinie möglich wurde, fanden doch unsere gegen den San vorrückenden Truppen unter den Gefangenen immer wieder Versprengte aus allen möglichen Verbänden



Einzug unserer siegreichen Truppen in eine eroberte Ortschaft. Welt-Preß-Photo

der russischen Front, und berichteten diese Gefangenen doch übereinstimmend, daß die russischen Führer bestrebt seien, durcheinandergekommene Verbände neu zu formieren ohne jede Rücksicht auf eine Ordnung nach früherer Regimentszugehörigkeit. — Von den verschiedensten Kriegsschauplätzen her wurden die entbehrlich scheinenden Teile herangezogen und mit der Bahn an den unteren San gebracht, so daß sich an dieser Flußlinie den Verfolgern nicht weniger als 23 verschiedene Infanteriedivisionen entgegenstellen sollten. Radko Dimitriew mußte aber wohl inzwischen das Vertrauen in die Widerstandskraft eines großen Teils seiner bei Gorlice—Tarnow beteiligt gewesenen Truppen verloren und die am schwersten erschütterten Verbände weit hinter den San zurückgenommen haben, denn unsere Flieger meldeten am 12. und 13. Mai den Rückmarsch langer russischer Kolonnen vom unteren San nach Osten und Nordosten.

14. Mai 1915 Angriff auf Jaroslau

Es blieb demnach im wesentlichen Aufgabe der neuangekommenen Verstärkungen, den San zu halten, besonders den Brückenkopf von Jaroslau, auf dessen Behauptung der russische Armeeführer viel Wert zu legen schien. Am 14. Mai begannen die Verbündeten, die Przemysl von Süden her abgeschlossen und längs der ganzen Sanlinie bis nahe an den Fluß und dessen Brückenköpfe herangerückt waren, mit dem Angriff auf Jaroslau. Der Feind hatte die Höhen westlich dieser Stadt zu einer Art Festung ausgebaut. Von langer Hand vorbereitet, zogen sich hier die Schützengräben in weitem nach Westen gerichteten Bogen vom Flusse durch die westlichen Vorstädte nach dem Meierhof und Schloß des Grafen von Schimienski und durch den Park zur Jupajowkahöhe, die mit Schloß und Meierhof den Schlüsselpunkt der Stellung bildete. Regimentern der preußischen Garde und eines österreichisch-ungarischen Armeekorps war es vor-

behalten, sich in den Besitz von Stadt und Brückenkopf Jaroslau zu setzen. Die russischen Verteidiger bestanden aus der 62. Division, zu deren Unterstützung Teile der 41. und 45. Division beschleunigt herangeführt wurden, welche die dortigen Befestigungsanlagen besetzten und durch Neuanlage von Drahthindernissen in aller Eile noch weiter zu verstärken suchten. In zweitägigem Kampfe entriß die Garde dem Feinde die Stadt Jaroslau und warf ihn hinter den Fluß zurück; die Regimenter Elisabeth und Alexander erstürmten, untermischt mit österreichisch-ungarischen Truppen, im Nachtangriff Meierhof und Schloß samt Park, dessen uralte Bäume von den Granaten gleich Streichhölzern geknickt, während die umfangreichen Schloßbauten in Schutt und Asche gelegt wurden. Ein österreichisches Linienregiment und Honveds entrissen dem Feinde den Gipfel der Zupajowkahöhe. Bei diesen Kämpfen fielen etwa 4000 unverwundete Russen in Gefangenschaft, einzelne Regimenter, wie z. B. das 147., wurden so gut wie aufgerieben.

Am Abend des 15. Mai war Jaroslau und der ganze Brückenkopf in der Hand der Verbündeten. Die geräumige Stadt mit ihren alten polnischen Renaissancebauten und der prächtigen neuen, in byzantinischem Stile gehaltenen Kirche war erhalten geblieben. Die Russen brannten die Brücke hinter sich ab, nachdem sie auch die Bahnhofsanlagen den Flammen übergeben hatten.

❧ ❧ ❧

In knapp 14 Tagen hatte die Armee Mackensen ihre Offensive von Gorlice bis Jaroslau vorgetragen. Unter täglichen Kämpfen, zumeist gegen befestigte Stellungen, hatte sie drei Flußlinien überschritten und einen Raumgewinn von über 100 km Luftlinie erzielt. Am Abend des 14. Tages hatte sie sich mit der Wegnahme von Stadt und Brückenkopf Jaroslau den Zutritt zu dem unteren San erkämpft. Es galt jetzt, diesen Fluß in breiter Front zu überschreiten. Noch aber hielt der Feind vorwärts Radymno und im San-Wislok-Winkel mit zwei stark ausgebauten Brückenköpfen das Westufer dieses Flusses. Im übrigen beschränkte er sich auf die frontale Verteidigung des Ostufers. Während Gardetruppen in engster Fühlung mit österreichischen Regimentern sich bei Jaroslau den Übergang über den Fluß erkämpften und den durch frische Kräfte sich täglich verstärkenden Feind immer weiter nach Norden und Nordosten zurückwarfen, erzwangen mehrere Kilometer weiter stromabwärts hannoversche Regimenter den Flußübergang.

Die Braunschweiger bei Wiazownica

Braunschweiger waren es, die durch Erstürmung der Höhen von Wiazownica die Bahn öffneten und dadurch den hartnäckig verteidigten Sanübergang erzwangen.

Weiter nördlich wurde der San-Wislok-Winkel von dem dort noch standhaltenden Gegner gesäubert. 1 Oberst, 15 Offiziere, 7800 Gefangene, 4 Geschütze, 28 Maschinengewehre, 13 Munitionswagen und eine Feldküche fielen in unsere Hände. Der Rest sah sich zum schleunigen Abzug nach dem östlichen Ufer veranlaßt. Diese Kämpfe und Erfolge der verbündeten Truppen vollzogen sich am 17. Mai in Gegenwart des Deutschen Kaisers, der an diesem Tage dem Chef des Generalstabs der hier kämpfenden Armee, Oberst v. Seeckt, den Orden Pour le Mérite verlieh, nachdem schon vorher der Armeeführer, Generaloberst v. Mackensen, besonders ausgezeichnet worden war. Im Kraftwagen war der



General der Infanterie
Svetozar Boroević von Bojna
Gemälde von Nicolaus Schattenstein
(Im Besitz des k. u. k. Heeresmuseums in Wien)



Herabstürzendes russisches Flugzeug, von einem deutschen Doppeldecker zur Explosion gebracht.
Phot. Emil Listenow

Kaiser zu seinen Truppen vorgeeilt. Unterwegs begrüßten die auf Wagen zurückfahrenden Verwundeten mit lauten Hurrarufen ihren Allerhöchsten Kriegsherrn. Auf der Höhe von Jaroslau traf der Kaiser seinen Sohn Prinz Eitel Friedrich und folgte dann von verschiedenen Standpunkten aus stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit dem Verlaufe des Kampfes um den Flußübergang.

17. Mai 1915 Der deutsche Kaiser bei seinen Truppen

In den Tagen vom 18. bis 20. Mai drangen die Truppen der Verbündeten weiter gegen Osten, Nordosten und Norden vor, warfen den Feind aus Sieniawa hinaus und setzten sich auf einer Frontbreite von 30 km auf dem östlichen Ufer fest. Der Feind wich hinter den Lubaczowkabach zurück. Alle seine Versuche, das verlorene Gelände wieder zu gewinnen, scheiterten, obwohl er in den Tagen vom 18. bis 20. Mai nicht weniger als 6 frische Divisionen einsetzte, um unser Vordringen bei und über Jaroslau zum Stehen zu bringen.

Russische Verstärkungen

Im ganzen hatte die russische Führung seit Beginn der Operationen sieben Armeekorps von anderen Kriegsschauplätzen an die Front der Armee Mackensen und gegen Mitte und rechten Flügel der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand geworfen. Es waren das III. kaukasische, das XV. und ein kombiniertes Armeekorps, 6 einzelne Infanterieregimenter, die 34., 45., 58., 62., 63., 77., 81. Infanterie- und die 13. sibirische Division, ungerechnet 4 Kavalleriedivisionen, die schon in den ersten Tagen zum Einsatz gekommen waren. Mit dem kombinierten Armeekorps tauchte die aus Armeniern und Grusiniern zusammengesetzte 3. kaukasische Schützendivision auf, die bis Januar in Persien gefochten hatte und im April nach Kars, später nach Odessa verladen worden war, wo sie einen Teil der sogenannten Bosporusarmee bildete. Auch die Pla-

stun-Brigade-Kosaken zu Fuß, eine besondere milizartige Formation, die bisher im Kaukasus gekämpft hatte, erschienen vor der Front. Nördlich kam auf dem linken Heeresflügel der Russen die Transamur-Grenzwache zum Einsatz, eine lediglich zum Bahnschutz in der Nordmandschurei bestimmte Truppe, an deren Verwendung auf dem Kriegsschauplatz man selbst wohl in Rußland kaum jemals gedacht hatte. Noch aber hielten die Russen am unteren San den letzten auf dem westlichen Ufer gelegenen Brückenkopf von Radymno. Aufgabe der nächsten Kämpfe mußte es werden, den Feind auch von diesem Punkt zu vertreiben.

Dem verbündeten Heere waren in diesen Tagen, in schönster Gemeinsamkeit vom gleichen starken Siegeswillen vorgetragen, etwa folgende Ziele gesteckt gewesen: für die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand der untere San, für die Armee Mackensen Jaroslau, für Boroevic Przemysl, für Boehm-Ermolli Sambor — nun trat eine kurze Pause des Atemholens, richtiger der Vorbereitung für neue Kämpfe ein. Die Munition, deren Verbrauch ungeheuer gewesen war, mußte ergänzt und nachgeschafft, die Verpflegung neu geregelt, Ersatz nachgezogen, die vom Feinde auf seinem Rückzuge fast durchweg zerstörten Brücken mußten wieder hergestellt, den Truppen etwas Ruhe gegönnt werden.

9. Mai 1915 u. ff. Russischer Gegenstoß gegen die Bukowina

Inzwischen aber hatten die Russen, die nach ihren starken Mißerfolgen ihrer Gewohnheit nach nach neuen, erfolgversprechenden Angriffspunkten suchten, eine starke Offensive gegen den General v. Pflanzer-Baltin eingeleitet. Der Unermüdliche, dessen Armee wir in der von ihr zurückeroberten Bukowina und an der Dnjesterlinie wissen, hatte im Sinn des allgemeinen Feldzugsplanes sich in rühriger Tätigkeit bestrebt, möglichst viele feindliche Kräfte vor seinen Fronten zu fesseln, und er hatte dies sehr richtig durch ein angriffsweises Verfahren einzuleiten versucht. Am 8. Mai gelang es ihm sogar, das heißumstrittene Zaleszczyki am Dnjester mit stürmender Hand zu nehmen, wobei 4000 Russen die Waffen strecken mußten. Bereits am nächsten Tage aber setzte der große Gegenstoß ein — man muß es der russischen Heeresleitung schon als erstaunliche Tatsache zugestehen, daß sie es verstand, trotz der Bedrängnis, in die sie in Westgalizien geraten war, hier auf dem linken Flügel ihrer langen Front neue starke Kräfte rechtzeitig zu versammeln und vorzuführen. Trotz heldenhaften Widerstandes und trotz einzelner taktischer Teilerfolge drückten die russischen Massenstürme die Stellungen Pflanzer-Baltins hier und dort ein und zwangen den General zur Zurücknahme seines rechten Flügels hinter die Pruthstrecke Zablotow—Czernowitz, wobei er aber die Brückenköpfe über den Fluß sich offenzuhalten und zu behaupten wußte. Auch der westliche Flügel mußte schließlich zum größten Teil hinter den Pruth zurückgezogen werden, wo sich denn die Russen in der nächsten Zeit vor Kolomea die Köpfe vergeblich einrannten.

26 Mai 1915 u. ff. Die deutsche Südarmee unter General v. Linsingen — Generalstabschef General v. Stolzmann — am Stryj

Die Linsingensche Südarmee — dem hochverdienten Führer, dem sein Generalstabschef, General von Stolzmann, wacker zur Seite stand, verlieh der Kaiser im Mai den Pour le mérite — hatte sich dem Vordringen der Armee von Boroevic und Boehm-Ermolli selbstverständlich angeschlossen, kämpfte erfolgreich am Uzsoker Paß und am Ostryberge, und errang sich nach sehr gründlicher Artillerievorbereitung am 26. Mai in heißen Gefechten die russischen Vorstellungen vor dem wichtigen, stark verschanzten Stryj, das am 31. trotz feindlicher Gegen-

stöße erobert wurde. Schulter an Schulter hatten auch hier deutsche Truppen und Bundesgenossen um den Siegespreis gerungen. Das Korps des bayrischen Grafen Bothmer, das österreichische Korps Hofmann, die Gruppe Szurmay, ganz besonders die tapfere 38. Honved-Division zeichneten sich in den Kämpfen wetteifernd aus. Bei dem letzten Ringen um Stryj fielen über 12000 Mann, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre in die Hände der Sieger, die sofort zum weiteren schnellen Vordringen einsetzten, die russische Stellung am San in der linken Flanke bedrohend. Wir werden später davon hören, in welcher Weise die russische Heeresleitung dieser dringenden Gefahr zu begegnen versuchte.

Inzwischen hatte die Offensive Mackensens nach kurzer Ruhe bereits wieder begonnen.

Am 23. Mai abends standen die Truppen des Generaloberſten in einem gewaltigen, nach Osten gerichteten Bogen beiderseits des San. Auf dem rechten Flügel beobachteten Bayern unter General von Kneußl bereits die Nordwestfront von Przemysl; anschließend standen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen — preußische Garde, ein Reservekorps und ein österreichisches Korps — vor dem Brückenkopf von Radymno, auf dessen Behauptung die Russen besonderen Wert legten. Nördlich schlossen sich andere Verbände der Stoßgruppe weit östlich Jaroslau und die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand an, die wir bereits im Besitz von Sieniawa wissen.

23.—24. Mai 1915 Mackensen vor dem Brückenkopf von Radymno

Dem Brückenkopf von Radymno galt jetzt der erste Stoß Mackensens.

Die Russen hatten sich hier außerordentlich stark befestigt. Der Brückenkopf bestand, schreibt der Bericht der deutschen Heeresleitung, in einer dreifachen Linie von Feldbefestigungen, einmal aus einer mit Draht wohlversehenen Hauptstellung, die sich auf den dem Dorfe Ostrow westlich vorgelagerten Höhen hinzog, und durch die Sanniederung hindurch zu diesem Flusse führte, dann aus einer wohlausgebauten Zwischenstellung, die mitten durch das langgestreckte Dorf Ostrow hindurch gelegt war, und endlich aus dem sogenannten Brückenkopf von Zagrody, der zum Schutze der östlich Radymno über den Fluß führenden Straßen- und Eisenbahnbrücken angelegt war. Die Flieger hatten alle diese Stellungen photographiert, die Photogrammeter die erhaltenen Aufnahmen ausgewertet und auf die Karte übertragen.

Es galt zunächst, die feindliche Hauptstellung sturmreif zu machen. Hierzu begann die Artillerie am Nachmittag des 23. Mai ihr Feuer, das am Morgen des nächsten Tages fortgesetzt wurde. Von den Höhen bei Jaroslau aus sah man das im Nebel liegende Santal und daraus aufragend die Kuppeltürme von Radymno nebst den Ortschaften Ostrow, Wietlin, Wysocko usw. Das Feuer der Artillerie war aufs äußerste gesteigert. Die schweren Geschosse durchfurchten heulend die Luft, entfachten im Aufschlag riesige Brände und hoben gewaltige Erdtrichter auf. Die russische Artillerie antwortete.

Um 6 Uhr morgens erhoben sich die langen Infanterielinien aus ihren Sturmstellungen und schritten zum Angriffe. Flieger meldeten, daß hinter den feindlichen Stellungen weidendes Vieh und viele Bagagen zu beobachten seien. Der Feind schien an einen ernsthaften Angriff nicht zu denken. Das ‚Petrograder‘ Bulletin hatte ja auch festgestellt, daß die Kämpfe in Galizien an Heftigkeit nach-

gelassen hätten und daß die Verbündeten fast allenthalben zur Defensive übergegangen seien. Um 6 Uhr 30 Minuten morgens aber war die feindliche Hauptstellung ihrer ganzen Ausdehnung nach in der Hand der deutschen Truppen. Erschüttert durch das schwere Artilleriefeuer, hatte der Feind nur kurzen Widerstand geleistet; er war im eiligen Rückzuge nach Osten. Aber gerade dorthin und nach Radymno hinein, von woher die feindlichen Verstärkungen zu erwarten waren, hatte inzwischen die Artillerie ihr Feuer verlegt. Gewaltige Rauchwolken hüllten diese von der Artillerie in Brand geschossenen Ortschaften ein. Die Russen kamen auf diese Weise nicht dazu, sich in Ostrow zu setzen. Die Besatzung dieses Dorfes kapitulierte, Hunderte von Gewehren und große Mengen Munition zurücklassend. Auf der ganzen Linie war jetzt die deutsche Infanterie im Vorrücken auf Radymno und die südlich an diesen Ort anschließenden Dörfer Skoloszow und Zamojsce. Mit jedem Schritt vorwärts mehrte sich die Zahl der Gefangenen. Eine Division meldete sehr bald dem Generalkommando, daß sie nicht genug Mannschaften habe, um die große Masse der Gefangenen ohne Beeinträchtigung der Gefechtshandlung abzutransportieren. Das Generalkommando stellte nunmehr die Kavallerie zu diesem Zwecke zur Verfügung.

Bei Radymno war der Feind ins Gedränge geraten. Voreilig hatte er die hölzerne Straßenbrücke über den San abgebrannt. Mit dem Scherenfernrohr konnte man vom Gefechtsstandpunkte aus die lodernde Flamme und die durch aufgegossenes Naphtha dunkelgefärbten Rauchwolken beobachten. Auch sah man lange ostwärts flüchtende Kolonnen, die in regellosen Haufen die Straße nach Dunkowice bedeckten. Da die in Radymno versammelt gewesenen russischen Rekruten nur kurzen Widerstand leisteten, so ging auch diese Ortschaft und die gesamte Artillerie verloren, die sich durch die Ortschaft zum San retten wollte. Erst im Brückenkopf von Zagrody brachten die russischen Führer durch Einsatz frischer, schleunigst herangezogener Reserven den Angriff der Deutschen zum Stehen. An diesem Tage konnte eine Siegesbeute von 70 Offizieren, 9000 Gefangenen, 42 Maschinengewehren, 52 Geschützen, darunter 10 schweren, 14 Munitionswagen und zahlreichem anderen Kriegsmaterial gemeldet werden. Aber auch auf dem Nordufer des San hatte sich eine große Schlacht entwickelt.

27. Mai bis 4. Juni Kämpfe im Raume von Sieniawa

Hier, wo die verbündeten Armeen sich bereits weit über den Fluß vorgeschoben hatten, setzte nämlich eine äußerst starke russische Gegenoffensive ein, die wohl hauptsächlich zu dem Zweck geplant war, Przemyſl zu retten. Vom 27. Mai bis zum 4. Juni tobte hier der Kampf. Es gelang den Russen auch wirklich, die zur Verteidigung von Sieniawa bestimmte schwache österreichische Division zurückzudrücken — das war aber der einzige, bald wieder ausgeglichene Erfolg, der ihnen beschieden wurde. Überall sonst, wo sie in anfangs wirklich wirkenden Nachtangriffen — bei Tage scheuten sie die Überlegenheit unserer Artillerie — vorstürmten, scheiterten sie an der Zähigkeit der Verteidiger. Gegen fünfzehn, allerdings zum Teil schon geschwächte Divisionen wurden vorgetrieben, ohne daß auch nur an einer Stelle die deutschen Linien durchbrochen wurden. Bei Chotyniec, bei Starzawa, bei Laski, an der Lubazowka wurden sie zurückgeschmettert unter schwersten blutigen Verlusten; die Gefechtsstärke einiger Divisionen sank von 16000 auf 3000 Mann.



Aus den Tagen der Befreiung Galiziens:

Ein Bild aus Radymno

Zeichnung von Ferdinand Spiegel

Mehr und mehr erlahmte die Wucht der Angriffe; man konnte beobachten, wie die russischen Regimenter in dem waldigen Gelände immer zögernder vorgingen, wie die hinter der Front bleibenden Offiziere sie durch Drohungen mit der Waffe vorwärts zu bringen versuchten. Die Zahl der Überläufer wuchs, einzelne Verbände mußten ganz zurückgenommen werden, weil ihre Stoßkraft völlig erlahmt, ihre Zuverlässigkeit gänzlich erschüttert war. So scheiterte nach kaum einer Woche das ganze, unzweifelhaft groß angelegte Unternehmen, das mit Pauken und Trompeten bereits als gewaltiger Erfolg des unbesiegbaren russischen Heeres den hoffnungsvoll lauschenden Ententegenossen verkündet worden war — scheiterte recht kläglich. Die Siegesfanfaren in der englischen und französischen Presse mußten verstummen: um so mehr, als gerade in den Entscheidungstagen Deutsche und Österreich-Ungarn wiederum einen großen, glänzenden Waffenerfolg davontrugen: Przemysl, das heißumstrittene, war am 3. Juni gefallen!

30. Mai 1915 Beginn der Beschießung von Przemysl

Es wurde bereits erwähnt, daß die — verstärkte — bayrische Division des Generals v. Kneußl der Nordfront der Festung gegenüberlag. Mit dem 30. Mai hatte die Beschießung der Festung an der Südwestfront, wo sich ein österreichisches Korps an die Werke heranarbeitete, und an der Nordfront begonnen. Unter größten Anstrengungen war die schwere Artillerie herangebracht worden und pfefferte mit allen Kalibern, bis zum 42 cm-Mörser, in die Forts, besonders der Nordfront hinein. Schon am Abend des 30. konnten die Österreicher — Infanterieregimenter Nr. 45 und 9 — das südlich der Festung gelegene Werk Pralkowce stürmen, mußten es aber am 31. vor verheerendem Gegenfeuer wieder räumen, ohne daß die Russen gewagt hätten es neu zu besetzen.



Die Wiedereroberung von Przemysl: Das Fort Pralkowce nach seiner Erstürmung. Phot. Kilophot

Der eigentliche Angriff war aber gar nicht gegen die Südfront, vielmehr gegen drei Forts der Nordfront geplant; hier sollte, nicht unähnlich dem deutschen Vorgehen gegen Antwerpen, wie sich der Bericht der deutschen Heeresleitung kennzeichnend ausdrückt, „ein Loch gebohrt werden von einer Breite, die etwas mehr als den zwanzigsten Teil des befestigten Hauptumzugs der Festung darstellt".

Die Befestigungen dieses „Hauptumzugs", 5 bis 7 km vor der Stadt vorgeschoben, bestanden aus kleineren und größeren Forts, durch Zwischenwerke, Schützengräben und ausgebaute Feldstellungen verbunden; sie stellten sich als mächtige, von tiefen Gräben umgebene Erdwerke mit starken Betonierungen dar und waren durch breite Drahthindernisse gesperrt. Die Russen hatten mit großem Fleiß am Ausbau gearbeitet und die Schäden, die die Werke bei den vorangegangenen Belagerungen und durch die von General Kusmanek vor der Übergabe vorgenommenen Sprengungen erlitten, nach jeder Richtung hin ausgebessert. Was half es freilich alles gegenüber unserer überlegenen Artilleriewirkung — und dem beispiellosen Opfermut unserer Infanterie?!



General von Kneußl. Phot. H. Hoffmann

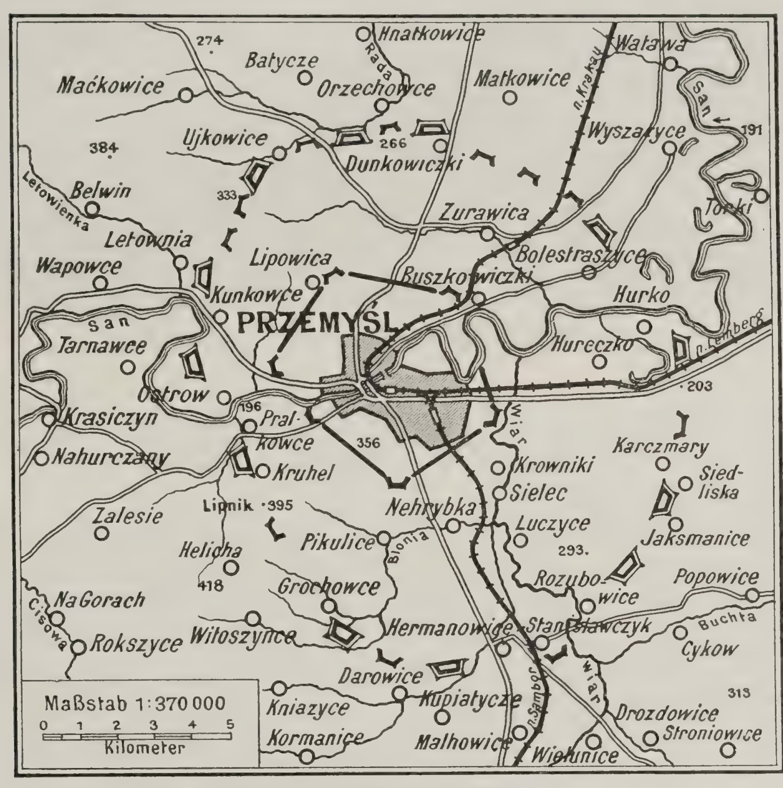
In der Nacht vom 30. zum 31. Mai konnte General v. Kneußl seine Infanterie bereits näher an die Drahthindernisse der Forts 10, 11 und 12 heranschieben; sie grub sich hier ein und wartete die weitere Wirkung der schweren Geschütze ab. Bald trat diese so deutlich, so gewaltig in die Erscheinung, daß die Bayern aus den Schützengräben heraustraten und staunend von der Brustwehr aus das Schauspiel der Vernichtung bewundern konnten. Von allen Seiten her donnerte es gegen die angegriffene Front. Auch die Feldartillerie fand Verwendung; sie bezog höchst einfach die von den Russen während der zweiten Belagerung ausgebauten und nicht wieder eingeebneten Batteriestellungen. General v. Kneußl selbst (der sich auch in diesen Tagen den Pour le mérite errang) fand mit seinem Stabe und dem Artillerieführer bei Batycze in einem ehemaligen russischen Beobachtungsstand, wenig mehr als 2 km von der Front entfernt, treffliche Unterkunft.

Die Bayern unter General v. Kneußl vor Przemysl

Bis zum 31. Mai, nachmittags 4 Uhr, donnerten die Geschütze. Dann verstummte plötzlich das Feuer, und gleichzeitig brachen die Regimenter — Bayern, ein preußisches Garderegiment, eine österreichische Schützenabteilung — zum Sturm vor.

Die Vernichtung der Werke und ausgebauten Stützpunkte durch das schwerste Artilleriefeuer, schrieb der Bericht der deutschen Heeresleitung, hatte auf die Besatzung einen derartig zersetzenden und niederschlagenden Eindruck gemacht, daß

diese nicht imstande war, der angreifenden Infanterie nachhaltigen Widerstand zu leisten. Die Besatzung der Werke (10A, 11A und 11), soweit sie nicht verschüttet in den zerschossenen Kasematten lag, floh unter Zurücklassung ihres gesamten Kriegsgeräts, darunter einer großen Anzahl neuester leichter und schwerer russischer Geschütze. Dem Angreifer, der bis zur Ringstraße vorstieß und sich dort eingrub, antwortete der Feind nur mit Artilleriefeuer, unternahm jedoch in der Nacht keinerlei Gegenangriffe. Am 1. Juni führte der Feind einzelne Bataillone zum



Karte der Umgebung von Przemysl

Gegenstoß vor; diese Angriffe wurden mühelos abgewiesen. Die schwere Artillerie kämpfte nunmehr die Forts 10 und 12 nieder. Ein preußisches Infanterieregiment erstürmte im Verein mit bayrischen Truppen zwei östlich Fort 11 gelegene Schanzen, die der Feind zähe verteidigte.

2. Juni 1915 Die Bayern erstürmen die ersten Forts

Am 2. Juni, mittags 12 Uhr, stürmte ein bayrisches Regiment Fort 10, in dem alle Unterstände bis auf einen einzigen durch die Wirkung der schweren Artillerie verschüttet waren. Ein Gardebataillon nahm am Abend Fort 12; die Werke 10B, 9A und 9B kapitulierten. Am Abend begannen die Truppen des Generals v. Kneußl den Angriff in der Richtung auf die Stadt. Das Dorf Zurawica und die dort gelegenen befestigten Stellungen des Feindes wurden genommen. Dieser verzichtete jetzt auf jeden weiteren Widerstand. So konnten die deutschen Truppen, denen später die österreichisch-ungarische 4. Kavalleriedivision folgte, die wohlausgebaute innere Frontlinie besetzen und um 3 Uhr morgens,



Proviantkolonne auf dem Marsch gegen Przemysl. Phot. Ed. Frankl

nachdem sie noch zahlreiche Gefangene gemacht hatten, in die befreite Stadt Przemysl einmarschieren. Hier, wo als erste Truppe ein preußisches Gardebataillon einzog, gab es noch einen letzten Halt vor den abgebrannten Sanbrücken, die aber durch Kriegsbrücken schnell ersetzt waren.

Nach einer Belagerung von nur vier Tagen war die Festung Przemysl wieder in der Hand der Verbündeten. Die Russen hatten vergeblich die selbe Festung monatelang angegriffen. Obwohl sie Hekatomben von Blutopfern gebracht hatten, war es ihnen nicht gelungen, die Festung mit stürmender Hand zu nehmen; sie brachten sie nur durch Aushungerung zu Fall und konnten sich nur neun Wochen hindurch ihres Besitzes erfreuen. —

Einzug der Sieger in Przemysl

Eine packende Schilderung der letzten Kämpfe um die Festung, des Sturms unserer Helden und des Einzugs der Sieger in die Stadt gibt der Kriegsberichterstatter Wilhelm Conrad Gomoll in seinem Bändchen „Im Kampf gegen Rußland" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig). Wenigstens auszugsweise sei seine anschauliche, bilderreiche Darstellung hier eingeschaltet.

„Von Süden, von Westen und Norden rückten nun die verbündeten Truppen der Sanfestung Przemysl entgegen. Die Absicht der Russen, dort unter allen Umständen standzuhalten, um dem weiteren Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Heereskräfte Einhalt zu gebieten, war uns bekannt. Hatte doch kurz zuvor Großfürst Nikolai Nikolajewitsch die Festung aufgesucht, um mit zündenden Worten der Besatzung von ihrer Wichtigkeit ein Bild zu entwickeln . . . Dieser Besuch bezweckte denn auch nichts anderes als die neue moralische Kräftigung der russischen Festungstruppen. Er fiel in die Zeit kurz vor der Eröffnung der deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive in Galizien, und damals hatte sich wohl noch niemand träumen lassen, daß innerhalb weniger Wochen der Kampf vor der Sanfestung von neuem entbrennen könnte, und daß diesmal deutsche

schwere Geschütze zusammen mit den Mörsern der Verbündeten eine kraftvollere Sprache als je zuvor führen würden.

Aus der ganzen Art, wie sich die Armeen zur Belagerung an die Festung heranschoben, ließ sich aber schon die zähe, eiserne Entschlossenheit erkennen, mit der die Kämpfe eingeleitet und später auch durchgeführt wurden. Es liegen ja nur wenige Tage zwischen dem Anfang und dem Ende der dritten Belagerung von Przemysl, die sich so wesentlich von den beiden voraufgegangenen unterscheidet. Denn während sich die russischen Streitkräfte nach erstem heftigem Ansturm am 10. Oktober 1914 von den Wällen Przemysls zurückziehen mußten, um Anfang November von neuem gegen die Festung vorzudringen, sie zu umschließen und endlich — nach viereinhalb Monate langem Warten — durch Aushungerung in ihren Besitz zu kommen, wurden sie, da sie sich schon als unumschränkte ‚Herren' darin fühlten, nach acht Kampftagen — darunter nur vier Belagerungstagen! — zur Auslieferung gezwungen.

Mit Recht konnten wir aus der Waffentat unserer tapferen Truppen eine freudige, frohe Siegesbotschaft machen. Es bedurfte keiner Aufbauschungen, wie es damals geschah, als der Fall der ausgehungerten Festung von seiten Rußlands als eine Großtat gepriesen wurde; denn wir errangen einen Sieg unserer Waffen, wie er schöner nicht gedacht werden kann . . .

Von Radymno her, der menschenleeren, zerschossenen, heiß umkämpften Ortschaft, führt ostwärts die große Hauptstraße Przemysl entgegen. Das ganze Land, durch das sie sich dahinzieht, ist Schlachtfeld gewesen. Jedes Dorf, jedes Gehöft wies die Wundmale des Krieges auf. Wie die orthodoxe Kathedrale, die bei



Vor Przemysl: Gefangene Russen beim Abtransport ihrer eigenen Geschütze. Phot. Ed. Frankl

Radymno stolz das Santal überragte, in Trümmer ging, so auch die Bürger- und Bauernsiedelungen, um die während des Vordringens unserer Truppen überall der Kampf tobte. Schützengräben durchzogen die Äcker, stützten sich auf Dörfer, auf Gehöftgruppen und Abbauten.

Zwischendurch waren unweit der Straße mächtige Artilleriestellungen erkennbar. Tiefe Erdbauten ließen ahnen, was für Geschütze dort tätig waren, und schließlich, im weiteren Vormarsch, trafen wir auch die riesigen Mörser an, die nach getaner Arbeit feiernd im Gelände standen. Die Bedienungsmannschaften fingen die bewundernden Blicke auf; sie lachten und winkten.

Und dann wieder Schützengräben, Haubitzbatterien und Feldartilleriestellungen: schmale Gänge mit Erdwällen davor — alles nur flüchtig aufgeworfene Arbeit, denn man stieß ja von Stunde zu Stunde vorwärts, — und die dunkeln, halbkreisförmigen Mauern aus aufgerissenen Ackerschollen, hinter denen die Kanonen der kleineren Kaliber Deckung fanden.

Näher an der Festung begann das Gewirr der durcheinanderspringenden Infanteriestellungen. Russische Gräben durchzogen das Land; kleine Erdhügel, die Deckungswälle einzelner Schützen, die sich beim sprunghaften Vorgehen schnell einen Kopf- und Rückenschutz schafften, lagen davor.

Dichter und fester an die feindlichen Gräben schoben sich diese Angriffsstellungen unserer Leute. Und dann überfaßten sie die Russengräben, in denen noch Gewehre und Patronen in Haufen lagen. Die Mannschaften aber, die darin gestanden hatten, marschierten schon; wir trafen sie in Gefangenentransporten auf der Straße, sahen sie entwaffnet in den Chausseegräben rasten. Was von ihnen bei diesen Stellungen blieb, schläft, für immer stumm geworden, unter kreuzüberragten braunen Hügeln.

Immer aufgewühlter wurde das Gelände: Gräben, Schutzwälle in ganzen Linien, und dazwischen schon die ersten Granatlöcher. Mitten in die Saatfelder, in die sommerlich hochstehenden, korntragenden Fluren, hatten die Geschosse hineingeschlagen. Und der Russe wich. Er zog sich immer mehr auf die befestigte Linie der Forts zurück, aus denen seine Geschütze unsern Truppen feuernd entgegenbrüllten . . .

Die Feuerwirkung der schweren Artillerie auf die Nordforts demoralisierte dort die Besatzung so, daß es in den nachfolgenden Infanteriegefechten einzelnen stürmenden Kompagnien gelang, fast ohne Verluste in die Werke hineinzukommen. Teilweise, so wurde mir einige Stunden nach dem Sturm von Mitkämpfern berichtet, hatten die Truppen nur ganz geringfügige Zahlen an Verwundeten aufzuweisen, und es gab so gut wie gar keine Toten. Und geradezu unglaublich, aber doch der Wahrheit entsprechend, ist der Verlust einer Fort 11 stürmenden bayrischen Kompagnie gewesen, die einen einzigen Verwundeten zählte!

Gegenangriffe des Feindes, die während des am Abend aufgenommenen Kampfes um die Stadt einsetzten, konnten, trotzdem Artilleriefeuer sie unterstützte, mit Leichtigkeit abgewiesen werden. Unterdessen standen die schweren Geschütze der Verbündeten schon vor neuen Aufgaben. Mittags war vor den Bayern Werk 10 gefallen; abends siegten Gardegrenadiere über Werk 12, während drei



Zerspellte Eisenbetonblöcke am Fort 11 von Przemysl, die die furchtbare Wirkung unserer schweren Artillerie zeigen. Phot. R. Sennecke

andere Forts kapitulierten. Einen harten Strauß gab es noch um den Besitz von zwei östlich von Werk 11 gelegenen Schanzen, die die Russen mit großer Zähigkeit verteidigten. Preußen und Bayern gingen auch dort mit wundervoller Kraft vor, so daß der russische Widerstand gebrochen werden konnte.

Der von General Kneußl begonnene Angriff in der Richtung auf die Stadt führte zur Einnahme des zu beiden Seiten der Hauptstraße Radymno—Przemysl liegenden Dorfes Zurawica. Der Feind wurde aus den dort errichteten Befestigungen verjagt, so daß damit die wohlausgebaute innere Fortlinie gesprengt war. Nun aber ging es vorwärts; was von der Besatzung nicht mehr flüchten konnte, wurde gefangengenommen. Und nicht einmal die von den Russen abgebrannte Holzbrücke, die an Stelle der gesprengten eisernen Eisenbahnübergänge über den San geführt hatte, konnte einen ernstlichen Aufenthalt bieten; denn schon in kurzer Zeit waren neue Kriegsbrücken geschlagen. Deutsche Pioniere führten bereitgehaltene Brückenbautrains heran, und bald rückten die Truppen über zwei Pontonbrücken auch in die innere Stadt ein . . .

Morgenröte legte sich über die schwellenden Hügelgelände, über die Bergstraßen des Sangebiets. Die Lerchen stiegen empor und erfüllten die noch vom Kanonendonner nachtönende Luft mit dem Jubel ihrer ersten Lieder. Das war die Stunde, in der die ersten Truppen der verbündeten Armeen in die gestürmte, wiedereroberte Festung als Sieger einrückten.

Von Norden kamen ein Bataillon eines Garderegimentes und in schnellem Anschluß die Bayern. Als sie, durch das Festungsgelände vorstoßend, den mitten in Przemysl liegenden Marktplatz erreichten, trafen auch bald die Reiter einer österreichisch-ungarischen Kavallerietruppendivision ein, und kurz darauf rückte die Spitze eines österreichisch-ungarischen Korps heran, das unterdessen die Werke der Westfront genommen hatte.

Es gab einen ungeheuren Jubel in der Stadt, als die Kämpfer von der Nordfront mit denen der West- und Südwestfront sich im Herzen der Festung trafen. Hurrarufe durchbrausten die Morgenfrühe des 3. Juni. Die Straßen füllten sich schnell mit freudigen, drängenden Menschen. Blumen wurden den Truppen entgegengeworfen, Fahnen erschienen an den Häusern, und dabei wußte man, daß russische Kräfte noch in den Forts an der Ostfront der Festung saßen.

Um aber auch dort den Feind zu vertreiben, stießen die k. und k. Streitkräfte sofort nach. Singend zogen sie wieder zur Stadt hinaus, und bald griffen sie die von den Russen zum Schutz ihres Abzuges auf den Höhen östlich der Stadt errichteten Nachhutstellungen an. Die letzte Gegenwehr wurde zerbrochen, und der Feind damit vollkommen von Stellung zu Stellung aus dem Festungsbereich getrieben.

Die Leute umarmten einander auf offener Straße. Männer und Frauen standen vor den Häusern mit Tränen in den Augen, und alles, was man zu bieten vermochte, wurde den lagernden Truppen gegeben. Man tat das mit um so freudigerem Herzen, da das innere, das eigentliche Stadtgebiet von Przemysl durch die dritte, so besonders schwere Beschießung nicht gelitten hatte.

Im Lichte des sonnigen Tages bot Przemysl einen reizvollen Anblick. Ter-

rassenartig bauen sich seine Straßen auf; denn amphitheatralisch erhebt sich der südliche Teil der Stadt auf einem jenseits des linken Sanufers liegenden Berghang. Grün steigt der Schloßberg auf. Er wirkt wie eine geschickt aufgestellte Kulisse, vor der sich die Türme der Przemysler Kirchen prachtvoll abheben, die das Bild der alten, schon aus dem 7. Jahrhundert stammenden Siedlung — Fürst Przemyslaw hat sie gegründet — so ungemein beleben. Fähnchen und Flaggen winkten an allen Häuserfronten, und der Schimmer eines hohen Festtages lag über der vielgeprüften Stadt. Alles Schwere der letzten Monate schien mit einem Male aufgehoben; denn in allen Herzen lebte die Gewißheit, daß es vorüber sei mit dem Leid und der Not des russischen Joches."

Groß, überwältigend groß war der Jubel über den Fall Przemysls in Wien, in Budapest, in ganz Österreich und Ungarn. Und wir jubelten mit der Donaumonarchie, mit dem treuen tapferen Bundesgenossen. Hatte schon die Siegeskunde vom Dunajec, hatte der Wiedergewinn der noch vor kurzem so schwer bedrohten Karpathenlinie helle Begeisterung und neue Zuversicht ausgelöst: die Eroberung Przemysls, um das in bangen Monaten vorher so manches Herz sorgenvoll gebebt hatte, erschien wie eine Krönung des Erreichten. Und doch bedeutete sie keinen Abschluß — schon setzten die deutschen und österreichisch-ungarischen Korps zu neuem Siegeszug an. Lemberg war das nächste große Ziel.

Nicht weniger als 1000 Offiziere und 300000 Mann waren von den Verbündeten im Lauf des Monats Mai an der Ostfront gefangen genommen; außerdem umfaßte die Kriegsbeute (Przemysl nicht eingerechnet!) 267 Geschütze und 634 Maschinengewehre.



Erzherzog Friedrich im wiedereroberten Przemysl. Phot. Kilophot



Gabriele d'Annunzio spricht vom „heiligen Egoismus" bei der Enthüllung des Denkmals in Quarto bei Genua

Dritter Abschnitt

Der Treubruch Italiens. Fürst Bülow in Rom. Sonnino und Salandra. Kündigung des Dreibundvertrages durch Italien; Deutsche U-Boote vor den Dardanellen. Kriegserklärung Italiens an Österreich. Die ersten Kämpfe. — Der trefflichste Neutrale, Herr Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Waffen- und Munitionslieferungen; der Fall der Lusitania und die Drohnote Wilsons.

Gleich einem Märchen möchte man's erzählen, einem trüben Märchen, dem doch ein grotesker Einschlag nicht fehlt: es war einmal . . .

Es war einmal ein König eines schönen stattlichen Reiches, das mit zwei anderen großen Reichen, Kaiserreichen, ein Bündnis geschlossen hatte auf Tod und Leben, Gedeihen oder Verderben. Dreißig Jahre war das Bündnis gehalten worden, und das Land des Königs war unter ihm aufgeblüht. Da kamen die Verführer und lockten den König, der ein gewaltiger Münzensammler vor dem Herrn war, aber ein schwaches Gemüt hatte und dazu eine sehr schöne Frau, die im Bann der Fremden lag. Und die Fremden wühlten und stachelten den Pöbel auf der Straße auf und spiegelten dem König vor, daß er sein Reich und seine Krone verlieren würde, wenn er nicht seine alten Freunde verriete; goldene Berge aber versprachen sie ihm, so er sich ihnen in die Arme würfe — denn um die alten Freunde, so logen sie, stehe es sehr, sehr schlecht, sie ständen im hoffnungslosen Kriege gegen die ganze Welt, und es würde allernächstens mit ihnen am Ende sein. Da verlor der König den letzten Rest von Besinnung und Mut, und er tat wie jene wollten und verriet heimtückisch die alten treuen Freunde. —

„Verrat! Ein garstig Wort! Die Engel wenden
Ihr strahlend Antlitz ab, wenn sie's vernehmen.
Die Erde bebt zurück vor seinem Klang!"

Wie haben wir das schöne Reich des Königs geliebt und — leider, leider — mit unserer Liebe verwöhnt und verhätschelt. Seit Winckelmann und Goethe zogen wir wieder und immer wieder gen Italien, das uns fast wie das gelobte Land erschien. Unsere Dichter besangen es, unsere Künstler verherrlichten es. Und wir standen, bewundernd und lernfroh, vor den Stätten der Antike und der Renaissance, die unsere Kunstgelehrten, allen anderen voran, durchforscht; wir jubelten über die leuchtende Sonne und den blauen Himmel und das von romantischen Felsriffen umgürtete blaue Meer; wir meinten, uns eins zu fühlen mit dem „naiven", von schweren Lasten bedrückten Volk — und wir sahen willig lächelnd hinweg darüber, wenn wir vom Facchino und vom Kutscher und vom Kellner und von wem nicht sonst noch nach allen Regeln der Kunst belogen, betrogen und ausgepreßt wurden. Im geringen, genau so, wie es uns schließlich im großen von dem König und seinen Beratern und dem Volk auf der Straße geschehen ist. Was hatten wir nicht für Italien getan! Der Feldzug 1866 brachte ihm, damals unserm Verbündeten, trotzdem die Österreicher Italien zu Lande bei Custozza, zur See bei Lissa schlugen, Venetien ein; unser Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870 verhalf ihm zum Besitz von Rom, gab ihm die sehnsüchtig verlangte Hauptstadt; unser gutes Geld half dann seine verworrenen Finanzen ordnen und befruchtete seine Gewerbetätigkeit. —

Nicht anders, nicht viel anders als wir standen unsere Bundesgenossen im letzten Menschenalter zu Italien. Vielleicht hat man mit gutem Grunde in Wien Italien nie ganz getraut. Der Übereifer der „Unerlösten", der Italia irridenta in Südtirol, im österreichischen Küstenlande, in Triest zumal, und deren bald heimliche, bald offenkundige Unterstützung durch Italien, forderte freilich viel, sehr viel Geduld von österreichischer Seite. Aber man brachte diese Geduld willig dar, um den Dreibund nicht zu gefährden. Es schien ja schließlich auch, als wäre die Regierung in Rom zur Einsicht gekommen, daß der glückhafte Ausbau des Landes, seine Zukunft weit weniger von der Erwerbung eines Fetzen Landes etwa im Trentino abhängig wäre, als von der Ausdehnung politischen und wirtschaftlichen Machtbereichs in Nordafrika. Da gingen freilich — durch das schnelle Zugreifen Frankreichs, für das dann das Blut italienischer Soldaten in Strömen floß — die Aussichten auf Tunis in die Brüche, aber gerade Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches Rückendeckung gestattete Italien die Besetzung von Libyen (Tripolis). Ebenso kamen beide Verbündete der Sehnsucht Roms auf eine Einflußsphäre in Albanien — heut möchte man fast sagen: mehr als gut — entgegen.

❧ ❧ ❧

Es war am 2. August 1914, als der König von Italien an seinen greisen Bundesgenossen, Kaiser Franz Joseph, folgendes Telegramm richtete:

„Ich brauche nicht zu versichern, daß Italien, welches alle nur möglichen Anstrengungen unternommen hat, um die Aufrechterhaltung des Friedens zu sichern und alles, was in seiner Macht liegt, tun wird, um möglichst bald an einer Wiederherstellung des Friedens mitzuhelfen, gegenüber seinen Ver-

bündeten eine herzlich freundschaftliche Haltung bewahren wird, entsprechend dem Dreibundvertrag und seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Interessen, die es wahren muß."

4. Mai 1915 Italien kündigt in Wien den Dreibunds-Vertrag

Am 4. Mai 1915 kündigte, dem Wortlaut und Sinn aller früheren Abmachungen widersprechend, Italien in Wien den Dreibundsvertrag und schickte sich an, mit fliegenden Fahnen in das Lager der Entente überzugehen; am 23. Mai erklärte es Österreich-Ungarn den Krieg.

Was war inzwischen geschehen?

Nichts war geschehen, was Italien auch nur den geringsten Anlaß zu seinem schmachvollen Handeln hätte geben können!

Im Gegenteil, viel, sehr viel, vielleicht zuviel war geschehen, um Italien durch gütliches Entgegenkommen auf ganz ungerechtfertigte, maßlose Wünsche und Forderungen von seinem Treubruch abzuhalten!

Dreiunddreißig Jahre hindurch hatte der von Bismarck begründete Dreibund, geschaffen im Jahre 1882, erneuert in den Jahren 1887, 1891, 1902, 1912, bestanden und sich als bester Hort des europäischen Friedens bewährt. Zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn war er niemals Erschütterungen ausgesetzt gewesen. Nicht ganz so sicher und unerschütterlich fest stand freilich Italien zu ihm. Weitsichtige Politiker glaubten schon seit 1901 zu bemerken, daß man in Rom vorsichtig vom Dreibund abzurücken suchte; die Hinneigung zu Frankreich, eifrig gefördert von der französischen Presse und — nicht zuletzt — der französischen Freimauerei, trat seit 1901 stärker in die Erscheinung und fand eine gewisse bedenkliche Bestätigung in dem sogenannten Mittelmeer-Abkommen zwischen beiden Ländern, das Vereinbarungen über die beiderseitige Politik in Marokko und Libyen traf; die Haltung Italiens bei der Marokkokonferenz in Algeciras hing unzweifelhaft damit zusammen, auch gewisse Vorgänge bei der Erneuerung des Dreibundvertrages im Jahre 1902 schienen auf den italienischen Wunsch hinzudeuten, eine Änderung des Vertrages zu Gunsten Frankreichs anzubahnen; auch die Begegnung des Zaren und des Königs von Italien und ihrer leitenden Staatsmänner 1908 in Raccionigi konnten Bedenken an Italiens unbedingte Bundestreue erwecken.

Das alles verhehlte man sich in Berlin und erst recht in Wien nicht. Man mußte wohl oder übel damit rechnen, daß Italien sich in entscheidender Stunde der Bündnispflicht nach Möglichkeit entziehen, daß es nicht an der Seite der Kaisermächte in den Kampf eintreten würde. Der Dreibundvertrag enthielt, wie die meisten Bündnisverträge, gewisse Formeln, die Italien dazu eine Handhabe bieten konnten. Er bestimmte, daß der Bündnisfall, der casus foederis, gleichzeitig für die drei Vertragsmächte eintreten sollte, wenn einer oder zwei der Vertragschließenden ohne unmittelbare Provokation von zwei oder drei Großmächten angegriffen und in Krieg verwickelt würden. Als nun der Krieg ausbrach, machte die italienische Regierung in höchst gekünstelter Weise geltend, daß nicht Rußland „ohne unmittelbare Provokation" ihn begonnen; sie behauptete vielmehr, daß Österreich-Ungarn zuerst „aggressiv" gegen Serbien vorgegangen sei und dadurch erst das Eingreifen Rußlands heraufbeschworen hätte: also wäre für Italien der casus foederis nicht gegeben. Aber nicht nur das. Man berief sich in Rom

auch auf Artikel VII des Dreibundvertrages. In diesem hatten sich Italien und Österreich-Ungarn zu einer Verständigung und zu gegenseitigen vorhergehenden „Kompensationen" für den Fall verpflichtet, daß sich eine der beiden Mächte veranlaßt sähe, durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung den Besitzstand, den Status quo, auf dem Balkan zu ändern. Eine Verständigung seitens Österreich-Ungarns in diesem Sinne wäre aber nicht erfolgt. Auch dieser Einwand war nicht nur gekünstelt, sondern beruhte auf unwahren Voraussetzungen. Denn das Wiener Kabinett hatte vor dem Kriegsausbruch in Rom (wie in Petersburg) ausdrücklich erklärt, daß es keinerlei Gebietserweiterung auf Kosten Serbiens erstrebe; es konnte also auch von „Kompensationen" gar keine Rede sein.

Man muß sich die italienischen Einwände und Rechtfertigungsversuche einprägen, weil sie und nur sie die eigentümliche Tatsache erklären, daß Italien im Mai 1915 zwar Österreich-Ungarn, nicht aber dem Deutschen Reich den Krieg erklärte.



König Victor Emanuel III. von Italien

Gleichviel: wenn sich Italien seiner eigentlichen Bündnispflicht entzog, so konnten die beiden Kaisermächte mindestens erwarten, daß es eine wohlwollende Neutralität streng beobachten würde, wozu Artikel III des Dreibundvertrages es zudem ausdrücklich verpflichtete. Man trug der angeblich sehr schwierigen inneren und äußeren Lage Italiens — in Rom zitterte man wegen der langgestreckten Küste vor einem Bombardement durch englische Panzer — Rechnung; auch soll nicht verkannt werden, daß, wenn ein Mehr nicht zu erreichen war, uns die Neutralität Italiens immerhin einige Einfuhrmöglichkeiten zur See zu bieten schien.

Also: wohlwollende Neutralität!

Daß eine solche Frankreich erlaubte, sofort seine an der italienischen Grenze aufmarschierten Deckungstruppen zurückzuziehen und sie in die Kämpfe an der Marne zu werfen, mag nebenbei bemerkt sein. Aber wie wurde sonst die „wohlwollende Neutralität" von Italien beobachtet und geachtet!

Es war bald kein Geheimnis, daß Italien rüstete: gegen wen konnte kaum noch die Frage sein.

Nach dem Tode des Marquis di San Giuliano, der als Minister des Auswärtigen immerhin ein wirklicher, anständiger Anhänger der Dreibundspolitik gewesen war, begannen in Italien die Politik des „sacro egoismo" und bald die Politik der Straße. Die neuen leitenden Männer, Salandra und Sonnino, wollten vor allem die Gelegenheit benutzen, um, während die Kaisermächte an

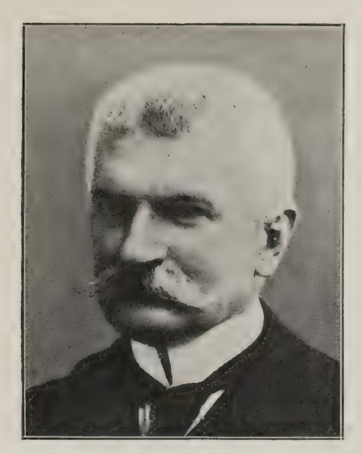
zwei Fronten in schwersten Kämpfen standen, ohne Rücksicht auf die ja immer noch voll zu recht bestehende Bundespflicht, ohne jedes vom politischen Anstand gebotene Bedenken, von Österreich-Ungarn die Abtretung möglichst großer Gebietsteile zu erpressen, jener zum Teil, aber auch nur zum Teil, von Italienern bewohnten südlichen Gebiete, die seit Jahrhunderten der Habsburger Monarchie unterstanden, die als natürlicher Schutzwall ihr vorgelagert waren und die nun in Italien immer lauter als das Land „der Unerlösten“ bezeichnet wurden.

Salandra, der Ministerpräsident — Sonnino, der Minister des Äußeren —

Einer der tüchtigsten deutschen Publizisten, Otto Roese, der in den entscheidenden Wochen in Rom den Ereignissen nahe stand, kennzeichnet das edle Paar in seinem fesselnden Büchlein: „Im römischen Hexenkessel“ (Verlag W. Spemann in Stuttgart) auf das treffendste.

Salandra und Sonnino

„Eine Politik,“ schreibt er, „wie sie seit einem halben Jahr von der Consulta betrieben wird, wäre unbegreiflich, wenn sie ihre Erklärung nicht in der Eigenart der beiden leitenden Minister fände. Salandra und Sonnino bilden politisch ein Zwillingspaar, das immer wieder vereint in Szene tritt, nicht als ob sie einander ähnelten, vielmehr weil sie in ihrer Verschiedenheit einander ergänzen. Salandra ist ein Typus des oberflächlichen, doch begabten und geistig beweglichen Süditalieners. Als Sohn einer wohlhabenden Bauernfamilie hat er Jura studiert, die Advokatenlaufbahn eingeschlagen und eine Professur erlangt, auf die er als Ministerpräsident nicht verzichtet. Er läßt sich, während er die Staatsgeschäfte führt, in der Fakultät vertreten. Nach deutschen Begriffen wäre das eine Stellung, die an sich schon gesellschaftliches Ansehen gibt; in Italien ist das anders; dem Hochschullehrer weist sein Amt eine bescheidene Rolle zu, die er nur durch Persönlichkeit, wissenschaftliche Leistung und gesellschaftliche Stellung zu steigern vermag. Salandra aber ist bei aller Geschicklichkeit, mit der er sich emporgearbeitet hat, der kleine Mann geblieben, der nicht über seinen Spießbürgerkreis hinauswuchs, ein Familienvater, der für die Seinen sorgt, auch kirchlich fromm ist, dabei abergläubisch, wie alle seine südlichen Landsleute, doch auch, wie sie, kühl ablehnend gegen die Sittengebote der Religion, sofern sie in Fragen der Nützlichkeit hineinsprechen. Was er sich an Geistesbildung angeeignet hat, stellt ihn jenseits von Gut und Böse. Die Höhe der Macht, zu der er geklettert, und die Größe der geschichtlichen Aufgabe, die ihm zugefallen ist, haben ihm den Kopf verdreht. Rennell Rodd und Barrère (der englische und der französische Botschafter in Rom) konnten ihn zu ihrem Spielball machen, weil er keinen Halt in sich selbst besitzt, jeder Gewissensfrage innerlich fernsteht. Salandra ist, trotz aller Verschmitztheit seiner Gedankengänge, kein komplizierter Charakter, sondern der landläufige apulische Advokat, nur in höherer Potenz. Sonnino hingegen trägt die Züge einer problematischen Natur: als Mischling von Jude, Engländer und Italiener hat er von jeder dieser an sich schätzbaren Rassen nur Tropfen scharfen Geschäftsblutes, aber nicht die Fähigkeit des Weitblickes abbekommen, ein innerlich verwachsener Mensch mit kaltem Fanatismus, der bei allem geistigen Feinschliff doch derjenigen Fähigkeit ermangelt, die Napoleon I. als die wichtigste des Staatsmannes schätzte: das Große groß und das Kleine klein zu sehen. Das sind die beiden Dioskuren, die auf Großtaten ausziehen und nun ihr Land



Sidney Sonnino, italienischer Minister des Äußeren

ins ärgste Abenteuer verwickeln."

In diesen Zeilen sind bereits zwei Männer genannt, die in dem Wirrsal der italienischen Politik jener Monate eine große Rolle spielten: Rennell Rodd und Barrère. Hand in Hand, Schulter an Schulter — der Engländer wohl etwas voran — hatten sie die Aufhetzung der Massen organisiert, suchten sie das Parlament zu erobern, das Ministerium zu beeinflussen, den König durch Einschüchterung und Drohung zu gewinnen. Da wurde mit der wirtschaftlichen Vernichtung Italiens gedroht, mit der Blockade und dem Bombardement der Küste, und im gleichen Atemzuge wurde Italien Südtirol bis zum Brenner, Görz und Triest, ein gut Teil Kleinasiens versprochen. Da wurde vor allem die Presse ausgiebig bearbeitet; Hunderttausende auf Hunderttausende flossen in die bekannten Schmutzkanäle. Neben dem alten Haß gegen Österreich-Ungarn wurde der Haß gegen Deutschland genährt. Die „belgischen Greuel" suchte man wieder hervor, stempelte die Deutschen zu Barbaren und Hunnen, Frauenschändern und Kindesmördern, deren Bekämpfung eine Ehrenpflicht der lateinischen Völker, also vor allem auch der Italiener wäre: als den Trägern der älteren, edleren Kultur! Noch gab es freilich einen Mann, der gegen all diesen Unsinn, gegen die ganze Politik, die Salandra und Sonnino einzuschlagen drohten, ankämpfte: Giolitti, der, gleichviel ob er Minister war oder nicht, durch seine Persönlichkeit und sein früheres Wirken anscheinend einen ungeheuren Einfluß, besonders im Parlament, besaß, und von dem man annehmen konnte, daß er diesen rechtzeitig und mit Erfolg in die Wagschale werfen würde. Aber auch das war ein Irrtum: in der entscheidenden Stunde ließen ihn seine Freunde in der Volksvertretung, ebenso wie der König, in Stich, und er selbst war doch nicht aus dem Holz geschnitzt, um der „Piazza" — wie der Italiener die Politik der Straße nennt — mit gespanntester Tatkraft entgegenzutreten.



Salandra, italienischer Ministerpräsident

G. Giolitti



Gabriele d'Annunzio

Das Schicksal nahm seinen Lauf. Vergeblich übernahm Fürst Bülow, der ehemalige deutsche Reichskanzler, die dornenvolle Aufgabe auf sich, als außerordentlicher Botschafter nach Rom zu gehen, wo er von früherer Zeit her die allerbesten Beziehungen besaß,

wo er nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst sich in der Villa Malta ein Winterheim geschaffen hatte. Vergebens wandte er in vielwöchigem Ringen all seine vielerprobte diplomatische Gewandtheit auf, um den immer schärfer drohenden Treubruch Italiens zu verhüten. Vergebens kamen beide Kaisermächte Italien bis zur letzten Grenze der Möglichkeit entgegen. Vergebens entschloß sich Österreich-Ungarn, schweren Herzens, zu einem weiteren Eingehen auf die italienischen Wünsche, die sich bald zu neuen weiteren Forderungen steigerten.

Österreich-Ungarns letzte Anerbietungen an Italien

Am 17. Mai faßte der deutsche Kanzler in einer seiner bedeutungsvollsten Reichstagsreden zusammen, was man Italien schließlich zu opfern willens war — heute überkommt uns ein bitteres Gefühl, wenn man sich des Umfangs dieser Zugeständnisse erinnert:

1. Der Teil von Tirol, der von Italienern bewohnt ist, wird an Italien abgetreten; 2. ebenso das westliche Ufer des Isonzo, soweit die Bevölkerung rein italienisch ist, und die Stadt Gradiska; 3. Triest soll zur kaiserlich freien Stadt gemacht werden, eine den italienischen Charakter sichernde Stadtverwaltung und eine italienische Universität erhalten; 4. die italienische Souveränität über Valona (in Albanien) und die dazugehörende Interessensphäre soll anerkannt werden; 5. Österreich-Ungarn erklärt seine politische Uninteressiertheit hinsichtlich Albaniens; 6. die nationalen Interessen der italienischen Staatsangehörigen in Österreich-Ungarn werden besonders berücksichtigt; 7. Österreich-Ungarn erläßt eine Amnestie für militärische oder politische Verbrecher, die aus den abgetretenen Gebieten stammen; 8. wohlwollende Berücksichtigung von weiteren Wünschen Italiens über die Gesamtheit der das Abkommen bildenden Fragen wird zugesagt; 9. Österreich-Ungarn wird nach dem Abschluß des Vertrags eine feierliche Erklärung über die Abtretungen geben; 10. gemischte Kommissionen zur Regelung der Einzelheiten der Abtretungen werden eingesetzt; 11. nach Abschluß des Abkommens sollen die Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, die aus den besetzten Gebieten stammen, nicht mehr an den Kämpfen teilnehmen.

G. Giolitti, Italiens Warner

„Ich kann hinzufügen,“ sagte der Reichskanzler ferner noch, „daß Deutschland, um die Verständigung zwischen seinen beiden Bundesgenossen zu fördern und zu festigen, dem römischen Kabinett gegenüber im Einverständnis mit dem Wiener die volle Garantie für die loyale Ausführung dieser Anerbietungen ausdrücklich übernommen hat.“



Kartenskizze der Sprachengrenze im Norden von Italien

Als der Reichskanzler also sprach, waren aber die Würfel eigentlich längst gefallen. Italien hatte bereits mit der Entente abgeschlossen. Die verhetzten Massen der Städte jubelten mit dem Parlament um die Wette in immer wiederholten Straßenkundgebungen über die Entscheidung, der „berühmte" Dichter Gabriele d'Annunzio, vielleicht die ekelhafteste Gestalt in diesem Schmutzgewirr, überschrie sich in patriotischen Phrasen — König Victor Emanuel ließ sich willenlos von dem öden Kriegsgebrüll fortreißen.

Gabriele d'Annunzio, der Dichter-Hetzer

Am 23. Mai mußte eine amtliche deutsche Kundgebung melden:

23. Mai 1915 Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn

„Die italienische Regierung hat heute durch ihren Botschafter Herzog von Avarna der österreichisch-ungarischen Regierung erklären lassen, daß sich Italien von Mitternacht ab im Kriegszustande mit Österreich-Ungarn befinde.

Die italienische Regierung hat durch diesen vom Zaune gebrochenen Angriff gegen die Donaumonarchie das Bündnis auch mit Deutschland ohne Recht und Grund zerrissen. Das durch die Waffenbrüderschaft noch fester geschmiedete vertragsmäßige Treuverhältnis zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche ist durch den Abfall des Dreibundgenossen und seinen Übergang in das Lager seiner Feinde unversehrt geblieben.

Der deutsche Botschafter Fürst Bülow hat deshalb Anweisung erhalten, Rom zugleich mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter Baron Macchio zu verlassen."

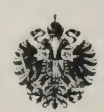
Am gleichen Tage erließ Kaiser Franz Joseph einen Aufruf „An Meine Völker".

❖ ❖ ❖

Erste Wirkungen der italienischen Kriegserklärung

Es war selbstverständlich, daß in Paris und in London lautester Jubel herrschte: nun Italien auf die Seite der Entente trat, mußte der Krieg ja entschieden sein! Das italienische Heer, längst im geheimen mobilisiert und aufmarschiert, würde die österreichischen Grenzen überfluten, in Tirol und Istrien siegreich einbrechen, auf Wien marschieren. Die Niederschmetterung der verbündeten Kaisermächte konnte nur noch eine Frage von Wochen sein! Triumphierend verkündete der Ministerpräsident Viviani sofort in der Pariser Deputiertenkammer: „Namens der Regierung und der Republik begrüße ich die italienische Nation, die aufgestanden ist in dem Willen zu siegen . . . Italien wird für das Recht kämpfen, welches mit der Kunst die herrlichste Gabe des Genies ist! Frankreich grüßt das unter seiner Rüstung zitternde Italien!" Der Kammerpräsident Deschanel hatte noch schönere Phrasen zur Verfügung: „Rom, das nach Athen die Quelle alles Lichts war, Rom, wo von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder die blühende Blume der Moral und der Schönheit sich wunderbar entfaltet hatte, konnte in diesen höchsten Stunden nicht an den Stätten von List und Gewalt (Berlin und Wien) sein! Jetzt steht es an seinem wahren Platze, in seinem wahren Range, gemeinsam mit den Vaterländern des Rechtes und der Ideale, den ewigen Stätten des Geistes!"

Auch bei uns lenkte sich so mancher besorgte Blick auf die neue Kriegsfront. Wir wußten wohl, daß die Natur dort schwer zu bewältigende Bollwerke einem eindringenden Feinde entgegengestellt hatte; wir wußten auch, daß die österreichisch-ungarische Heeresleitung die vergangenen Monate sicher nicht hatte vorübergehen lassen, ohne die natürlichen Hindernisse und die schon vorhandenen Befestigungen auszubauen und zu verstärken; wir vertrauten der Zähigkeit und Tapferkeit der



Seine kaiserlich und königlich Apostolische Majestät haben das nachstehende Allerhöchste Handschreiben Allergnädigst zu erlassen geruht:

Lieber Graf Stürgkh!

Ich beauftrage Sie das angeschlossene Manifest an Meine Völker zur allgemeinen Verlautbarung zu bringen.

Wien, am 23. Mai 1915.

Franz Joseph m. p.

Stürgkh m. p.

An Meine Völker!

Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt

Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreiche Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden.

Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, während dessen es seinen Territorialbesitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat Uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager Unserer Feinde übergegangen.

Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet, Wir haben Unseren Bündnispflichten stets getreu entsprochen und ihm Unseren Schirm gewährt, als es ins Feld zog.

Wir haben mehr getan Als Italien seine begehrlichen Blicke über Unsere Grenzen sandte waren Wir, um das Bundesverhältnis und den Frieden zu erhalten, zu großen und schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die Unserem väterlichen Herzen besonders nahe gingen.

Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen.

Und so muß sich das Schicksal vollziehen.

Dem mächtigen Feinde im Norden haben in zehnmonatlichem gigantischen Ringen und in treuester Waffenbrüderschaft mit den Heeren Meines erlauchten Verbündeten Meine Armeen siegreich Stand gehalten.

Der neue heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner

Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custozza und Lissa, die den Stolz Meiner Jugend bilden, und der Geist Radetzkys, Erzherzog Albrechts und Tegetthoffs, der in Meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen Mir dafür, daß Wir auch gegen Süden hin die Grenze der Monarchie erfolgreich verteidigen werden.

Ich grüße Meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen, Ich vertraue auf sie und ihre Führer! Ich vertraue auf Meine Völker, deren beispiellosem Opfermute Mein innigster väterlicher Dank gebührt.

Den Allmächtigen bitte Ich, daß er Unsere Fahnen segne und Unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme.

Wien, am 23 Mai 1915.

Franz Joseph m. p.

Stürgkh m. p.

Dies wird hiemit zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

Wien, am 23. Mai 1915

Der k. k. Statthalter im Erzherzogtume Österreich unter der Enns:

Bienerth m. p.

Der Aufruf des Kaisers Franz Joseph am Tage der Kriegserklärung Italiens

Verteidiger und der Umsicht ihres trefflichen Generalstabschefs, der gerade dem italienischen Kriegsschauplatz schon in Friedenszeiten besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Aber wir verkannten doch auch nicht, daß Österreich-Ungarn vor einer neuen und sehr schweren Aufgabe stand. Seine Kräfte waren in Galizien und der Bukowina und an der serbischen Grenze stark gefesselt: würde die Heeresleitung Zeit finden, große Teile dort zu lösen, oder besaß sie genügende Reserven, um sie rechtzeitig dem neuen Gegner entgegenwerfen zu können?! Wohl war es eine gnädige, wundervolle Fügung des Kriegs-

geschicks, daß gerade damals eine entscheidende Wendung in Galizien eingetreten war, daß der Durchbruch von Gorlice, die Verdrängung der Russen aus den Karpathen, das siegreiche Vordringen bis an den San der Ostfront ein ganz anderes Gesicht gegeben hatte! Wohl wunderte man sich, daß Italien sich gerade diesen Zeitpunkt zum Eingreifen ausgewählt hatte, der freilich der Entente besonders erwünscht sein mußte! Aber die Sorge um die nächste Zeit wurde dadurch nicht geringer.

Wie stand es um das Heer Italiens und seine Flotte?

Das Heer Italiens

Im Frieden gliederte sich die italienische Armee unter 4 Armeekommandos — Genua, Florenz, Mailand, Neapel — in 12 Armeekorps mit 25 Infanterie- (336 Infanterie-, 26 Alpini-Bataillone) und 3 Kavalleriedivisionen. Die Friedensstärke war auf 250000 Mann festgesetzt. Davon kam in Abzug das Expeditionskorps in Libyen, das auf die Stärke mindestens eines Armeekorps veranschlagt werden mußte; dafür waren aber im Mutterlande reichliche Ersatzbildungen aufgestellt worden. Die Kriegsstärke wurde recht verschieden eingeschätzt. Das meist zuverlässige Werk von Rottmann, ‚Heere und Flotten aller Staaten der Erde‘, gab 1915 die Kriegsstärke auf 1200000 Mann, mit Territorialmiliz auf etwa 2200000 Mann an; andere Quellen kamen auf 3 Millionen (bei einer Einwohnerzahl von 37 Millionen nicht unmöglich).



General Cadorna

Der Infanterie stellte man im allgemeinen kein sehr günstiges Zeugnis aus, zumal der in Süditalien ausgehobenen; gelobt wurden stets die (50) Bersaglieri- und (26) Alpini-Bataillone. Von der Kavallerie, die im Kriege selbst noch gar nicht in die Erscheinung treten konnte, wurde ebenfalls wenig Gutes berichtet. Dagegen rühmte man schon im Frieden die Artillerie, die übrigens zum großen Teil mit Kruppschen Geschützen ausgerüstet war, und die Leistungen der Fliegertruppe.

General Cadorna

Den Oberbefehl übernahm nach Kriegsausbruch sofort der König. Die eigentliche Leitung aber lag in den Händen des Generalstabschefs General Cadorna. Man muß dem hochgebildeten General zugestehen, daß er seine Kräfte tatkräftig, ja rücksichtslos einsetzte und nicht ohne Begabung — freilich immer ohne größeren Erfolg. Seine Berichte, deren Eigenheit eine eingehende Schilderung schwieriger Wetterverhältnisse war, wurden bald, auch in Italien selbst, als höchst unzuverlässig erkannt. Der erste Kriegsminister Zupelli scheint, unter oft äußerst bedenklichen Verhältnissen, brav seine Schuldigkeit getan zu haben: auch gegen eine Horde betrügerischer Heereslieferanten. Ohne Zweifel litt das Heer unter dem Mangel größerer Geldaufwendungen im Frieden, und die so entstandenen Lücken ließen sich auch in der Mobilmachungszeit und erst recht nicht während des Krieges glatt ausgleichen, zumal die vor Kriegsausbruch freigebig

zugesagten Geldhilfen Frankreichs und Englands sich nie als ausreichend erwiesen. Wie denn Italien überhaupt von der Entente trotz aller schönen Redensarten immer schlechter behandelt wurde, je weniger sich die Hoffnungen, die man auf sein Eingreifen gesetzt hatte, erfüllten. Besonders fühlbar machte sich in dem kohlenarmen Lande die äußerst spärliche Zufuhr von Steinkohlen aus England.

Die Flotte Italiens

Die Flotte erschien auf dem Papier sehr stattlich. Man verzeichnete 12 Linienschiffe, davon 4 neuere Großkampfschiffe, 10 Panzerkreuzer, 11 geschützte Kreuzer, 33 Torpedobootszerstörer, 69 Hochseetorpedoboote, 20 Unterseeboote. Besonders zur Geltung gelangte die Marine nicht. — —



Generaloberst Erzherzog Eugen von Österreich. Hofphot. Carl Pietzner

Die Oberste Österreichisch-Ungarische Heeresleitung nahm ohne Zögern ihre Truppen unter Aufgabe der am weitesten vorgeschobenen kleinen Gebiete der „unerlösten" Länder in die vorbereiteten rückwärtigen Stellungen zurück, von der Schweizer Grenze bis zur Adria. Es kam dabei nur zu unbedeutenden Plänkeleien. In jenen Stellungen aber hielten die wackeren Verteidiger vom ersten Tage an unerschütterlich stand. Den Oberbefehl an der ganzen italienischen Front erhielt der zum Generaloberst — die Charge war neu in Österreich-Ungarn — beförderte Erzherzog Eugen, und unter ihm kommandierten zwei der Führer, die sich bereits in den Kämpfen in Galizien und Südpolen besondere Anerkennung erworben hatten: in Tirol der General der Kavallerie v. Dankl, im Küstengebiet der General der Infanterie v. Boroevic. Die rechten Männer am rechten Platz!

Erzherzog Eugen, General v. Dankl, General v. Boroevic, die Führer der österreichischen Front gegen Italien

Im übrigen begann der Krieg sofort mit einigen Überraschungen — für die Italiener.

Am 23. Mai war die Kriegserklärung erfolgt: schon in der Nacht vom 23. zum 24. stieß ein kleines Geschwader der wackeren österreichisch-ungarischen Flotte gegen die italienische Ostküste vor, und gleichzeitig belegte ein kühner Marineflieger Venedig mit Bomben. Amtlich wurde darüber berichtet:

Heute vor Sonnenaufgang, also genau 12 Stunden nach der Kriegserklärung seitens Italiens, hat die K. und K. Flotte gleichzeitig eine Reihe erfolgreicher Aktionen an der Ostküste Italiens von Venedig bis Barletta ausgeführt. In

Venedig hat ein Marineflieger 14 Bomben geworfen, im Arsenal einen Brand erzeugt, einen Zerstörer stark beschädigt, Bahnhof, Ölbehälter und Hangars am Lido beworfen. In den sehr engen Kanal von Porto Corsini war der Zerstörer „Scharfschütze" eingedrungen, bis er sich plötzlich unmittelbar neben einem voll besetzten Schützengraben sah. Von der völlig überraschten Besatzung wurde ein großer Teil niedergeschossen, worauf jedoch drei ganz versteckte Strandbatterien ein heftiges Feuer aus zirka 12 cm-Geschützen auf den vor der Kanalmündung liegenden Kreuzer „Novara" und das Torpedoboot „80" eröffneten. Letzteres erhielt einen Treffer in die Offiziersmesse, wobei ein Mann schwer verletzt und das Boot leck wurde. „Novara" führte das Feuergefecht fort, um dem Zerstörer und dem Torpedoboot aus der mißlichen Lage herauszuhelfen, enfilierte den Schützengraben, demolierte eine Kaserne, erhielt aber viele Treffer. Linienschiffsleutnant Persich und vier Mann tot, vier Mann schwer, mehrere leicht verwundet, aber die Verluste des Feindes sind vielleicht zehn- bis zwanzigmal schwerer. „Scharfschütze" kam vollkommen unversehrt davon, Torpedoboot „80" kam mit Lecktuch nach Pola. In Rimini wurden vom Panzerkreuzer „St. Georg" Bahnhof und Brücke beschossen.

In Senigallia wurden von S. M. S. „Zrinyi" Eisenbahnbrücke, Wasserturm, Hafenanlage, Stationsgebäude und ein Zug demoliert. Letztere zwei und ein nahe gelegenes Gebäude verbrannten. In Ancona wurden vom Gros der Flotte alte Befestigungen, das Artillerie- und Kavallerielager, die Werften, elektrische Zentrale, Bahnhof, Gasometer, Petroleumdepot, Semaphor und Radiostation beschossen und durch abirrende Geschosse und Brände ein ungeheuerer Schaden angerichtet. Zwei Dampfer im Hafen wurden versenkt, ein auf der Werft neugebauter, der schon für den Stapellauf fast klar war, demoliert. Widerstand wurde nur von einer leichten Batterie und einigen Maschinengewehren gegen zwei Zerstörer geleistet. In dem einzigen modernen Fort „Alfredo Savio" stand zwar bei Beginn der Beschießung die Besatzung an den Geschützen, aber zwei unserer im richtigen Augenblick erscheinende Flieger vertrieben sie mit Maschinengewehrfeuer so gründlich, daß sie nicht wieder zurückkehrte. Diese Flieger und ein dritter haben auch die Ballonhalle in Chiaravalle landeinwärts und mehrere militärische Objekte mit 30 Bomben beworfen. Das Luftschiff „Citta di Ferrara" warf mehrere Bomben erfolglos gegen S. M. S. „Zrinyi" und versuchte die abziehende Flotte anzugreifen, suchte aber schleunigst das Weite, als zwei Flieger herbeiflogen, die übrigens alle ihre Bomben schon verworfen hatten. Dasselbe oder ein anderes Luftschiff war schon eine halbe Stunde nach Mitternacht von der Flotte auf halbem Wege nach Pola—Ancona in Gegenkurse gesichtet worden und war zweifellos auf dem Wege nach Pola. Als aber drei es begleitende Fahrzeuge vor dem Geschützfeuer entflohen, kehrte das Luftschiff auch gleich um und verschwand gegen Nordwest, ohne, wie es scheint, die Flotte selbst gesehen zu haben. Die Eisenbahnbrücke über den Potenzafluß wurde von S. M. S. „Radetzky" beschossen und beschädigt, S. M. S. „Admiral Spaun" mit vier Zerstörern beschoß die Eisenbahnbrücke über den Sinarcafluß, die Eisenbahnstation, Lokomotiven-Pumpenhaus usw. in Campo Marino, demolierte den Semaphor von Tremiti und beschädigte den von Torre di Mileto. S. M. S. „Helgoland" mit drei Zerstörern beschoß Vieste und Manfredonia und stieß bei Barletta auf zwei

italienische Zerstörer, die es sofort unter Feuer nahm und verfolgte. Der eine entkam, der zweite, „Turbine", wurde von unseren Zerstörern „Csepel" und „Tatra" gegen Pelagosa abgedrängt und durch Granatfeuer in eine Maschine und einen Kessel lahmgeschossen und blieb gestoppt, brennend und sinkend liegen. Er ergab sich. „Csepel", „Tatra" und „Lika" retteten 35 Mann der Besatzung, darunter den Kommandanten, den Gesamtdetailoffizier und den Maschinenvorstand und nahmen sie gefangen. Das Rettungswerk wurde von zwei von Nordost bis auf 9000 Meter herankommende Schlachtschiffe vom Typ „Vittorio Emanuele" und einem Auxiliarkreuzer gestört. Im darauffolgenden Feuergefecht erhielt nur „Csepel" einen unbedeutenden Treffer, wobei ein Mann schwer, zwei Mann leicht verwundet wurden. Das Feuer wurde von „Helgoland" und Zerstörern anscheinend mit gutem Erfolg erwidert. Nächste Distanz 8000 Meter. Nach kurzer Zeit waren unsere Schiffe außer Schußdistanz. Außer den angegebenen hatte die k. u. k. Flotte keinerlei Verluste. — — —

Also die Einleitung. Bald sollten die „Katzelmacher", wie die Österreicher die Italiener mit Vorliebe spöttelnd nannten, fühlen, daß dem Vorspiel ernstere Taten folgen würden, daß ihnen der Gewinn jedes Fußbreits österreichischen Bodens Ströme von Blut kosten mußte, daß ihre militärische Rechnung ebenso falsch war, wie ihre politische!

❀ ❀ ❀

Die geplante „Aushungerung" Deutschlands

Wir erinnern uns, daß die englische Regierung zu wiederholten Malen die „Aushungerung Deutschlands" als ihr besonderes Kriegsmittel und Kriegsziel angekündigt hatte. Durch die Not unserer Frauen und Kinder wollte England uns auf die Knie zwingen, uns knebeln. „Sie wissen, welche Wirkung ein Knebel ausübt," hatte der treffliche Churchill gesagt, immer noch gleich beredt, wie seinerzeit in Antwerpen, als er den Einwohnern das Herannahen des großen britischen Entsatzheeres, das niemals kam, ankündigte. „Ein Knebel nutzt das Herz ab. Diese Knebelung Deutschlands wird nicht eher locker werden, bis es sich auf Gnade und Ungnade ergibt."

Der englische Knebel war die Flotte. Ihre Kampfschiffe lagen zwar in wohlgeschützten Buchten, aber sie sollten das weite Meer beherrschen, uns jede Zufuhr, auch über neutrale Häfen, durch eine gewaltige Blokkade absperren. Auch das gelang ihr freilich nicht ganz, aber sie wurde uns — und den Neutralen — doch äußerst unbequem. Es war eigentlich nur noch ein Handelskrieg, den sie führte. Ein Handelskrieg, der übrigens nicht nur, wie sich bald herausstellte, das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn gänzlich abschließen, sondern als weitere Folge auch die Ver-



Winston Churchill

nichtung der deutschen Handelsbeziehungen, selbst über den Krieg hinaus, anbahnen sollte.

Wir erinnern uns weiter, daß der deutsche Admiralstab am 4. Februar 1915 bekannt gegeben hatte: „Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland, einschließlich des gesamten englischen Kanals, werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar an wird jedes hier angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden."

Deutsche Unterseeboote

Unser Mittel, diesen Plan durchzuführen, zu dem wir um so mehr berechtigt waren, als England schon am 21. Januar seinen Schiffen die Führung falscher, neutraler Flaggen amtlich empfohlen hatte und mehr und mehr dazu überging, alle Handelsschiffe zu bewaffnen — unser bestes Mittel der Seekriegführung waren unsere trefflichen Unterseeboote, die bereits so manches Meisterstück ausgeführt hatten. Wir ließen übrigens in sehr loyaler Weise den Kauffahrteischiffen aller Nationen eine Frist, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen: erst am 18. Februar sollte der verschärfte U-Bootkrieg beginnen.

Jenseits des großen Ententeichs lebte nun, wie wir schon wissen, ein wahrhaft Neutraler: die Vereinigten Staaten von Nordamerika standen unter der Leitung des sehr ehrenwerten Präsidenten Wilson. Seine Neutralität zeigte sich vor allem darin, daß er der Entente eine Waffen- und Munitionseinfuhr aus Nordamerika ermöglichte, wie sie in gleichem Umfang die Weltgeschichte noch nicht gekannt. Er sagte uns natürlich: ihr könnt ja von uns auch beziehen, was ihr wollt — ich bin ja neutral. Da er aber wußte, daß wir weder Waffen noch Munition brauchten, diese vielmehr in reichster Auswahl selbst herzustellen in der Lage waren, und da er weiter wußte, daß wir nichts aus Amerika beziehen konnten, da uns England den Weg versperrte, so war diese neutrale Ge-

NOTICE!

TRAVELLERS intending to embark on the Atlantic voyage are reminded that a state of war exists between Germany and her allies and Great Britain and her allies; that the zone of war includes the waters adjacent to the British Isles; that, in accordance with formal notice given by the Imperial German Government, vessels flying the flag of Great Britain, or of any of her allies, are liable to destruction in those waters and that travellers sailing in the war zone on ships of Great Britain or her allies do so at their own risk.

IMPERIAL GERMAN EMBASSY
WASHINGTON, D. C., APRIL 22, 1915.

Die Warnungsanzeige des deutschen Botschafters in Washington

Reisende, die beabsichtigen sich über den Atlantischen Ozean einzuschiffen, seien daran erinnert, daß zwischen Deutschland und Großbritannien sowie den beiderseits Verbündeten der Kriegszustand besteht; daß die Kriegszone die Gewässer um die Britischen Inseln in sich begreift; daß gemäß einer ausdrücklichen Bekanntgabe der Kaiserlich Deutschen Regierung Schiffe, die die Flagge Großbritanniens oder eines seiner Verbündeten führen, der Vernichtung in diesen Gewässern ausgesetzt sind und daß Reisende, die in der Kriegszone auf Schiffen Großbritanniens oder solchen ihrer Verbündeten fahren, dies auf ihre eigene Gefahr hin tuen. Die Kaiserlich Deutsche Botschaft. Washington, D. C., am 22. April 1915.

sinnungsäußerung für uns wertlos. Also gingen Waffen, Munition und anderes Heeresgerät aller Art aus Amerika zu den Alliierten, im Wert von Milliarden. Vergebens protestierten die wackeren Deutsch-Amerikaner —, vergebens protestierten auch die in der Union wohnenden Iren und einige ernster gesinnte Amerikaner selbst. Das Geschäft blühte ja: warum sollte Herr Wilson das Geschäft, ohne das der Krieg freilich schon längst beendigt gewesen wäre, stören. Übrigens sei um der Gerechtigkeit willen gesagt, daß man in England und Frankreich mit Nordamerika auch keineswegs ganz zufrieden war: man warf den Amerikanern vor, daß sie die geschäftliche „Konjunktur“ gar zu scharf ausnutzten, und Wilson, daß er sich nicht beeile, uns den Garaus zu machen. Allerdings hatte er ja schon am 13. Februar in einer heftigen Note Deutschland seinen Zorn angedroht, falls „auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Staatsangehöriger vernichtet“ werden sollte.

Präsident W. Wilson



Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Phot. Brown Brothers

Unsere U-Boote machten inzwischen gute Arbeit. In England stiegen die Lebensmittelpreise bedenklich, und es begann allmählich der Schiffsraum für die Transporte knapper zu werden. Kein Tag verging, wo nicht mindestens ein Schiff zur Strecke gebracht wurde, trotzdem den U-Bootkommandanten möglichste Schonung neutraler Fahrzeuge zur Pflicht gemacht worden war.

Da geschah es, daß am 7. Mai eines unserer Unterseeboote den englischen Riesen-Passagierdampfer „Lusitania“ der Cunard-Linie, ein Fahrzeug von 31,500 t, innerhalb des Kriegsgebietes, an der Südküste Irlands, torpedierte. Das Schiff sank. Von den rund 1900 Passagieren konnten noch nicht 800 gerettet werden.

7. Mai 1915 Untergang der „Lusitania“

Es gab wohl nur wenige unter uns, denen der Verlust so vieler Menschenleben nicht schwer auf das Herz fiel. Aber es wurde bald bekannt, daß die „Lusitania“ armiert gewesen war und bedeutende Massen Munition an Bord gehabt hatte; wie schon bei früheren Fahrten, so auch diesmal. Es stellte sich ferner heraus, daß Graf Bernstorff, unser Botschafter in Washington, rechtzeitig und in ausgiebigster Weise vor der Benutzung der Lusitania als Passagierdampfer gewarnt hatte; daß aber nicht nur die Passagiere diese Warnungen in den Wind geschlagen, sondern daß die Cunardlinie sie im Vertrauen auf die Schnelligkeit des Dampfers und wohl auch seine Bewaffnung verhöhnt hatte.

Nun hatten bei der Versenkung der „Lusitania" auch Nordamerikaner ihren Leichtsinn mit dem Leben gebüßt. Darob umgürtete sich, während England in ein Wutgeheul ausbrach, Herr Wilson sofort mit der Rüstung edler Menschlichkeit im allgemeinen und der Verteidigung der Rechte jedes amerikanischen Staatsbürgers, überall und auf jede ihm gefällige Weise zur See zu fahren, im besonderen. Er protestierte heftig.

Die deutsche Regierung antwortete darauf am 28. Mai voll ruhiger Würde in einer Note, die wenigstens auszugsweise hier wiedergegeben werden muß:

Die Regierung der Vereinigten Staaten geht davon aus, daß die „Lusitania" als ein gewöhnliches, unbewaffnetes Handelsschiff zu betrachten ist. Die Kaiserliche Regierung gestattet sich in diesem Zusammenhange darauf hinzuweisen, daß die „Lusitania" einer der größten und schnellsten mit Regierungsmitteln als Hilfskreuzer gebauten englischen Handelsdampfer war und in der von der englischen Admiralität herausgegebenen „Navy List" ausdrücklich aufgeführt ist. Der Kaiserlichen Regierung ist ferner aus zuverlässigen Angaben ihrer Dienstesstellen und neutraler Passagiere bekannt, daß schon seit längerer Zeit so gut wie alle wertvolleren englischen Handelsschiffe mit Geschützen, Munition und anderen Waffen versehen und mit Personen bemannt sind, die in der Bedienung der Geschütze besonders geübt sind. Auch die „Lusitania" hat nach hier vorliegenden Nachrichten bei der Abfahrt aus Newyork Geschütze an Bord gehabt, die unter Deck versteckt aufgestellt waren.

Die Kaiserliche Regierung beehrt sich ferner, die besondere Aufmerksamkeit der Amerikanischen Regierung darauf zu lenken, daß die britische Admiralität ihrer Handelsmarine in einer geheimen Anweisung vom Februar dieses Jahres empfohlen hat, nicht nur hinter neutralen Flaggen und Abzeichen Schutz zu suchen, sondern sogar unter dieser Verkleidung durch Rammen angriffsweise gegen deutsche Unterseeboote vorzugehen. Auch sind als besonderer Ansporn zur Vernichtung der Unterseeboote durch Handelsschiffe von der britischen Regierung hohe Preise ausgesetzt und auch bereits bezahlt worden. Angesichts dieser ihr einwandfrei bekannten Tatsachen vermag die Kaiserliche Regierung englische Kauffahrteischiffe auf dem vom Admiralstabe der Kaiserlichen Deutschen Marine bezeichneten Seekriegsschauplatz nicht mehr als „unverteidigtes Gebiet" anzusehen; auch sind die deutschen Kommandanten infolgedessen nicht mehr in der Lage, die sonst für das Seebeuterecht üblichen Regeln zu beobachten, denen sie früher stets nachgekommen sind. Endlich muß die Kaiserliche Regierung besonders darauf hinweisen, daß die „Lusitania", wie schon früher, so auch auf ihrer letzten Reise kanadische Truppen und Kriegsmaterial, unter diesem nicht weniger als 5400 Kisten Munition an Bord hatte, die zur Vernichtung tapferer deutscher Soldaten, die mit Opfermut und Hingebung ihre Pflicht im Dienst des Vaterlandes erfüllen, bestimmt war. Die Deutsche Regierung glaubt in gerechter Selbstverteidigung zu handeln, wenn sie mit den ihr zu Gebote stehenden Kriegsmitteln durch Vernichtung der für den Feind bestimmten Munition das Leben ihrer Soldaten zu schützen sucht. Die englische Schiffahrtsgesellschaft mußte sich der Gefahr, denen die Passagiere unter diesen Umständen an Bord der „Lusitania" ausgesetzt waren, bewußt sein. Sie hat, wenn sie sie trotzdem an Bord nahm, in voller Überlegung das Leben amerikanischer Bürger als Schutz für die be-

förderte Munition zu benutzen versucht und sich in Widerspruch zu den klaren Bestimmungen der amerikanischen Gesetzgebung gesetzt, die die Beförderung von Passagieren auf Schiffen, die Explosivstoffe an Bord haben, ausdrücklich verbietet und mit Strafe bedroht. Sie hat dadurch in frevelhafter Weise den Tod so zahlreicher Passagiere verschuldet. Nach der ausdrücklichen Meldung des betreffenden U-Boot-Kommandanten, die durch alle sonstigen Nachrichten lediglich bestätigt wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der rasche Untergang der „Lusitania" in erster Linie auf die durch den Torpedoschuß verursachte Explosion der Munitionsladung zurückzuführen ist. Andernfalls wären die Passagiere der „Lusitania" menschlicher Voraussicht nach gerettet worden. Indem die Kaiserliche Regierung sich ihre endgültige Stellungnahme zu den im Zusammenhang mit der Versenkung der „Lusitania" gestellten Forderungen bis nach Eingang einer Antwort der Amerikanischen Regierung vorbehalten darf, glaubt sie schließlich an dieser Stelle darauf hinweisen zu sollen, wie sie seinerzeit mit Genugtuung von den Vermittlungsvorschlägen Kenntnis genommen hat, die seitens der Amerikanischen Regierung in Berlin und London unterbreitet worden sind, um einen modus vivendi für die Führung des Seekrieges zwischen Deutschland und Großbritannien anzubahnen. Die Kaiserliche Regierung hat damals durch ihr bereitwilliges Eingehen auf diese Vorschläge ihren guten Willen zur Genüge dargetan. Die Verwirklichung dieser Vorschläge ist, wie bekannt, an der ablehnenden Haltung der Großbritannischen Regierung gescheitert. — —

Wenn sich die deutsche Regierung der Hoffnung hingegeben hatte, den Zwischenfall durch einen ruhigen Notenwechsel erledigen zu können, so mußte sie bald erkennen, daß das ein Irrtum gewesen. Herr Wilson schlug immer schärfere Töne an, selbstverständlich stets „gestützt auf die Grundsätze der Menschlichkeit". Es kam so weit, daß ihn selbst engere Landsleute einen „stillen Teilhaber der Entente" nannten, und daß sogar sein bisheriger Staatssekretär, Bryan, den Abschied nahm, um durch den gefügigeren Lansing ersetzt zu werden. Bisweilen ebbte die Notenwut Wilsons etwas ab — vielfach wohl durch die bevorstehende neue Präsidentenwahl und die Agitation dafür beeinflußt, — aber immer wieder holte er die „Lusitania" bei passender oder unpassender Gelegenheit aus der alten Kiste heraus.

Das ging so viele Monate hindurch. Und inzwischen flaute leider die Tätigkeit unserer U-Boote, deren Führern höchste Vorsicht anempfohlen worden war, im englischen Kriegsgebiet etwas ab. Jedes größere englische Schiff nahm ja, wenn es irgend anging, einige Amerikaner als „Schutzengel" an Bord. Dafür aber hatten unsere U-Boote ein anderes Gebiet reichster Tätigkeit gefunden.

Deutsche U-Boote im Mittelmeer

Zum Staunen der Welt tauchten sie plötzlich im Mittelmeer auf. So groß war inzwischen für neue deutsche Boote der „Aktionsradius" geworden, daß sie die weite Fahrt wagen und nach ihr sofort tatkräftig eingreifen konnten, wo es not tat.

Im 19. Abschnitt des ersten Bandes wurden die ersten Kämpfe an den Dardanellen eingehender geschildert, bis zur empfindlichen Niederlage der verbündeten Flotten am 18. März.

Damals hatten endlich die Verbündeten erkannt, daß die Dardanellen durch Flottenangriffe allein nicht zu bezwingen seien, was wirkliche Sachverständige

längst vorausgesagt hatten. Das Ziel Byzanz aber aufzugeben, erlaubte schon das ‚Prestige‘ nicht. Es mußte also auf anderem Wege versucht werden.

Man wird eine Landung mit sehr starken Truppenmassen vornehmen. Diese werden, unvergleichlich tapfer, wie sie sind, die türkische, zum Schutz Gallipolis und der Hauptstadt aufgestellte Armee, unterstützt von der Flotte, zerschmettern und siegreich am Goldenen Horn erscheinen. Man weiß freilich, daß solch eine Landung großen Umfanges keine ganz leichte Sache ist. Aber man verfügt ja über unerschöpfliche Hilfsmittel, an Transportschiffen, an Material aller Art; man hat seine Erfahrungen. Man hat auch gute Stützpunkte auf Tenedos und Lemnos und anderen Inseln, schließlich ist auch Cypern nahe und Ägypten nicht allzufern. Und man muß: aus Rücksicht auf Rußland, das ja dafür einen Angriff mit 250000 Mann auf der Bosporusseite heilig verspricht, aus Rücksicht auf die in ihrer Politik unbegreiflicherweise immer noch schwankenden Balkanstaaten Griechenland, Bulgarien, Rumänien; aus Rücksicht auf das bedrohte Ansehen im ganzen Orient. Sir Hamilton, unter ihm die Franzosen d'Amade, de Robeck und Gueprette werden's schon zwingen; selbst wenn man nicht gerade allerbeste Kerntruppen einsetzt — Inder und Australier werden hier auch verwendbar sein. Vorerst aber verteilte man das Fell des türkischen Löwen, indem man, allerdings sicher nicht leichten Herzens und seitens Englands wohl auch kaum in der ehrlichen Absicht, Versprochenes zu halten, Rußland den Besitz Konstantinopels verhieß.



General Sir Jan Hamilton

Es war höchst voreilig. Zumal Rußland selbst so gut wie gar nichts für die große Sache tat. Es brauchte nämlich seine schon um Odessa zusammengezogene Armee bald höchst notwendig an anderer Stelle.

Auf türkischer Seite war man auf alles gefaßt und vorbereitet. Unter Marschall Liman von Sanders, der den Oberbefehl über die Landkräfte erhalten hatte, war eifrig geschanzt worden; die Ausbildung der Truppen, besonders im Schießdienst, wurde gefördert; weitere Wege und Brücken entstanden, Maßnahmen für den Munitionsersatz, für Feldbäckereien, Bekleidung, Ausrüstung wurden getroffen; man übte fleißig im Gelände. Auf der asiatischen Seite

standen zwei Divisionen zur Abwehr bereit; auf der europäischen zwei weitere Divisionen, in Reserve endlich zwei Divisionen. Eine höchst stattliche Armee. Mit einem weiteren starken Heere stand Feldmarschall v. d. Goltz in Reserve.

25. April 1915. Beginn der Landungsversuche auf der Halbinsel Gallipoli

Am 25. April begann der blutige Tanz. Im grauenden Morgen versucht der Gegner nach starker Artillerievorbereitung von den Schiffen aus, bei Kum-Kalessi, auf der asiatischen Seite also, zu landen. Die schwache Feldwache erleidet schwerste Verluste, die hinter ihr liegende Kompagnie hält sich, und schon ist die Division alarmiert, zum Gegenangriff bereit, ihre Batterien gehen in Stellung. In der Abenddämmerung soll ihr Gegenstoß einsetzen. Unter dem Feuer der Schiffsgeschütze, im Leuchtkranz mächtiger Scheinwerfer geht er vor sich, wird zum blutigen Nahkampf, und bis Tagesanbruch ist Kum-Kalessi zurückgewonnen, der Feind in die Boote geflüchtet. Aber das Feuer der schweren und schwersten Geschütze der Panzer ist bei Tage unerträglich; die brave siegreiche Division muß in gedeckte Stellungen zurückgenommen werden; am Abend wurde Kum-Kalessi zum zweiten Male gestürmt. Jetzt übernimmt ein königlich sächsischer Hauptmann und osmanischer Major die Sicherung des Ortes mit einer gemischten Abteilung. Er hielt durch. Am 29. April stand kein Feind mehr auf der asiatischen Küste der Meerenge.



Marschall Liman von Sanders. Phot. Sébah & Joaillier

Nicht ganz so glatt verliefen die Kämpfe auf der europäischen Seite. Hier landet der Gegner am 25. im Morgengrauen bei Ari-Burun und Kaba-Tepe Truppen; fast gleichzeitig bei Kap Helles, bei Sedil-Bahr, in der Mortobucht. Die Türken werfen die Gegner, die sich schon anschicken, die Höhen östlich Ari-Burun zu ersteigen, zurück. Um die Landungsstelle an der Südspitze der Halbinsel, die von früh an in eine ungeheure Wolke von Rauch, Pulverdampf und Eisensplittern gehüllt ist, wird heiß gerungen. Der Angreifer geriet auf Tretminen; ihren Hodja, den Feldgeistlichen mit dem grünen Turban des Mekkapilgers, voran, warfen sich die Türken der Vorpostenkompagnie auf die Engländer, verjagen sie. Um die Mittagsstunde erneuert sich der Angriff: die Feinde setzen mächtige Transportdampfer auf den Strand, um größere Truppenverbände mit einem Male landen zu können. Aber die Türken haben Verstärkungen erhalten.

Gegen Abend scheint der Gegner überall auf dem Rückzug. — Am Morgen des 26. beginnt das Ringen an der Südspitze der Halbinsel von neuem. Eine Flotte von siebzehn Panzern und vielen Torpedobooten sucht noch einmal in die Meerenge selbst einzudringen — sie wird zurückgejagt. Aber bei Kap Helles faßt der Gegner nach hartem Kampf festen Fuß, drängt gegen die beherrschenden Höhen um Kirte vor — wird zurückgeschlagen. Bei Ari-Burun ist es den Engländern schließlich doch gelungen, sich eine Art Brückenkopf zu schaffen; jeder ihrer Versuche, landeinwärts zu dringen, scheiterte jedoch — sie müssen im Hügelgelände dicht am Strande kleben bleiben.

Tage und Wochen geht das Ringen fort: Vorstöße des Feindes, Gegenstoß der Türken, die Engländer und Franzosen werden jedesmal wieder auf die dürftigen Landungsstellen eingeschränkt; starkes Artilleriefeuer hüben und drüben, Kampf mit Handgranaten, bald auch mit Minen und Gegenminen. Schwere Verluste des Feindes: an Toten, Verwundeten, Kranken, an Schiffsmaterial: am 13. Mai versenkte der Torpedobootszerstörer „Muavenet-i-Millije", in treuer Waffenbrüderschaft geführt von dem türkischen Kommandanten Ahmed Bei und dem deutschen Seeoffizier Firle, das englische Linienschiff „Goliath", acht englische Unterseeboote fallen allmählich zum Opfer. Die Dardanellen sind und bleiben uneinnehmbar.

25. Mai 1915 Das erste deutsche U-Boot vor den Dardanellen. Versenkung des englischen Linienschiffs „Triumph" und des Großkampfschiffs „Majestic"

Da erschien plötzlich das erste deutsche U-Boot. Kapitänleutnant Hersing führte es. An der englischen Küste vorüber, durch die von zahllosen Wachtschiffen geschützte Straße von Gibraltar, an der mächtigen britischen Inselfestung Malta vorbei, Kreta südlich umgehend, war er unbemerkt ans Ziel gekommen. Durch einen einzigen guten Treffer schickte er am 25. Mai nachmittags das mit

Das am 13. Mai 1915 vor den Dardanellen zum Sinken gebrachte englische Linienschiff „Goliath"
Phot. Berliner Illustr.-Ges.



Der türkische Torpedobootszerstörer „Muavenet-i-Millije“, der das englische Linienschiff „Goliath“ torpedierte. Phot. Sébah & Joaillier

Schutznetzen schön umwehrte Linienschiff „Triumph“ (12000 t und 800 Mann Besatzung), das zu Anfang des Krieges vor unserm Tsingtau gekämpft hatte, auf den Meeresgrund. Am 27. Mai schon brachte er das zweite britische Großkampfschiff „Majestic“ zur Strecke.

Das ganze heiße Ringen um die Dardanellen gewann damit eine andere Gestalt. Tag um Tag fast suchten die deutschen U-Boote sich neue Beute und fanden sie. Die gewaltige feindliche Flotte wird immer vorsichtiger. Sie scheut sichtbar die neue gefährliche deutsche Waffe, sie hält ihre kostbaren schweren Panzer in achtungsvollster Entfernung.

So ging es also auch nicht: das sahen die Meister der Entente endlich ein. Am 5. Juni zwar hatte Herr Winston Churchill bei Gelegenheit einer Rede in Dundee triumphierend verkündet: man stünde vor den Dardanellen nur noch wenige Kilometer von einem Siege entfernt, der die Vernichtung des türkischen Reichs und den Fall Konstantinopels herbeiführen würde. „Ich spreche von diesem Siege als von einer glänzenden und gewaltigen Tatsache.“ Leere Phrasen waren es. In Wirklichkeit war nichts, gar nichts erreicht. Es mußte also noch einmal anders versucht werden. Wie die zähen Engländer sich das dachten, werden wir später sehen.



Kapitänleutnant Hersing. Phot. Ferd. Urbahns



Maschinengewehr im Kampfe mit einem feindlichen Flieger. Phototek-Aufnahme

Vierter Abschnitt

Die Schlacht im Raume Arras—la Bassée im Mai 1915.

Als eine gewaltige Ebene liegt das Gebiet zwischen Arras und La Bassée vor dem Beschauer — das „Artois". Hier befindet sich das große Kohlenland Frankreichs. Überall ragen die Schlote und die Eisengerüste der Förderanlagen, überall die riesigen Halden. Einzelgehöfte, Baumpflanzungen fehlen fast gänzlich; ziemlich weit auseinander liegen die Dörfer und die eintönigen Arbeitersiedelungen. Mitten durch diese Ebene zogen sich die deutschen und französischen Stellungen in der allgemeinen Richtung von Süd nach Nord. Hüben wie drüben waren die Kohlengruben in Betrieb gehalten mit Ausnahme derer, die allzunah den Fronten lagen; die mußten wir wenigstens schließen, weil durch ihre unterirdischen Schächte und Stollen ein gefährlicher Spionagebetrieb drohte. Sonst aber wurde lebhaft gearbeitet. Wir brauchten die schwarzen Diamanten für den Betrieb der zahlreichen Anlagen, die für unsere Armee geschaffen waren; die Franzosen brauchten sie noch notwendiger, da ihr Land, vom Artois abgesehen, recht kohlenarm ist, und die lieben Engländer mit der Zufuhr allezeit geizten. Es ist das Gebiet, in dem Zolas großer Bergarbeiterroman „Germinal" spielt; die betriebsame Stadt Lens, hinter unserer vorderen Linie liegend, ist einer der Mittelpunkte des Kohlenbergbaus.

Aus dieser Ebene erhebt sich ein einziger Höhenzug, die Lorettohöhe. „Ein fast heiliger Schauer durchrieselte mich, als ich sie zum ersten Male sah," schrieb ein Offizier aus dem Felde. „Ich hatte im Osten und im Westen lange Monate hindurch gekämpft, ich meinte alle Schrecken der Schlachtfelder zu kennen. Der

Eindruck aber, den mir diese blutgetränkte Stätte machte, war überwältigend. Nie werde ich ihn vergessen, nie vielleicht ganz überwinden."

Die Loretto-höhe

Nach den schweren Kämpfen, die sich im Mai 1915 im Artois abspielten und die wir nun zu schildern haben werden, sah sie Bernhard Kellermann, der gefeierte Romanschriftsteller. In seinem schönen Buch „Der Krieg im Westen" (Verlag von S. Fischer, Berlin) schildert er sie:

„Golden und grün steigt sie aus der Talmulde empor, breit und sanft, ein flacher Höhenzug, von Hügelketten flankiert. Oben ist sie bewaldet, Laubwald, das Bois de Bovigny. Sie liegt in der glühenden Sonne, und Wolkenschatten ziehen darüber hin. Sie sieht aus wie eine sonnige Höhe in Franken oder Thüringen, es ist gar nichts Besonderes an ihr. Ein breiter, sanfter Höhenzug in der Junisonne, der Dunst der Hitze darüber und etwas Wald auf der Kuppe, sonst nichts. Und doch ist diese Höhe, die so friedlich aussieht, daß man glauben könnte, Schafe würden dort weiden, und Kinder spielten in den Wiesen, heute nichts als ein großer Grabhügel, ein Riesengrab. Tausende und Abertausende liegen dort, Freund wie Feind. Sie fielen im Herbst, im Winter, im Frühjahr. Viele konnten nicht begraben werden . . . .

Man wird nun einsehen, daß die Anmut und Lieblichkeit dieser Höhe eine Lüge ist. Dort oben gibt es schauerliche Dinge, an die niemand gern denkt. Es gibt dort Sumpfstreifen, in die die Toten langsam versunken sind . . . es gibt Gräber voller Unheimlichkeiten. Wenn der Bauer einst hier wieder pflügt, so wird er bei jedem Schritt auf Knochen stoßen und zerbrochene Gewehre.

Hier oben stand die oft genannte Kapelle von Notre Dame de Lorette. Sie ist heute ein Haufen Trümmer.

Hier oben hat jeder Quadratmeter Boden seine Kämpfe gehabt, seine Toten, sein Entsetzen. Die Erde ist zerfetzt von Granaten. Hier oben hat jeder Weg, hat jede Besonderheit ihren Namen, und an all diesen Namen hängt viel Blut und Heldentum. Diese Namen werden weiterleben, und die Soldaten, die diese Höhe freigab, werden von ihnen sprechen, wenn sie alt werden. Da ist die Kanzel, der Hohlweg, der Barrikadenweg, die Schlammulde, die Totenwiese. Diese Namen kehren wieder in den Gefechtsbüchern der Regimenter, die hier kämpften . . .

Seit Wochen ist die Höhe unter schwerem Feuer. Auch heute.

Sie raucht.

Auf den ersten Blick sieht es aus, als würden auf dem goldgrünen Abhang der Höhe, über den still die Wolkenschatten ziehen, Feuer von Kartoffelkraut abgebrannt, dessen rostbrauner Qualm senkrecht in die heiße Luft steigt. Als stünden hinter der Höhe, hinter dem Bois de Bovigny, Reihen von Fabrikschloten, die ihren Rauch emporwirbeln lassen. Aber diese dicken Säulen rostbraunen Qualms entstehen urplötzlich, ohne jede Vorbereitung; drei, vier fahren nebeneinander aus der Erde. Sie wechseln ebenso urplötzlich den Ort, bald stehen sie höher, bald tiefer, bald ein paar Kilometer rechts, bald links. Sie sind rostbraun und rostrot und zuweilen schwarz wie Ruß. Es sind die Einschläge der französischen Granaten, die unsere Gräben eindecken wollen. Die Gräben selbst kann man nicht sehen, aber an den Einschlägen der Granaten kann man ihre

Kurve verfolgen, die sich quer über den Fuß der breiten Höhe zieht. Auch hört man die Einschläge nicht, denn die Geschütze donnern und rollen ohne Pause.

Aus dem Bois de Bovigny wirbelt eine pechschwarze Rauchwolke empor, turmhoch, und in der nächsten Sekunde eine zweite, deren Qualm sich oben mit dem Qualm des ersten Einschlags vereinigt. Deutsche Granaten. Die schwarzen Rauchwolken wehen hin und her, sie steigen an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit in die Höhe, stehen minutenlang und nehmen die Form von Pinien an. Sie verblassen, und ein neuer Krater speit Schwärze und Finsternis in die Luft empor . . . Wir bleiben ihnen nichts schuldig!"

Vielleicht legte die deutsche Heeresleitung anfangs dem Besitz der Lorettohöhe nicht die Bedeutung bei, die sie später erlangen sollte. Ziemlich spät erst, am 4. März 1915, wurde gemeldet, daß unsere Truppen sich auf ihr in den Besitz der feindlichen Stellung in einer Breite von 600 m gesetzt, 8 Offiziere und 558 Mann gefangen, 7 Maschinengewehre und 6 kleine Geschütze erbeutet hätten. Die Höhe war aber tatsächlich schon vorher einmal in unserem Besitz gewesen; im Oktober hatten wir hier Fuß gefaßt, am 20. November 1914 hatte ein wackeres Badener Regiment die Höhe selbst besetzt; dann war sie zum Teil wieder verloren gegangen — wie es oft mit solchen Stützpunkten geht — trotz heldenhaftesten Widerstandes: nun, seit dem 3. März, war sie von neuem unser bis an den Wald von Bovigny, den die Franzosen hartnäckig hielten; damals war auch die Kapelle in Trümmer gegangen, ihre Glocke in den Schutt gestürzt.



Im Laufgraben vor Neuve Chapelle. Aquarell von Theodor Rocholl

Das heiße Ringen am 3. März schildert ein Mitkämpfer, Th. Kiefer, in einem schönen Feldpostbrief, der zuerst in der Düsseldorfer Textilarbeiterzeitung erschien und den wir wenigstens auszugsweise wiedergeben möchten:

„Um uns ohne große Verluste in den Besitz (der Lorettohöhe) zu setzen, wurde gleich nach Weihnachten von unserer Seite mit dem Unterminieren der französischen Gräben auf der ganzen Linie begonnen. Schon nach einigen Wochen stellte es sich heraus, daß die Franzosen ihrerseits mit der gleichen Arbeit

beschäftigt waren. Unsere Mineure unter der Erde hörten ganz deutlich Tag und Nacht klopfen und hämmern. Jetzt hieß es bei uns, mit Hochdruck gearbeitet, um den Franzmännern zuvorzukommen, sonst wären wir anstatt sie eines schönen Tages in die Luft geflogen. Ende Februar war die Arbeit unsererseits getan. Die letzten Bohrungen wurden mittels Elektrizität vorgenommen. Zu diesem Zweck war von Lens her ein dickes Kabel gelegt. Wir waren gerade zu der kritischen Zeit (23. bis 27. Februar) zur Ruhe in Lens. Dort warteten wir alle Tage darauf, alarmiert zu werden. Durch eine eingetretene Verzögerung gingen aber unsere vier Tage der Ruhe ohne Störung vorbei, und am Abend des 27. bezogen wir wieder Stellung, diesmal direkt links von dem zu sprengenden Bergrücken. Durch diesen Umstand konnten wir mit höchster Wahrscheinlichkeit damit



Bei Neuve Chapelle, im Hintergrunde links die Kirche von Estaires. Aquarell von Theodor Rocholl

rechnen, nicht aktiv an dem Angriff und Sturme beteiligt zu sein. Königlich freuten wir uns aber, von unserer Stellung aus die Sprengwirkung und den nachfolgenden Sturm beobachten zu können.

Freilich war auch die Sache für uns nicht ganz ungefährlich. Die Bayern, die noch weiter links lagen, und wir waren dazu bestimmt, den Tanz durch einen Feuerüberfall zu eröffnen, um dadurch die Aufmerksamkeit des Gegners und somit auch das Feuer seiner Artillerie auf uns zu lenken. Mittwoch, den 3. März, früh 7 Uhr, sollte das Schauspiel beginnen.

Ich habe mit meinem Zuge, der noch verstärkt ist durch einige Gruppen des zweiten Zuges, einen vom übrigen Teil der Kompagnie getrennt liegenden Graben besetzt. Links vorgeschoben habe ich eine Feldwache stehen, daran anschließend beginnen die Stellungen der Bayern. Schon früh um 5 Uhr war mein Zug gefechtsbereit, alle Mann im Graben, ich selbst mit der Leuchtpistole in der Mitte des Zuges, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Kurz vor 7 Uhr war die Dämmerung so weit vorgeschritten, daß die Leuchtpistole überflüssig wurde. Also weg damit, den Karabiner zur Hand, den ich für alle Fälle stets bei mir in Stellung habe. Schneckengleich ging die Zeit vorüber. Die Minuten wurden uns zu Stunden. Da endlich, der Zeiger meiner Uhr zeigte Punkt sieben, begann sehr weit links von uns, von Arras her, bei den Bayern das Feuer, es pflanzte sich mit Windesschnelle auf der ganzen Linie fort, in den nächsten Sekunden schon waren auch wir mitten drin im Feuergefecht. Ein ohrenbetäubendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer ging durch die ganze Linie, nur nicht neben uns; droben auf Lorette tiefe, ja fast unheimliche Stille, die Ruhe vor dem Sturm. Der Gegner war zunächst überrascht, doch auch nur kurze Augenblicke, dann ging auch drüben ein Knattern und Rattern los, und unsere Gräben wurden mit einem wahren Geschoßhagel überschüttet. Da auf einmal, dicht vor unserem Graben, ein ohrenbetäubender Krach, gleich darauf noch einer. Jetzt ging's auch links von uns, bei den Bayern an, die französische Artillerie war auf dem Plane erschienen. Ein ununterbrochenes Rollen, wie bei einem Gewitter, setzte ein. Die ganze feindliche Artillerie, die uns erreichen konnte, konzentrierte ihr Feuer auf unsere Gräben sowie auf die der Bayern links von uns.

Damit war aber gerade das erreicht, was wir wollten. Das Ganze ging natürlich noch viel schneller, als ich es hier niederschreiben kann.

Jetzt war auch der Augenblick für unsere Brüder auf Loretto gekommen. Schon oft waren unsere sehnsüchtigen Blicke hinübergeschweift auf das nur etwa 500 m entfernte Sprenggebiet.

Gerade war ich dabei, wegen des immer stärker werdenden Artilleriefeuers einen Teil meiner Leute, um unnötige Verluste zu vermeiden, zurückzuziehen und in ihre Deckungen zu schicken, als drüben eine Rakete hochging. Beinahe hätte ich den richtigen Augenblick verpaßt, doch der Zuruf meines Kompagnieführers: ‚Kiefer, schnell hierher‘, brachte mich in der nächsten Sekunde an seine Seite. Gerade sah ich noch, wie nach der Rakete eine rote Leuchtkugel hochging. Nun ging's aber auch schon los. Die Hölle selbst schien ihre Pforten geöffnet zu haben. Unwillkürlich erstarb bei uns für Augenblicke das Feuer. Starr waren



Aus der Front zurück. Zwischen Herlies und Fournes. Aquarell von Theodor Rocholl

die Blicke meiner Leute, aber auch die unseren, hinübergerichtet auf Lorette. Die Erde bebte förmlich. Einem Vulkane gleich stieg Feuersäule um Feuersäule gen Himmel. Die ganze Höhe schien in Bewegung geraten zu sein. Während der nächsten Minuten war überhaupt nichts mehr von dem Höhenrücken zu sehen. In undurchdringlichen schwarzen Pulverdampf gehüllt, wie von einer einzigen großen Wolke bedeckt, so bot er sich unserem Auge dar.

Unwillkürlich verstummte auch das Feuer der feindlichen Artillerie. Nachdem sich der Rauch etwas verzogen hatte, war oben auf der Höhe nur ganz schwaches Infanteriefeuer wahrzunehmen. Nur vereinzelte Schüsse fielen, um nach kurzer Zeit ganz zu verstummen. Gleichzeitig war es aber auch lebendig geworden dort oben. Deutlich konnten wir beobachten, daß unsere Truppen sich in den feindlichen Gräben befanden. Gräben waren das überhaupt nicht mehr zu nennen. Wohin auch das mit dem Glase bewaffnete Auge schaute, nur noch ein einziges weites Trümmerfeld.

Die nächsten Stunden vergingen uns in banger Erwartung. Was mag wohl der Erfolg des so verantwortungsvollen Unternehmens gewesen sein? Gegen Mittag traf dann in unserem Graben die telephonische Nachricht ein, daß die feindlichen Gräben auf der ganzen Linie von unseren Truppen genommen . . .

Schon im Laufe des Morgens begann dann aber auch die Artillerie des Gegners ihre Tätigkeit wieder. Diesmal war das Ziel die genommene Stellung auf Lorette. Zuerst ganz vereinzelte Wölkchen der krepierenden Schrapnells. Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Die Artillerie begann sich einzuschießen. Eine bange Ahnung beschlich uns alle, wußten wir doch zu gut, was daraus werden würde. Schon damals im Januar, als wir den Franzosen zwei ihrer Gräben wegnahmen, haben wir am eigenen Leibe erfahren, daß es unendlich viel, viel schwerer ist, eine Stellung zu halten, als zu nehmen. Aus allen Richtungen kam das sauchende Geräusch der vorüberziehenden Geschosse. So ging es bis nachmittags kurz vor 4 Uhr. Dann folgte auf einmal eine kurze, aber desto unheimlichere Pause. Kein Ton war mehr zu hören. Die Artillerie auf beiden Seiten schwieg vollständig, nur von Zeit zu Zeit klang ganz vereinzelt der scharfe Knall eines Flintenschusses. Die Pause mochte ungefähr eine Viertelstunde gedauert haben. Mit gespannter Aufmerksamkeit stand ich mit meinem Kompagnieführer im Graben, keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß es jetzt alle Augenblicke losbrechen mußte. Und es kam dann auch, meine Uhr zeigte einige Minuten nach vier. Wenn wir auch auf Schlimmes gefaßt waren, das nun Folgende überstieg doch alle Erwartungen. Ganz plötzlich brach es los. Der Gegner hatte unbedingt alle in weitem Umkreise für ihn verfügbare Artillerie zu dieser Kanonade zusammengezogen. Die einzelnen Schüsse waren überhaupt nicht voneinander zu unterscheiden. Ununterbrochenes Rollen dröhnte an unser Ohr. Der Boden unter unseren Füßen zitterte wie bei einem Erdbeben. Im Nu war die ganze Höhe von den massenhaft krepierenden Geschossen leichten und schweren Kalibers, gerade wie am Morgen der Sprengung, in eine undurchdringliche Rauch- und Dampfwolke gehüllt. Es schien, als müsse dort oben unbedingt alles zermalmt werden. Gleichzeitig wurden die Anmarschwege etwaiger Hilfstruppen, sowie die hinter der Höhe liegenden Ortschaften aufs heftigste beschossen . . .

Noch nie in diesem Kriege habe ich Ähnliches erlebt. Ein gerechter Zorn erfüllt uns alle gegen die, die dies verschuldet . . .

Bewundernswert aber und für den Geist unserer Truppen ein schönes Zeugnis ist es, daß trotz der großen Verluste bei der fürchterlichen Kanonade die genommene Stellung behauptet wurde. Es sind jetzt seit dem Sturme vier Tage vergangen, und trotz aller Anstrengungen des Gegners, diese überragende und beherrschende Höhe wieder in seinen Besitz zu bringen, trotz der sich tagtäglich wiederholenden, wenn auch weniger starken Beschießung, sind alle diesbezüglichen Versuche bis jetzt gescheitert . . ." — —

Ein anderes landschaftliches Bild, als der mittlere Teil des großen Kampffeldes, bietet der südlichere, der um Arras. Hier ist nicht Flachland, sondern leicht gewelltes Gelände mit zahlreichen Ortschaften, die sich bis dicht an Arras heranschieben, und von dem fast jede für Freund oder Feind zum Stützpunkt wurde: von der Lorettohöhe nach Süden zu Ablain, Souchez (mit seiner Zuckerfabrik), Carency, Neuville, Vincy, Ecurie, St. Laurin und andere. Ein ausgesprochener Höhenzug steigt von dem im Carencybachtal tief gelegenen Dorf Souchez scharf empor und fällt dann wieder zwischen Bailleul und Thelus gegen die Scarpe; die Behauptung dieser Höhen mußte für uns sehr wichtig erscheinen. Von Arras führten Bahn und große Straße auf Douai, das den Franzosen stets als erstes bedeutsames Durchbruchsziel erschien. In Lens, so erzählte man, hatte Joffre am 12. Mai frühstücken, in Douai am Abend desselben Tages soupieren wollen.

Die guten Bürgersleute in Douai backten tatsächlich schon Kuchen und wanden Blumensträuße für die Sieger. Wieder einmal vergeblich!

In dem ganzen bisher geschilderten Kampfgebiet lagen uns französische Truppen gegenüber. Die feindlichen Stellungen im nördlichen Teil dagegen gehörten zum englischen „Sektor", von Armentières bis zur Straße Béthune—La Bassée nach Lille. Die Gegend ist wiederum fast eben. Es befand sich zwar kein ausgesprochener Geländevorteil in der Hand der Engländer, immerhin gab es, insbesondere in der Gegend östlich Festubert und bei La Bassée, manche vorspringende Teile unserer Linien, an denen eine Umfassung dem Feinde leicht möglich war. Begünstigt wird hier der Angriff durch die Unübersichtlichkeit des dicht mit baumumpflanzten Gehöften besetzten Geländes. Das im Mai schon hohe Gras verdeckt den geschickt herankriechenden Infanteristen dem Verteidiger. Der Artillerie fehlen natürliche Beobachtungspunkte. Erst hinter unserer damaligen Linie, von Radinghem über Aubers-Fromelles, zieht eine leichte Welle nach Violaines.

Die Verteidigung dieser langgestreckten Linie war den kampferprobten Divisionen der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern anvertraut. Wie im August 1914, in der großen Schlacht von Lothringen, standen auch hier Söhne fast aller deutscher Stämme unter seinem Befehl. Der Bericht des Großen Hauptquartiers gesteht offen ein: „Die deutschen Truppen befanden sich nicht in für die Verteidigung sorgsam ausgewählten Stellungen, sondern hielten im wesentlichen die Linien, wie sie aus der Offensive entstanden waren. So konnte es an schwachen Punkten nicht fehlen." Da war die Lorettohöhe, die von beiden Seiten umfaßt war, weil unsere Stellung hier wie mit einer scharfen

Spitze zu den beiden südlicher gelegenen, durch die niedrige Höhe 125 geschiedenen Bachtälern vorsprang, in denen Ablain und Carency lagen, deren Ausläufer noch in Feindeshand geblieben waren. Da lief ferner unsere Front über La Targette dicht östlich des großen Dorfes Neuville im allgemeinen in der Tiefe zwischen zwei Höhenzügen, deren westlicher dem Feinde vortreffliche Artilleriestellungen und in den Dörfern Ecurie und Roclincourt gute Stützpunkte bot. Man kann sich auch im Stellungskriege die zur Verteidigung bestimmten Linien nicht immer wählen, wie man sie haben möchte; sie entwickeln sich vielmehr vielfach, wie hier, aus vorangegangenen Kampfhandlungen heraus, und man muß sich damit begnügen, sie feldgmäß zu verstärken, so gut es geht. Der Zähigkeit der Truppe, ihrer Tapferkeit bleibt dann das beste vorbehalten. —

Der Angriff des Gegners ließ sich Anfang Mai voraussehen. Der Durchbruch bei Gorlice war gelungen, die Russen wichen in



Die Höhe Notre Dame de Lorette unter dem Feuer unserer schweren Geschütze. Aquarell von Theodor Rocholl



Im Schützengraben vor Neuve Chapelle. Aquarell von Theodor Rocholl

Galizien auf der ganzen Linie zurück. Der Gegner nahm, mit Recht oder Unrecht, an, daß wir starke Kräfte von der West- zur Ostfront abgezogen hätten. Die Gelegenheit schien günstig. So versammelte Generalissimus Joffre außerordentlich starke Kräfte, französische und englische, um die deutschen Linien zwischen Armentières und Arras zu durchstoßen, Lille und Douai zu gewinnen, unsere rückwärtigen Verbindungen zu zerstören, womöglich ganz Nordfrankreich und Belgien zu befreien. Es war wieder einmal die „Große Offensive“, die den Krieg bis zum Rhein tragen sollte. Joffre selbst war bei seinen Truppen und sorgte dafür, daß sie rücksichtslos eingesetzt wurden.

Erfreulicherweise besitzen wir einen ausführlichen Bericht unserer Heeresleitung über die gewaltigen Kämpfe, die in der ersten Maiwoche ausholten. Wir können nichts Besseres tun, als uns zunächst dieser klaren, lebendigen Darstellung anzuschließen.

Die ersten Tage des Monats Mai begünstigten die Franzosen. Das Wetter schränkte die Luftaufklärung sehr ein und hinderte uns daher, das Heranführen der großen Truppenmassen auf der Bahn genau zu erkennen, obschon es beobachtet wurde und auch sonst Anzeichen dafür vorlagen. Sehr geschickt verheimlichten die Franzosen auch sonst diese Verschiebungen. Keine Patrouillen durften ihre Gräben verlassen. Bisher hatten in dem Abschnitt von der Grenze zur englischen Armee südlich La Bassée bis Arras den Deutschen $3^1/_4$ französische Armeekorps (58. und 92. Infanteriedivision, XXI., XXXIII. und ein Viertel des X. Armeekorps) gegenübergestanden. Am 8. Mai deuteten zum ersten Male bei einem gefallenen Franzosen gefundene Briefe auf die Anwesenheit des XVII. Armeekorps.

Dagegen lag bereits seit dem 1. Mai sehr schweres feindliches Artilleriefeuer hauptsächlich auf dem Abschnitt von der Lorettohöhe nach Süden bis gegenüber Roclincourt.

Am 6. Mai schätzte ein Armeekorps, daß der Feind 13 500 Schuß gegen seine vorderen Linien abgegeben habe, am 8. Mai erhöhte sich die Zahl auf 17000. Dazu traten jetzt neuerdings schwere Wurfminen auf, deren am 8. Mai nicht weniger als 1800 gezählt wurden. Schwer litten unsere Gräben und Drahthindernisse, die wiederherzustellen unsere Leute bei dem ununterbrochenen Feuer trotz aller Aufopferung keine Gelegenheit fanden. Südlich Carency sappierte der Feind sich auch näher heran.

Zum Angriff kam es aber vorerst nur am 8. Mai in der Nähe von Liévin, wo französische Jäger nach einem starken Artilleriefeuerüberfall in ein kleines Grabenstück eindrangen. Im Laufe der Nacht warfen die Badener den Feind wieder hinaus und nahmen ihm 100 Gefangene ab.

9. Mai 1915 Beginn der schweren Kämpfe nördlich Arras

So brach der strahlend schöne, schwüle Sonntag des 9. Mai an. Planmäßig, aber wirkungslos weckten Bombenwürfe feindlicher Flieger einige höhere Kommandobehörden und das Personal aller wichtigen Bahnhöfe. Die Absicht, durch Zerstörungen Verwirrung in der Befehlsgebung zu erzielen und den Antransport von Verstärkungen zu vereiteln, war dem Feind mißglückt.

Auf den Stellungen nördlich Arras lag von 4 Uhr morgens ab schwerstes Feuer. Auch auf alle Beobachtungsstellen unserer Artillerie und in die Verbindungen nach vorwärts fiel Geschoß auf Geschoß ein. Bald versagten die Drähte zu den Schützengräben, selten und langsam kamen Meldegänger zurück. Daß der Feind seine Hindernisse wegräume, teilten sie mit. Von der Höhe von La Folie aus sah man, wie unsere Gräben in dichten Rauch gehüllt waren. Eine feindliche Granate nach der andern fuhr in die schwarze Wolke, die sich bald haushoch türmte. Höher noch schleuderten Minenwürfe Erdschollen und Trümmer des weißen Kalkgesteins in die Luft.

Erste Abwehr durch Niederrheinische Landwehr und Bayern

Gegen 8 Uhr schweigt das Feuer auf einen Schlag. Rasch eilen die schon stark gelichteten Reste der Grabenbesatzung, niederrheinische Landwehr sowie bayrische Chevaulegers und Infanterie, an die Brustwehr, bereit, dem anstürmenden Feind Auge in Auge entgegenzutreten. Sofort schicken die vorne befindlichen Kommandeure zu den Unterstützungen, die in der zweiten Stellung

liegen, den Befehl, vorzurücken. Unsere Artillerie legt starkes Sperrfeuer auf die französischen Gräben. Doch statt des Angriffs erfolgt ein neuer, noch heftigerer Feuerstoß der feindlichen Artillerie. Wieder bedeckt Rauch und Qualm das ganze Gesichtsfeld. Da, um 9 Uhr, sieht die Artillerie von La Folie aus an der zufällig etwas rauchfreien Stelle zwischen Carency und dem Wäldchen südlich davon eine lange, dunkle Linie im Vorgehen. Sie erkennt, wie zwischen Carency und La Targette mehrere Minen in die Luft gehen. Die Franzosen greifen an! Unter dem Rauch hindurch dringen sie in Massen vor.

Im Abschnitt zunächst nördlich der Scarpe brechen sie in unserem Feuer zusammen. Haufen von Toten und Verwundeten der französischen 19. Division und des XVII. Armeekorps liegen vor den Drahthindernissen; 1600 feindliche Leichen zählte ein einziges unserer Regimenter vor seinem Abschnitt. Gegenüber Roclincourt dringt ein kleiner Teil ein. Bayrische Bajonette werfen ihn hinaus.

Das Ringen um La Targette, Carency, Neuville, Souchez

Allzu mächtig aber ist der Ansturm auf den durch Artilleriefeuer besonders beschädigten Abschnitt zwischen La Targette und Carency. Mit gewaltiger Überlegenheit überrennen hier das XX. und XXXIII. französische Armeekorps und mitten zwischen ihnen die marokkanische Division die schwache Besatzung der zertrümmerten Gräben. Verzweifelt wehren sich die wenigen Überlebenden. Schwerverwundet fällt der Regimentskommandeur der Landwehr, der die Unterstützungen persönlich vorführt, in Feindeshand.

Unsere zweite Stellung ist entblößt. An den vorgeschobenen Geschützen nördlich Neuville und südlich Souchez bricht sich die Brandung kurze Zeit, bis der letzte Kanonier zu Boden sinkt. Dann geht der Ansturm weiter. Die Franzosen dringen auf der Höhe von La Folie vor. Die Artilleriebeobachtungsstellen bei La Folie sind in ihrer Hand, schon nähern sie sich dem Ostabfall des großen Höhenzuges. Und auch gegen Norden gewinnen sie Boden. Von der Höhe stürmen sie hinab in das Dorf Souchez. Der Kommandeur eines bayrischen Jägerbataillons mit 10 Mann hält hier vorläufig allein den Südeingang.

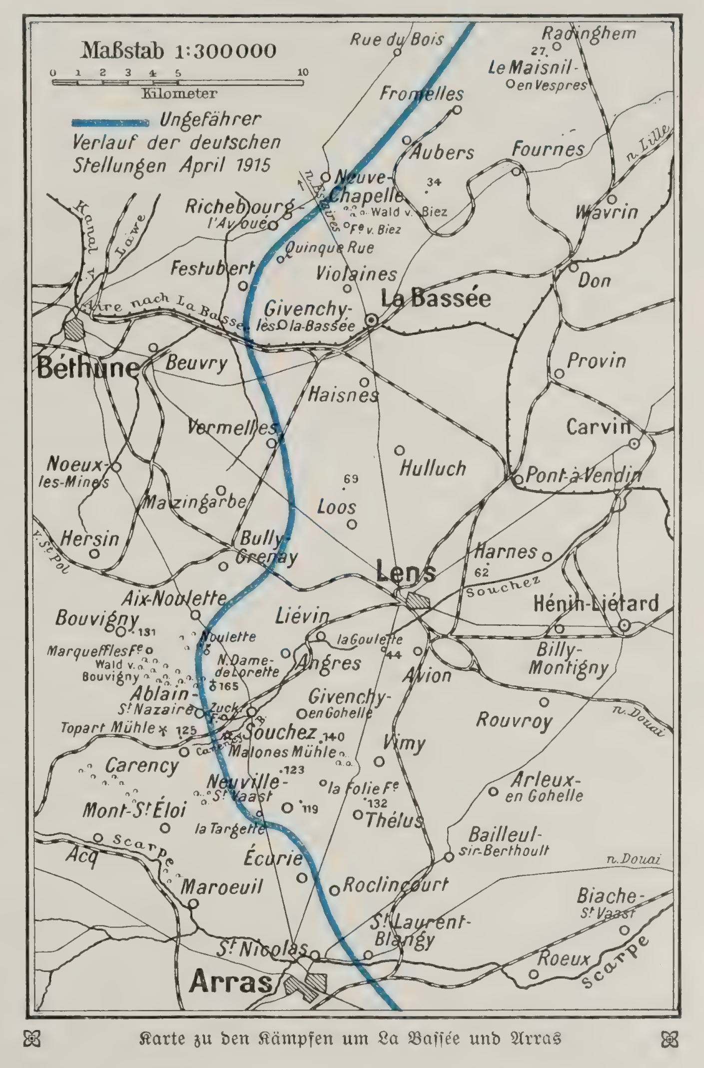
Westlich davon dringen Zuaven und Fremdenlegionäre über den Carencybach, nehmen Moulin Malon, bedrohen die Lorettohöhe von Süden und umschließen auch von Osten das Dorf Carency, gegen das von Süden und Westen die 10. Division anstürmt.

Um 12 Uhr mittags scheint es fast, als sei hier den Franzosen der Durchbruch gelungen. In einer Breite von 4 km und einer Tiefe von 3 km ist das Gelände zwischen den Dörfern Neuville, Carency und Souchez in ihrer Hand. Auch südlich Neuville ist der Feind in das Grabengewirr eingedrungen, das sein Bericht bezeichnenderweise „Labyrinth" nennt. Bis über die Straße, die im Hohlweg von Ecurie nach Norden führt, ist er gelangt. Ein von uns kunstvoll mit Dach versehener Verbindungsweg bietet ihm nun Schutz.

Aber jetzt zeigt unsere Truppe, welch Geistes sie ist. Nördlich Ecurie machen die von Süden und Westen angegriffenen Söhne des Allgäus nun auch nach Norden Front und wehren dem Feind in erbittertem Nahkampf das Vordringen gegen den Rücken des Regiments. Kein Mann denkt daran, die Stellung zu räumen. In Neuville werfen sich die Verteidiger in die Häuser und halten die

östliche Hälfte des Orts. In einem Garten steht ein Geschütz, dessen Bedienung gefallen ist. Ein Pionierleutnant und zwei Pioniere feuern damit auf nächste Entfernung in den Feind. Am Weg von Neuville nach La Folie bildet sich eine Schützenlinie, die den eingedrungenen Feind von Süden flankiert. Von Norden her lösen eine badische Batterie und ein bayrischer Haubitzzug, auf 600 m feuernd, glänzend diese Aufgabe, bis auch im Dorf schwache Unterstützungen, zuerst ein einziger Jägerzug, der Handvoll Verteidiger zu Hilfe kommen. Von Ablain her verhindern Badener das Vordringen des Feindes gegen Norden.

Eingreifen der Abschnitts-Reserven



Karte zu den Kämpfen um La Bassée und Arras

Gegen die Front des Durchbruchs aber werfen sich auf den Höhen westlich Givenchy und Vimy die Reserven des Abschnitts. Jeder Mann weiß, worum es sich handelt. Sieht doch der hier kommandierende General von La Goulette aus schon französische Schützen auf dieser Höhe im Vorgehen. Wer nur Waffen hat, schließt sich den Kompagnien an, Mannschaften der Kolonnen und Pferdewärter stürmen den steilen Osthang hinauf. Und es gelingt. Auf den Höhen 119, 140 und an den Waldrändern südlich davon gebieten unsere Artillerie und Infanterie den Eindringlingen Halt, nachdem deren vorderste Abteilungen niedergemacht sind.

Ein Uhr ist vorbei, die erste Krisis hier überwunden, und bis zum Abend ändert sich die Lage nicht.

Inzwischen aber tobt auch an anderer Stelle der Front der Kampf. Auf den nördlich anschließenden Teilen lag seit dem Morgen heftiges feindliches Artilleriefeuer. Die von Gräben, unzähligen Geschoßlöchern und Minentrichtern durch-

furchte Lorettohöhe bildete sein hauptsächlichstes Ziel. Dann folgte auch hier der Angriff. Auserlesene Jägerbataillone des französischen XXI. Armeekorps führen ihn. Sie dringen in die Gräben ein. Trotz tapferster Gegenwehr müssen die Badener die vorderste Stellung räumen, nur eine Kompagnie hält sich dort, trotzdem der Feind sie umringt.

Auch weiter nördlich in der Gegend von Loos gelangte ein Angriff in unsere Linie. Wieder wurde hierbei ein neues französisches Armeekorps, das IX., festgestellt.

Überall auf diesem Teil des Schlachtfeldes war der Feind nicht über unsere erste Stellung durchgedrungen. Seine Erfolge blieben daher weit hinter dem erstrebten Ziele zurück.

Der englische Angriff gegen die Bayern bei Fromelles

Nicht unmittelbar im Anschluß an die Franzosen erfolgte der englische Angriff. Vom 9. morgens ab beschossen die Briten unsere Gräben heftig, besonders westlich der großen Straße La Bassée—Estaires und nördlich Fromelles. Allerdings erleichterte ihnen der hohe Grundwasserstand in dieser Gegend die Arbeit. Die Brustwehren mußten seinetwegen größtenteils hier auf den gewachsenen Boden mit Sandsäcken aufgeschüttet werden. Kein Wunder daher, wenn bald alles verschüttet war. Um 6 Uhr 30 Minuten vormittags sprangen vollkommen überraschend in der Brustwehr der Bayern nördlich Fromelles zwei Minen. An dieser Stelle und an zwei anderen in der Nähe gelegenen drangen sofort starke englische Schützenlinien ein, überrannten die vereinzelten überlebenden Verteidiger und warfen sich in weiter hinter unserer Front gelegene Gräben und Gehöfte. Welle auf Welle folgte und versuchte sich von den schmalen Durchbruchstellen aus nach beiden Seiten in den Gräben auszudehnen. Aber schon hatten die anschließenden Abteilungen die Gräben verdämmt, und schon hinderte das Sperrfeuer der Artillerie die Engländer, weitere Kräfte nachzuschieben.

In wahrhaft musterhafter Weise wirkten die bayrischen Truppen zusammen, um diesen Anfangserfolg des Feindes zunichte zu machen.

Um die Mittagsstunde war jede Gefahr beseitigt, bis zum Abend das ganze Gelände wieder zurückgewonnen. An einer Stelle hatte die vorderste Linie durch Angriff von beiden Seiten mit Handgranaten und Bajonett die eingedrungenen Feinde aus eigener Kraft hinausgequetscht, an den beiden anderen hatte der Einsatz von Reserven dieses Ziel erreicht. Der Versuch, dem Schicksal zu entgehen und in die eigenen Gräben zurückzufliehen, kostete die Engländer zahllose Tote. Ganz erbitterte Nahkämpfe gegen die durchgebrochenen, verzweifelt sich wehrenden Engländer spielten sich hinter unserer Front unterdessen ab. An jeden alten Graben, an jedes Wasserloch, jeden Trümmerhaufen klammerten sich ihre Reste an. Vielfach mußten Ober- und Niederbayern zur heimischen Waffe greifen, um den Widerstand zu brechen. Von der Erbitterung der Kämpfe zeugt es, daß nur 140 Gefangene mit 7 Maschinengewehren in unsere Hand fielen, während 1500 englische Leichen allein hinter unserer Front begraben wurden. Nicht weniger als 143 tote englische Offiziere zählten wir, eine Zahl, die nur unerheblich unter der unserer gefallenen Mannschaften blieb.

Glänzend hatte eine bayrische Division den Angriff des dreifach überlegenen verstärkten IV. englischen Armeekorps abgewiesen.



Vom Kriegsschauplatz südlich der Lorettohöhe: Deutsche Verteidigungsstellen am Berghang (die Fortsetzung des Panoramas nach rechts hin gibt das Bild a. S. 115)

Nicht gleichzeitig setzte der kommandierende General des durch eine indische Division verstärkten I. englischen Armeekorps seinen Angriff gegen den Abschnitt Bois du Biez—La Quinque Rue an. Nachdem am Vormittag seine Infanterie nur schwächlich herangetastet hatte, steigerte er von 4 Uhr 30 Minuten nachmittags an sein Feuer zur äußersten Heftigkeit. Um 5 Uhr 15 Minuten brach der Angriff los. Voran eine Welle farbiger Engländer, dann weiße, stürzen aus den vom Feind für große Massen sehr geschickt angelegten Versammlungsgräben heraus; noch einmal farbige und wieder weiße Engländer folgen ihnen. Bis in unsere Drahthindernisse stürmen die Tapfersten. Aber stärker als des Feindes Wille ist das Feuer unserer Westfalen. Kein einziger Feind gelangt in unseren Graben. Massen von Engländern verschiedener Rassen decken das Feld.

Abwehr des Angriffs durch Westfalen

So war es trotz eingehendster Vorbereitung, genauester Kenntnis der schwachen Besetzung unserer Linien, großer Überlegenheit an Zahl, gewaltigen Munitionsaufwands und rücksichtslosen Einsatzes guter Truppen dem Führer der I. englischen Armee nicht gelungen, irgendwo Vorteile zu erringen. Was er beabsichtigt hatte, war nicht etwa nur eine Demonstration zugunsten der Verbündeten. Was er gewollt hatte, darüber geben uns seine Befehle Aufschluß:

Der englische Angriffsbefehl

‚Die geplanten Operationen zielen auf einen entscheidenden Sieg, nicht auf einen lokalen Erfolg ab. Das Ziel der I. Armee ist: Durchbruch der feindlichen Linie, um sich in den Besitz der Straße La Bassée—Fournes zu setzen und dann auf Don vorzustoßen.‘

Aber auch die Erfolge der Franzosen blieben weit hinter dem zurück, was der kommandierende General des XXXIII. Armeekorps seinen Truppen angekündigt hatte:

‚Nach neunmonatiger Feldzugsdauer ist es an der Zeit, eine endgültige Anstrengung zu machen, die feindlichen Linien zu durchbrechen und zunächst als erstes die Deutschen von Frankreichs Boden zu verjagen. Der Augenblick ist günstig. Niemals war das Heer stärker, noch von größerem Mut beseelt. Der Feind scheint nur einige Divisionen vor unserer Front zu haben, unsere Kräfte sind viermal so stark als die seinigen. Wir verfügen über die stärkste Artillerie, die je auf einem Schlachtfeld verwendet worden ist.

Es handelt sich heute nicht um einen Handstreich oder um die Wegnahme von Schützengräben. Es handelt sich darum, den Feind mit äußerster Heftigkeit anzugreifen, ihn zu schlagen, mit beispielloser Hartnäckigkeit und Zähigkeit zu verfolgen, ohne Rücksicht auf Strapazen, Hunger, Durst und Leiden.‘

Das wollte der Feind, dazu hatte Joffre einen der besten seiner Unterführer, den General Foch, mit der Leitung des Angriffs betraut, dazu hatte er Frankreichs ganze verfügbare Kraft vereinigt.

Schon am 9. Mai abends stand es fest, daß sie selbst nicht die schwachen deutschen Kräfte, die hier sofort zur Hand waren, über den Haufen werfen konnte.

Die große Sturmflut war überwunden, doch der Kampf nicht beendigt. —

Drei Stellen in der Schlachtfront der Armee des Kronprinzen von Bayern waren es, an denen am 9. Mai die französische Granate dem Bajonett einen Weg gebahnt hatte.



Vom Kriegsschauplatz südlich der Lorettohöhe (Fortsetzung des Bildes auf S. 113): Weg von Villers au Bois nach der Zuckerfabrik von Souchez

Den Feind bei Loos wieder hinauszuwerfen, konnte der Oberbefehlshaber den dort stehenden Badenern ruhig überlassen. Er hat sich nicht getäuscht. Einige Kompagnien stellten sich den Franzosen frontal gegenüber und wichen langsam zurück, mit dem Auftrag, sie gegen die zweite Stellung nach sich zu ziehen. Die Artillerie legte hinter den Feind Sperrfeuer, das jede Verbindung unterbrach. Von Nord und Süd aber gingen in unseren Gräben je ein Bataillon, die Kommandeure an der Spitze, mit Handgranaten gegen Flanke und Rücken der Franzosen vor. Als am Morgen des 10. Mai die überlebenden 700 des französischen Regiments 114 mit ihren 6 Maschinengewehren die Waffen streckten, erblickten sie an den Helmüberzügen der Sieger dieselbe Nummer, die sie am Kragen trugen. Der tapfere, tödlich verwundete Kommandeur und ein Major des französischen Regiments fanden ihre letzte Ruhestatt im Friedhof des deutschen Truppenteils mitten unter den badischen Helden.

10. Mai 1915 Die Badener gegen Loos

Das Einsetzen der Reserven der obersten Leitung

Weiter südlich genügte die eigene Kraft der dort stehenden deutschen Truppen nicht, um die eingedrungenen Massen des Feindes zurückzudrücken. Dort mußte die oberste Führung ihre Reserven einsetzen.

Sächsische Jäger an der Lorettohöhe, bayrische Jäger in Souchez

Sorgfältige Vorbereitung des hier im französischen Kohlenrevier dichten Bahnnetzes gestattete ihre schnelle Verschiebung. Bereits um die Mittagsstunde des 9. Mai nahm ein sächsisches Jägerbataillon die Badener auf der Lorettohöhe auf, bayrische Jäger verstärkten die schwache Besatzung von Souchez. Am Abend standen mehrere Infanterieregimenter in der Gegend südlich Lens zur Verfügung, weitere Regimenter führte Zug auf Zug heran. Die Straßen bedeckten die berittenen Truppen, Kolonnen und Trains der bisher in Reserve stehenden Truppenkörper. Bis zum Mittag des 10. Mai konnte der Oberbefehlshaber alle im Armeebereich verfügbaren Truppen dort vereinigen. Ein frisches Armeekorps etwa hatte er damit zur Hand. Das möchte wohl viel scheinen; winzig genug war aber diese Verstärkung gegenüber der feindlichen Übermacht. Und wie im deutschen Heere es stets als vornehmste Pflicht galt, den Kameraden zur Seite zu stehen, so sandten die kommandierenden Generale der nicht angegriffenen Nachbararmeekorps aus freien Stücken ihre, bei den breiten Fronten nur recht spärlichen Reserven bereitwilligst an die bedrohten Stellen.

Alles zu vereinigen, um mit einem großen Schlag den eingedrungenen Feind hinauszuwerfen, dieser Gedanke lag nahe. Die Wirklichkeit verbot seine Ausführung. War auch der Feind zwischen Souchez und Neuville an den Höhen 119, 140 und den Waldrändern südlich davon zum Stehen gebracht, so hätten vielleicht die schwachen bayrischen Truppen hier einem neuen großen Angriff nicht widerstehen können. Sie bedurften der Unterstützung.

Schon am späten Abend des 9. Mai schoben sich die ersten Regimenter in ihre Linie ein. Sie begnügten sich nicht, sie zu halten und zu verstärken. Südöstlich Souchez streicht eine tiefeingeschnittene Mulde nach Süden, zwischen dem Rücken, auf dem unsere Schützen lagen, und der Höhe, deren südlichsten Ausläufer der Kirchhof dieses Dorfes krönt. Artilleriemulde hieß sie in unseren Stellungskarten. Hier standen noch einige bayrische Feldgeschütze und zwei schwere Feldhaubitzen, die der Feind überrannt hatte, aber nicht hatte zurückführen können. Bayern und Elsaß-Lothringer gingen von Givenchy aus vor, bis in die Mulde



Französische Alpenjäger richten sich im Kirchhof von Souchez zur Verteidigung ein

warfen sie den Feind zurück. Schon sind die Geschütze zwischen beiden Linien. Heftige Einzelkämpfe entspinnen sich um sie in der Nacht und am nächsten Vormittag. Immer wieder versuchen die Unseren die Geschütze zu nehmen. Ein Tapferer nach dem anderen fällt unter dem Feuer von Maschinengewehren, die der Feind eigens zum Schutze der erhofften Beute aufgestellt hat. Den Franzosen gelingt es aber ebensowenig, die Geschütze in Sicherheit zu bringen. Die schweren Haubitzen verankern sie mit Eisenketten, die bis in ihren westlich der Mulde gelegenen Graben zurückgespannt sind. Das Schicksal will es, daß den Söhnen des Reichslands, die so wacker ihre Pflicht für ihren Kaiser und ihre Heimat tun, ein Fremdenregiment der marokkanischen Division gegenübersteht, das mit fast völliger Vernichtung den Lohn der Vaterlandslosen erntet.

Kurhessen, Lothringer, Westfalen in Neuville und nördlich

Weiter südlich, in Neuville und nördlich davon tragen Kurhessen, Lothringer und Westfalen die bayrische Linie weiter vor.

So hatte der Einsatz dieser wenigen Regimenter nicht nur unsere Linie der großen Einbruchsstelle gegenüber gefestigt, sondern die Franzosen verhindert, am 10. Mai hier den Angriff in großem Maße zu erneuern. Nur bei Neuville griff er mit kleineren Abteilungen immer wieder erfolglos an, während südlich des Dorfes das in seinen Gräben von West, Nord und Süd umfaßte bayrische Regiment, vom feindlichen Artilleriefeuer und Minenwürfen überschüttet, im erbitterten Nahkampf mit der feindlichen Infanterie seine Stellung hielt. Von dort bis zur Scarpe getrauten sich nach der blutigen Lehre vom Tage vorher das XVII. französische Armeekorps und die 19. Infanteriedivision am 10. Mai nicht anzugreifen.

Bedrohlicher erschien die Lage an der Lorettohöhe. Noch mehr als früher schon war nach dem französischen Einbruch südlich Carency unsere Stellung hier durch den Feind umfaßt. Seine Artillerie, die am 9. Mai der Infanterie ge-

folgt und nordwestlich La Targette in Stellung gegangen war, schoß sogar in den Rücken unserer Gräben bei der Kapelle. Jeder Verkehr südlich der Höhe entlang nach Ablain und Carency war bei Tage unter diesem Feuer unmöglich, bei Nacht ein großes Wagnis.

Als am Nachmittag des 10. Mai sehr starkes Artilleriefeuer auf diesen Stellungen lag, rückte ein sächsisches Infanterieregiment zur Unterstützung der Badener in den gefährlichen Abschnitt ein.

Dem südlich Souchez kommandierenden General standen daher nur mehr zwei frische Infanterieregimenter zur Verfügung, mit denen er am Abend zwischen diesem Dorf und Neuville anzugreifen Befehl erhielt. Artillerie bereitete den Angriff vor. Ihr Aufmarsch an der einzig möglichen Stellung beiderseits Vimy konnte der französischen Luftaufklärung nicht verborgen bleiben, der Einsatz der Beobachtungsstellen in die Infanterielinien nicht ohne beträchtliche Verluste abgehen. Und doch war es eine Lust für die Truppe, heraus aus der Einförmigkeit der Stellungsschlacht zu kommen und auffahren zu können, beinahe wie man es in der Herbstfeldschlacht getan, für die Sommerfeldschlachten erhoffte. Da ertrug man leicht Verluste an Mann, Roß und Gerät.

Württemberger bei Givenchy, Sachsen bei Höhe 140

Um 7 Uhr abends brach der Angriff los, die frischen Regimenter, ein württembergisches von Givenchy aus, ein sächsisches über Höhe 140 mitten zwischen den im Gefecht stehenden Teilen. Über die feindwärts abfallenden Hänge galt es vorzustürmen gegen die feindliche Infanterie, die sich in unseren vorderen Stellungen und in neu angelegten Gräben einzurichten mehr als 24 Stunden Zeit gehabt hatte, gegen die gewaltige feindliche Artillerie, deren hier eingelebte Feuerleiter jeden Baumstumpf, jeden Erdaufwurf besser kannten als auf einem jahrelang gewohnten Schießplatz.

Ein Feuersturm empfängt daher unsere Schützenwellen. Hier und dort reißt er Lücken in die Tapferen. Aber jeder weiß, daß es gilt, in jedem einzelnen lebt nur der Drang an den Feind. Und es geht! Aus Souchez heraus, unterstützt von den von Givenchy her stürmenden Württembergern, nehmen bayrische Jäger den Kirchhof, der das Dorf beherrscht. Weiter südlich in die Artilleriemulde stoßen Bayern, Württemberger und Elsaß-Lothringer vor, mitten unter den Schützen die Kanoniere. Der erste will jeder sein, die Waffe, die ihm sein Kriegsherr anvertraut, die überlegene Kraft ihm entriß, wieder zu gewinnen. Diesmal gelingt's! Unser sind die Kanonen, unser die angeketteten schweren Haubitzen. Und westlich der Mulde gräbt sich die zerfetzte Schützenlinie ein, hinter sich die überrannte erste französische Linie lassend. Bot hier die tiefe Mulde einigen Feuerschutz, so fehlte er weiter südlich, wo die Sachsen vordrangen. Mit schweren Verlusten nur konnte das tapfere Regiment die Höhe 123 stürmen und halten. Ihr zum Schutz unserer Artilleriebeobachter notwendiger Besitz lohnte die Opfer.

Kampf um Neuville, Carency und die Loretto-höhe

Auch in Neuville bringt der Kampf Mann gegen Mann, Haus um Haus uns Gewinn. Vor allem aber hat unser Angriff am Abend des 10. Mai den Franzosen gezeigt, daß wir nicht gewillt waren, ihre Angriffe in der Verteidigung zu erdulden, sondern daß die an Zahl so schwache Truppe sich nicht scheute selbst anzugreifen. Die Eigenschaft, die den Sieg im Kriege verbürgt, den eisernen Willen, unsere Führer und die Truppe hatten sie bewiesen.

Die nächste Sorge der Führung bildete Carency. Fast einer Insel gleich, umbrandet von wilder, an den Gestaden fressender See, lag dieses Dorf vor unserer Front. Auf der Lorettohöhe zwar erreichte der Einsatz der Sachsen Erfolge. Einige Gräben nahmen sie zurück. Am Morgen des 11. Mai befreiten sie dadurch die badische Kompagnie, die, seit zwei Tagen rings vom Feinde umschlossen, unter schwersten Verlusten und Entbehrungen ihre Stellung gehalten hatte. Als einziges Getränk hatte sie das Kühlwasser der Maschinengewehre benützen können, da auf der kalkigen Höhe Brunnen fehlten.

Südlich der Lorettohöhe gelang es an demselben Vormittag badischen Grenadieren, Moulin Malones und die beiden dort am 9. Mai von den Franzosen genommenen Feldkanonen zurückzuerobern. Doch eine gesicherte Verbindung zwischen Carency und Souchez war damit noch nicht erreicht. Auf der Höhe westlich des Kirchhofs Souchez weiter vorzudringen, war nicht geglückt.

Die Frage, ob Carency geräumt werden solle, konnte gestellt werden. Die Antwort fiel dem Soldaten leicht, dem Menschen schwer. Das Opfer der tapferen Besatzung war notwendig. Denn solange wir den Ort hielten, verzögerten wir das Vorwärtskommen des Feindes und nahmen ihm schwere Blutopfer ab. Das aber war hier unser Gefechtszweck.

11. Mai 1915 Französische Angriffe zwischen der Straße Hulluch—Vermelles und Lens—Mazingarbe

Durch den Einsatz weiterer Kräfte die Verbindung dorthin zu verbessern, war die Absicht. Sie konnte nicht zur Ausführung gelangen, da am 11. Mai nachmittags wieder große französische Angriffe erfolgten. Nach heftiger Beschießung durch Artillerie griffen die 17. französische Infanteriedivision und Teile der 58. zwischen der Straße Hulluch—Vermelles und Lens—Mazingarbe in breiter Front an; den vordersten Wellen folgten dichte Kolonnen. Vor unseren Hindernissen brachen sie im Feuer unserer Geschütze und Gewehre zusammen. Noch einmal erneuerten frische Truppen in gleicher Form den Versuch, nur um ebenso zu scheitern. ‚Das französische Regiment 125 ist erledigt‘ konnten die Badener melden. Gefangene des IX. französischen Armeekorps, die später gemacht wurden, gaben an, daß die 17. Infanteriedivision an diesem Tage 6000 Mann habe liegen lassen.

Auch auf der Lorettohöhe setzte das französische XXI. Armeekorps zum Angriff an. Er brach zusammen. Am gewaltigsten tobte jedoch die Schlacht am 11. Mai nachmittags südlich von Carency. Zwischen diesem Dorf und der Scarpe einheitlich vorzubrechen, war die Absicht des Feindes. Schwerstes Artilleriefeuer aus allen Geschützen leitete sie ein. Doch durch die Wand von Rauch und Feuer hindurch sah unsere Artillerie aus dem Wäldchen südlich Carency und aus den Trümmern von La Targette die Massen vorbrechen. Unter den Garben unserer Schrapnells zerstob die französische 77. Division und was von der marokkanischen Division noch mit angriff. Was hier Kanone und Haubitze leisteten, das fiel von Roclincourt nach Süden dem Gewehr zu. Trotzdem hier das XVII. und X. Armeekorps in dichten Scharen bis an die durch das französische Artilleriefeuer stark zerstörten Hindernisse herankam, sanken die stürmenden Regimenter vor unserer Linie niedergemäht zu Boden, ohne irgendwo einzudringen.

Der Kampf in Neuville

Einzig und allein bei und südlich Neuville, wo man schon in engster Gefechtsberührung stand, kam es zu Nahkämpfen. Sechs französische schwere Minenwerfer

feuerten in diesem Orte seit dem Morgen schon auf die von uns besetzten Häusergruppen; nichts diesem gewaltigen Nahkampfmittel Gleichwertiges hatten wir an dieser Stelle entgegenzusetzen. Da sieht in dem durch uns wiedergewonnenen Ortsteil der Adjutant eines thüringischen Bataillons, ein Reserveoffizier der Feldartillerie, eine bayrische Feldkanone. Am 9. Mai hatten die Kanoniere sie verlassen müssen, Verschluß und Munition aber vorher versteckt. Auch diese findet der Offizier. Mit zwei Infanteristen bedient er auf das wirksamste diese Feuerwaffe im Häuserkampf, mit ihr tritt er auch dem Nachmittagsangriff entgegen. In Neuville selbst kann der Angriff zu keinen großen Ergebnissen führen. Ob das eine oder andere Haus mehr dem Feind zufällt, das entscheidet keine Schlacht. Aber aus dem Dorf heraus gegen Thelus möchten die Franzosen vordringen. Hier liegt 200 m östlich Neuville der Kirchhof, mit Mauern umgeben, im freien Feld. Achtzig Mann des anhaltischen Bataillons, das hier kämpft, halten ihn besetzt. Gegen 3 Uhr nachmittags sehen sie südlich Neuville starke viergliedrige Schützenlinien, denen dichtauf Unterstützungen folgen, vorgehen. Unser Feuer weist den Feind ab. Noch nicht 4 Uhr ist es, da greift von Südwesten Infanterie an, und auf der Straße aus Neuville heraus brechen Turkos hervor mit Handgranaten. In raschem Lauf wollen sie die kurze Strecke zurücklegen und den Verteidiger überrennen. Kaltblütig schießen unsere Musketiere die Feinde nieder. Die sehen, so geht es nicht. Man muß andere Mittel holen. Artillerie und Minenwerfer setzen ein. Grabsteine splittern, Kreuze, Kränze und Särge werden zerrissen, die Besatzung fast vernichtet. Um ½7 Uhr abends beschließt der Kompagnieführer den Rückzug. Nicht weit geht es, nur gerade aus der Geschoßgarbe heraus. Freiwillig aber bleiben ein Unteroffizier und zwei Mann zurück, um in der Westspitze des Kirchhofs mit Handgranaten die Kameraden zu decken und für sie Zeit zum Eingraben zu gewinnen. Dann erst kann der Feind nachdringen, um einer neuen lebenden Mauer gegenüberzustehen.

Anhaltiner im Kirchhof von Neuville

Im Labyrinth sind noch dieselben Truppen, die dort am 9. Mai gekämpft haben. Auch sie haben nur mehr eine bei Tag nicht gangbare Verbindung nach rückwärts. Wie es bei Neuville steht, ahnen sie nicht. Sie sehen dort nur Rauchschwaden und Flammen. Ob wir das Dorf besitzen oder der Feind, ist ihnen nicht bekannt; ob sie im Osten schon abgeschnitten sind, sie wissen es nicht. Von allen Seiten hageln Granaten, Minen, Infanteriegeschosse in die Trümmer, die einst ihre Gräben waren. Von West, Nord und Süd versuchen die Franzosen vorzudringen. Das Regiment hält aus und erfährt am Abend, daß der große feindliche Angriff abgeschlagen ist, daß die Kameraden durchgehalten haben.

So war an diesem Dienstag, einem herrlichen, warmen Sommernachmittage, der zweite gewaltige Ansturm der Franzosen zusammengebrochen. Was sie gewollt, ergab ein Befehl, den ein östlich Grenay gefangener Offizier bei sich trug. Hiernach rechnete General Joffre unbedingt damit, daß am heutigen Tage Loos, am folgenden Freitag die große Kohlenstadt Lens in die Hände seines linken Flügels fallen müsse. Die Abendmeldungen dürften den französischen Oberbefehlshaber etwas enttäuscht haben. Statt der Nachricht eines Erfolges werden sie die Kunde enthalten haben, daß die französischen Truppen zu einem großen einheitlichen Angriff für die nächste Zeit überhaupt unfähig seien.



Der äußerste Punkt, den die französische Mai-Offensive 1915 im Norden von Arras erreichte: Das zerschossene Ablain-St. Nazaire und Carency, von der Straße nach Souchez gesehen

Daher finden wir in den folgenden vierzehn Tagen eigentlich nur mehr an zwei Stellen Kämpfe, in der Gegend der Lorettohöhe und bei Neuville.

Aber was die Schlacht damit an Ausdehnung eingebüßt hatte, das verlor sie durchaus nicht an Heftigkeit. Immer wieder vermochten die Franzosen auf diese schmalen Fronten neue, teils ganz frische, teils lange ausgeruhte Kräfte heranzuziehen. Zum ersten Male traten in diesen Kämpfen das III. französische Armeekorps, die 53. und 55. Infanteriedivision uns hier gegenüber. Zwar trafen auch auf deutscher Seite einige Verstärkungen ein, doch weder Infanterie noch Artillerie konnte sich an Zahl mit dem Gegner messen. Diese zählte außerdem beim Feinde besonders viele schwere Kaliber und wurde durch eine anfänglich weit überlegene Luftaufklärung unterstützt. Trotz größtem Schneid vermochten unsere Flieger mit den vorerst zu Gebote stehenden Maschinen den schwer bewaffneten Kampfflugzeugen der Franzosen nicht gleichwertig entgegenzutreten.

Die Kämpfe im einzelnen zu schildern, ist hier nicht der Platz. In den Regimentsgeschichten der beteiligten Truppen werden diese Tage eine Glanzzeit des Heldentums und der Entsagung sein. Gerade hier zeigte der einzelne, was er wert war. Ein Leutnants- und Soldatenkrieg spielte sich in den Gräben und Ruinen ab.

Vergeblich versuchte man am 12. Mai die Verbindung mit Carency zu verbessern. Moulin Malones, das die Franzosen wieder genommen haben, wird am Morgen erneut erobert; aber ein Angriff bayrischer Jäger am Abend vom Kirchhof Souchez aus auf dem Höhenrande mißlingt.

12. Mai 1915
Räumung von Carency

Und zu dieser Zeit erfüllt sich das Schicksal der tapferen Verteidiger von Carency. Noch einmal hat in der Nacht vorher niederrheinische Landwehr sie mit einiger Verpflegung und Munition versehen, dann aber ist der Feind auf der Höhe 125 nördlich des Dorfes durchgebrochen. Einige Häusergruppen sind in seiner Hand. Bei Einbruch der Dunkelheit dringen von Osten Zuaven ein und reichen den Sturmkolonnen der anderen Fronten die Hand. Die letzten Tapferen fallen in Feindes Gewalt. Gleichzeitig nimmt der Feind wieder Moulin Malones. Damit ist der Besitz des Hauptteils von Ablain wertlos geworden. Der hier kommandierende General befiehlt, das Dorf bis zur Kirche zu räumen, wo Anschluß an die Lorettostellung ist. Ohne gedrängt zu werden, gelingt den Badenern die schwierige Ausführung. Auch oben auf der Lorettohöhe nahm der Feind an diesem Tage den Steinhaufen, der die Reste der Kapelle darstellte. Weitere Vorstöße von dort herab führten zur Vernichtung der Franzosen. Ein tapferes schlesisches Reserveregiment konnte sogar im Sturm in der Nacht vom 14. auf 15. Mai wieder einen Teil der Gräben auf der Höhe nehmen, nachdem am Abend ein Angriff von fünf französischen Bataillonen an der Straße Souchez—Aix-Noulette abgewiesen war.

Die Badener und Schlesier an der Lorettohöhe

Nur wer die Lorettohöhe gesehen hat, kann ermessen, was unsere Truppen in diesen Kämpfen geleistet haben. Vor allem aber versteht es der zu würdigen, der sie kennt aus der Oktoberzeit 1914, als die stattliche Allee von Souchez nach Aix-Noulette mit ihren mächtigen belaubten Baumkronen zwischen den in den glänzenden Farben des Herbstlaubs prangenden Gehölzen an der Höhe entlang führte, auf der zahlreiche lebende Hecken die Steilabfälle

besetzten und die Grenzen frisch bestellter Felder bildeten. Und jetzt im Frühling kein Laub mehr an diesen Hecken und Bäumen, von denen nur einzelne Stümpfe in die Luft ragen; grau und kahl, ohne Graswuchs liegt die Höhe da, ein Trichter schwerer Geschosse und Wurfminen liegt neben dem andern! Wo sie tiefer eingedrungen sind, da haben sie den Kalkstein aufgewühlt und weiße Flecke hingeworfen auf den Berghang. Die weißen Striche der Schützen- und Laufgräben aber sind fast verschwunden, denn das feindliche Feuer hat gut gearbeitet, unsere Leute jeden Schutzes zu berauben. Von dem, was einst ein Waldstück östlich der großen Straße war, zieht eine Mulde gegen die Kapelle hinauf. ‚Schlammulde‘ hieß sie bezeichnenderweise auf unseren Karten; redlich hatte sie sich im feuchten Winter Nordfrankreichs diesen Namen verdient. Als gedeckter Annäherungsweg auf die Höhe war sie damals unersetzlich. In ihr hatte deutsche Pietät den zahlreichen gefallenen Kameraden dicht am Feind schön geschmückte Kirchhöfe gerichtet. Nun rissen die feindlichen Granaten unsere Helden aus der Ruhe. Die Schlammulde bildete nach dem Verluste der Kapelle die Hauptverteidigungsstellung unserer Infanterie auf dem Osthang der Lorettohöhe. Nicht nur mit Front nach Nordwesten, sondern auch gegen die Höhe zu und bald mit Front nach Südosten ward dieser schmale, von allen Seiten durch Feuer umfaßte, von der Kapelle der Länge nach bestrichene Raum zum Brennpunkt des Kampfes. Eine Hölle war es für die badischen, sächsischen und schlesischen Truppen, die hier standen und, fortwährend beschossen, Tag und Nacht angegriffen, ohne Wasser und ohne warme Nahrung aushielten. Aber sie haben nicht nur ausgehalten, immer wieder gingen sie zum Angriff vor, brachten täglich Gefangene ein, am 18. Mai sogar zwei Maschinengewehre. Trefflich unterstützte sie unsere brave Artillerie in dieser schweren Zeit, zum Ruhmesfeld vollends wurde die Lorettohöhe für unsere Pioniere. Was diese Truppe in opfermutiger Arbeit, in heldenhaftem Kampfe dort geleistet hat, wird unvergeßlich bleiben.

Die „Schlammmulde“ und der „Barrikadenweg“



Lord Kitchener und Mr. Asquith an der Front

Dieselbe Rolle spielte südlich der Lorettokapelle der sogenannte ‚Barrikadenweg‘, der von der Höhe gegen die Kirche von Ablain herabführte. Seine Verteidiger befanden sich in nicht besserer Lage als die Kameraden in der Schlammmulde. Ja sie wurde sogar noch schlechter, als die feindliche Stellung bei den Ruinen der Kapelle stärker wurde. Von hier aus kam man in den Rücken der

deutschen Gräben. Immer wieder versuchten es die Franzosen. Am 21. Mai gelang es. Der Barrikadenweg fiel in ihre Hand.

Bayern, Badener, Lothringer, Rheinländer in weiteren Kämpfen um Neuville

Anders spielte sich bei Neuville die Schlacht ab. Der Häuserkampf nahm hier einen besonders hartnäckigen Charakter durch eine Eigenart des Dorfes an. Unter ihm durchfurchten das Kalkgestein die Gänge und Höhlen alter Bergwerke. Als Unterstände ausgebaut, boten sie selbst gegen schwere Beschießung sicheren Schutz. Deutsche und Franzosen nützten ihn aus. So konnte man wochenlang ausharren gegenüber dem Feind, den nur eine schmale Straße von den Mauerresten trennte, die die eigene Stellung bildeten. Minenwerfer und Feldgeschütze standen in vorderster Linie. Immer wieder griff man mit ihrer Hilfe die Trümmerhaufen an, ohne daß der Besitzstand wesentlich wechselte. Bayern, Badener und Lothringer wetteiferten in diesen Kämpfen. Jetzt kam rheinländische Unterstützung. Der auf diesem Abschnitt des Schlachtfeldes den einheitlichen Befehl führende General beschloß, am 22. Mai mit diesen Truppen das Gelände zwischen Neuville und dem Labyrinth zu säubern und möglichst viel vom Dorf zurückzuerobern. Der Abendangriff hatte teilweise Erfolg. Einige Häusergruppen und Gräben fielen in unsere Hand, zwei Maschinengewehre und 100 Gefangene nahm ein niederrheinisches Regiment.

Der wichtigste Erfolg aber war, daß, wie sich ergab, man gerade in die Vorbereitungen zu einem großen französischen Angriff hineingestoßen war und sie erheblich gestört hatte.

Daß er bald kommen würde, wußte man ja. Stand doch Pfingsten vor der Tür. Hohe Feste aber, das war Erfahrung, lockten den Feind stets zum Angriff.

In der Zwischenzeit waren die Engländer nicht ganz untätig geblieben. Von ihren Schlägen am 9. Mai hatten sie sich zwar nicht so rasch erholt wie die Franzosen. Erst am 14. Mai veranlaßten starkes englisches Artilleriefeuer und andere Wahrnehmungen den Kronprinzen von Bayern, Maßnahmen gegen einen Angriff anzuordnen. Die Kunst des Verteidigers, vorauszusehen, was der Feind will, bewährte sich.

14. Mai u. ff. 1915. Neue englische Angriffe von Westfälischen Truppen gebrochen

Als nach heftigster Artillerievorbereitung am frühesten Morgen des 16. Mai zwei englische Divisionen südlich der Straße La Bassée—Estaires angriffen, waren die vom Oberkommando entsandten Verstärkungen bereits im Eintreffen hinter der dünnen Linie begriffen, die bisher hier gestanden. Die Brustwehren der wegen des Grundwassers nur 40 cm in den Boden eingeschnittenen Gräben hatte das Artilleriefeuer hinweggefegt. Trotzdem schlug ein westfälisches Bataillon in der Mitte der Angriffsfront den Sturm ohne weiteres ab, rechts und links davon brach der weit überlegene Feind durch. Seinen Massen gegenüber versuchten, tapfer aber vergeblich, sächsische Bataillone den Feind zurückzuwerfen. Gewaltiges Artilleriefeuer brachte ihn zum Stehen. Der hier kommandierende General befahl dem vereinzelt vorne stehenden Bataillon am 17. Mai, die unhaltbar gewordene Stellung zu räumen. So nahmen die Engländer am Wald südlich Neuve-Chapelle bis la Quinque Rue 3 km unserer vorderen Stellung in Besitz, aber dicht dahinter in der zweiten Linie standen die Unseren. Weiter nördlich war jeder Versuch vergeblich gewesen. Unter dem Gesang der Wacht am Rhein hatten die Westfalen dort die Sturmkolonnen niedergeschmettert und waren keinen Schritt gewichen, als ihre Nachbarn zurück mußten.

Teilangriffe am 17. und große Stürme am 18. Mai gegen unsere zweite Linie hatten auf der ganzen Front denselben Mißerfolg. Mit großer Tapferkeit,

aber in ungelenken dichten Massen versuchte die englische Infanterie uns zu überrennen. Wie musterhaft unsere Artillerie mitwirkte, beweist ein schriftlicher Dank, den die Musketiere eines westfälischen Infanterieregiments den Kanonieren ihres Nachbar-Feldartillerieregiments zusandten. Es hatte seine volle Pflicht getan. Dreimal wurde ein Offizier verwundet, ohne daß er seine Geschütze verließ. Trotzdem war der Kampf nicht leicht. Singend aber rückte das Regiment nachts nach zehntägigem Halten in vorderer Linie in die Ablösungsquartiere und stand am nächsten Morgen, zusammengeschmolzen und zerrissen, aber siegesbewußt und ungebrochen in Parade vor seinem Landesherrn.

Weiter südlich hatten pfälzische Bataillone und hannoverische Landwehr wiederholte Stürme abgeschlagen. Dasselbe Schicksal fanden die Wiederholungen der englischen Angriffe, die aber erst am 21. Mai einsetzten und besonders heftig in der folgenden Nacht fortdauerten. Eine indische Brigade griff östlich Richebourg l'Avoué an; 50 bis 60 Gurkhas von ihr drangen in ein Einzelgehöft ein und wurden dort niedergemacht. Nur ein kleines Grabenstück gegenüber Festubert fiel in Feindeshand.

21. Mai 1915 Pfälzer und hannoversche Landwehr bei Richebourg l'Avoué

Die Kraft zu wirklich großen Offensivstößen der hier versammelten englischen Armee hat damit aber überhaupt ihr Ende gefunden. Das I., IV. englische und das indische Armeekorps hatten sich eine Schlappe geholt, die ihr Gehalt an innerer Kraft nicht mehr zu überwinden vermochte.

Wieder konnte in diesem vierzehntägigen Zeitabschnitt General Joffre ebensowenig wie am 9. Mai zufrieden sein mit dem, was seine Verbündeten geleistet hatten. Die Erfolge der Engländer waren gering. Nicht einmal einen einzigen



Zerschossene Unterstände unserer vordersten Stellungen. Phot. W. Braemer

deutschen Soldaten hatten sie von dem Punkt weggezogen, an dem Frankreich das Schicksal des Krieges noch immer zu wenden hoffte. — — —

Ruhe gaben die Gegner auch jetzt noch nicht.

Der ganze Rest des Mai, der halbe Juni ist erfüllt von weiteren Kämpfen vor der Front der VI. Armee. Tag um Tag meldeten die Telegramme der deutschen Heeresleitung von neuen blutig zurückgewiesenen Angriffsversuchen, bald im englischen ‚Sektor', bald seitens der Franzosen. Hin und her wogte das heiße Ringen. Heute errangen wir kleine Erfolge, morgen verzeichneten die Feinde irgend einen winzigen örtlichen Gewinn. Durchbrochen wurde unsere Linie nie und nirgendwo!

26. Mai 1915 Farbige und weiße Franzosen greifen Liévin und südlich Souchez vergeblich an

Am 26. Mai setzte zwischen Liévin und der Lorettohöhe nachmittags ein großer tiefgegliederter französischer Angriff ein. Er scheiterte vollkommen. Nördlich und südlich der Straße Souchez—Béthune war es dem Feind anfangs gelungen, in unsere Gräben einzudringen. Nächtliche Gegenangriffe brachten uns jedoch wieder in den vollen Besitz unserer Stellung. Hundert Franzosen blieben als Gefangene in unserer Hand. Auch südlich Souchez brachen mehrfach wiederholte starke Angriffe, die von weißen und farbigen Franzosen gegen unsere Linien gerichtet waren, dicht vor den Hindernissen völlig zusammen. Der Gegner erlitt überall sehr schwere Verluste. Bei den Kämpfen an der Lorettohöhe zeichnete sich ein schlesisches Infanterieregiment besonders aus.

In der Nacht zum 29. Mai nahmen wir — ich gebe hier die amtlichen Telegramme wieder — die schwache Besatzung des Ostteiles von Ablain, deren Verbleiben in der dort vorgeschobenen Stellung nur unnützes Blut gekostet hätte, unbemerkt vom Feinde auf die unmittelbar dahinter befindliche nächste Linie zurück.

30. Mai 1915 Rheinische und bayrische Regimenter werfen die Franzosen südlich Neuville zurück

Bei Arras hatte, wurde vom 30. Mai gemeldet, der Gegner sich auf der Front Neuville—Roclincourt in den letzten Tagen durch Sappen herangearbeitet. Ein Angriff auf dieser Linie wurde daher, nachdem alle Versuche, uns weiter nördlich aus unseren Stellungen zu drücken, mißlungen waren, erwartet. Er erfolgte nach stundenlanger Artillerievorbereitung und führte durch die Tapferkeit rheinischer und bayrischer Regimenter zu einer gänzlichen Niederlage des Gegners. Seine Verluste waren außergewöhnlich hoch.

Nach ihrer Niederlage südlich von Neuville am 30. Mai versuchten die Franzosen weiter nördlich einen neuen Durchbruch. Ihr Angriff, der sich in einer Frontbreite von $2\frac{1}{2}$ km gegen unsere Stellungen zwischen Straße Souchez—Bethune und Carency-Bach richtete, brach meist schon in unserem Feuer unter großen Verlusten zusammen. Nur westlich Souchez kam es zum Nahkampf, in dem wir Sieger blieben.

Am 2. Juni war in der Gegend nördlich von Arras die Kampftätigkeit auf der Front Souchez—Neuville und südlich wieder sehr lebhaft. Die Franzosen setzten dort nachmittags und in der Nacht mehrfach zu größeren Angriffen an, die an einzelnen Stellen zu erbitterten Nahkämpfen führten. Überall erlitten die Franzosen die schwersten Verluste, ohne irgendwelche Vorteile zu erringen.

Am 6. Juni und den folgenden Tagen erneuerten am Osthang der Lorettohöhe die Franzosen in den Nachmittags- und Abendstunden ihre Angriffe, die in unserem Feuer völlig zusammenbrachen. Weitere Angriffsversuche in der Nacht wurden im Keime erstickt.



Reservetruppen während der Kämpfe bei Neuve-Chapelle. Phot. W. Braemer

Vergebliche Juni-Kämpfe der Franzosen und Engländer. Abflauen des großen Ringens

Am 11. Juni setzten in dem Nahkampf nördlich Ecurie (nördlich Labyrinth) die Franzosen zweimal frische Kräfte zum Angriff an. Es gelang, den Feind am Nachmittag vollkommen aus unseren Stellungen zu werfen. Ein abends einsetzender neuer Vorstoß brach im Infanteriefeuer zusammen. Der zurückflutende Feind erlitt sehr erhebliche Verluste . . . An die Stellungen der mit größter Zähigkeit sich behauptenden Badener bei der Lorettohöhe wagte sich der Feind, der dort am 13. und 14. Juni schwere Niederlagen erlitt, nicht mehr heran.

Am 16. Juni nahmen die Angriffe wieder eine ernstere Gestalt an. Nördlich des Kanals von La Bassée jagten westfälische und sächsische Regimenter nach blutigem Handgemenge die angreifenden Engländer in ihre Stellungen zurück. Die Franzosen griffen auf der Front westlich von Liévin bis Arras fortgesetzt an; ein paar kleine Grabenstücke gewannen sie, überall anders wurden sie vollkommen zurückgeschmettert. Nicht anders erging es am 17, 18. und 19. sowohl den Engländern wie den Franzosen. Dann flaute der Kampf allmählich mehr und mehr ab. Und allmählich gingen wir daran, hier und dort die wenigen hundert Meter, die wir an Gelände verloren hatten, zurückzuerobern, wo es uns nötig oder nützlich schien.

Der große Durchbruchsversuch, die „große Offensive" Joffres war wieder einmal gescheitert.

„Die einzige Hoffnung auf Erfolg für die Engländer und Franzosen", sagte Kronprinz Rupprecht am 30. Juni einem amerikanischen Berichterstatter, „hätte darin liegen können, wenn es ihnen gelungen wäre, auf einer nicht weniger als 20 km breiten Front durchzubrechen; allein der Durchbruch gelang nicht einmal auf einer kleinen Strecke; meine Linie ist auf keinem einzigen Punkt gesprengt worden. Das einzige Ergebnis der ganzen Offensive hat darin bestanden, daß ein

schmaler Vorsprung unserer Linie eingedrückt wurde. Ich schätze die französischen Verluste auf 60000 Mann. Wir ziehen es stets vor, den Feind in keiner Beziehung zu unterschätzen. Es ist klüger, nicht überoptimistisch zu sein mit Ausnahme in einem Punkt: In dem eisernen Willen zum Siege."

Der Kronprinz hatte die französischen Verluste in der Schlacht von Arras für Mai und Juni ziemlich richtig eingeschätzt, aber doch nicht ganz: sie sind später auf nicht weniger als 78000 Mann berechnet worden! Es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie verschieden sich diese Verluste auf die einzelnen Verbände verteilten. Es entfielen da auf das

III.	Armeekorps	15000 Mann
IX.	"	6000 "
X.	"	10000 "
XVII.	"	4300 "
XX.	"	10500 "
XXI.	"	8000 "
XXXIII.	"	11000 "
48.	Division	6000 "
53.	"	4000 "
55.	"	3500 "

Man ersieht, daß einzelne Verbände nahezu aufgerieben wurden. Über die englischen Verluste wurde gar nichts bekannt; auch sie aber müssen außerordentlich groß gewesen sein.

Und was war damit erreicht? Ein geringer Geländegewinn allenfalls. Oder man müßte mit französischen Militärkritikern annehmen wollen, daß ohne die blutigen Opfer, die in der Riesenschlacht gebracht worden sind, Ypern gefallen wäre!



Französische Staatsmänner in Calais bei Gelegenheit einer Aussprache mit englischen Kriegsleitern. Von links nach rechts: Viviani, A. Thomas, Generalissimus Joffre, Millerand



Bild aus Sieniawa, das die Russen bei ihrer Flucht vollständig niederbrannten. Phot. Vibro

Fünfter Abschnitt

Der Vormarsch auf Lemberg; die Eroberung der galizischen Hauptstadt. Die Juni-Kämpfe Erzherzog Josef Ferdinands, Mackensens, Böhm-Ermollis und der deutschen Südarmee; Vordringen bis zum Bug und der Zlota Lipa. Unsere Lage an der Ostfront Anfang Juli 1915.

Am 3. Juni 1915 war Przemysl wiedererobert worden, unter dem Jubel der Bevölkerung waren die Befreier in die eroberte Festung eingezogen.

Zu gleicher Zeit aber tobten, wie wir wissen, heftige Kämpfe nördlich und südlich. Die Russen hatten, immer noch von der Hoffnung beseelt, zu retten, was zu retten möglich schien, mit einer doppelten, starken Offensive eingesetzt: einmal an der Lubazowka und im Raum von Sieniawa gegen die Stoßgruppe Mackensens und den rechten Flügel der 4. österreichisch-ungarischen Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand; dann gegen den linken Flügel der Armee des Generals v. Pflanzer-Baltin, gegen die Pruth-Übergänge im Raum Kolomea—Nadworna. Wenn nicht mehr, glaubte der Großfürst Generalissimus, sich mit diesen energisch geführten Vorstößen Luft zu schaffen, glaubte Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen heranführen zu können.

Es trat denn auch in dem Vormarsch der Verbündeten von West nach Ost eine Pause ein, die freilich kaum ausschließlich durch die russischen Maßnahmen bedingt wurde. Sie wurde vielmehr auch eingeschaltet, um die Verbände und die Munitionsvorräte aufzufüllen, die rückwärtigen Verbindungen zu verbessern. Die politischen Ereignisse in Italien wirkten strategisch nach, bedingten Verzögerungen, ohne doch irgendwie ausschlaggebend für den Fortgang des Ringens in Galizien zu werden. Wenn die russische Heeresleitung etwa erwartet haben sollte, daß durch das

treulose Eingreifen Italiens in den Krieg eine Schwächung der Front der Verbündeten in einem Maße eintreten würde, das ihnen — den russischen Gegenstößen, neue Möglichkeiten bieten könnte, so hatte sie sich gründlich verrechnet.

Kämpfe zwischen Pruth und Dnjestr

Wenden wir uns zunächst zu den Kämpfen am Pruth und Dnjestr. Hier gelang es, verhältnismäßig schwachen Kräften Pflanzer-Baltins gegenüber, den Russen in der Tat, nach heftigen Angriffen am 3. Juni den Pruth bei Sadzawka, zwischen Kolomea und Nadworna, zu überschreiten und in den nächsten Tagen sich einen stärkeren Brückenkopf auf dem südlichen Ufer zu schaffen. Die Lage der schwer ringenden Bundesgenossen erschien vorübergehend nicht ganz ungefährlich. Aber schon nahte ihr Hilfe.


General von Linsingen mit seinem Generalstabschef Generalmajor v. Stolzmann. Phot. Frankl

Die deutsche Südarmee hatte am 31. Mai die Schlacht bei Stryj siegreich entschieden, Bayern unter General Graf Bothmer und eine wackere ungarische Honveddivision die Stadt Stryj selbst im Sturm genommen. General v. Linsingen blieb mit seiner Armee zunächst noch unter steten Kämpfen im Vormarsch gegen den Dnjestr, allgemein Richtung auf Lemberg. Da erhielt er Weisung, mit seinen Hauptkräften nach Osten einzuschwenken, um Pflanzer-Baltin in seiner gefährdeten Lage zu Hilfe zu kommen. Meisterlich führte er die Aufgabe durch. Nur wer da weiß, was es bedeutet, den ungeheuren Organismus eines ganzen Heeres mitten in einer Zeit dauernder Gefechtstätigkeit innerhalb kurzer Frist auf ein anderes Ziel, in eine andere Richtung „einzurenken", kann diese Leistung recht werten; eine Wertung, die auch des trefflichen Generalstabschefs Linsingens, des Generals v. Stolzmann, gedenken muß.

31. Mai 1915 Deutsche Südarmee, Bayern und ung. Honveds erstürmen Stryj

5. Mai 1915 Erstürmung von Zurawno

8. Mai 1915 Besetzung von Stanislau

Die Südarmee bestand damals aus drei Gruppen. Die linke Flügelgruppe des allezeit rührigen und zuverlässigen Generals v. Szurmay beließ Linsingen am Dnjestr zur Deckung seiner Bewegungen; die Mitte, die Gruppe des Grafen Bothmer — um es noch einmal zu wiederholen: ein bayrisches Korps und die bewährte Honved-Infanterietruppendivision, setzte er auf Zurawno an, das bereits am 5. erstürmt wurde; die rechte Flügelgruppe des österreichisch-ungarischen Korps Hofmann, verstärkt durch deutsche Truppen, erreichte am 8. die Linie Jesupol—Halicz und konnten am gleichen Tage das wichtige Stanislau besetzen.

Die Wirkung des Flankenstoßes auf die Russen blieb nicht aus. General v. Pflanzer-Baltin konnte seinerseits schon am 7. wieder zum Angriff übergehen. Er warf bei Sadzawka den Gegner über den Pruth zurück, stieß weit über Ottynia und nördlich Kolomea vor, konnte am 11. sogar oberhalb Zaleszczyki



Feldmarschalleutnant Alexander Szurmay

Zeichnung von Oskar Brüch

(Aus dessen Werk „Unsere Heerführer. 40 Porträts im Felde nach der Natur gezeichnet", herausgegeben vom k. u. k. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt, Wien IX)

den Dnjestr überschreiten; auf dem äußersten rechten Flügel drangen sogar vorübergehend am 12. Truppen Pflanzer-Baltins über die Reichsgrenze in der Richtung auf Chotin vor.

Inzwischen hatten freilich die Russen die Gefahr erkannt, in die sie durch das Einschwenken der deutschen Südarmee gen Osten gerieten. Sie stießen mit starken Kräften am 7. und 8. zunächst gegen General Szurmay vor und drängten ihn zurück. Es kamen ihm jedoch am 10. Teile des Korps Bothmer zu Hilfe, so daß ein erneuter Vorstoß einsetzen konnte, der erfolgreich fortschritt, bis sich vom 13. an wieder verstärkter Druck russischer Massen fühlbar machte. Er zwang die Südarmee, auf kurze Zeit sich auf die Verteidigung zu beschränken. Auf kurze Zeit: denn bald eröffneten ihr die glänzenden Siege der Verbündeten auf anderen Teilen der weitausgedehnten Front die willkommene, sehnsüchtig erwartete Möglichkeit neuen Vordringens.

Von dem Ringen der Südarmee am Dnjestr gab der Kriegsberichterstatter Richard Schott einen lebhaft schildernden Ausschnitt. Er schrieb u. a.:

„Zurawno — blutiges Wort! Stets überkommt mich ein Grauen, wenn ich an den wüsten Trümmerhaufen denke, der den Namen dieser unglücklichen Stadt trägt. Hier kämpfte fast sechs Wochen lang und siegte endlich ein Korps, das schon am Zwinin das Unmöglichscheinende durchgesetzt hatte. Aus Garde-, Ost- und Westpreußen bestehen seine Regimenter. Der Kommandierende aber und sein Stab sind Bayern.

Auch hier unterrichtete uns der Chef des Stabes mit dieser wundervollen Knappheit und Klarheit, in der unsere Generalstäbler nicht nur für militärische Dinge vorbildlich sein sollten, über Entwicklung und Lage. Wir verfolgten auf der Karte das Vordringen der Preußen über Zurawno und die schweren Kämpfe, unter denen die Garde sich von Zydaczow her über Chodorow (an der Bahnlinie etwa halbwegs Lemberg—Stanislau) den Weg nach Osten freigemacht hatte. Und dann fuhren wir selbst hinaus.

Am und auf dem Dnjestr bei Zurawno reges Leben. Die Russen hatten hier eine mächtige Brücke zu bauen angefangen. Hoch ragt ihr Torso über die Fluten des breiten Stromes auf. Ein Beweis für die Wichtigkeit dieses Überganges, den die Russen begreiflicherweise mit der äußersten Zähigkeit verteidigten. Die Natur unterstützte sie hierbei in ungewöhnlich reichem Maße. Der Fluß macht hier nach Süden hin einen Bogen, der durch eine ganz flache Wiese ausgefüllt und an der Sehne im Norden durch steile Höhen abgeschlossen wird. Wie in einer Falle sitzt hier der Angreifer. Vorn die zum Teil mehrere Meter hoch glatt abgestochenen Lehmwände, über denen in drei Staffeln die feindlichen Schützen und Maschinengewehre sich in den Berg eingebaut hatten. Rechts und links von den nicht minder stark besetzten Höhen Flankenfeuer. Und über die Höhen hinweg die Artillerie. Aber unsere prächtigen Preußen haben es doch geschafft. Freilich hatten unsere Geschütze, die schweren wie die leichten, gut vorgearbeitet. Der ganze Berg ist gespickt mit Granatlöchern. Nur wenige von den sibirischen Schützen, die hier aufgestellt waren, mögen mit dem Leben davongekommen sein.

Hinter den nördlichen Uferbergen des Dnjestr dehnt sich ein unübersichtliches, von zahlreichen, fast parallel von Norden nach Süden fließenden Flüßchen und

Bächen zerschnittenes Hügelgelände, das der Verteidigung die denkbar größten natürlichen Hilfsmittel bietet. Nirgends auf all den Schlachtfeldern, die ich gesehen habe, treten die ungeheuren Schwierigkeiten, die unsere vordringenden Truppen zu überwinden haben, erschreckender zutage, als hier. Nirgends aber auch offenbart sich erkennbarer das große Geschick der Russen in der Ausnutzung des Geländes. Jede kleine Erdwelle ist zur Deckung hergerichtet. Jeder größere Höhenzug oder Waldhang förmlich zur Festung ausgebaut. Alle hundert Meter ein Drahtverhau oder Schützengraben. Die tief eingeschnittenen Täler mit den Ortschaften sind zu furchtbaren Stützpunkten ausgestaltet. Und wo nur irgend die Verhältnisse es gestatteten, die Bäche und Seen aufgestaut und im wohl abgepaßten Augenblick zu gefahrvollen Hindernissen benutzt. Ahnungslos gehen die Spitzen durch die ausgetrockneten Bachbette vor. Kein Schuß fällt. Der Feind scheint abgezogen. Die Bataillone folgen. Da plötzlich strömt von Norden her die aufgestaute Flut heran. In wenigen Minuten ist das vorher trockene Bachbett mehrere Meter tief. Und wie aus der Erde gestampft ist der Feind wieder da. Von allen Seiten her ein wildes Geschieße. Die Truppen, die nicht mehr über das Wasser zurückkönnen, scheinen verloren. Der Russe ergibt sich in solchem Falle. Doch unsere preußischen Jäger und Musketiere lassen sich nicht verblüffen. Mit dem Kolben machen sie sich Luft und stöbern die hinterlistigen Schlitzaugen aus ihren Verstecken. Und bald sind die, die gefangennehmen wollten, selbst gefangen. Denn schon haben die Pioniere den wild gewordenen Bach bezwungen, und weiter geht es in unwiderstehlichem Siegeslauf den Abhang hinauf bis zum nächsten Hindernis . . . .

Im Laufe des Tages hatten wir noch öfter Gelegenheit, am eigenen Leibe zu spüren, daß die Russen trotz ihres Mangels an Munition keineswegs damit sparen. Aber man gewöhnt sich daran, wie an das ganze wilde Getriebe. Nur der Anblick eines Verbandplatzes und der frischen Gräber daneben hat mich immer mit Grauen erfüllt. Hier auf dem Schlachtfelde vor dem ersten Lipa-Abschnitt habe ich übrigens durch eigenen Augenschein festgestellt, daß von den Russen nicht nur Dum-Dumkugeln im Infanteriefeuer, sondern auch Explosivgeschosse bei den Maschinengewehren verwendet worden waren. Ich sah mehrere Streifen mit solchen Geschossen, deren furchtbare Verwundungen der Divisionsarzt selbst in verschiedenen Fällen hatte beobachten können.

Auf der Rückfahrt besuchten wir noch, weit nach Nordwesten ausbiegend, die russischen Stellungen hinter der Bahnlinie Lemberg—Chodorow, wo unsere Garde sich während der letzten Tage aufs neue unvergängliche Lorbeeeren geholt hat. Eine Kette von Seen, nach Osten zu von steilen Höhen eingefaßt: ein natürliches Bollwerk von ungewöhnlicher Stärke. Doch nur einen Tag hatte es dem gewaltigen Ansturm unserer tapferen Grenadiere und Füsiliere zu widerstehen vermocht. Dann waren alle Stellungen genommen. Die gefahrvolle Bewegung des Einschwenkens nach Osten konnte schnell und glatt wie auf dem Übungsplatz durchgeführt werden. Diesmal benutzten wir den Dnjestr-Übergang bei Zydaczow. Auch hier ist viele Wochen lang erbittert gefochten worden, und die Spuren der Kämpfe sieht man ringsumher auf Schritt und Tritt. Die Stadt zerschossen und verbrannt. Die Brücken über Dnjestr und Stryj, der hier mündet, gesprengt. Grabhügel und Kreuze überall in den von Schützengräben durchfurchten Feldern.



Russische Gefangene aus den Schlachten in Galizien auf dem Bahnhof in Stryj
Phot. E. Benninghoven



Soldatengräber zwischen Lemberg und Przemysl. Phot. Eiko-Film

Wehmütig stimmt solch ein Anblick, besonders in der Stunde der Dämmerung und wenn man an endlosen Reihen von Verwundeten-Transporten dahinfährt. Doch die Tapferen scheinen ganz und gar nicht von Schmerz und Trauer erfüllt. Sie singen, soweit sie nicht allzu erschöpft auf dem Stroh unter dem Planbogen der kleinen Bauernwagen liegen. Die Siegesfreude brennt ihnen mehr im Leibe als ihre Wunden, die sie darüber ganz vergessen zu haben scheinen. Und mehr und mehr Plandecken lüften sich, mehr und mehr bleiche Gesichter kommen zum Vorschein, und bald erklingt es die ganze Reihe entlang: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." — — — —

12. Juni 1915. Vormarsch gegen Lemberg

Am 12. Juni hatte Generaloberst v. Mackensen seine Offensive nördlich Przemysl wieder aufgenommen. Ein ausführlicher Bericht unserer Obersten Heeresleitung schrieb darüber:

Der linke Flügel der deutschen Armee und der daran anschließende rechte Flügel der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand schritten zum Angriff über Lubaczowka und San hinweg in Richtung auf Sieniawa und die Höhen östlich davon. Der Feind hatte sich jenseits der Lubaczowka auf gewohnte Weise in mehreren Schützengrabenreihen eingerichtet. Um 8 Uhr vormittags nahm die deutsche Infanterie den Lubaczowkabach, vertrieb den Feind aus seiner ersten, bald darauf auch aus seiner zweiten Stellung und ging dann gegen den Kolowkawald vor, während links davon deutsche und österreichische Truppen die Höhen von Sieniawa in Besitz nahmen. Aus dem Kolowkawalde mit großer Übermacht herausbrechend, schritten die Russen zum abendlichen Gegenangriffe. Obwohl sie diesen durch heftiges Artillerie- und Minenwerferfeuer unterstützten und von drei Seiten zu gleicher Zeit anstürmten, wurden ihre sämtlichen Angriffe abgeschlagen und sie in den Wald zurückgeworfen, wohin alsdann die Deutschen folgten. In dem ausgedehnten Forste kam es in den nächsten Tagen zu schwie-

Kämpfe im Raum von Sieniawa

rigen Waldkämpfen. Den vordringenden Kompagnien traten überall kleine russische Trupps entgegen, die sich im Walde geschickt eingenistet hatten. Auf Bäumen und hinter Astverhauen saßen russische Schützen; auch Maschinengewehre waren verschiedentlich im Walde aufgestellt. Mitten im Forste hatte der Feind Schanzen angelegt, die von Drahthindernissen umgeben und durch Schützengräben untereinander verbunden waren. Der Angriff gegen diese Stellungen war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Im engsten Anschluß an österreichisch-ungarische Truppen, die gleichfalls in den Wald eingedrungen waren, gelang es, den Angriff vorwärts zu tragen. Nachdem die feindliche Waldstellung durch Mörser- und Minenwerferfeuer an einer Stelle erschüttert und sturmreif gemacht war, wurde sie durchbrochen und nach Ost und Nord aufgerollt. Der Feind trat nunmehr den Rückzug aus dem Walde an. Dies war am 16. Juni. Inzwischen waren die übrigen Teile der Armee des Generalobersten v. Mackensen nicht müßig geblieben.

13. Juni 1915 Das österreich-ungarische Korps des General v. Arz und die preußische Garde an der Wisznia

Nachdem der linke Flügel der deutschen Armee am 12. Juni die Offensive ergriffen hatte, traten rechter Flügel und Mitte am 13. Juni zum Angriff an. Es handelte sich durchweg um einen Angriff gegen stark befestigte russische Stellungen. Dieser begann nach entsprechender Artillerievorbereitung um 5 Uhr morgens. Auf dem rechten Flügel leisteten die Russen in den an der Wisznia gelegenen Ortschaften zähen Widerstand, der durch den deutschen Angriff gebrochen wurde. Auch die österreichisch-ungarischen Truppen des Generals v. Arz schritten durch die östlich anschließende Waldzone vor. Preußische Garderegimenter fanden in dem Häusergewirr südlich des Szklo in der Umgebung von Mlyny anfänglich



Artillerie beim Überschreiten einer neuerrichteten Brücke. Phot. R. Sennecke

heftige Gegenwehr. Als aber der Feind von hier vertrieben und auch Tuchla im Verein mit Nachbartruppen genommen war, drangen Gardetruppen in einem Zuge bis auf die Höhen westlich von Wielkie Oczy vor. Die nördlich davon fechtenden Truppen durchbrachen gleichfalls die vorderen feindlichen Linien. Das Ergebnis des Tages war, daß die sehr starken feindlichen Stellungen auf einer Breite von 50 km durchbrochen wurden und daß ein Raumgewinn von 3 bis 9 km nach Osten erzielt ward. Aber schon standen die Truppen vor einer weiteren wohlausgebauten russischen Stellung, in der der Feind am nächsten Tage erneuten Widerstand leistete. Auch diese Stellung, in der die Russen mit nicht weniger als neunzehn Divisionen unser Vordringen aufzuhalten suchten, wurde am 14. Juni durchbrochen, worauf der Feind in der Nacht vom 14. zum 15. Juni den Rückzug in die sogenannte Grodekstellung antrat.

Nur in der Gegend von Oleszyce leistete der Gegner noch nachhaltigen Widerstand. Diese Stadt wurde am 15. Juni von den Truppen des Generals v. Emmich erstürmt.

In den Tagen vom 12. bis 15. Juni hatte die deutsche Armee 34000 Gefangene gemacht und 70 Maschinengewehre erbeutet. Gefangenenaussagen und erbeutete Papiere ergaben interessante Einblicke in den Zustand des russischen Heeres. Es herrschte großer Mangel an Artillerie- und Infanteriemunition, auch die Knappheit an Gewehren war wieder sehr groß geworden. Bei dem Mangel an Munition und Waffen machte sich die demoralisierende Wirkung der deutschen schweren Artillerie ganz besonders bemerkbar.

Ein russischer Offizier schreibt: „Uns gegenüber liegen achtmal soviel Deutsche als wir und haben sehr viel schwere Munition. Ein derartiges Höllenfeuer habe ich während der ganzen neun Monate nicht mitgemacht. Wie geht es Wolidia? Ich wünsche ihm nicht, dasselbe durchzumachen. Besser tot als derartige Qualen."

Unter dem Eindruck der großen Verluste wächst die Unlust der russischen Truppen, in den Kampf zu gehen. Auch der Offiziersmangel wird immer fühlbarer. Vielfach führen Fähnriche Bataillone. Die Disziplin der Truppen ist im Sinken. Die Kosaken werden zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf die ganze Front verteilt und haben den Auftrag, die Truppen am Überlaufen zu verhindern und auf Zurückweichende zu schießen. Das Verhältnis zwischen Offizier und Mann ist sehr schlecht geworden. Vielfach werden Fälle bekannt, daß Offiziere von ihren eigenen Leuten erschossen wurden. Die sinkende Zuversicht der Truppen sucht man durch religiöse Einwirkung und phantastische Nachrichten zu heben. Als solche gab man bekannt, daß Przemysl zurückerobert sei und daß dortselbst 45000 Deutsche kapituliert und daß die Italiener große Fortschritte gemacht hätten. Fünf japanische Hilfskorps seien unterwegs.

15. Juni 1915 Russ. Rückzug auf die Grodekstellung

In der Nacht vom 15. zum 16. Juni hatte, wie wir sehen, der Feind vor der Front der verbündeten Truppen den Rückzug in östlicher und nordöstlicher Richtung angetreten. Er ging in seine Stellung an der Wereszyca und in die sogenannte Grodekstellung zurück. Die Wereszyca ist ein kleines Flüßchen, das in dem bergigen Gelände von Magierow entspringt und im südlichen Lauf dem Dnjestr zuströmt. So unbedeutend das Flüßchen an sich ist, so bildet es doch durch die Breite seines Tales und durch die darin gelegenen zehn größeren Seen



General der Kavallerie
Eduard von Böhm-Ermolli

Zeichnung von Oskar Brüch

(Aus dessen Werk „Unsere Heerführer. 40 Porträts im Felde nach der Natur gezeichnet“, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt, Wien IX)

Komdt. der 2. Armee

einen zur Verteidigung besonders geeigneten Abschnitt. Was an natürlicher Stärke der Stellung noch fehlte, das wurde durch die Kunst ersetzt. Diese entfalteten die Russen aber vor allem in der bei Janow nordwärts an die Wereszyca anschließenden Grodekstellung, die sich in einer Länge von über 70 km in nordwestlicher Richtung bis in die Gegend von Narol Miasto erstreckt. Tausende von Armierungsarbeitern hatten hier monatelang gearbeitet, um eine Stellung zu schaffen, die den russischen Ingenieuren alle Ehre macht. Hier hatten die umfangreichsten Ausholzungen stattgefunden, Dutzende von Infanteriewerken, Hunderte von Kilometern Schützen-, Deckungs- und Verbindungsgräben waren ausgehoben worden. Das waldige Bergland war völlig umgestaltet worden. Schließlich zogen sich mächtige Drahtnetze vor der gesamten Wereszyca- und Grodekstellung hin. In ihrer Gesamtlage bildete diese Stellung das letzte große Bollwerk, durch das die Russen den siegreichen Gegner aufhalten und sein Vordringen auf Lemberg zum Stehen bringen wollten.

Das russische Heer erwies sich außerstande, diesen Absichten seiner Führer zu entsprechen. Einem Garde-Kavallerieregiment mit beigegebenen Geschützen und Maschinengewehren gelang es am 16. Juni, eine auf der Straße Jaworow—Niemirow im nördlichen Abmarsch in die Grodekstellung begriffene russische Infanteriebrigade überraschend anzufallen und sie in die Wälder zu zersprengen. Am Abend wurde die Stadt Niemirow erstürmt.

16. Juni u. ff. 1915. Preuß. Garde-Kavallerie zersprengt eine russ. Infanteriebrigade

18. Juni 1915 Angriff gegen die Grodekstellung; die preußische Garde im Kampf

Am 18. Juni waren die Armeen des Generaloberstenvon Mackensen vor den feindlichen Stellungen aufmarschiert; tags darauf setzten sie schon zum Sturm an, am frühen Morgen wurde gegen die Grodekstellung, am Abend gegen die Wereszycalinie zum entscheidenden Angriff vorgegangen. Sehr bald wurden die feindlichen Stellungen auf den Höhen beiderseits des Sosninawaldes genommen und vier feindliche Geschütze erbeutet. Die russischen Positionen auf dem Horodyskoberg, der zu einer wahren Festung ausgebaut worden war, wurden gestürmt. Den Hauptangriff führten preußische Garderegimenter. Vor ihnen lag westlich Magierow die vom Feinde besetzte Höhe 350. Schon von weitem erscheint sie, die das Vorgelände um 50 m überhöht, als Schlüsselpunkt der ganzen Stellung. Zwei Reihen übereinander angelegter Schützengräben mit starken Eindeckungen, Drahthindernissen und Astverhauen vor der Front bildeten die Befestigungsanlagen. Bei Tagesanbruch begann der Artilleriekampf. Er führte schon um 6 Uhr morgens zur völligen Ausschaltung der russischen Artillerie, die sich wie immer in den letzten Tagen zurückhielt und sich nur vorsichtig und unter sparsamem Munitionsverbrauch am Kampfe beteiligte. Um 7 Uhr morgens konnte die feindliche Stellung für sturmreif gehalten und der Sturm befohlen werden. Die Besatzung der Höhe nahm zwar noch das Feuer gegen die Stürmenden auf, ohne ihnen jedoch nennenswerte Verluste zuzufügen. Die deutsche schwere Artillerie hatte ihre Schuldigkeit getan und den Feind so demoralisiert, daß dieser zwar anfänglich noch schoß, es dann aber vor dem Einbruche vorzog, das Weite zu suchen. Über 700 Gefangene und etwa ein Dutzend Maschinengewehre fielen den Angreifern in die Hände. In den genommenen Gräben lagen allein 200 tote Russen.

Inzwischen richtete sich der Angriff auch gegen die Nachbarabschnitte. Bald sahen sich die Russen gezwungen, auch ihre sehr starke, nördlich der Straße nach

Magierow mit Front nach Süden verlaufende Stellung kampflos zu räumen. Da es gelang, mit dem fliehenden Gegner auch in Magierow einzudringen und nördlich der Stadt nach Osten vorzustoßen, so wurde auch die Stellung bei Bialo Piaskow unhaltbar. Die Russen fluteten zurück und versuchten erst bei Lawrykow wieder festen Fuß zu fassen. Am späten Abend nahm ein Garderegiment noch den Bahnhof von Dobrosin ein, auf dem die Russen noch kurze Zeit zuvor Truppen verladen hatten, und gewann damit die Straße Lemberg—Rawaruska. Die Nachbarkorps standen am Abend etwa auf gleicher Höhe mit den Garderegimentern. Wiederum war ein Durchbruch auf einer rund 25 km breiten Front geglückt. Das Schicksal Lembergs wurde hier und an der Wereszyca entschieden.

Diese Linie wurde am späten Abend, teilweise in den ersten Morgenstunden des 20. Juni erstürmt. Ein deutsches Korps, zu dem sich an diesem Tage der Deutsche Kaiser begeben hatte, stürmte die ganze feindliche Stellung von Stawki bis Folwerk Bulawa. Seit den Morgenstunden des 20. Juni war der Feind, der stellenweise schon in der Nacht abgezogen war, vor der ganzen Front in vollem Rückzuge nach Osten. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen. Am Abend dieses Tages standen k. u. k. Truppen bereits dicht vor den Befestigungen von Lemberg. — —

Anfang September 1914 waren die Russen in Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, die eine Einwohnerzahl von 250000 Menschen aufweist, eingezogen. Sie fühlten sich während ihrer dortigen Herrschaft in der schönen Stadt, der sogleich ihr polnischer Name Lwow zurückgegeben wurde, außerordentlich wohl und gingen alsbald daran, Lemberg zu einer großen Festung auszubauen und zum weiteren Schutze dieses Besitzes die befestigten Linien der Grodek- und Wereszycastellung zu schaffen. Die von den Österreichern erbauten Verteidigungsanlagen von Lemberg wurden russischerseits verstärkt und erweitert, besonders auf der Süd- und Südwestfront. Die bestehenden Bahnhofsanlagen wurden erweitert und eine Reihe von Feld- und Vollbahnen im Bereiche der Festung gestreckt. Um aber selbst für den Fall, daß die Grodekstellung durchbrochen wurde und aufgegeben werden mußte, die Behauptung der Festung Lemberg zu gewährleisten, wurde gleichlaufend zur Grodekstellung und angelehnt an die Nordfront der Festung eine stark befestigte Anschlußstellung gebaut, die sich auf den Höhen westlich der Bahn Lemberg—Rawaruska bis gegen Dobrosin hinzieht. Nachdem die Armeen des Generaloberst v. Mackensen die Grodek- und Wereszycastellung durchbrochen hatten, stießen deutsche Divisionen und die daran anschließenden Truppen der Verbündeten auf die genannte Anschlußstellung.

21. Juni 1915 Die Armee Boehm-Ermolli und das deutsche Beskidenkorps erstürmen die Vorstellungen von Lemberg

Die Mitte der Armee des Generals v. Boehm-Ermolli näherte sich gleichzeitig der Westfront von Lemberg. Die Masse dieser Armee griff einen Feind an, der sich in südlicher Anlehnung an die Festung hinter dem Szczerzek- und Stawczankabach gesetzt und zu erneutem Widerstand eingerichtet hatte. Es gelang, diese Stellung am Abend des 21. Juni an verschiedenen Stellen zu durchbrechen und die Angriffstruppen gegen die Befestigungen der Westfront von Lemberg näher heranzuschieben. Deutsche Verbände unter Führung des Generals v. d. Marwitz, des Führers der Beskidenarmee, erstürmten am gleichen Tage die wichtigsten Punkte der von den Russen zäh verteidigten Anschlußstellung, zwangen



Ein österreichisch-ungarischer 30,5 cm-Mörser wird in Stellung gebracht. Phot. E. Benninghoven

dadurch den Feind, diese Stellung ihrer ganzen Ausdehnung nach zu räumen und öffneten nunmehr den benachbarten österreichischen Truppen die Bahn zu den Befestigungen der Nordwestfront der Festung. Am 22. Juni konnten somit die Werke der Nordwest- und Westfront von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen werden. Schon um 5 Uhr morgens fiel das Werk Rzesna, bald darauf Sknilow und gegen 11 Uhr auch die Lysa Gora. Dieses Werk wurde vom k. und k. Infanterieregiment 34, Wilhelm I. Deutscher Kaiser und König von Preußen, erobert, dem wir schon einmal bei seinem tapferen Angriff auf Petrikau begegneten. Im Werk Rzesna wurden neben Geschützlafetten und Maschinengewehren allein 400 Gefangene gemacht, die nicht weniger als 18 verschiedenen russischen Divisionen angehörten. Im Werke fand man neben Massen von Waffen und Munition auch eine große Menge ungeöffneter Holzkisten mit Stahlblenden. Schon am Mittag des gleichen Tages betraten die siegreichen Truppen die galizische Hauptstadt, in der die Russen fast zehn Monate geherrscht hatten.

22. Juni 1915 Russische Werke von Lemberg erstürmt; Einzug in Lemberg

In einem seiner schönen Kriegsbücher, in „Der russische Niederbruch" (Verlag Ullstein & Co., Berlin), schildert der Münchener Dichter Ludwig Ganghofer in herzerfrischender Wärme mit seinen scharfen Jägeraugen Selbstgesehenes und Selbsterlebtes aus dem letzten Tage vor Lembergs Fall und seine ersten Stunden in der befreiten Stadt selbst. Auszugsweise wenigstens möchten wir hier einige der köstlichen Bilder, die seine Feder aufzeichnete, wiedergeben; wobei wir das Büchlein selbst allen Lesern auf das beste empfehlen:

Laßt mich erzählen, lückenlos, laßt mich zurückwandern zum See von Janow und die leuchtende Abendstunde wieder nachfühlen, in der ich sah, daß der Deutsche Kaiser gekommen war.

Ich wollte nicht stehen bleiben, nicht stören, wollte davongehen, als ich mit Freude gesehen hatte, wie froh und lebhaft der Kaiser war, wie gesund und frisch und kraftvoll er aussah — nicht mehr so ernst und streng wie damals am 8. Mai, als ich den Kaiser auf dem Bahnhof von Brzesko sehen durfte, damals, als ihm der Eindruck der sieghaften Frühlingstage am Dunajec verbittert und umschattet wurde durch die Sorge um die Entscheidung Italiens. Sorge? Nein! Das ist nicht das richtige Wort. Eine Sorge, im Alltagssinne dieses Wortes, ist in unserem Kaiser nie gewesen. Immer war in ihm nur die unerschütterliche Zuversicht und der stählerne Glaube an den Sieg unserer gerechten Sache, die nicht ärmer wurde, weil die Zahl unserer Feinde sich um einen bereicherte, in dem wir vertrauensvoll einen verläßlichen Freund vermuteten. Was damals am 8. Mai in Brzesko so streng und ernst aus den blanken Augen des Kaisers redete, war weder Sorge noch Zorn — es war die schmerzende Trauer über ein Geschehen, das er kommen sah und an das er trotz allem nicht glauben konnte, weil es ihm bei der Treue seiner eigenen Art unfaßbar und unmöglich erschien. In den folgenden Tagen, zwischen dem 20. und 24. Mai, war hundertmal die Frage an mir: „Wie wird diese schwere Enttäuschung auf den Kaiser wirken? Wird sie seinen fürstlichen Menschenglauben erschüttern? Einen Wert seiner großen Seele mindern oder umgestalten?" Und jetzt, da ich den Kaiser im Janower Wald da drüben auf der Rodung stehen sah, unter dem Donnerlied der Geschütze, so aufrecht, der verheißungsvollen Stunde froh und so voll des Lebens — jetzt

hatte ich eine Antwort, die mich glücklich machte. Wie der Kaiser war, so ist er. Noch immer! Die innerlich Starken ändern sich nicht. Mag geschehen, was will, es kommt über sie kein Beugen und Niederdrücken. Drum sind sie die Sieger. Ein Feind mehr oder weniger, das zählt nicht.

Ich wollte gehen. „Herr Doktor," sagte ein Offizier, der auf mich zutrat, „wollen Sie denn nicht bleiben?" Ich schüttelte den Kopf. Meine Kleider waren schmutzig und verstaubt, meine Hände grau, mein Gesicht von Schweiß übergossen. So stellt man sich nicht vor den Kaiser hin. „Aber bitte, bleiben Sie doch! Der Kaiser hat Sie schon gesehen. Da kommt er." Jetzt sprang ich über den Straßengraben, sehr flink, und gegen den Tisch hinüber, von wo ich den Kaiser kommen sah.

Unter herzlichem Lächeln streckte der Kaiser mir die Hand entgegen: „Ganghofer? Sind Sie denn überall?"

Ich berichtete, woher ich käme, und der Kaiser erfreute mich durch das Wort: „Jetzt eben ist die Nachricht eingetroffen, daß das Nachbarkorps den vorgeschobenen Stützpunkt der Russen genommen hat."

„Ja?" Mir fuhr das wie ein froher Schrei aus dem Herzen. Vom Kaiser hört man doch immer was Erfreuliches!

Ich mußte erzählen, und der Kaiser fragte: „Wie lange bleiben Sie hier noch?"

„Unter allen Umständen bis Lemberg, Majestät!"

„Sie sind gut!" Heiter lachte der Kaiser auf. Und wurde ernst. „Recht haben Sie! Etwas Notwendiges energisch wünschen, das hilft mit, um es zu erreichen." Und als er hörte, daß ich seit der ersten Morgenfrühe schon auf den Beinen wäre, fragte er gleich: „Haben Sie denn irgendwo zu Mittag gegessen?" Ich schüttelte den Kopf. „Um Gottes willen, da müssen Sie doch gleich was haben!" Er ließ für mich einen Becher Tee bringen und zwei feste Schnitten Gebäck, griff mit der Hand in eine Blechdose, die auf dem Tische stand, und stopfte mir die Kitteltasche mit Zwieback voll. Und während er sprach mit mir, mußte ich immer knuspern, immer mahnte er: „Essen Sie doch! Essen Sie doch!"

Bei dem Bericht über meine Frontfahrten während der letzten Wochen erzählte ich auch, daß ich in Przemysl mit Sven Hedin zusammengetroffen wäre. Die Augen des Kaisers glänzten bei diesem Namen auf, und er sagte rasch: „Das freut mich, daß Sie den kennen gelernt haben! Dieser Schwede ist ein prachtvoller Mensch. Wenn Sie ihn wieder sehen, bitte, grüßen Sie ihn herzlich von mir!"

Dann kamen ein paar Augenblicke, in denen mir ein beklommener Gedanke den Hals umschnürte. Hoch aus der Luft war ein Surren zu hören, das immer deutlicher wurde. Ein russischer Flieger! Er kam von Osten her, leuchtete in der roten Abendsonne wie ein Goldkäfer und überflog die Rodung, fast senkrecht über uns. Der mußte doch die vielen Menschen hier unten sehen! Und wenn er — nein, ich konnte diese Sorge nicht zu Ende denken. Nun war sie auch schon vorüber. Hinter der rasch davonsegelnden Kriegsbremse pufft ein Schrapnellwölklein auf. Ruhig stand der Kaiser, sah hinauf und sagte: „Zu kurz!" Auch die folgenden Schüsse blieben weit hinter dem Flieger zurück. Der Kaiser nickte sinnend. „Ja! Flügel haben, das bedeutet für die anderen immer zu spät kommen!"

Welcher stumme Gedanke schloß sich in der Seele des Kaisers an dieses Wort? Er wandte sich plötzlich zu mir, sah mich an, und wieder war in seinen Augen jener trauernde Ernst, wie damals am 8. Mai auf dem Bahnhof von Brzesko. Und als er sprach, hatte seine Stimme einen gedämpften Klang, obwohl er streng und langsam jede Silbe betonte: „Ganghofer? Was sagen Sie zu Italien?"

Könnte ich doch den Ton dieser Worte schildern! Das war keine Frage, die eine Antwort von mir verlangte; es war ein schmerzendes Erinnern des Kaisers, ein Bekenntnis seines innersten Denkens, ein erneutes Verwundern über das Unmögliche, das nicht geschehen konnte und dennoch geschehen war. Ich weiß, noch am 8. Mai in Brzesko hatte der Kaiser den festen Glauben: „Mag ein Teil des italienischen Volkes durch die Kriegshetzer mißleitet sein, auf den König kann man sich verlassen." Und nun wirkte auf mich der Blick des Kaisers bei dieser halblauten, langsamen Frage so erschütternd, daß ich stumm die Zähne übereinander biß. Erst nach einer Weile konnte ich sagen: „Majestät! Wie es kam, so ist es besser. Für Österreich und für uns. Der reine Tisch ist immer das wertvollste Möbelstück in einem redlichen Haus." Der Kaiser nickte, ein Aufatmen straffte seine Gestalt, wieder glänzte die frohe Ruhe in seinen Augen, doch seine rechte Hand schloß sich zu einer wie aus Stein geformten Faust. Und während er so dastand vor mir, so aufrecht, so ruhig und kraftvoll, so zuversichtlich, der ungefährdeten Zukunft unserer verbündeten Völker so bewußt und sicher — da wurde er mir zum lebenden Beweis für die Wahrheit eines Satzes, den ich am üblen Entscheidungstag Italiens niederschrieb: „Der Starke, wenn ihn die Schlechten verlassen, wird stärker, als er war."

Der Abend begann zu dämmern. Unter dem ruhelosen Dröhnen und Echorollen ging der Kaiser von Batterie zu Batterie . . .

In der folgenden Nacht, zu Jaroslau, gegen die erste Morgenstunde, ließ der Generalfeldmarschall v. Mackensen mir sagen: „Fahren Sie so frühzeitig wie möglich los! Die russische Stellung beim Janower See ist genommen, morgen wird Lemberg fallen . . ."

Gegen halb drei Uhr geht's in die grau erlöschende Nacht hinaus.

Die Straßen sind leer, nur selten überholen wir eine Kolonne, der Nachschub des Heeres ist in der Nacht schon weit vorausgerückt, und die Wälder, die am Kaiserabend wimmelten von soldatischem Leben und durchrollt waren vom Brüllen der Geschütze, liegen in menschenöder Stille.

Dort gegen Osten? Dieses zart Verhüllte im Dunst des Morgens? Das ist Lemberg! Der Anblick der Stadt erregt mich, daß ich schreien möchte vor Freude und zugleich in Zorn. Ich sehe, wenn auch unter Schleiern, einen großen Bahnhof mit Halle und Kuppel, den Dom und viele Kirchtürme, die hohe Synagoge und ein Meer von Dächern — und überall raucht und qualmt es, und mächtige Feuer müssen es sein, die über zehn Kilometer so winzig aussehen wie Zündholzflämmchen. Kein österreichischer und kein deutscher Mörser hat die Stadt beschossen. Es sind die Russen, die da sengen und brennen, die Kosaken, die mit der Zündschnur kämpfen für die europäische Zivilisation.

Aus weiter Ferne, aus den Wäldern, die südlich von Lemberg liegen, dröhnt es ruhelos herüber. Dort steht der rechte Flügel der Armee Boehm-Ermolli und



Der Deutsche Kaiser bei seiner Erbssuppe in Galizien. Phot. R. Sennecke

drängt die Russen von Nawarya gegen die Stadt hin; und der gleiche Donner kommt von Norden her, von der Stellung des Beskidenkorps und der bayrischen Division.

Vor uns, in einem breiten, sumpfigen Wiesenkessel, liegt ein russischer Stützpunkt, um den das Wiener Regiment bluten mußte in der vergangenen Nacht; die Wiener erstürmten die Schanze und wurden von feindlicher Übermacht umflügelt. Zwei Züge der Tapferen sind verschollen, seit dem Morgen hörte man nichts mehr von ihnen. Sind sie gefangen — gefallen?

Uns zur Linken blickt ein zweiter Stützpunkt der Russen über die Ährenfelder her, die „Höhe 320", die am kommenden Morgen genommen werden muß. Sie ist der Schlüssel der Straße von Jaworow nach Lemberg, ist ein furchtbarer Riegel, kein Schützengraben, sondern ein richtiger Festungskopf, ausgebaut mit allen widerstandsfähigen Mitteln, umzogen von tiefen, undurchdringbar erscheinen-

den Drahthindernissen. Hunderte von schwarzen Schießscharten lugen zu uns herüber, wie tückische, unbewegliche Raubtieraugen! — Gar so leicht wird es morgen mit dem Hinauskarbatschen nicht gehen! Gott, das Glück eurer Heimat und unsere gerechte Sache muß morgen mit euch sein, ihr tapferen Wiener und Niederösterreicher!

Um acht Uhr beginnen hinter uns in den Wäldern die vorgeschobenen Batterien zu feuern; sie schießen sich ein und legen Qualm vor die Ährenfelder und Laufgräben, damit die Wiener Landwehr sich vorschieben und bis zum Abend die Stellung erreichen kann, die ihr vorgeschrieben ist; sie liegt dem feindlichen Bollwerk am nächsten, ist am weitesten gegen Lemberg vorgeschoben.

In der Stadtferne vermehren sich die Rauchsäulen der Brände. Gegen zehn Uhr steigen zwei breite Flammen auf, die von Minute zu Minute wachsen und am hellen Tage sichtbar sind wie große Glutgebilde. Jetzt der Donner einer schweren Explosion. Das größte Gebäude von Lemberg, der Bahnhof, beginnt zu brennen. Gewaltige Rauchwolken wirbeln hundert Meter hoch empor und wälzen sich im ruhigen Winde davon. Und zwischen dort und hier das unaufhörliche Dröhnen der Granaten, das weitzerstreute Gewehrgeknatter. Durch alle Ährenfelder huschen geduckt die graublauen Gestalten, und in allem Zickzack der Laufgräben blitzen die Bajonette und gleiten die Köpfe mit den graublauen Kappen. Immer vorwärts drängen die braven Wiener, immer vorwärts, vorwärts! Durch ein Ährenfeld wird eine Gasse gerissen wie von einem rollenden Körper. Manchmal wandert einer von den Graublauen zurück, ganz langsam, mit vorsichtiger Armhaltung oder mit zögerndem Fuß. Und immer dröhnen die Kanonen, bei uns und südlich von Lemberg und im Norden. Und immer singen dabei die schwebenden Lerchen . . .

In der Mittagszeit umdunstet sich der Himmel immer dichter, die ganze Landschaft überschleiert sich grau, und das Bild der Brände von Lemberg verschwindet. Mit Knattern und Geschützdröhnen geht es weiter den ganzen Nachmittag. Von den vorrückenden Schwarmlinien ist nimmer viel zu gewahren; sie haben sich eingegraben. Doch immer trägt man Schwerverwundete an mir vorbei, die meisten mit Kopfschüssen. Einer mit blassem Gesicht, das die Blutfäden überrieseln, liegt während des Tragens auf die Seite gedreht und schreibt eine Postkarte; als die beiden Träger das Bauernhöfchen betreten, begegnet ihnen die Bäuerin, die in der Regimentsschlächterei eine von Blut tröpfelnde Rindslunge geschenkt bekam; lächelnd sagt der eine von den beiden Bahrenträgern, ein langer Kerl, so mager wie der Prinz von Arkadien: „Siehgst, dös waar jetzt recht, a Baischerl!"

In Lemberg dröhnen rasch nacheinander fünf schwere Explosionen. Zu sehen ist nichts mehr. Um die fünfte Nachmittagsstunde sind Ferne und Nähe von einem Grau umwoben, das kein Blick mehr zu durchdringen vermag. Überall ein gleichmäßiges Rauchgewoge, das aussieht wie abendlicher Herbstnebel. Im Norden und Süden rollt und dröhnt es noch immer; die Batterien der Brigade, bei der ich mich befinde, verstummen eine nach der anderen; sie haben sich eingeschossen und erwarten den Morgen; nur das Gewehrgeknatter geht weiter ohne Unterlaß; es hört sich an, wie ein frierendes Zähneschauern der grau umwickelten Natur . . . .

Ich liege auf dem Heu, in meinem Schlafsack. Aber schlafen kann ich nicht. Immer ist in der Ferne der Nacht ein leises Klirren und Klingen.

Nach vier Stunden beginnt der Morgen zu grauen. Der 22. Juni ist gekommen. Der Tag von Lemberg. „Auf!“

Im halben Dunkel stehend, muß ich beten. Mein Gebet hat nur fünf Worte: „Heil und Segen für Österreich!“ . . .

Ein paar Minuten vor der vierten Morgenstunde fällt hinter uns der erste Kanonenschuß. Die anderen Geschütze fallen ein, die anderen Batterien. Bei den Wiener Einsern und bei der niederösterreichischen Landwehr beginnt es, und dann setzt der Geschützdonner in der Ferne sich fort, im Süden und Norden von Lemberg, auf dem rechten Flügel der Armee Boehm-Ermolli und beim deutschen Beskidenkorps.

Die ersten feindlichen Schrapnellschüsse kommen, die ersten russischen Granaten. Niemand beachtet sie. Immer hängen meine Augen an der feindlichen Stellung,



Karte von Lemberg und Ostgalizien

in welche reihenweis die österreichischen Geschosse einschlagen, bald in die Deckungen, bald in die Hindernisse. Alles da drüben ist verwandelt in eine gigantische Hecke von Glutfontänen und rauchspeienden Erdschlünden, verwandelt in einen schaudervollen Höllentanz. Turmhoch spritzen die Qualmbäume und die Schollengarben empor, hinter- und nebeneinander, und immer wieder hör' ich in dem einheitlichen Sausen der fliegenden Geschosse einen tiefen, machtvollen Rauschton aufbrummen, und jedesmal, wenn er einsetzt und heranschwillt, sagt an meiner Seite eine ruhige Soldatenstimme: „Jetzt kommt die Alte!“ Das ist die Granate des Motormörsers! Und fällt sie nieder, so ist da drüben die Hölle gesteigert zu einer Überhölle, und die riesige, grauenvolle, schwarzbraune Qualmgestalt, die sich fächerförmig emporwirft in die Lüfte, ist durchflattert von zertrümmerten Balken, von Mauerbrocken, von Gewehren und von seltsamen Klumpen, deren Wesen man nicht erraten mag.

So währt das eine ganze Stunde lang und steigert sich immer, wird immer wilder und gewaltiger. Scheint es denn möglich, daß da drüben in dieser brüllenden Hölle noch Leben wohnen, eine Menschenbrust noch atmen, eine tapfere Feindesfaust noch bei der Waffe bleiben kann? Ist diese gleiche Frage auch in den Graublauen, die auf den Befehl zum Angriff harren? Ich sehe, wie sie überall die Köpfe aus den Laufgräben und Deckungen herausstrecken und mit vorgebeugten Hälsen gegen die von Rauch und Feuer und Erde umwirbelte Stellung der Feinde spähen. In langen Reihen tauchen sie auf, ich sehe Hunderte von solchen Köpfen, sehe Tausende. Und plötzlich, innerhalb weniger Sekunden, macht die qualmende, von Flammen durchblitzte Hölle da drüben einen Sprung nach vorwärts, um fünfzig Meter, gegen das Hinterland der feindlichen Stellung. In diesem Augenblick beginnen die Wiener Einser zu stürmen. Bevor ich noch aufatmen kann, ist das ganze Feld vor uns bedeckt mit vorwärtsdrängenden, locker geschlossenen Schwarmreihen — drei, vier, fünf Linien hintereinander. Einen seh' ich taumeln und fallen, einen zweiten, einen dritten. In mir ein stummer, schmerzender Schrei. Zwei von den dreien bewegen sich nimmer. Der dritte rutscht auf der Hüfte gegen ein Saatfeld hin, und da sind schon zwei von den braven, unerschrockenen Bahrenträgern bei ihm und heben ihn auf und verschwinden mit ihm in den hohen Ähren. Und die anderen immer vorwärts in langen Reihen, immer vorwärts, vorwärts! Aufrechte Helden unserer Heimat sind sie, prächtige, mutige Jungen, und sehen doch vor der Helle des östlichen Morgenhimmels aus wie winzige, wunderlich hüpfende schwarze Käferchen. Nun sind sie schon dicht vor dem schrecklichen Irrgarten der Stacheldrähte, Herrgott, hilf ihnen, hilf ihnen aus allen Kräften deiner Gerechtigkeit, jetzt kommt der böse, feuerspeiende Augenblick! Die stürmenden Reihen gleiten auseinander, fließen zu fünf, sechs dichten Schwärmen zusammen und drängen durch die Lücken, die unsere Mörsergranaten in die Drahtverhaue und Hindernisse gerissen haben. . . .

Da fährt aus der langen Zeile der feindlichen Schießscharten etwas heraus, das der funkelnden Zahnreihe eines ungeheuren Goldkammes und einem aus Rauchstrahlen gewobenen Gitter gleicht. Dem Himmel sei Dank, ich sehe keine von den Unseren fallen — die Russen schossen zu hoch — und hundert Schritte vor uns durchfurcht die lange Kugelreihe der feindlichen Salve den Acker und

pfeift und gellert an uns vorüber; nur wenige Lücken sind in dem vom Saatfeld aufwehenden Staubstreif, ein Beweis dafür, daß die Stellung des Feindes nach aller Verwüstungsarbeit der Granaten noch immer dicht besetzt ist. Aber seht, die Unseren sind schon hart an der Schanze, werfen sich nieder und decken sich. Und nun vollzieht sich etwas Schnelles, so schnell, daß die schauenden Augen nicht folgen können. Aus den feindlichen Scharten strecken sich Arme und Köpfe heraus, Gewehre senken und bewegen sich, ein Auf- und Niederblitzen über den Raum von wenigen Schritten, jetzt über die ganze Reihe der Unseren hin ein jähes Emporschnellen, ein rasendes Aufwärtswirbeln. Nun erscheint, scharf abgehoben vom hellen Himmel, auf der Höhe der Schanze das erste feine, wundervolle, herrliche Figürchen eines Graublauen, in der nächsten Sekunde sind es schon zwanzig, dreißig, hundert, und alle senken die Gewehre, schießen und stoßen in den feindlichen Graben hinunter und springen den Russen auf die Köpfe. Überall auf den weiten Feldern stürmen die nachrückenden Reserven im Laufschritt gegen die Schanze hin — und jetzt ein Donnern, Blitzen und Knattern in den Lüften. Ein Regen von feindlichen Schrapnellgeschossen überschüttet die Unseren. Sie weichen nicht, immer vorwärts, vorwärts! Aber wohin ich in Sorge blicke, überall ist ein Taumeln und Stürzen. Ein langer Wiesenstreif bedeckt sich mit vielen Liegenden, die sich nicht mehr rühren oder nur mühsam bewegen. Ich kann's nimmer sehen, muß die Augen schließen. Und da weckt mich ein jubelndes Geschrei von tausend Stimmen, schüttet mir heißes Glück ins Blut und erfüllt mich mit glühender Heimatsfreude.

Sieg! Du herrlichstes von allen Worten der Gegenwart! Du bist Erlösung, bist Befreiung und blühende Zukunft. Ein Würfel der Wende ist gefallen an diesem Morgen. Die Schanze vor uns, obwohl sie uneinnehmbar schien und vom Feinde tapfer und zäh verteidigt wurde, ist von den Graublauen erstürmt, die Hauptstellung des Feindes ist genommen, der Weg nach Lemberg wird sich öffnen für Österreich. Die Spanne Zeit, in der dieses Frohe durch den kühnen Sturm der Tapferen erzwungen wurde, war mir wie eine herzzerreibende Ewigkeit. Nun sagt mir die Uhr: „Es waren nur acht Minuten!“ Sie werden in der Geschichte dieses Krieges ein klingendes Ehrenlied der Wiener bleiben, der Brünner und Niederösterreicher. . . .

Zehn Uhr vormittags. Der Sieg der Unseren ist voll und ganz.

Die Straße nach Lemberg steht geöffnet — Lemberg ist wieder eine österreichische Stadt.

Husarenzüge und Dragonerschwärme galoppieren über die Felder her. Die Generale mit ihren Stäben kommen. Einer, den ich auf der Straße neben den Scharen der gefangenen Russen und neben den brennenden Häusern von Rzesnapolska in meiner stammelnden Freude beglückwünsche, sieht mir die Übermüdung an, schenkt mir einen Trunk aus seiner Feldflasche und gibt mir eine Zigarette. Ich selber habe nichts; wo mein Gepäck ist, weiß ich nicht; es wird schon kommen, ich kann nicht warten darauf. Mich treibt es nach Lemberg hinein, ich möchte sehen und miterleben, wie das Volk der erlösten Stadt die Sieger empfangen und begrüßen wird. Auf meine Bitte bekomme ich einen Dragonergaul und eine Ordonnanz. Und nun reiten wir beide los, immer flinker,

überholen die marschierenden Truppen und überholen die ersten Züge der Vorhut.

Halb zwölf Uhr ist es. Um elf Uhr waren noch die Russen in der Stadt.

Schon in der Vorstadtstraße beginnen die Menschen sich zu sammeln und strömen scharenweise herbei aus allen Seitengassen. Sie winken mit den Händen, winken mit Hüten und Tüchern, bringen Blumen und jubeln mir mit gellenden Stimmen entgegen. Warum denn mir? Ich bin ein Waffenloser ohne Verdienst, war nur ein Schauender, nur einer, den man freundlich duldete neben der ernsten Erlösungsarbeit dieses Morgens. Hastig wehre ich mit der Hand und deute nach den Truppen, von denen ich glaube, daß sie mir folgen. Aber dichter werden die Scharen um meinen Gaul und die mich begleitende Ordonnanz herum. Ratlos halte ich meinen trabenden Braunen an, drehe mich im Sattel und sehe hinter uns beiden keine Truppen, nur ein zusammenströmendes Gewühl von jauchzenden Menschen — das erste graublaue Regiment, das heranrückte gegen Lemberg, mußte draußen vor der Stadt abschwenken zur Verfolgung des Feindes. Erschrocken will ich umkehren, will mich diesem Jubel entziehen, doch die Gäule lassen sich nimmer wenden, wir beide sind eingekeilt zwischen tausend, zweitausend, dreitausend Menschen. Wohin ich schaue, wird es ein undurchdringliches Gewoge von Köpfen und aufgestreckten Händen, von Hüten und Tüchern, von Blumen in allen Farben. Unsere Gäule beginnen verdrießlich zu werden, und um sie bei guter Laune zu erhalten, müssen wir sie gehen lassen, wie der Strom der schreienden Menschen uns drängt, immer in die kleine Lücke hinein, die man vor dem Kopf eines Pferdes offen läßt.

Jetzt merke ich auch, warum die Tausende mir so entgegenjubeln. Weil ein österreichischer Dragoner mich begleitet, weil ich auf einem Militärgaul sitze, weil ich feldgrau gekleidet bin und eine feldgraue Kappe vom Schnitt der deutschen Offiziersmützen trage, halten die Lemberger mich für einen deutschen Soldaten unbekannter Waffengattung, sehen in uns zweien ein reitendes Symbol unserer beiden treuverbündeten Reiche, und drum schreien und jubeln die Tausende immer die gleichen Worte: „Hoch Österreich-Ungarn! Hoch Deutschland! Hoch Kaiser Franz Joseph! Hoch Kaiser Wilhelm!"

In dicken Scharen drängen sie gegen uns her, haschen nach unseren Händen, wollen uns etwas schenken, wollen uns laben und heben Getränke und eßbare Dinge zu uns herauf. Ich sehe Wasser und Milch und Wein, Kuchen, Würste und Zigaretten, Schinkenbrötchen und große Erdbeeren, Schokolade und Süßigkeiten, Biskuite und Knallbonbons, gebrannte Mandeln und gezuckerte Früchte. Hätt' ich von jedem Teller und aus jeder Schachtel, die man zu mir heraufreichte, nur ein winziges Bröselchen genommen, so hätt' ich mir eine unkurable Magenerweiterung zugezogen für alle restlichen Jahre meines alten Lebens. Ich sehe bejahrte Frauen und junge hübsche Mädchen, welche zu weinen beginnen, weil ich von ihren Gaben nicht nehmen will. Immer muß ich ablehnen, immer ablehnen. Nur der Blumen kann ich mich nicht erwehren. Fast erdrücken mich die duftenden Lasten schon, mein bekränztes Pferd sieht aus wie ein Hochzeitsroß . . . immer geht ein blühender Regen über mich her, und um nach den neuen Sträußen greifen zu können, die man mir aufdrängt, muß ich die früher empfangenen



Einzug der siegreichen Truppen in Lemberg. Welt-Presse-Photo

fallen lassen. Und dann wird, was mich umgibt, zu einem verschwommenen Bild für mich; immer sind meine Augen feucht, immer bin ich wortlos unter dem herzerschütternden Eindruck, der mir aus diesem rauschenden, fast irrsinnig wechsenden Jubel entgegenspringt.

Was müssen diese Tausende von Menschen unter den Monaten der russischen Herrschaft gelitten haben, um in der Erlösungsstunde eine Freude äußern zu können, die sich ansieht wie schreiender Wahnwitz! Hunderte drängen sich um meinen braven, vernünftigen Gaul, der nur manchmal ein bißchen unruhig wird und leise tänzelt, während zwanzig und dreißig Hände an seinem Zügel und Zaumzeug hängen und ihn führen. Hunderte wollen gleichzeitig reden zu mir und wollen erzählen. Ich höre nur abgerissene Worte, von denen eins das andere verdrängt, und immer sagen und schreien sie das gleiche: daß es entsetzlich und unerträglich war, dieses Knechten und Plündern und Rauben und Sengen der letzten Woche, und daß man bei Tag und Nacht bedroht wurde an Gut und Leben, an Gesundheit und Ehre. . . .

Vor und neben und hinter uns beiden formt sich das drängende, jubelnde Gewühl zu einem langsam sich vorwärts schiebenden Zug. Aus allen Fenstern und Dächern kommen die Flaggen heraus und rollen sich auf und wehen im Wind und in der schön gewordenen Sonne. Die Balkone werden geschmückt mit bunten Teppichen, mit Lorbeerbäumen und mit Büsten des Kaisers Franz Joseph, und aus den Häusern bringen die Leute große Kaiserbilder, bekränzen sie mit Blumen und grünen Zweigen, heben sie hoch empor und tragen sie vor uns her, umjubelt und umsungen von Tausenden. — —

Mit der Einnahme von Lemberg, wo wenige Wochen vorher der Zar sich noch als Herr und Gebieter „Rot-Rußlands" hatte feiern lassen, schloß wiederum ein Abschnitt des Feldzuges. Aber sie war auch wieder nur der Auftakt zu weiterem Vordringen, zu weiteren Siegen; sie schuf die Grundlage zu den gewaltigen Operationen in Russisch-Polen, die bald die Bewunderung der ganzen Welt auf die Fahnen der Verbündeten lenken sollten.

Zunächst machten sich unmittelbare Folgen fühlbar.

Weiterer Rückzug der Russen

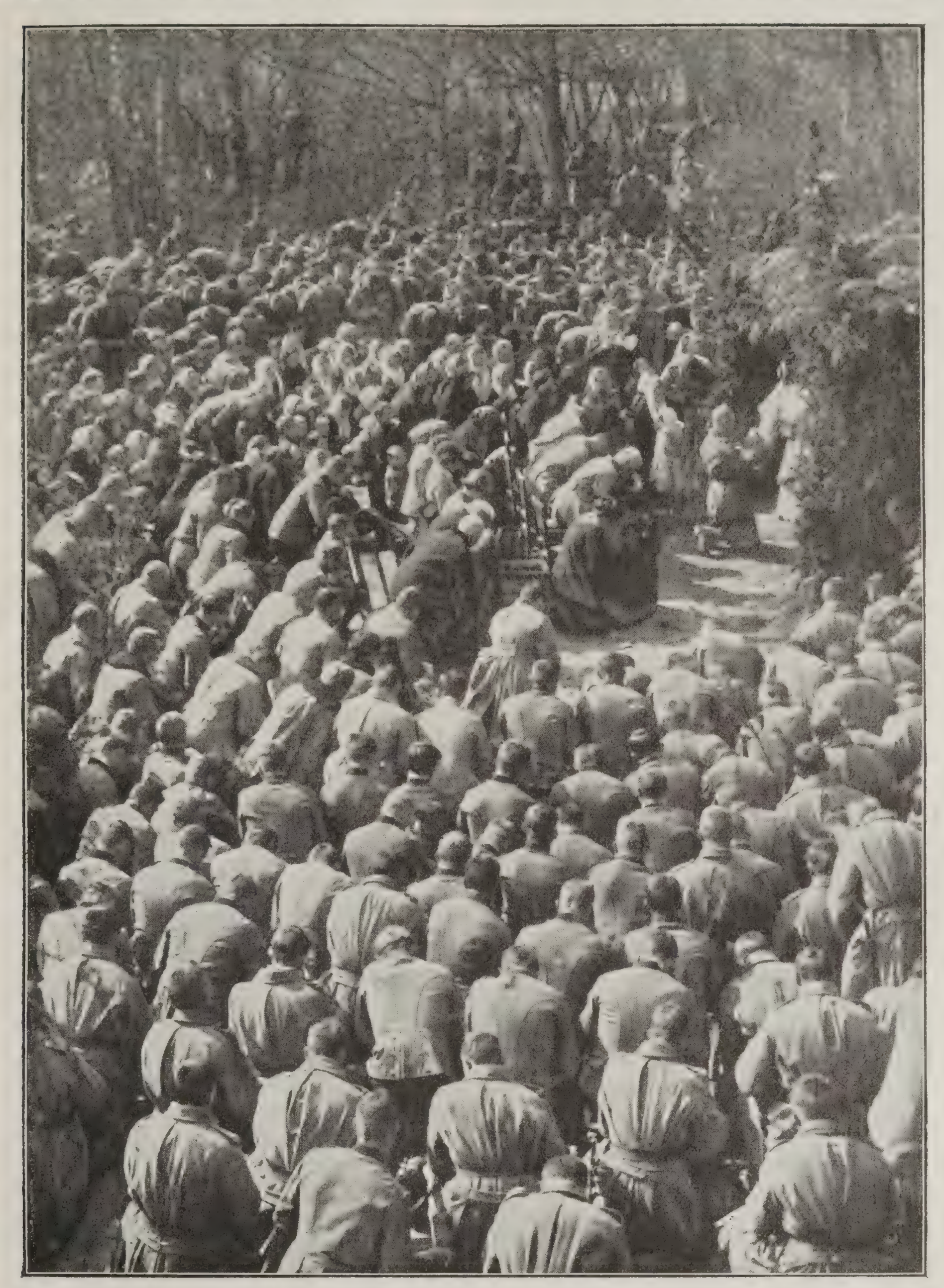
Die Armee Boehm-Ermolli setzte sofort zur tatkräftigen Verfolgung östlich Lemberg auf der Straße nach Bobrka, Przemyslany, Busk und Kamionka-Strumilowa ein.

Im bisher zäh festgehaltener San—Weichsel-Winkel begannen die Russen zu weichen; auch westlich der Weichsel traten sie gegenüber der 1. österreichisch-ungarischen Armee und der Armeegruppe v. Woyrsch den Rückzug aus dem Berglande von Kielce an.

26. Juni 1915 Die Hannoveraner nordwestlich Rawaruska

4. Juli 1915 Die Russen räumen Krylow; Erzherzog Joseph Ferdinand durchbricht die russ. Front bei Krasnik

Die Stoßgruppe Mackensens, der inzwischen unter Worten herzlichster Anerkennung vom Allerhöchsten Kriegsherrn zum Generalfeldmarschall befördert worden war — auch dem Erzherzog Friedrich ward diese Ehrung zu teil —, diese Stoßgruppe setzte sich wieder in Bewegung. Am 26. erstürmte das hannoversche Korps nordwestlich Rawaruska starke Stellungen, Österreicher vertrieben am 27. den Gegner aus dem Raum von Narol; am 28. versuchten die Russen sich nordöstlich und nördlich Mosty-Wielkie, 50 km nördlich Lemberg, und westlich Tomaschow, noch einmal zu setzen — sie wurden geworfen; wir standen hier schon



Feldmesse für österreichisch-ungarische Truppen in Galizien. Phot. Leipziger Presse-Büro

auf russischem Boden. Unaufhaltsam ging der Vormarsch auf den Bug weiter; am 4. Juli räumte der Feind bereits den Brückenkopf Krylow. Am gleichen Tage durchbrach die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, die in nördlicher Richtung eingeschwenkt war, die russische Front beiderseits von Krasnik in Russisch-Polen. —

Glänzende Erfolge waren nunmehr auch der tapferen deutschen Südarmee beschieden.

Nach dem Fall von Lemberg hatte General v. Linsingen Luft bekommen und war sofort wieder, mit ganzer Kraft, vorgegangen. Er überschritt von neuem, schon am 23. Juni, den Dnjestr, schlug in den nächsten Tagen den Gegner empfindlich nördlich Zurawno, bei Bukaczowce und Chodorow, warf ihn am 28. über die Gnila-Lipa und stürmte nach erbitterten Kämpfen am 30. die Stellungen östlich des Flusses. Am 3. Juli konnte die deutsche Heeresleitung zusammenfassend melden:

23. Juni 1915 Die deutsche Südarmee überschreitet den Dnjestr

Nördlich des Dnjestr dringen unsere Truppen unter Verfolgungskämpfen über die Linie Mariampol—Narajow—Miasto gegen den Zlota-Lipa-Abschnitt vor. Sie haben den Bug abwärts von Kamionka—Strumilowa bis unterhalb Krylow an vielen Stellen erreicht und sind auch in nördlicher Richtung zwischen Bug und Weichsel in flottem Vorschreiten. Die Niederungen der Labunka und des Por sind, trotzdem der Gegner an einzelnen Stellen noch hartnäckigen Widerstand zu leisten versuchte, nunmehr in unserer Hand.

3. Juli 1915 Die deutsche Südarmee am Bug

Auch im Wyznica-Abschnitt zwischen Krasnik und der Mündung faßten deutsche Truppen auf dem Nordufer Fuß. — — —

Überblick über die deutsch-österreichische Offensive

Zugegeben muß werden, daß die Russen den ihnen aufgezwungenen Rückzug vom Dunajec und den Karpathen bis zum Bug und nach Südpolen hinein geschickt durchgeführt und damit ihre Armeen vor der Vernichtung errettet hatten. Das war aber nur möglich gewesen, indem sie in immer neuen, meist vom Gelände begünstigten und im voraus gut ausgebauten Stellungen fortgesetzt starke Nachhuten rücksichtslos opferten, ja Reserven immer wieder zu Vorstößen einsetzten. Es war nur möglich gewesen unter ungeheuren Verlusten: konnten die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen doch für den Monat Juni wieder die Zahl von 521 Offizieren und 194000 Mann an Gefangenen, dazu eine Kriegsbeute von 93 Geschützen, 364 Maschinengewehren verzeichnen. Rechnet man die blutigen Verluste hinzu, so darf man annehmen, daß die Russen in diesem Monat mindestens 600000 Mann einbüßten. Seit dem Durchbruch von Gorlice hatten die Russen an Gefangenen über 400000 Mann verloren — man darf wohl annehmen, einschließlich der übrigen Abzüge, die Stärke dreier Armeen. Und wenn die Hauptmasse der Riesenmassen gerettet wurde, so war sie ohne Zweifel aufs schwerste erschüttert. Wobei man, um gerecht zu sein, immer wieder der russischen Heeresleitung die Anerkennung zollen muß, daß sie auch diese zermürbten Korps noch zu erneutem Widerstand anzusetzen wußte — und den russischen Truppen selbst, daß sie meist, wenn auch nicht immer, mit bewährter Zähigkeit solchen Widerstand leisteten.

Es hatte dem Großfürst-Generalissimus auch — dank der genialen Anlage der deutsch-österreichischen Offensive, dank ihrer schier erstaunlich tatkräftigen Durchführung, des trefflichen Zusammenwirkens aller Führer, der bewunderswerten Tapferkeit und Ausdauer der Truppen aller Verbände — nichts genutzt, daß er ein neues großes Heer, das, angeblich zu einer Offensive gegen die Türkei bestimmt, im Süden des Riesenreichs versammelt worden war, in die galizischen Kämpfe hineinwarf, es besonders gegen die Generale v. Pflanzer-Baltin und v. Linsingen einsetzte. Die neuen Divisionen zögerten das Ringen wohl hin, am Ausgang konnten auch sie nichts ändern. Hineingerissen in den

immer allgemeiner werdenden Rückzug, gingen sie in den flutenden Massen mit unter. Bereits Ende Juni, Anfang Juli führte die fortgesetzte deutsche Offensive auch zu einer gewissen Zersplitterung der russischen Heere in einzelne Teile, zwischen denen bisweilen eine scheinbar nur schwache Verbindung aufrecht erhalten werden konnte. Ein großer Teil war, soweit sich feststellen ließ, nach Südpolen zurückgeführt worden, da die Sicherung der Verbindungen auf Jwangorod, Warschau, Brest-Litowsk der Heeresleitung doch sehr am Herzen liegen mußte. Schwächere Kräfte waren in der Richtung auf Kowel, wieder andere auf Brody und Tarnopol zurückgewichen, während zwischen Zlota-Lipa und Sereth, sowie an den Grenzen der Bukowina anscheinend wesentlich stärkere Kräfte stehen geblieben waren.

Dem gegenüber war in Westpolen westlich der Weichsel die Armeegruppe v. Woyrsch im langsamen, aber stetigen Vorgehen in der Richtung Jwangorod; östlich der Weichsel wissen wir die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand in erfolgreichen Kämpfen nördlich Krasnik; östlich neben ihr hatte Mackensen, ebenfalls aus östlicher Richtung nach Norden abbiegend, die allgemeine Richtung auf Lublin eingeschlagen. Die Front nach Osten deckten, von Norden nach Süden gerechnet, die Armeen Boehm-Ermolli, Teile der Armeen Linsingen (dessen Südarmee bald die Bezeichnung als Bugarmee erhielt) und Pflanzer-Baltin. Zwischen der Bugarmee und Pflanzer-Baltin schob sich eine neugebildete Gruppe unter General Graf Bothmer ein.

Es stand gut um unsere Sache. Auch vor Warschau, auch an der Narewlinie, auch im Norden, wie wir bald sehen werden.



Der Zar an der Front. Aufnahme vom 27. Juni 1915. Sitzend (von links nach rechts): Minister Roukhlof, Großfürst Nikolaus, der Zar, Ministerpräsident Goremykin, Graf Frederics. Stehend: Fürst Scherbatoff, Graf Ignatieff, Minister des Auswärtigen Sasanoff, Minister Krivoschein, Finanzminister Bark, General Jannehkevitch, Kriegsminister Polivanoff, Fürst Schakhovsko



Französischer Eindecker mit einem Mitrailleusengeschütz
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Sechster Abschnitt

Die Sommermonate Juni und Juli an der Westfront. Kämpfe in den Vogesen, im Priesterwald, bei Les Eparges und Combres, in den Argonnen, bei Moulin sous Touvert. — Die beiden ersten Isonzoschlachten.

Während im Osten eisenharte Schläge auf die Russen niederhagelten, während Galizien befreit und der berühmten russischen Dampfwalze die Deichsel an der rückwärtigen Seite angeheftet wurde, blieb es an der Westfront, nachdem die großen Kämpfe zwischen Arras und La Bassée ohne nennenswerten Gewinn für Franzosen und Engländer ausgeklungen waren, verhältnismäßig ruhig. Freilich: man hatte sich ja längst gewöhnt, den Begriff der Ruhe in diesem Stellungskriege anders aufzufassen, als früher. Täglich donnerten von der Schweizergrenze bis zum Meere die Geschütze; täglich meldete — mit wenigen Ausnahmen — der Bericht der deutschen Heeresleitung kleinere oder größere Gefechte bald in diesem, bald in jenem Abschnitt; verschiedene Male, in verschiedenen Räumen wuchsen sich diese Gefechte zu starken Kampfhandlungen aus, die für uns fast immer schöne Erfolge bedeuteten. Aber sie nahmen nirgendwo eine Gestalt an, die sie über den örtlichen Rahmen hinaustrug, reiften nicht, ihrer Anlage, ihren Zielen und ihrer Durchführung nach, aus taktischem Gebiet in das der Strategie hinaus. Freund und Feind lagen sich, hier näher, dort ein wenig weiter entfernt, in ihren Stellungen, die immer mehr ausgebaut und verbessert wurden, gegenüber; hinter der vordersten Linie wurde eifrig geschanzt, um gegen einen Vorstoß

für alle Fälle eine zweite, dritte, vierte Verteidigungsstellung zu schaffen; Verbindungsgräben der verwickeltsten Art verbanden die einzelnen Gräben und Zwischenstellungen — man sprach auf deutscher Seite von diesem Wirrwarr der Gräben, von denen Fliegeraufnahmen immer bessere Bilder lieferten, bisweilen als von „Spinnen"; die Batteriestellungen wurden immer stärker eingebaut und gegen Sicht mit einem Aufwand von List, der an die Indianergeschichten unserer Jugend gemahnte, verdeckt. Ohne Unterbrechung ging das Ringen unter der Erde — durch Minenkämpfe —, auf der Erde — mit allen gesteigerten Kampfmitteln, unter denen die verschiedenen Arten der Handgranaten erhöhte Bedeutung gewannen — und in der Luft weiter; das Hauptwort jedoch führte fast überall die Artillerie. Aber eine Entscheidung großer Art wurde von beiden Seiten in diesen Sommermonaten nicht gesucht, so viel edles deutsches Blut auch in ihnen für das Vaterland auf französischem Boden floß.

Die deutsche Front in den Vogesen

So blieb zunächst das ganze Gebiet der **Vogesen** Nebenkriegsschauplatz. Das Gebirge gab hier dem Stellungskrieg noch seine besonderen Formen. Der „Graben" mußte sich dem Gelände besonders eng anschmiegen; vielfach war er von Blockhütten unterbrochen, die sowohl als Unterkunftsräume, wie als geschützte Schießstände für die Besatzung dienten. Überall war auch sonst starker Kopfschutz vorgesehen, meist aus einer kräftigen Lage von Baumstämmen bestehend, so kräftig bisweilen, daß sie selbst gegen Granatsplitter und Schrapnells schützten. Auch bei den Annäherungswegen spielte das reichlich vorhandene Holz seine Rolle; anderseits waren vielfach Sprengarbeiten im Fels nötig geworden. Der gute Schütze, die Schießkunst feierten hier und dort, hüben und drüben, ihre Triumphe, der Patrouillendienst mit seinen Listen wurde stark geführt. Für die Behaglichkeit der Mannschaft konnte anderseits oft mehr getan werden, als an anderen Teilen der Westfront; man stand ja fast überall im deutschen Land, seinen Hilfsmitteln



Artilleriekampf in den Vogesen

nahe. Und die Feldgrauen, vielfach ältere Männer aus allen Teilen des Reichs, hatten sich ihre gute Laune nicht verkümmern lassen. In allerlei, bald amtlich gewordenen Benennungen sprach sich das aus. Es gab da die „Tellsplatte", den „Schießstand zum lustigen Konrad" und eine Stelle „Zum Hals- und Beinbruch". Selbstverständlich erhielten die Blockhäuser und die Laufgräben ihre volkstümlichen Bezeichnungen: „Villa Hindenburg", „Hessenland", „Kronprinz Wilhelm-Allee" usw.

Ganz ruhig war es auch in der Vogesenfront nie; auch hier immer nur ‚verhältnismäßig'. Bald wurde uns ein Vorsprung in der feindlichen Stellung lästig, irgend ein Stützpunkt; bald erschien dem Gegner ein Teil unserer Linie unerträglich. Dann kam es hier zu kleineren, dort zu heftigeren Vorstößen, vielfach nach ausgiebiger Artillerievorbereitung. So wurde z. B. in der zweiten Junihälfte im Fechttal recht heftig gekämpft; so stießen wir am 22. Juni im Bereich der Armeeabteilung des Generaloberst en v. Falkenhausen mit bayrischen Reservetruppen, preußischer Infanterie, Jägern und Pionieren gegen die Höhe von Ban le Sapt (nordwestlich Markirch) vor, nahmen sie nach schwerem Ringen, mußten die Kuppe aber schließlich, freilich erst nachdem überlegenes Artilleriefeuer des Feindes unsere Gräben vollständig verschüttet und unbenutzbar gemacht hatte, wieder räumen. Es ist ein im Stellungskrieg ja nicht seltenes Ereignis: irgend ein feindlicher Stützpunkt, ein Graben, eine Höhe ist dem einen oder dem anderen Gegner ein Dorn im Auge; man nimmt sie — hat man sie aber genommen, so liegt sie damit unter feindlichem Feuer, daß man ihres Besitzes nicht froh wird und sie schließlich, vielfach freiwillig, um unnötige Verluste zu vermeiden, wieder aufgibt. Es mußte darauf noch einmal hingewiesen werden, um das Hin- und Herwogen des Ringens recht zu kennzeichnen.

Lebhafter als in den Vogesen entwickelten sich die Kämpfe auf den Frontteil, der sich in der ungefähren Richtung von Pont à Mousson (das im französischen Besitz) auf St. Mihiel (in deutschen Händen) hinzog. Hier war der eine Brennpunkt des Ringens der Priesterwald.

Kämpfe im Priesterwald

Ein großer, wilder, wüster Wald, nicht unähnlich den Argonnenwäldern, ist es, um den es sich hier handelt; teilweise fast weglos, vielfach von Schluchten zerrissen. Nordwestlich Pont à Mousson belegen, erstreckt er sich im Süden bis an den Exerzierplatz dieser alten französischen Garnisonstadt; auf den deutschen Karten wird besonders der Teil, der gegen Pont à Mousson hin abfällt und sich bis an die Straße Fey-en-Haye—Norroy dehnt, der Priesterwald genannt; auf französischen führt nur der südlichste Teil diesen Namen, der nördlichere wird Bois Communaux genannt. Das hat zu manchen Verwechselungen Anlaß gegeben. Die höchste Erhebung bildet ein Höhenkamm, der sich vom Eintritt der soeben genannten Straße Fey-en-Haye—Norroy in den Wald nach Osten zieht. Auf diesen Höhenzügen lagen unsere Stellungen; auf dem höchsten Gipfel steht das „Croix des Carmes".

Monatelang hatten hier die Kämpfe hin- und hergewogt. Am 30. Mai meldete endlich ein triumphierender amtlicher französischer Bericht, daß man jetzt „nach sieben Monaten unablässigen Ringens am Ziele wäre". Der Bericht erwähnte auch, daß unsere Feldgrauen den Wald bereits „Totenwald" oder „Wald



Drahtverhaue im Priesterwald. Phot. Georg Muschner

der Witwen" nennen sollten, in Anbetracht unserer großen Verluste. Als ob das unseren Leuten ähnlich sähe!

Es stimmte selbstverständlich nicht ganz mit dem „erreichten Ziel". Aber ein Körnchen Wahrheit war in dem Bericht: die Franzosen hatten auf dem westlichen Teil des Höhenrückens nach langen, mit großer Übermacht geführten Kämpfen Fuß fassen können und sich fest eingenistet. Im übrigen mag ihnen die verschiedene Benennung der Waldteile einen Streich gespielt haben, so daß sie sich in der Tat für die Herren des ganzen Priesterwaldes hielten.

Da mußte Wandel geschaffen werden. Und das geschah am 4. Juli.

Es war kein leichtes Stück Arbeit. Die Franzosen hatten sechs und sieben Stellungen hintereinander in einer Gesamttiefe von 400 bis 500 m ausgebaut. Unser Angriff wurde eingeleitet durch einen Vorstoß aus dem an der Mosel liegenden Abschnitt. In einer Breite von etwa 250 m gelang es hier, in die feindliche Stellung einzudringen und fünf französische Blockhäuser mitsamt ihrer Besatzung in die Luft zu sprengen. Wir zerstörten die eingebauten Kampfmittel und gingen dann, wie vorgesehen, wieder in die alte Kampfstellung zurück, ungestört vom Feinde.

Nachmittags begann der Hauptangriff. Die durch unser Artilleriefeuer erschütterte französische Infanterie konnte dem Ansturm nicht standhalten. Stellung auf Stellung fiel. Am Abend waren alle französischen Stellungen in einer Breite von 1500 m genommen. 12 Offiziere, über 1000 unverwundete Gefangene, 3 Geschütze, 7 Minenwerfer, 7 Maschinengewehre, 1 Pionierpark mit reichlichem Gerät waren unsere willkommene Beute. In den nächsten Tagen wurden heftigste Gegenangriffe auf die Stellung von Croix des Carmes abgewehrt, am 9. Juli noch ein weiteres Grabenstück in einer Ausdehnung von 350 m genommen,

wobei uns wieder 250 Gefangene und 4 Maschinengewehre in die Hände fielen. Was die Franzosen, unter denen sich übrigens auch zahlreiche farbige Franzosen befanden, in monatelangem Ringen erworben, hatte unsere stürmende Infanterie, unterstützt durch die vortreffliche Artillerie, ihnen in wenigen Stunden wieder entrissen.

Auf der Frontstrecke zwischen Pont à Mousson und St. Mihiel hatten wir am 6. Juli einen schönen Erfolg. Zwischen Ailly und Apremont, im waldreichen Gelände westlich des letztgenannten Ortes, stürmten wir nämlich die feindliche Stellung in einer Ausdehnung von 1500 m und machten mehr als 300 Gefangene. Sofort einsetzende Gegenangriffe waren und blieben erfolglos.

Im Raum um Verdun war es ja eigentlich nie ruhig gewesen. Von dem großen nordöstlichen Eckbollwerk Frankreichs aus hatten schon in der ersten Zeit des Krieges andauernd starke Vorstöße gegen die Armee des deutschen Kronprinzen stattgefunden, die mehrfach nur mit Mühe abgewehrt wurden. Zu einer Lagerfestung von gewaltigem Umfang schon im Frieden ausgebaut, jetzt unausgesetzt verstärkt, beeinflußte Verdun im weiten Umkreis die Lage zwischen Maas und Mosel. Es beherbergte nicht eine Besatzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern es war der Stützpunkt einer ganzen großen Armee, und General Sarrail, der diese befehligte, war ein tatkräftiger Führer, der die Verteidigung im offensiven Geiste zu führen wußte. In dem weitgedehnten Gebiet der Woëvreebene, die den eigentlichen mit Forts und Zwischenwerken gekrönten steil ansteigenden Côtes Lorraines, der eigentlichen Verteidigungslinie der Maasfeste östlich vorgelagert ist, spielten sich fast ohne Unterlaß heftige Kämpfe ab; bald auf ein Ringen der beiderseitigen Artillerie beschränkt, bald in starken Vorstößen gipfelnd. Deren Ziel waren schon im Frühjahr hauptsächlich die Höhen von Combres und Les Eparges gewesen; jetzt kam es erneut zu lebhaften Kampfhandlungen. Auszugsweise sei der schöne klare Bericht der deutschen Heeresleitung eingeschaltet:

Kämpfe auf den Maashöhen

Nachdem es uns Ende April und in den ersten Tagen des Mai gelungen war, auch unsere Stellungen auf den Maashöhen zwischen dem Dorf Les Eparges und der von dem alten Sommersitz der Bischöfe von Verdun, Hattonchatel, nach Verdun hinführenden grande Tranchée de Calonne um ein erhebliches Stück nach vorwärts zu verlegen, war damit zu rechnen, daß die Franzosen die Wiedergewinnung des ihnen an dieser wichtigen Stelle entrissenen Geländes nach Kräften versuchen würden. Zunächst jedoch blieb es dort ziemlich ruhig. Als dann aber das II. französische Armeekorps, das sich einige Wochen vorher bei seinen vergeblichen Angriffen gegen unsere braven Truppen zwischen der Orne und Combres, insbesondere bei Maizeray und Marcheville blutige Köpfe geholt hatte, wieder gefechtsfähig war, wurde dieses Armeekorps zur Wegnahme unserer neuen Stellungen an der grande Tranchée bereitgestellt. Seit Mitte Juni kündigte verstärktes französisches Feuer aller Kaliber eine dort beabsichtigte Unternehmung an. Wir hatten uns nicht getäuscht. Als der Feind die Wirkung seiner Artillerievorbereitung für ausreichend hielt, setzte er seine ausgeruhten frischen Truppen am Sonntag, den 20. Juni, nachmittags, zum Angriff gegen unsere Stellungen beiderseits der Tranchée an.



Deutsche Stellung auf den Côtes Lorraines. Rechts die Grande Tranchée de Calonne, die Stellung unserer Truppen; die weißen Linien im Hintergrund zeigen die Gräben der Franzosen. Phot. Paul Lamm

Die Franzosen beobachteten hierbei das von ihnen in der Regel beliebte Verfahren, gegen einzelne Punkte starke Kräfte nacheinander, oft aus verschiedenen Richtungen, anlaufen zu lassen. Es gelang ihnen schließlich, in einen Teil unseres vordersten Grabens, in einige Verbindungsgräben nach rückwärts und sogar in einen kleinen Teil der zweiten Stellungen einzudringen. Noch in der Nacht zum Montag unternahm das von dem Vorstoße betroffene tapfere Regiment einen Gegenstoß, an dem sich alles bis zum letzen Mann beteiligte. Es gelang uns auch, den Franzosen den von ihnen genommenen Teil unserer zweiten Stellung und die Verbindungsgräben wieder zu entreißen und hierbei eine Anzahl Gefangene zu machen. Aber auch der Feind ließ nicht nach. Um die Mittagszeit des 21. Juni erneuerte er mit frischen Kräften seine Angriffe auf der ganzen Linie. Westlich der Tranchée wurde er stets und auch an den folgenden Tagen unter sehr schweren Verlusten abgewiesen. Östlich der Tranchée dagegen, wo die Eindrucksstelle sich immer noch in seinem Besitz befand, glückte es ihm, durch sie hindurchstoßend, wiederum Gelände innerhalb unserer Linien zu gewinnen. Er mußte hier also wieder hinausgeworfen werden. Für diese Unternehmung wurde das Morgengrauen des 22. Juni festgesetzt. Der Feind wurde anscheinend überrascht. Er räumte bei unserem Ansturm die Gräben unter Zurücklassung einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen. Nunmehr nahmen die Franzosen unsere gesamten Stellungen unter tagelanges, schweres Feuer. Sie hatten zu diesem Zweck ihre dort schon vorhandene zahlreiche schwere Artillerie durch weitere Batterien schwersten Kalibers von anderen Fronten her verstärkt. Auch verwendeten sie in großen Mengen Geschosse, die bei ihrer Detonation erstickende Gase entwickeln. Die Wirkung solcher Geschosse ist eine doppelte. Sie wirken nicht nur durch ihre Sprengstücke, sondern sie machen durch die Gase auch im weiteren Umkreise sich aufhaltende Personen wenigstens für einige Zeit kampfunfähig. Um sich selbst dieser Wirkung dort zu entziehen, wo derartige Geschosse nahe der eigenen Infanterie einschlagen, trugen in den geschilderten Kämpfen alle Franzosen Rauchmasken.

Die neuen Nahkampfmittel mit ihren furchtbaren moralischen Nebenwirkungen spielten auch hier wieder eine große Rolle. Hierher gehören insbesondere die Minenwerfer und Handgranaten verschiedener Konstruktion, diese auch, wie die Artilleriegeschosse, bei den Franzosen mit erstickender Gasentwicklung. Indessen zeigte sich schon am 22. Juni die unbestreitbare Überlegenheit unserer Infanterie über die französische. So oft wir zum Angriff schritten, konnten wir auch weit stärkere feindliche Kräfte werfen und besonders im Einzelkampf aus ihren noch so stark erbauten Stellungen vertreiben. Nur gegen das übermächtige Artilleriefeuer hatten unsere tapferen Truppen einen überaus schweren Stand. Sobald sie ein Grabenstück wiedergenommen hatten, richtete die feindliche Artillerie dagegen ein mörderisches Feuer, in dem ein Aushalten zu den physischen Unmöglichkeiten gehört.

In diesen hin und her wogenden erbitterten Kämpfen konnten wir der französischen Infanterie unsere Anerkennung nicht versagen. Immer wieder ließ sie sich zum Angriff vortreiben, ungeachtet unseres gut wirkenden Artillerie- und Infanteriefeuers und ungeachtet des Feuers ihrer eigenen Artillerie, das rück-



Generaloberst von Falkenhausen
Aufnahme aus dem Atelier Meier & Passoth, Straßburg



Unsere Tapferen mit Rauchmasken in Verteidigungsstellung. Phot. A. Karl Müller

sichtslos auch dorthin gelegt wurde, wo die französischen Schützen ihren Sturm auszuführen hatten. Rücksichtslos waren die immer wieder frisch von rückwärts aufgefüllten Angriffstruppen auch gegen sich selbst. Immer wieder stürmten sie über die Leichen ihrer soeben und während der letzten Kampftage gefallenen und in blutgetränktem Waldgestrüpp liegengebliebenen Kameraden hinweg, immer wieder nützten sie Haufen dieser Leichen aus als Deckung gegen unser Feuer, ja verwendeten die Körper der tapfer Gefallenen sogar als regelrechte Deckungsmittel, wo sie gezwungen waren, sich beschleunigt einzunisten und einzugraben. Viel hundert Leichen bedeckten den schmalen Raum zwischen unseren und den feindlichen Gräben. Als wir am späten Abend des 24. Juni alle zur vordern Linie führenden Verbindungsgräben in unseren endgültigen Besitz gebracht hatten, waren diese bis oben hin mit französischen Leichen angefüllt.

Tagelang hatten die Franzosen hier neben und auf den Leibern ihrer gefallenen Kameraden ausgehalten. Es mag dahingestellt bleiben, ob mehr die Selbstüberwindung oder mehr die Gefühllosigkeit dabei mitgesprochen haben. Für uns war jedenfalls diese Totenkammer keine Kampfstellung. Wir schütteten die Gräben zu und bereiteten den dort gefallenen Tapferen ein Massengrab.

Nicht unerwähnt in diesem Zusammenhang soll auch sein, daß nach übereinstimmenden Aussagen aller Gefangenen die französische Infanterie in den Tagen vom 20.—25. Juni keine warme Kost erhalten hat. Mag diese wie andere Gefangenenaussagen nicht voll zutreffend und darauf berechnet sein, Mitleid zu erwecken, so ist immerhin zu beachten, daß erfahrungsgemäß an Gefangenenaussagen immer etwas Wahres ist. Der jämmerliche Zustand der Gefangenen bestätigte dies.

Vor dem in einer Ausdehnung von knapp 300 m noch im feindlichen Besitz befindlichen vorderen Grabenteil kam unser Angriff am 25. Juni zum Stehen.

26. Juni 1915 Angriff auf den Bergrücken von Eparges

Am 26. Juni gingen wir östlich von der Stätte der soeben geschilderten hartnäckigen Kämpfe zum Angriff in Richtung Les Eparges vor. Nicht dieses in der Tiefe gelegene Dorf war das Ziel der Unternehmung, sondern der dorthin abfallende bewaldete Bergrücken, auf dem die Franzosen seit längerer Zeit starke Befestigungen angelegt hatten. Diese sollten genommen werden. Nach sorgfältiger Vorbereitung setzten um die Mittagszeit unsere Angriffsbewegungen ein. Der Feind schien derartiges an dieser Stelle nicht erwartet zu haben. Ohne allzu große Verluste und in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es uns, die ersten feindlichen Stellungen im Sturm zu nehmen und in ununterbrochenem weiteren Vorgehen auch die dahinter liegende feindliche Hauptstellung zu erobern. Was unserem Feuer und unseren Bajonetten nicht zum Opfer fiel, flüchtete die steilen Hänge nach Les Eparges hinunter, um sich dort wieder zu sammeln. Unsere aufmerksame Artillerie versäumte diese günstige Gelegenheit nicht, das genannte Dorf unter Feuer zu nehmen und die von Norden her dorthin führenden Wege, auf denen der Feind Verstärkungen heranführte, durch wohlgezieltes Feuer zu sperren. Nach kurzer Zeit ging Les Eparges mit dem dort angehäuften Kriegsmaterial in Flammen auf.

Für uns galt es nun, die neugewonnene vorteilhafte Stellung auf der Bergnase südwestlich Les Eparges zu halten; denn wir mußten mit hartnäckigen Versuchen des Feindes rechnen, das Verlorene wieder zu erlangen.

Schon der folgende Tag brachte die Bestätigung. Die furchtbare Wirkung der beiderseitigen schweren Artillerie und der Wurf- und Erdminen hatte das Kampfgelände wie bei Combres auch bei Les Eparges und bei der Grande Tranchée de Calonne in ein Chaos von Steingeröll und Felsplatten, Baumstümpfen und Gestrüpp, durchsetzt mit Knäueln von zerschossenem Stacheldraht, vernichtetem Gerät aller Art verwandelt. Dazwischen gesprengte Trichter, die das Gelände schluchtartig zerreißen. Da war die Aufgabe gleich schwer: für den Verteidiger, sich einzurichten in widerstandsfähigen Gräben, für den Angreifer, sich durch das Trümmerfeld hindurchzuarbeiten.

So einförmig die folgende Beschreibung der Kämpfe bei Les Eparges auch klingen möge, fährt der amtliche Bericht fort, so anspannend und aufzehrend waren die Ereignisse für den, der sie zu erleben hatte. Die Kämpfe legten ein beredtes Wort ab von dem inneren Wert unserer Truppen, die tagelang in ihren Gräben das feindliche Feuer über sich ergehen lassen mußten und doch stets bereit blieben, in ihren verschütteten Stellungen dem Feind, wo er sich vorwagte, die Stirn zu bieten.

Nach starkem Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen von Les Eparges bis über die Tranchée hinaus erfolgten am 27. Juni mittags zwei Angriffe gleichzeitig, der eine gegen unsere neu gewonnenen Stellungen südwestlich von Les Eparges, der andere östlich der Tranchée. Beide wurden abgewiesen. Am Abend griff der Feind abermals und zwar diesmal unsere Nordfront in ihrer ganzen Ausdehnung an. Auch dieser Angriff wurde zurückgeschlagen.

Während der Nacht zum 28. brachten die Franzosen zur Verstärkung ihrer Artillerie weitere Geschütze schweren Kalibers zur umfassenden Wirkung gegen unsere neuen Stellungen bei Les Eparges und gegen die bisherige Kampfstellung an der Tranchée in Stellung. Am 28., mit Beginn des Morgengrauens, eröffneten sie alsdann ein mörderisches Feuer gegen unsere gesamte vordere und rückwärtige Linie. Kurz nach 8 Uhr vormittags unternahmen sie aus der Sonvaux-Schlucht heraus einen Angriff gegen unsere Höhenstellung bei Les Eparges, den wir ohne allzu große Mühe zurückweisen konnten. Den gleichen Mißerfolg hatten vier weitere, im Laufe des Tages gegen die gleiche Einbruchsstelle angesetzte Angriffe. Der Tag hatte dem Feind zwar wiederum sehr schwere Verluste, aber nicht den geringsten Erfolg gebracht. An der Tranchée fanden Angriffsunternehmungen an diesem Tage von keiner Seite statt.



Französische Infanterie, zum Vorbrechen bereit

In der Nacht zum 29. erfolgte ein außerordentlich starker Feuerüberfall auf unsere Stellungen von Combres bis über die Tranchée hinaus. Ein französischer Angriff schien geplant. Unser Feuer verhinderte aber seine Ausführung. Nur östlich der Tranchée stießen die Franzosen noch in der Nacht in schmaler Front vor. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Den ganzen Tag lagen dann unsere Stellungen unter heftigem Feuer. Um 12 Uhr mittags griff der Feind erneut bei Les Eparges an. Er verwendete hierzu diesmal besonders starke, anscheinend von anderen Stellen fortgezogene Kräfte. Aber auch mit ihrer Hilfe gelang ihm ein Einbruch in unsere Stellungen nicht. Dieser, wie drei weitere im Laufe des Nachmittags unternommene Vorstöße wurden wiederum mit schweren Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Während des Restes des Tages und die ganze Nacht hindurch belegte der Feind unsere gesamten Stellungen mit äußerst heftigem Feuer. Auch sämtliche in die Côtes Lorraines hineinführenden Straßen sowie die schon längst nicht mehr von uns bewohnten Dörfer auf diesen Höhen und an ihrem Fuß am Rande der Woëvre-Ebene wurden wieder ausgiebig mit Feuer bedacht.

Auch am 30. Juni wurde bei Fortsetzung der starken Beschießung ein Angriffsversuch nochmals wiederholt. Dann schien der Feind das Aussichtslose seiner immerwährenden Angriffe eingesehen zu haben. Vielleicht waren auch seine außerordentlich starken Verluste oder Munitionsmangel die Veranlassung dafür, daß er vom Abend des letzten Junitages an in seinen Bemühungen zur Wiedereroberung der verlorenen Höhe nachließ.

Der 1. Juli verlief verhältnismäßig ruhig. Wer jedoch als ein Neuling in unseren Kampfverhältnissen an diesem Tage sich unseren Stellungen auf den Maashöhen genähert hätte, der hätte wohl geglaubt, daß an den viel umstrittenen Punkten neue schwere Kämpfe im Gange wären. Denn selbst, wenn das Feuer dort nachließ, war der Eindruck auf jeden, der nicht an die ununterbrochenen Nahkämpfe und den Widerhall des Feuers aller Kaliber in den dortigen Schluchten gewöhnt ist, der einer regelrechten großen Schlacht. Von Ruhe war Tag und Nacht keine Rede. Wie die Franzosen in verzweifelter Anstrengung alles daran setzten, ihre Mißerfolge durch wenn auch noch so kleine Gewinne wieder auszugleichen, so ermangelten auch wir nicht, ihre immer wiederholten Unternehmungen durch rechtzeitige Beschießung der Orte, an denen sie ihre Angriffstruppen bereit stellten, ihrer Sturmkolonnen und der Gräben vorderer und hinterer Linie, aus denen die zum Angriff angesetzten Kräfte vorgetrieben werden, unter wirkungsvolles Feuer zu nehmen.

Fliegertätigkeit

Eine besonders lohnende Aufgabe fällt hierbei den Fliegern zu. In dem Wald- und Berggelände, das die unmittelbare Beobachtung außerordentlich erschwert, zum großen Teil gänzlich ausschließt, müssen Führer und Truppen sich auf die Meldungen verlassen, die unsere wackeren Flieger ihnen erstatten. Stundenlang kreisen sie über den ihnen zugewiesenen Aufklärungsabschnitten, beobachten und melden mit verabredeten Zeichen jede Bewegung feindlicher Batterien oder einzelner Geschütze. Der Gegner wiederum kennt die Gefahren, die ihm der feindliche Flieger bringt. Er weiß genau, daß er binnen kurzem das Ziel der feindlichen Artillerie sein wird. Die Bekämpfung der Flieger lassen sich daher beide Parteien angelegen sein. Neben den besonders hierfür bestimmten Batterien, unter Umständen auch Infanterie-Abteilungen und Maschinengewehren, fällt diese Aufgabe neuerdings besonderen Kampfflugzeugen zu. Es darf dabei festgestellt werden, daß die deutschen Flieger im Luftkampf unzweifelhaft die Überlegenheit über die feindlichen Kampfflugzeuge errungen hatten. Wo deutsche Kampfflugzeuge erscheinen, räumt der französische Flieger ohne Besinnen die Luft und gibt damit seine Unterlegenheit zu.

Am 2. Juli hatten wir Gelegenheit, die Tätigkeit unserer und der französischen Flieger ausgiebig zu beobachten. Wie die Ereignisse der nächsten Tage zeigten, hatte der Feind seine Artillerie zur Bekämpfung unserer Stellungen auf den Maashöhen verstärkt und benützte den Tag vorzugsweise dazu, seine neuen Batterien gegen unsere Stellungen und Anmarschwege mit Hilfe von Fliegern einzuschießen, soweit unsere aufmerksamen Kampfflugzeuge dies zuließen. Mit einer Fortsetzung der dortigen Kämpfe war demnach zu rechnen. Noch während der Nacht steigerte der Feind sein Feuer nicht nur gegen die bisherigen hauptsächlichsten Angriffsziele, sondern auch gegen unsere benachbarten Stellungen auf



Herabgeschossenes französisches Flugzeug

der Combres-Höhe und weiter nordöstlich in der Ebene bis Marchéville und Maizeray.

Der 3. Juli brachte erneute Infanterieangriffe, eingeleitet jedesmal durch heftiges Feuer, besonders mit Stickgasgeschossen und begleitet durch einen Hagel von Handgranaten, deren Anwendung bei den Franzosen neuerdings besonders beliebt geworden war. Viermal griff der Feind an diesem Tage bei Les Eparges heftig an. Ebensooft wurde er mit blutigen Köpfen in die Flucht geschlagen.

Es schien dann, als ob er die Unmöglichkeit, hier einzudringen, allmählich eingesehen und alle weiteren Versuche aufgegeben habe. Denn der 4. und 5. Juli brachte nur Artilleriekämpfe. Aber schon am Abend des 5. ließ die zunehmende Heftigkeit des feindlichen Feuers eine Wiederholung von Infanterieangriffen vermuten.

6. Juli 1915 Französische vergebliche Gegenangriffe südwestlich Les Eparges

Nachdem am späten Abend des 5. die zweimaligen Versuche, in unsere Stellungen einzubrechen, an der Wachsamkeit unserer Grenadiere gescheitert waren, brachte der 6. Juli wieder einen über den ganzen Tag ausgedehnten, besonders schweren Kampf.

Südwestlich von Les Eparges setzte der Feind nämlich am 6. seine bisher immer wieder gescheiterten Anstrengungen, die ihm entrissenen Stellungen zurückzuerobern, fort. Bei dem ersten Angriff gelangten die Franzosen auch wirklich in einen Teil unserer Verteidigungslinie. Aber ein sofort einsetzender kräftiger Gegenstoß brachte die Gräben, bis auf ein kleines Stück, wieder in unsere Hände, und auch zwei weitere Vorstöße des Gegners, ebenso wie ein Angriff in der Tranchée, scheiterten völlig. Nicht anders erging es den Franzosen am 12. Juli.

Die Armeeabteilung von Strantz konnte stolz auf die Zähigkeit sein, mit der ihre braven Truppen nicht nur alle Stellungen behauptet, sondern die früher gemachten Gewinne vergrößert hatten. Zwischen Maas und Mosel waren allein vom 4. bis 12. Juli rund 2000 Gefangene gemacht, 3 Geschütze, 12 Maschinengewehre und 118 Minenwerfer erobert worden.

In den Argonnen

Und nun die Argonnen! Gerade hier, im schwierigsten aller Kampfgebiete, im wilden, wüsten Bergwalde, waren der Armee des Kronprinzen die reichsten Erfolge der Sommermonate beschieden. —

Hören wir zunächst, wie Bernhard Kellermann, der als Kriegsberichterstatter im Juli 1915 den Argonnerwald besuchen durfte, in seinem schon einmal erwähnten prächtigen Buch: „Der Krieg im Westen" (Verlag S. Fischer, Berlin) seine Eindrücke zu kraftvollen Bildern zusammenfaßt:

. . . es regnet in Strömen. Das Wasser wird in Fässern aus den bleigrauen Wolken geschüttet, die niedrig über die Wälder ziehen. Die Bäume brausen im Wind und schütteln Wasserfälle aus ihren Kronen. Die Wege sind Lehm, Bäche stürzen über die Abhänge. In den Unterständen sind die Öfen geheizt.

Es ist der Argonnerwald, wie er leibt und lebt. Er verstellt sich nicht und zeigt sein wahres Gesicht. Es ist ein Wald wie der Spessart und die böhmischen Wälder, ein Wald für Köhler, Räuberbanden und Wildschweine. Der Wald hat seine Gegenwart, das ist nicht zu leugnen, der Wald hatte seine Vergangenheit, das ist sicher. Man ging hinein und verschwand, man schlug das Kreuz und war tot. Im Dickicht lauerte der Mörder. Es gibt hier Stellen, die sonderbare Namen tragen: la fille morte, l'homme mort. Es wird wohl seine Bewandtnis damit haben! Aber diese ganze düstere Räubervergangenheit des Waldes ist ein Idyll gegen heute, eine Schäferszene, das sage ich gleich! Welche Zeit könnte sich in diesen Dingen überhaupt mit der unsrigen messen? Wir haben alles glatt geschlagen . . .

Wir steigen in einen Rollwagen, ein total zerweichtes Pferd mit einem total zerweichten Reiter darauf wird vorgespannt, und wir rollen los, höher und tiefer in den Wald hinein. Der Regen strömt, Roß und Reiter verschwinden zuweilen in einer Wasserblase. Ich bin durchnäßt bis auf die Haut, dieser verfluchte Argonnenregen geht durch den Gummimantel, und ich friere wie ein Hund.

Dieser Wald ist kein Wald für Menschen! Er ist dreistöckig. Hohe Bäume, zumeist Eichen, vereinzelt, dann das Unterholz, junge Eichen, Buchen, Birken, Erlen, dicht beisammen, und unter ihnen Gestrüpp: Brombeeren, Dornen, Farnkräuter, Ginster, Schlingpflanzen, ein natürlicher Drahtverhau, wie er heimtückischer nicht angelegt werden könnte. Es ist ein Wald für einen haarigen, gorillaartigen Waldteufel, der mit einem Prügel in der Faust durchs Dickicht kriecht und Lehm frißt. Der Mensch betritt ihn mit Grauen im Herzen.

Das zerweichte Pferd streckt die glänzenden Schenkel, tastet durch Lehm und Wasser. Zuweilen wird es abgehängt, dann rollen wir mit eigner Kraft über wacklige Schienen hinunter. Dann geht es wieder bergan. Ist es möglich, daß es noch stärker regnet? Ja, bei Gott, es ist möglich! Wir fahren in einer Wasserhose. Vor uns kriecht eine Batterie von Gulaschkanonen, von Pferden gezogen wie wir. Kommt ein Taleinschnitt, so rollen alle vier Gulaschkanonen mit eigner

Kraft hinab und wir hinterher. Wir begegnen einem Transport von leeren Minenkörben, meterhohen Zuckerhüten aus Ruten geflochten. Der Transport muß rangieren, damit wir vorüber können. Auf die Feldküchen klatscht der Regen. Die Leute haben Zeltbahnen um die Schultern gehängt, aber es hilft nicht viel. Station. Ein durchnäßter Grauer tritt an unsern Rollwagen und meldet: „Station Rixdorf, belegt mit zwei Telephonisten!" Ordnung muß sein. Ein Transport kommt zu Tal. Sie stehen aufrecht im Wagen. Sie sind müde und erschöpft. Ihre Arme und Köpfe sind verbunden. Es sind Verwundete aus den Gräben da oben. Der Wald frißt täglich Menschen! Einer liegt, mit einer Pferdedecke zugedeckt. Man unterscheidet nur die Formen des Mannes. Der Regen fegt auf die Verwundeten herab, aber sie kümmern sich nicht darum. Und er, der unter der Decke, der liegt und sich nicht regt, ihm kann der Regen, alle Mächte der Hölle können ihm nichts mehr anhaben ...

Unser Pferd streckt die Schenkel. Es geht bergan. Nasse Zweige gießen ihr Wasser über uns aus. Der Wald poltert. Die einschlagenden Granaten krachen wie Donnerschläge.

Eine halbe Stunde währt die Rollwagenfahrt, eine Stunde. Wir steigen aus und schütteln uns wie Hunde, die aus dem Wasser kommen.



Ausschöpfen von Regenwasser aus einem Schützengraben

Wir gehen quer durch den Wald. Die Wege sind hier mit Knüppeln gepflastert, ein Knüppel hübsch neben dem andern, peinlich genaue Arbeit, anders wäre es nicht möglich, hier einen Schritt zu machen. Granattrichter. Zerschossene Bäume. Mannsdicke Eichen, die Granate traf sie in der Mitte, zerriß sie und warf sie aufs Gesicht. So liegen sie nun da und sterben. Hier gibt es sonderbare Hünengräber, mitten im Walde, Stein- und Erdhügel. Blickt man aber näher hin, so sind es Batterien. Die grauen Kanonen stehen darin, anständige Kaliber! Sie feuern glatt durch Laub und Zweige hindurch. Wir steuern ein Hünengrab an und steigen in die Erde hinein. Wir klopfen und treten ein. Hier brennt die Hängelampe, obschon es elf Uhr vormittags ist. Ein Mann in einer Wollweste empfängt uns. Hier hausen Pionieroffiziere, Leute von Welt. Sie haben gute

Laune, Kognak und einen herrlichen heißen eisernen Ofen, der sofort zischt, wenn man ihm nahe kommt. Sie hausen hier schon — tuh, tuh, das Telephon tutet: ein Stollen im Graben so und so, wird gemacht — sie hausen hier schon seit Ende September! Unter der Balkendecke, zwei Meter Schotter darüber, ein paar Schlafkojen. Urlaub, nein, Urlaub nahmen sie noch nicht. Sie haben keine Lust, sie sind hier nötig. In den Gräben arbeiten sie, ganz vorn, in den Minenstollen. Was sie tun, davon will ich später einmal berichten. Ihre Gedanken, ihre Pläne, ihre Frauen — alles haben sie hingegeben, mag es kommen, wie es will, sie werden auf ihrem Posten stehen. Unvergeßlich sind sie, jung und stark und kühn.

Es gießt noch immer. Düster und unheimlich rauscht der Wald. Es ist ein Wald der Unterwelt, erfüllt von einem schauerlichen und nie gehörten Lärm. Er hustet, das furchtbare Husten eines Unholdes, der in den Schluchten haust. Er lacht heiser und keuchend wie ein Teufel, dem etwas schrecklichen Spaß macht. Riesenspechte klopfen. Es kracht wie ein schwerer Schmiedehammer, den nicht Menschen, sondern Zyklopen bedienen. Sie fluchen zur Arbeit, rufen und poltern. Zuweilen nehmen sie die Axt und schlagen, eins, zwei in den eisenharten Stamm der Eiche, daß die Berge hallen. Die Eiche schlägt krachend hin. Man hört, wie die Zyklopen die Eiche zerknacken zwischen ihren Fäusten und ins Feuer werfen, daß es prasselt. Das alles hört man ganz genau, aber man sieht die Einäugigen nicht. Dann und wann streicht ein Gespenstervogel unsichtbar und klagend über die brausenden Wälder, eine Granate. Ja, Gott stehe mir bei, dieser Wald ist keineswegs gemütlich.

Aus dem Dickicht tritt ein Mensch. Seine Stiefel sind voller Lehm, seine Kleider naß und schmutzig. Am Gürtel hängen Flaschen und Säcke und Ledertaschen, auf dem Rücken das Gewehr. Sein Gesicht ist schwarzbraun, schmutzig und verwittert. Die Augen stehen wie Lampen darin. Es ist ein Feldgrauer, der aus den Gräben da oben kommt. Die „Argonnentype", wie sie leibt und lebt. Die Argonnentype grüßt, so nebenher, grinst beim Anruf und verschwindet im Regen. Sie sind es, die diesen höllischen Spektakel machen, keine Zyklopen, sondern kleine Menschen.

Plötzlich hört es auf zu regnen. Die Sonne bricht heiß durch die Wolken.

Wir treffen, bei seiner Batterie, einen Oberleutnant, Jurist, auch er lebt seit dem Herbst im Walde . . . Zusammen mit ihm klettern wir in den Wipfel einer Eiche empor. Die Eiche braust, und wir schwanken, oben angelangt, wie Äste hin und her. Wir blicken über den Wald!

Drüben liegt die Kuppe von Vauquois. Bis zum Kamm gehört sie uns. Dicht dahinter liegt der Franzose. Im Tal das Dorf Boureuilles. Mit bloßem Auge sieht man die Drahtverhaue der Franzosen, sie liegen im Tal hinter dem Dorf. Nach rechts aber, über dem Walde, liegt die berühmte Höhe 285, die unsere Tapferen vor acht Tagen stürmten.

Die Höhe ist braun und kahl! Es ist dem Menschen hier gelungen, den Wald weithin auszuroden . . . Die Bäume sind zerschmettert, liegen durcheinander, verkohlt und zerschossen, das Unterholz ist gänzlich verschwunden. Die Erde ist aufgewühlt. Gräben, Sappen, Sprengtrichter. Die Kuppe ist in hundert



Schützengraben mit Artillerieunterstand, 40 m vor dem Feinde. Phot. Max Wipperling

Risse geborsten. Ein Maschinengewehr bellt, die Gewehre husten. Ohne Pause wird da oben gekämpft. Ein schweres Geschütz feuert. Es kracht wie ein Donnerschlag, und das Echo poltert in den Schluchten.

Ziehe die Luft ein, riechst du es nicht? Es riecht wie in den Gängen eines Hospitals. Es riecht nach Chlor und allen möglichen Dingen. Diesen Geruch habe ich schon heute morgen verspürt, als wir uns dem Argonnerwald näherten. Dieser ganze Wald, trächtig von Feuchtigkeit, Erde und Wurzeln, hat diesen sonderbaren Geruch angenommen. Er stammt von den Gasbomben der Franzosen, von den Gasen der stündlich einschlagenden Granaten, von den Massengräbern, die mit Chlorkalk zugeschüttet sind.

Fürchterlich, dreimal fürchterlich muß es hier zugegangen sein! Der Wald hat seine Geschichte, und sie ist schrecklich wie die Geschichte wilder Meere. Heute noch findet man im Dickicht verstreut Leichen und Skelette . . . Man mußte sich den Weg bahnen wie in einem Urwald. Man bekam Feuer aus nächster Nähe, Man sah keinen Feind. Der Franzose saß auf den Bäumen, mit Maschinengewehren saß er oben. Man hörte den Gegner sprechen, die Offiziere Befehle erteilen, aber man sah nichts, rein nichts. Man grub sich gegenüber ein, schoß das Dickicht mit Maschinengewehren ab, um Luft zu bekommen, drang vor — der Feind zog sich zehn Schritt zurück, und es war die alte Sache. Es war ein Indianerkrieg, und die Argonnen bilden ein Kapitel für sich in der Geschichte dieses Feldzuges. Hier gab es keine Pausen, keine Ruhe, hier wurde erbittert gekämpft, Tag und Nacht, viele Monate hindurch, und das Wasser in den Gräben stand häufig bis

zur Hüfte. Man lag sich und liegt sich an manchen Stellen zehn Schritt gegenüber, ein lautes Wort bedeutet den Tod. Handgranaten, Minenstollen und Wurfminen.

In den letzten Wochen fanden hier wütende Gefechte und Schlachten statt, am 2. Juli, am 14. Juli — — —

Auch über diese Kämpfe besitzen wir einen zusammenfassenden amtlichen Bericht. Einen der schönsten, sei vorweg bemerkt. Denn er gibt Einzelheiten, nennt Truppenteile, nennt Namen, erzählt von Taten. Er spricht nicht nur zum Verstand, er spricht zum Herzen des Lesers.

Zuerst gibt dieser Bericht einen knappen Überblick über die früheren Kämpfe, wiederholt manches, was auch wir schon schilderten. Trotzdem sei auch dieser Überblick hier eingeschaltet, weil das große Ringen im Juni und Juli im engsten Zusammenhang mit jenen früheren Kämpfen stand . . . .

Unter geschickter Ausnutzung des unwegsamen Argonnen-Waldgebirges, so beginnt der Bericht, war es den Franzosen Ende September 1914 gelungen, starke Kräfte wie einen Keil zwischen die westlich und östlich der Argonnen kämpfenden deutschen Truppen zu treiben. Gleichzeitig von Montblainville und Varennes aus östlicher Richtung und von Nordwesten über Binarville drangen die Deutschen in die Wälder ein. Den geringsten Widerstand fanden die Teile, die an der Straße Varennes—Le Four de Paris durch die Osthälfte der Argonnen vorgingen. Hier gelang es schnell, die Franzosen bis an das Tal der Biesme bei Four de Paris zurückzuwerfen. Um den Rest des Keils in den westlichen Argonnen zu beseitigen, mußte die über das Moreautal—Bagatelle-Pavillon—St.-Hubert-Pavillon vorgebogene Stellung eingedrückt werden. Die beiden genannten Pavillons wurden nach einigen Tagen weggenommen. Dann aber kostete es Wochen und Monate der erbittertsten und blutigsten Nahkämpfe, um die Franzosen Schritt für Schritt und Graben für Graben zurückzudrängen. Es vergingen in den Wintermonaten keine acht Tage, ohne daß irgendwo dem Feind ein Graben, ein Blockhaus oder ein Stützpunkt entrissen wurde, bald von kleinen Pionier- und Infanterieabteilungen, bald von größeren Verbänden bis zu Brigaden und Divisionen. Während die Franzosen sich mit zäher, unermüdlicher Widerstandskraft immer wieder an jedes kleine Grabenstück und Postenloch klammerten, benutzten sie die so gewonnene Zeit, um sich hinter ihrer Front als neuen Rückhalt eine Reihe von Stützpunkten zu schaffen, die sie mit allen Mitteln moderner Feldbefestigungskunst ausbauten. Im Dezember hatten die von Osten vordringenden Truppen den Rand des tief eingeschnittenen Charmebachtales erreicht. Bald darauf, am 29. Januar, stürmten württembergische Regimenter drei starke hintereinander liegende französische Stellungen südlich des Moreautales. So waren die Deutschen von beiden Seiten vor der Linie der neuen feindlichen Befestigungen angekommen. Auf dem Höhenrücken, der sich aus der Gegend des Bagatelle-Pavillons nach Westen über den Argonnenrand bis nach Servon hinzieht, lagen die befestigten Werke Labordère, Martin, Central, Cimetière und Bagatelle. Nach Südosten zweigt sich von diesem Höhenzug die sogenannte Eselsnase ab, auf deren Rücken die Franzosen ebenfalls außerordentlich starke, etagenförmig angeordnete Stellungen ausgebaut hatten, die in unmittelbarem Zusammenhang mit

29. Januar 1915. Württembergische Regimenter stürmen südlich des Moreautales



Walbwohnungen unserer Truppen in den Argonnen. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

dem Bagatellewerk standen. Nach Osten und Südosten fallen die steilen Hänge der Eselsnase in das tief eingeschnittene Charmebachtal ab. Auch östlich von dieser Schlucht saßen die Franzosen noch in einigen zähe verteidigten Stützpunkten, genannt „Storchennest", „Rheinbabenhöhe" und „St.-Hubert-Rücken". Ein Blick auf die Karte zeigt, welchen Wert für die Deutschen die Wegnahme der feindlichen Anlagen haben mußte. Wurden doch dann die Franzosen ihrer überhöhenden, von der natürlichen Bodengestaltung zu Festungen geschaffenen Stellungen beraubt und auf die in das Biesmetal abfallenden Berghänge in eine erheblich ungünstigere Lage zurückgedrängt.

So war also die Erstürmung der französischen Werke nördlich von der Straße Servon—Montblainville und an den Hängen des Charmebachtales das Ziel der unter der Führung des Generals von Mudra in den Argonnen kämpfenden Truppen.

In mühsamer Arbeit und unter fortgesetzten Kämpfen arbeiteten sich Infanterie und Pioniere auf der ganzen Front mit Sappen und Minenstollen Schritt für Schritt bis auf Sturmentfernung an die feindliche Hauptstellung heran. Die Franzosen ahnten, was ihnen blühte, denn sie schoben in letzter Zeit immer mehr Truppen in den schmalen Abschnitt der Westargonnen. Außer dem seit Januar dort befindlichen Armeekorps wurden nacheinander die neuformierte 126. Infanteriedivision aus der Gegend nordwestlich von Verdun und die 150. Infanteriebrigade aus dem Bereich des V. Armeekorps herangezogen. Mitte Juni war es schließlich so weit, daß der große Angriff ausgeführt werden konnte. Um für den entscheidenden Stoß gegen die Werke Central—Cimetière—

Bagatelle—Eselsnase die nötige Ellbogenfreiheit zu gewinnen, mußten zunächst das in der rechten Flanke gelegene Labordèrewerk und die starken Stellungen an der Straße Binarville—Vienne le Château weggenommen werden. Dieser vorbereitende Angriff wurde am 20. Juni, der Hauptstoß am 30. Juni und 2. Juli ausgeführt . . .

An der von Binarville nach Vienne le Château führenden Straße ist das Gelände übersichtlich, der Wald ist ziemlich licht und zudem im Laufe der Zeit derartig zerschossen, daß hier die in drei Terrassen übereinander liegenden französischen Gräben deutlich zu sehen sind. Der vorderste Graben war etwa hundert Schritte von der deutschen Stellung entfernt. Weiter nach Osten wird der Wald außerordentlich dicht, Dorngestrüpp und dickes Unterholz bedeckten den Boden, man kann kaum zehn Schritte weit sehen. Die deutsche und die französische Kampfstellung waren hier durch ein kleines Tal getrennt, dessen Sohle nicht einzusehen war. Auf der ganzen Front dieses Abschnittes hatten Patrouillen festgestellt, daß die Franzosen im Talgrund ein 30 m breites Hindernis angebracht hatten, bestehend aus einem Gewirr von Stacheldraht, einer Wand aus Drahtmaschen und einem breiten Wassergraben. Jenseits dieses Hindernisses auf halbem Hang befand sich im dichten Unterholz die französische Hauptstellung, mehrere hintereinander liegende Gräben mit starken Eindeckungen, Blockhäusern und Maschinengewehrständen. Außerdem hatte der Feind diesseits des Drahthindernisses in Postenlöchern und einzelnen Sappenköpfen kleinere Abteilungen bis nahe an die deutsche Stellung vorgeschoben.

20. Juni 1915 Württembergische Regimenter und preußische Landwehr stürmen die Stellungen beiderseits der Straße nach Vienne le Château

Ruhig und klar bricht der Morgen des 20. Juni an. Hüben und drüben ist heute alles früher munter als sonst: bei den Deutschen in Erwartung des bevorstehenden Kampfes, bei den Franzosen, weil sich im Morgengrauen gerade die Regimenter 55 und 255 in der vorderen Linie ablösen. Punkt 4 Uhr morgens eröffnen die deutschen Batterien ihr Feuer. Etwas später beginnt das Schießen der Minenwerfer. Von Stunde zu Stunde steigert sich die Heftigkeit des Feuers; die Wirkung des Artillerie- und Minenfeuers ist verheerend. Beim Feinde drängt sich alles in den Unterständen und eingedeckten Teilen der vordersten Linie zusammen, denn weiter rückwärts legt die deutsche Artillerie mit ihrem rasenden Feuer über die Verbindungslinie eine Sperre, die so leicht kein Mensch lebend durchschreiten kann. In den deutschen Gräben werden die letzten Vorbereitungen getroffen: Hunderte von Sturmleitern zum Erklimmen der vorderen Grabenwand stehen bereit, die Bajonette werden aufgepflanzt, jeder legt sich seine Handgranaten zurecht, die Pioniere sind mit Drahtscheren und mit Gerät zum Überwinden der Hindernisse ausgerüstet. Alle Uhren sind auf die Sekunde gleich gestellt. Um 8 Uhr 30 Minuten vormittags wird das Artillerie- und Minenfeuer bis zur letzten, größten Heftigkeit gesteigert, und dann — um 8 Uhr 50 Minuten vormittags — bricht auf der ganzen Front der Sturm los. Fortgerissen von glühendster Begeisterung und dem todesverachtenden Willen zum Siege stürzen sich die braven Leute auf den vordersten französischen Graben. Ohne selbst zu wissen, wie, durchbrechen sie im Handumdrehen das Drahthindernis. Viele bleiben im Stacheldraht hängen, zerfetzen die Kleider, fallen hin, springen wieder auf, und weiter geht's, den feuerspeienden Blockhäusern entgegen. Zur gleichen Zeit

hat die Artillerie ihr Feuer weiter nach rückwärts verlegt. Zu beiden Seiten der Straße nach Vienne le Château gelingt der Sturm am schnellsten, hier hat das vorbereitende Feuer am furchtbarsten gewirkt; in einem einzigen Anlauf werden die drei französischen Gräben und die Wagenbarrikade drüben auf dem nächsten Höhenrücken genommen, die ersten Offiziere und etwa hundert Mann fallen in den genommenen Gräben und Unterständen den Siegern als Gefangene in die Hände. Im dichten Walde geht es langsamer vorwärts. Hier kommt es im vordersten französischen Graben zu einem heißen, erbitterten Nahkampf. Jedes Maschinengewehr, jedes Blockhaus, jede Schießscharte, jeder Unterstand muß hier einzeln angegriffen und genommen werden. Unsere Leute vollbringen in dem ihnen unbekannten Grabengewirr, mitten zwischen den Hindernissen, im Kampf gegen einen unsichtbaren, wohlgedeckten Feind Heldentaten voll Kaltblütigkeit und Todesmut. Ein Trupp Württemberger mit ihrem tapferen Führer, Leutnant Sommer, erstürmt ein Blockhaus, legt sich trotz des heftigsten, von allen Seiten auf sie niederprasselnden Feuers oben auf das Dach und macht mit Revolverschüssen und Handgranaten durch die Schießscharten die Besatzung und ihr Maschinengewehr unschädlich. Von einem Nachbargraben aus zu Tode getroffen, fällt der junge Offizier. Eine kleine Abteilung stürmt bis weit in die feindlichen rückwärtigen Stellungen hinein, verliert aber die Verbindung mit den Kameraden und wird abgeschnitten. So sind es oft gerade die Tapfersten, die im Drang nach vorwärts allzuweit vorstürmen und dann dem Feind in die Hand fallen. An einer anderen Stelle des Labordèrewerkes, an der der Sturm auf ganz besonders starke Hindernisse und Befestigungen stößt, gelingt es Leutnant Walker, mit einer Kompagnie



Mit Knüppeln gefestigter Weg in den Argonnen. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

in ein schmales Stück der feindlichen Stellung einzudringen. Von vorne und beiden Seiten durch den überlegenen Feind eingeschlossen, ohne rückwärtige Verbindung zu seinem Bataillon, hält er sich stundenlang im rasendsten Feuer. Endlich um 8 Uhr abends brechen aus beiden Flanken neue Kompagnien zu ihren todesmutigen Kameraden durch. Alles, was sich in den Weg stellt, wird niedergemacht oder gefangengenommen. Ebenso heiß und blutig tobt der Nahkampf im östlichen Teil des Laborderewerkes. Zwei der tapfersten jungen Führer, Leutnant von Spindler und Fähnrich Kurz vom Infanterieregiment „Kaiser Wilhelm" Nr. 120, gelingt es, mit wenigen Leuten in den feindlichen Graben hineinzuspringen und ihn nach rechts und links aufzurollen. Beide müssen ihren Heldenmut mit dem Leben bezahlen. Ihr gutes deutsches Blut ist nicht umsonst geflossen. Als es Abend wird, ist der größte Teil des Laborderewerkes und die gesamten Stellungen zu beiden Seiten der Straße nach Vienne le Château im Besitz der Württemberger und der preußischen Landwehr. Mehrere heftige Gegenangriffe der Franzosen werden abgewiesen. 7 Offiziere, 627 Mann, 6 Maschinengewehre, 15 Minenwerfer, mehr als 1000 Gewehre und viel Gerät, Waffen und Munition sind die Beute der Sieger.

Heldenkämpfe des Infanterieregiments Kaiser Wilhelm Nr. 120

In den Tagen vom 21. bis 29. Juni machten die Franzosen fast täglich Versuche zur Wiedereroberung ihrer Stellungen. Sie überschütteten die deutschen Truppen in den neu eroberten Gräben Tag und Nacht mit einem Hagel von Granaten und Minen, setzten ihre Infanterie immer wieder zum Gegenangriff an, übergossen am 28. und 29. Juni mehrere unserer Gräben mit einer brennenden, ätzenden Flüssigkeit, alles vergebens; die am 20. Juni gewonnenen Stellungen blieben fest in der Hand der Deutschen.

So kommt der in der Geschichte der Argonnenkämpfe denkwürdige 30. Juni heran: die Erstürmung der französischen Hauptstellung von Labordère bis zur Eselsnase.

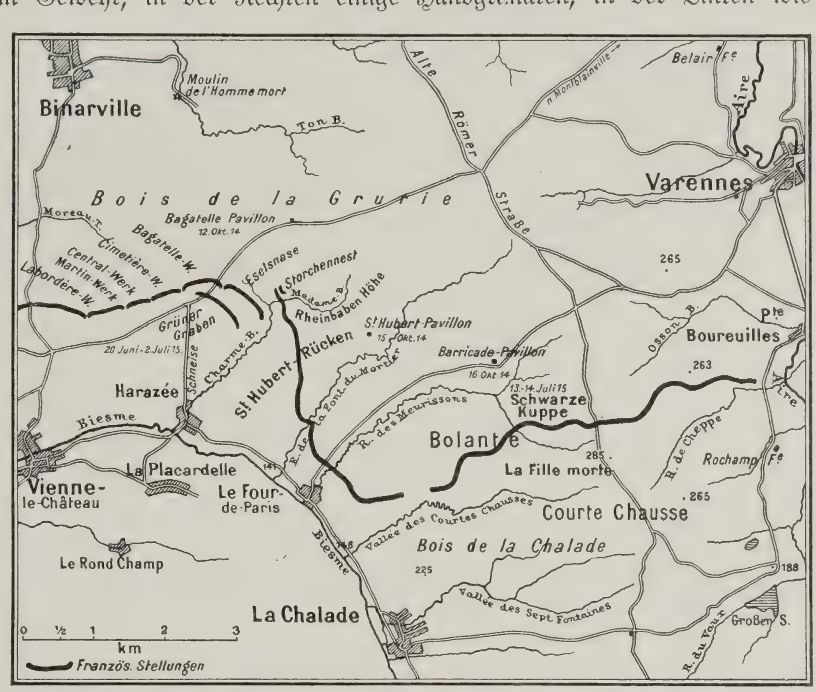
Am Abend des 29. Juni sind die letzten Vorbereitungen beendet.

30. Juni 1915 Sturm auf die franz. Hauptstellung vom Labordèrewerk bis zur Eselsnase

In gleicher Weise wie am 20. Juni beginnt bei Tagesgrauen das Feuer der Artillerie. Diesmal sind die Verhältnisse günstiger für das Sturmreifmachen der feindlichen Stellungen: die Werke Central, Cimetière, Bagatelle und die Stützpunkte auf der Eselsnase, dem Storchennest und der Rheinbabenhöhe liegen offen da, der Wald ist in dieser ganzen Gegend unter dem monatelangen Feuer- und Bleihagel fast völlig verschwunden. Dementsprechend kann das vereinigte Feuer der Batterien und aller Arten von Minenwerfern planmäßig eine Anlage nach der anderen zerstören und eine Verwüstung anrichten, die sich gar nicht beschreiben läßt. Noch am späten Abend und nächsten Tage machen die Gefangenen, die stundenlang in dieser Hölle haben aushalten müssen, einen ganz gebrochenen und geistesabwesenden Eindruck. Alte Unteroffiziere und Offiziere versichern, dieses Artillerie- und Minenfeuer in den Morgenstunden des 30. Juni sei das furchtbarste Erlebnis des ganzen Feldzuges gewesen. Ein großer Teil der französischen Gräben wird vollständig eingeebnet, Unterstände und Blockhäuser liegen voll von Toten, mehrere Handgranaten- und Minenlager fliegen in die Luft, Minenstollen und unterirdische Unterkunftsräume werden verschüttet und begraben ihre Insassen unter den Trümmern. Trotz dieser schwierigen Lage halten die Be-

satzungen der vordersten französischen Gräben stand; wer nicht fällt, bleibt auf seinem Platz am Maschinengewehr oder an der Schießscharte bis zum allerletzten Augenblick, bis die Deutschen im Graben sind und nur noch die Wahl zwischen dem Tod oder der Gefangennahme bleibt. Jeder deutsche Soldat, der da vorne mitgekämpft hat, erkennt es mit ehrlicher Hochachtung an: die Franzosen haben sich brav geschlagen!

Nach der letzten, äußersten Feuersteigerung beginnt um 8 Uhr 45 Minuten vormittags der Sturm. Nicht wie zu Hause auf dem Exerzierplatz mit vorgehaltenem Bajonett stürzen die Sturmkolonnen vor, sondern zum größten Teil mit umgehängtem Gewehr, in der Rechten einige Handgranaten, in der Linken wie die alten Germanen den Schutzschild (allerdings nicht aus Bärenhäuten, sondern aus Stahl), vor Mund und Nase eine Maske zum Schutz gegen das giftige Gas der französischen Stinkbomben. Der Sturm gelingt gut: in kaum einer halben Stunde ist das ganze Central- und Cimetièrewerk genommen. Eine Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 124 stürmt noch weiter über die zweite Linie hinaus und folgt den weichenden Franzosen bis hinab auf den in das Biesmetal abfallenden Berghang. Als der tapfere Kompagnieführer, Oberleutnant Bertsch, fällt, übernimmt Offizierstellvertreter Jaeckle das Kommando. Nur seiner Umsicht ist es zu verdanken, daß die Kompagnie nicht abgeschnitten wird und sich noch rechtzeitig auf die neue Stellung des Regiments zurückziehen kann. Ebenso schnell ist die 1. und 2. Linie des Bagatellewerks — der sogenannte schwarze und rote Graben, —, das Storchennest und die Stellung am Osthang der Eselsnase in deutschem Besitz. Der Hang, der aus dem Charmebachtal nach Westen zur Eselsnase hinansteigt, ist so steil wie der Rote Berg bei Spichern. Das, was beim Sturm über den Charmebach auf diese Höhe unter dem flankierenden Ma-



Der nördliche Argonnerwald. Vgl. auch die Übersichtskarte des Argonnerwaldes a. S. 334 des I. Bandes

schinengewehrfeuer vom St.-Hubert-Rücken her die unvergleichlich tapferen Bataillone des Königs-Infanterieregiments Nr. 145 geleistet haben, wird für alle Zeiten ein Denkstein für deutsche Angriffskraft und Todesverachtung bleiben.

Infanterieregiment Nr. 145 im Kampf

Hinter dem Bagatellewerk machen die stürmenden Truppen vor einer neuen starken Stellung des Feindes, dem „grünen Graben", vorläufig halt. Hier wird der Wald wieder dichter. Auf der ganzen Front wird die vorübergehende Gefechtspause zum eiligsten Ausbau der neugewonnenen Linien und zum Nachführen von Maschinengewehren und Munition benutzt. Zu dieser Zeit greifen nun auch die auf der Rheinbabenhöhe und weiter südlich auf dem St.-Hubert-Rücken liegenden deutschen Truppen — zum Teil aus freiem Entschluß — den Feind an. Dasselbe geschieht nachmittags auf dem rechten Flügel der Angriffsgruppe. Hier erstürmen unter Führung des Leutnants Schwenninger württembergische Freiwillige den Teil des Labordèrewerks, der am 20. Juni noch in Händen der Franzosen geblieben war. Die Franzosen setzten sich mit Zähigkeit und Widerstandskraft zur Wehr. Besonders heftig entbrennt der Kampf am Südwesthang der Rheinbabenhöhe auf dem St.-Hubert-Rücken. Hier gehen am späten Nachmittag die Franzosen mehrmals zum Gegenangriff über. Ganz besonders zeichnen sich bei diesem heißen Ringen die Vizefeldwebel Schäfer und Reinartz der 4. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 30 aus, die zusammen mit wenigen Leuten im Madamebachtal die starke Besatzung eines französischen Blockhauses im wütenden Handgranatenkampf vernichten. Es ist unmöglich, alle Heldentaten dieser blutigen Kämpfe aufzuzählen, da eigentlich jeder einzelne, der beteiligt war, ein Held ist. Ebenso wie stets früher tun sich auch diesmal wieder ganz besonders die Pioniere durch glänzenden Schneid und Gewandtheit hervor. So entdeckte z. B. der Unteroffizier Hauff der 4. Kompagnie des Pionierbataillons Nr. 29 beim Sturm in einem Blockhaus ein flankierend feuerndes Maschinengewehr. Er stürzte tollkühn auf das Blockhaus zu und stopfte ungeachtet der höchsten Lebensgefahr durch die Schießscharte eine Handgranate, die in den nächsten Sekunden der gesamten Bedienungsmannschaft den Garaus machte. —

Württembergische Freiwillige beim Labordèrewerk

Infanterieregiment Nr. 30 im Kampf

Pionierbataillon Nr. 29

So wird es Abend, und langsam kommt der heiße Kampf zum Abschluß. Nur am St.-Hubert-Rücken dauert das Gefecht bis in die Dunkelheit. Auf den übrigen Teilen der Front tritt bald völlige Ruhe ein. Die Franzosen sammeln die Trümmer ihrer völlig zerrissenen und durcheinander gewirbelten Verbände, in fieberhafter Eile graben sie sich mit der ihnen eigenen Gewandtheit und technischen Geschicklichkeit während der Nacht ein, wo sie liegen. Sie richten mit allen Mitteln den schon vorher stark befestigten „grünen Graben" zum äußersten Wiederstand her.

In der Nacht gelingt es den deutschen Patrouillen, alle Einzelheiten der neuen feindlichen Stellung und der Hindernisse, die am Tage im dichten Wald nicht zu sehen waren, zu erkunden. Der „grüne Graben" ist mit einem 10 m breiten Drahthindernis und einer großen Anzahl Blockhäuser versehen.

In der Erkenntnis, daß der „grüne Graben" ohne nachhaltige Feuervorbereitung noch nicht sturmreif ist, wird der für den 1. Juli geplante Angriff auf



Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten . . .
Ausschnitt aus einem Gemälde von Prof. Arthur Kampf

den 2. Juli verschoben. Am 1. Juli kommt es auf der ganzen Front nur zu kleinen Einzelkämpfen, die zu keinem neuen Ergebnis führten. Im übrigen wird der Tag mit dem Ausbau der neuen Stellung, dem Bergen der Leichen und dem Heranschaffen von Wasser und Lebensmitteln hingebracht.

2. Juli 1915 Fortsetzung des Kampfes. Sturm der Infanterieregimenter Nr. 30 u. 173

Am Vormittag des 2. Juli wiederholt sich gegen den „grünen Graben" und die französischen Stellungen ein ähnliches Massenfeuer der deutschen Artillerie und Minenwerfer wie am 30. Juni. Um 5 Uhr nachmittags brechen dann Teile der Infanterieregimenter Nr. 30 und 173 zum Sturm gegen die feindlichen Stützpunkte am Hang der Rheinbabenhöhe und auf dem St.-Hubert-Rücken los und werfen den Feind auf der ganzen Linie aus seiner vordersten Stellung. Bis 7 Uhr 30 Minuten abends ist kein Franzose mehr auf der Rheinbabenhöhe. Der Kampf dauert auf diesem Teil des Gefechtsfeldes bis spät in die Nacht. Wie schon am 30. Juni, halten sich hier die französischen Truppen, die der 42. Division angehören, mit besonderer Zähigkeit und Tapferkeit.

Württembergische Grenadiere an der Harazéeschneise

Um den berüchtigten „grünen Graben" von rückwärts angreifen und dort einen beträchtlichen Teil der feindlichen Kräfte abschneiden und einkesseln zu können, durchbricht um 5 Uhr 30 Minuten nachmittags Major Freiherr von Lupin mit seiner Kampfgruppe die feindlichen Stellungen in Richtung auf das Wegekreuz nördlich von Harazée. Unter Führung des Hauptmanns Hausser und des Hauptmanns Freiherr von Perfall dringen die württembergischen Grenadiere bis mitten in die französischen Lager an der Harazéeschneise und darüber hinaus vor. Inzwischen schwenken hinter den Grenadieren zwei weitere Bataillone nach Osten ein, fassen den „grünen Graben" im Rücken und rollen ihn auf. Alles, was sich von den Franzosen noch in den Lagern am Wegekreuz befand, stürzt jetzt in planloser Verwirrung nach vorne in den „grünen Graben", in den gerade in diesem Augenblick von Nordosten und Osten her die 67er und 145er eindringen. Von allen Seiten völlig eingeschlossen und in unmittelbarer Nähe von den deutschen Bajonetten bedroht, gibt sich der größte Teil der Besatzung gefangen. Nur noch ein kleiner Rest kämpft in wilder Verzweiflung gegen die ringsum anstürmenden Deutschen. Mitten unter diesen Braven der Kommandant des 1. Bataillons des französischen Infanterieregiments Nr. 151, Major Remy, der sich trotz mehrfacher mündlicher Aufforderung nicht ergeben will und schließlich in dem erbitterten Handgemenge den Heldentod stirbt.

Die Regimenter Nr. 67 u. 145 dringen in den ‚grünen Graben' ein

Langsam wird es Abend. Auf der ganzen Front im Bois de la Grurie ist der große Sturm glänzend geglückt. Nachdem mit dem „grünen Graben" auch das letzte Bollwerk gefallen ist, schieben sich die deutschen Truppen ohne weiteren Widerstand vor. Mit Einbruch der Dunkelheit tritt vollkommene Ruhe ein. In der neuen Linie wird eifrig am Ausbau der Gräben gearbeitet, damit der Morgen des nächsten Tages die Deutschen wieder in fester, sicherer Kampfstellung findet, die allen Gegenangriffen des Feindes einen eisernen Riegel vorschieben kann. Doch weder in dieser Nacht noch am nächsten oder den nächsten Tagen wagen die Franzosen einen Versuch, den Deutschen ihre Beute wieder zu entreißen. Mehrere Tage kein Artillerie- und Minenfeuer, keine Handgranaten, keine Stinkbomben, keine Minensprengung, das ist für die alten Argonnenkämpfer ein Zustand, den sie seit Monaten nicht kannten.

Erst nach mehreren Tagen läßt sich die Beute dieser Kampftage vom 30. Juni bis 2. Juli überblicken: 37 Offiziere, darunter ein Major und 4 Hauptleute, 2519 Mann von Truppen 3½ verschiedener Divisionen, 28 Maschinengewehre, mehr als 100 Minenwerfer, 1 Revolverkanone, annähernd 5000 Gewehre, mehr als 30000 Handgranaten, mehrere Pionierparks und Munitionsdepots, voll von Waffen, Munition und Kampfgerät aller Art. Jeden Tag werden neue Beutestücke aus den verschütteten Unterständen und unterirdischen Depots zutage gefördert. Bis zum 8. Juli wurden etwa 1600 gefallene Franzosen beerdigt. Rechnet man die Gefangenen vom 20. Juni bis 2. Juli auf rund 3200 Offiziere und Mannschaften, die Toten und unaufgefundenen Verschütteten auf 2000, so ergibt sich mit der geschätzten Zahl der Verwundeten als Gesamtsumme der französischen Verluste während dieses Kampfabschnitts 7000 bis 8000 Mann.

Die militärische Bedeutung des Erfolges liegt im Gewinn einer günstigen, überlegenen Stellung, in der außerordentlich hohen Zahl der feindlichen Verluste und im Festhalten starker französischer Kräfte, die nach Aussage von Gefangenen zum Teil bereits zum Abtransport und zur Verwendung an anderen Stellen der Heeresfront bereit gehalten worden waren. Gleich schwerwiegend ist der moralische Erfolg: die Truppe hat im heißen Ringen dieser Tage wieder gespürt, daß sie noch genau so draufgehen kann wie früher. Von neuem hat sich das feste Vertrauen der Waffen untereinander und das Band der innigen, treuen Kameradschaft zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften als stahlhart erwiesen.

Wenige Tage später, am 9. Juli, waren Abordnungen sämtlicher an den ruhmvollen Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli beteiligten Regimenter, etwa 2000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, südöstlich Lancon am Rande der Argonnen zu feierlichem Dankgottesdienst in stiller Waldschlucht vereint, um dem obersten Lenker der Schlachten die Ehre zu geben und im Namen des Kaisers durch den Armeeführer, Kronprinz Wilhelm, die wohlverdienten Eisernen Kreuze zu empfangen. Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über den in weitem Viereck aufgestellten Truppen, deren mit frischem Eichenlaub geschmückte Fahnen, 19 an der Zahl, einen aus Birkenholz gezimmerten Feldaltar zu beiden Seiten säumten. Als der Divisionsgeistliche, Pfarrer Langhäuser, in zündender Rede darauf hinwies, daß der herrliche Siegeszug im Osten nur möglich geworden sei, weil in dem festgefügten Bollwerk des Westens nie verzagte, treue, schlichte Helden in unerschütterlichem, nimmer müdem, selbstlosem Kriegstum den unaufhörlichen Angriffen der überlegenen Feinde eiserne Schranken setzten, und selbst diese Leistungen durch die letzten kühnen und erfolgreichen Kämpfe in den Argonnen übertroffen wären, da leuchteten auf den hart gewordenen Soldatengesichtern all der Tapferen Befriedigung und Dank gegen die Vorsehung, die sie zu dieser blutgetränkten, ehrenvollen Walstatt geführt hatte. Reiche Anerkennung zollte auch der Kronprinz in knappen Worten dem mustergültigen Verhalten der erprobten Truppen, die nach monatelangem Stellungskampfe altpreußisches und württembergisches Draufgehen nicht verlernt hatten und die einst in frischem, allseitigem Angriff erneut dem Feind entgegenzuführen sein Herzenswunsch sei. Diesen bekräftigte er mit einem dreifachen Hurra auf den Kaiser und den König von



Das „Heil dir im Siegerkranz“ nach der Ansprache des Kronprinzen beim Dankgottesdienst in den Argonnen. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Württemberg. Anschließend verteilte der Kronprinz an 600 Eiserne Kreuze, schüttelte jedem der braven Krieger die Hand und ließ sich über seine Erlebnisse und Erinnerungen berichten . . . .

Der nördlich und östlich der Biesme gelegene Teil der Argonnen stellt sich als ein langgestreckter, von Nordwesten nach Südosten verlaufender Gebirgsrücken dar, der in schroffen, vielfach zerklüftelen Schluchten zu den Tälern der Aire und Biesme abfällt. Der Verlauf der Römerstraße bezeichnet etwa die Kammlinie. Den am höchsten gelegenen Punkt des Kamms erreicht die Römerstraße auf der Höhe 285, deren nach Nordosten — Höhe 263 — und nach Westen — La Fille Morte — etwa gleichlaufend zur Straße Varennes—Le Four de Paris sich hinziehenden Ausläufer wie ein natürlicher Wall diesen Teil der Argonnen in eine nördliche und südliche Hälfte teilen. Die Höhe 285, die nur spärlich bewaldet ist und kein Unterholz trägt, bildet einen Aussichtspunkt, von dem aus man einen weiten Überblick über die Argonnen und darüber hinaus nach Osten auf die Höhen nördlich von Varennes, nach Westen auf das Hügelland der östlichen Champagne hat.

Entsprechend dieser überhöhenden Lage ist der Besitz des Höhenrückens 263—285—La Fille Morte für die in den Argonnen kämpfenden Truppen von hoher militärischer Bedeutung. Als in den letzten Septembertagen 1914 die Deutschen von Osten in die Argonnen eindrangen, gelang es einzelnen Patrouillen und kleineren Infanterieabteilungen, vorübergehend die Höhe 285 zu erreichen. Schon am Abend des 29. September mußten sie vor weit überlegenen französischen Kräften in nördlicher Richtung zurückweichen. Seither waren die Franzosen im Besitz dieses Höhenzuges. Darüber hinaus waren ihre Stellungen nach Norden etwa 1 km weit vorgeschoben. In erbittertem, heißem Ringen warfen Anfang Januar und Mitte Februar 1915 die deutschen Truppen auf der ganzen Front von der Bolante bis zur Höhe 263 den Feind um mehrere hundert Meter zurück.

Während in den siegreichen Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli drüben in den Westargonnen die Franzosen aus ihren befestigten Stellungen Labordère—Central—Cimetière—Bagatelle hinausgeworfen und auf die in das Biesmetal abfallenden Berghänge zurückgedrängt wurden, bereiteten sich in den Ostargonnen die deutschen Truppen zum Sturm auf die beherrschenden Höhenstellungen 285 und La Fille Morte vor. War dieses Ziel erreicht, so standen auf der ganzen Argonnenfront von der Gegend nördlich Vienne le Château bis Boureuilles die Deutschen in überlegenen Stellungen, als eine eiserne Wand, an der jeder Angriffsversuch der Franzosen zerschellen mußte. —

Die französischen Stellungen nordöstlich, nördlich und nordwestlich von der Höhe 285, auf dem Riegel, der Bolante und dem in die Vallée des Courtes Chausses vorspringenden Bergnase lagen durchschnittlich 40 bis 50 Schritte, an manchen Stellen auch nur 20 Schritte von den deutschen Stellungen entfernt. Da auf dieser ganzen Front das Gelände im allgemeinen von Süden nach Norden abfällt, von der Höhe 285 nach Nordosten in das Ossontal, von La Fille Morte in den Meurissongrund, weiter westlich in ein Seitental der Vallée des Courtes Chausses — hatten die Franzosen den Vorteil der besseren Beobachtung

und infolgedessen des freieren Schußfeldes gegen unsere Stellungen und rückwärtigen Verbindungswege. In den Tälern des Osson, der Cheppe, des Meurisson, der Vallée des Courtes Chausses und auf den in diese Schluchten abfallenden Berghängen ist der kurzstämmige Waldbestand mit außerordentlich dichtem Unterholz und Dorngestrüpp durchwachsen. Auf den Höhen wird der Wald lichter, der Boden ist von Farnkräutern und hohem Gras bedeckt; hier war im übrigen, ebenso wie drüben im Bois de la Grurie (Westargonnen), während der langen Kampfmonate fast der ganze Bodenbestand vom Infanterie- und Artilleriefeuer weggefegt. Die französischen Stellungen auf diesen Höhen bestanden aus mehreren hintereinanderliegenden, 2 bis 3 m tief in den Boden eingeschnittenen Schützengräben, die durch ein vielfach verzweigtes Netz von Verbindungsgräben untereinander und mit den auf den Höhen 285 und La Fille Morte gelegenen Reservestellungen verbunden waren. Die Gräben der Kampfstellung waren durch Abstemmen mit starkem Balkenwerk, durch Drahtmaschenwände, Mauern, Zement und Faschinen befestigt, an vielen Stellen mit 1 bis 2 m hohen Eindeckungen versehen, und alle 5 bis 6 Schritt durch starke Schulterwehren unterbrochen. Dutzende von Blockhäusern mit mehreren neben- und übereinander angebrachten Maschinengewehrständen dienten in den vorderen und rückwärtigen Stellungen sowie im Zwischengelände als Stützpunkte. Zur Unterkunft für die Besatzungen der vorderen Gräben und die Reserven waren geräumige Höhlen tief in den Boden gebohrt. Vor der vordersten Feuerstellung, zwischen den Gräben der rückwärtigen Linien und ganz besonders in dem undurchdringlich dichten Unterholz der mannigfach verzweigten Schluchten und Seitentäler befanden sich breite Drahthindernisse, teils aus gespannten Stacheldrähten, teils aus spanischen Reitern und Drahtwalzen zusammengesetzt.

Von dem ganzen Labyrinth dieser kunstvoll angelegten Befestigungen war aus den deutschen Stellungen weiter nichts zu sehen als ein hellgelber schmaler Streifen aufgeworfenen Lehmbodens, hier und da einzelne Balken eines Blockhauses oder ein Stückchen blanker Stacheldraht. Weit dahinter standen im ganzen Walde verteilt die französischen schweren und leichten Batterien, etwas näher heran die Minenwerfer, Bronzemörser und Revolverkanonen.

13. Juli 1915 Angriffe in den Ost-Argonnen

Als Zeitpunkt für den Angriff auf diese Stellungen wurde der 13. Juli bestimmt. Kurz nach Tagesanbruch sollte das Artillerie- und Minenfeuer beginnen, auf 8 Uhr vormittags war der Angriff auf einen vorgeschobenen Teil der französischen Befestigungen vor unserem linken Flügel und auf 11 Uhr 30 Minuten vormittags der Sturm auf der ganzen Front festgesetzt.

Aus späteren Gefangenenaussagen und aus aufgefundenen französischen Befehlen hat sich ergeben, daß der Feind im östlichen Teil der Argonnen schon seit einiger Zeit seinerseits einen großen Angriff plante, der ursprünglich für den 11. Juli befohlen war, dann aber wieder verschoben und für den 14. Juli, den Tag des französischen Nationalfestes, festgesetzt wurde. Und zwar sollten an diesem Tage sämtliche Truppen des französischen V. und XXXII. Armeekorps — mit zugeteilten Verbänden mehr als 8 Divisionen — auf der ganzen Argonnenfront und den anschließenden Außenabschnitten angreifen. Im Bois de la Grurie und westlich der Argonnen wurde dieser Angriff auch tatsächlich am 14. Juli aus-

geführt und scheiterte unter schweren Verlusten. Inzwischen kam es aber in den Ostargonnen ganz anders, als man gedacht hatte.

Dadurch, daß die Franzosen selbst ein Unternehmen beabsichtigten und daß sie — gewarnt durch die gesteigerte Tätigkeit der deutschen Artillerie und durch andere Anzeichen eines bevorstehenden Angriffs — von unserem Sturm keineswegs überrascht wurden, trafen unsere Truppen den Feind aufs beste vorbereitet. Die französischen Kampfstellungen waren stark besetzt, die Artillerie war mit einer außergewöhnlich großen Menge Munition ausgerüstet. Alle Arten von Nahkampfmitteln waren reichlich bereitgestellt. —

Der 13. Juli bricht an. Am vorhergehenden Abend und während der Nacht sind in den deutschen Gräben die letzten Vorbereitungen getroffen worden. Jeder einzelne weiß genau Bescheid, welche Aufgabe ihm zufällt. Bei dem Gedanken an den bevorstehenden Sturm klopft das Herz schneller, voll kampfesfreudiger Erregung und Spannung. Was werden die nächsten zwölf Stunden bringen? Vielleicht manchem lieben Kameraden den Tod, aber sicher allen den Sieg. Es kann ja gar nicht anders sein; wo deutsche Fäuste dreingeschlagen haben, hat der Feind noch immer das Feld räumen müssen, wenn er sich auch noch so tapfer wehrte, und wenn auch noch so viel Blut fließen mußte. Damals im Herbst war's so, und im Januar und Februar auch. Wer als Freiwilliger vorne bei der ersten Sturmkolonne dabei sein wollte, hatte der Herr Hauptmann gestern abend gefragt. Da hatten sich alle gemeldet. So viele konnte der Hauptmann gar nicht gebrauchen, es mußte gelost werden. Ja, die daheim, wenn die dabei wären, die könnten stolz sein auf ihre Jungens.

Jetzt fängt es an zu dämmern. Es wird ein kühler und trüber Morgen. Noch ist es nicht recht hell, da kommt schlürfend und heulend von weit hinten aus einer deutschen Batteriestellung die erste schwere Granate angesaust, schlägt mitten in die feindliche Stellung ein, berstet mit einem donnernden Krach und überschüttet weit und breit alles mit einem Hagel von Sprengstücken, Lehmklumpen und Steinen. Jetzt geht's los. In den nächsten Minuten meint man, die ganze Hölle täte sich auf, von allen Seiten saust und braust und pfeift und heult es heran und schleudert Tod und Vernichtung in die feindlichen Stellungen, die bald in einen gelbgrauen Nebel von Staub und Qualm gehüllt sind. Neugierig strecken unsere Kerls die Köpfe über die Brustwehr und überzeugen sich von der guten Wirkung des Artilleriefeuers. Dieses Zuschauervergnügen dauert aber nur kurz, denn bald eröffnen auch die französischen Batterien und Minenwerfer ihr Feuer, das sich von Stunde zu Stunde bis zur rasendsten Heftigkeit steigert. Dieses stundenlange untätige Aushalten in dem mörderischen Granathagel ist viel schlimmer und zermürbender als der ganze Sturm.

Das schlesische Jägerbataillon Nr. 5 und ein Metzer Infanteriebataillon brechen in die vordersten Gräben ein

Um 8 Uhr vormittags brechen am linken Flügel etwa in der Mitte zwischen dem Punkt 263 und 285 die 5. schlesischen Jäger und ein Metzer Infanteriebataillon zum Sturm gegen den vorgeschobenen französischen Stützpunkt los. In sieben Minuten sind die ersten drei Gräben überlaufen, der Feind wird an dieser Stelle von beiden Seiten eingeschlossen, so daß er von hier aus den späteren Hauptsturm nicht mehr flankieren kann.



Ein Sprengtrichter (Durchmesser 30—40 m, Tiefe 6—7 m). Phot. Heinicke

Währenddessen erreicht auf der ganzen Front die Heftigkeit des Artillerie- und Minenfeuers ihren Höhepunkt. Viele Gräben werden im Laufe des Vormittags auf feindlicher wie auch auf deutscher Seite einfach eingeebnet. An einer Stelle schlägt eine Mine in ein französisches Handgranatenlager, das mit fürchterlichem Krach in die Luft fliegt. Hinter der Front fand man am nächsten Tage in einem einzigen, durch eine schwere Mörsergranate durchschlagenen Unterstand 105 tote Franzosen. Ohne auf das vernichtende Feuer zu achten, sitzen die Beobachter unserer Artillerie an ihrem Platz und machen die nötigen Meldungen über die Wirkung des Feuers. An drei verschiedenen Stellen hielten in Sappenspitzen die Leutnants Kayser und Fritsche und der Offizierstellvertreter Bock nur wenige Meter vom feindlichen Graben entfernt den ganzen Morgen aus und leiteten von hier aus das Feuer ihrer Batterien. Kurz vor dem Sturm schleichen sich an einer anderen Stelle zwei Pioniere, der Vizefeldwebel Bansamier und Unteroffizier Tuttenuit, in einer Sappe bis dicht an die französische Stellung heran und bringen hier unter einem Hagel von Handgranaten und Minen in aller Ruhe eine doppelte Sprengladung an. Punkt 11 Uhr 30 Minuten vormittags wird die Zündung in Tätigkeit gesetzt: eine gewaltige Explosion — und im nächsten Augenblick stürmen schon die ersten Musketiere und Pioniere durch die Sprengtrichter hindurch auf den französischen Graben zu. Im Handumdrehen sind die noch unbeschädigten Teile des Drahthindernisses auseinandergerissen und zerschnitten, rechts und links sausen die Handgranaten den Franzosen an die Köpfe, und schon stürzt sich mit tollkühnem Sprung als erster der Pionier Blum der 1. Kompagnie des Pionierbataillons Nr. 16 in den feindlichen Graben. Es vergehen kaum eine oder zwei Minuten, da hat die erste Sturmwelle schon den vordersten Graben überrannt und stücmt weiter gegen die zweite und dritte Linie. Zur gleichen Sekunde ist auf der ganzen Front von der

Pionierbataillon Nr. 16 nach der Sprengung einer großen Mine

Volante bis jenseits der Römerstraße der Sturm losgebrochen. An vielen Stellen werden unsere Leute in dem Augenblick, in dem sie aus dem Graben vorbrechen, von einem rasenden Infanterie- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Alles kommt nun darauf an, so schnell wie möglich die Hindernisse zu überwinden. An einer besonders gefährlichen Stelle springt ein junger Offizier, Leutnant Freiherr von Marschall, seinen Jägern weit voran mit einem einzigen Satz über das vier Schritte breite Drahthindernis. Die andern folgen ihm; vor ihnen liegt ein Blockhaus, aus dem zwei Maschinengewehre Tod und Verderben speien. Die Jäger stürzen sich darauf, schleudern ihre Handgranaten durch die Schießscharten und den rückwärtigen Eingang in das Innere und machen so die Bedienungsmannschaft der Maschinengewehre unschädlich. Drei, vier, fünf Gräben werden überlaufen, dann geht's hinunter ins Meurissontal. Hier steht an einer gedeckten Stelle ein Minenwerfer, den tapfer bis zum letzten Augenblick ein französischer Artilleriehauptmann bedient. Seine Leute liegen tot oder schwer verwundet neben ihm. Gerade will er eine seiner gefürchteten Minen den Heranstürmenden entgegenschleudern, da springt ein Bauernsohn von der schlesisch-polnischen Grenze, der Jäger Kucznierz, neben ihn und ruft ihm zu: „Hast du uns immer beworfen mit großen Flügelminen, hier hast du Belohnung." Der Offizier reißt seinen Revolver hoch, aber der schlesische Gewehrkolben ist schneller als die Kugel des Kapitäns. Immer weiter stürmen die wackeren Jäger. In der Hitze und Begeisterung des Kampfes merken viele gar nicht, daß sie die Höhe 285, das ersehnte Ziel, überhaupt schon erreicht haben, und dringen darüber hinaus bis in die Vallée des Courtes Chausses vor. Inzwischen haben oben auf der Höhe die Offiziere in richtiger Erkenntnis der Lage einen großen Teil ihrer Kompagnien angehalten und beginnen sofort mit dem Festlegen und der notdürftigen Herrichtung einer neuen Stellung. Nur ein kleiner Trupp allzu Verwegener stürmt bis mitten in die französischen Batterien und Lager, an ihrer Spitze der Leutnant d. R. Englisch der 3. Kompagnie des Jägerbataillons Nr. 6. Die Jäger versuchen, voll Siegesbegeisterung über ihre wertvolle Beute, die eroberten Geschütze — es sind vier leichte und ein schweres — zurückzuschaffen: unmöglich, es geht nicht, die Kanonen sind zu fest eingebaut und zu schwer. So müssen sie sich damit begnügen, mit Äxten, Spaten, Beilpicken und anderem Gerät die Richtvorrichtungen, Verschlüsse und Untergestelle der Geschütze kurz und klein zu schlagen, um wenigstens die preisgegebene Beute nur in zerstörtem, unbrauchbarem Zustande dem Feinde zu überlassen. Im letzten Augenblick stopfen noch schnell die Jäger Wistoba und der Oberjäger Broll von vorne in die Rohre zweier Geschütze je eine Handgranate und zerstören durch deren Explosion die Laderäume und andere Teile. Broll schleudert eine weitere Handgranate in das in der Nähe befindliche Munitionslager, das mit gewaltigem Krach in die Luft fliegt — und dann geht's marsch, marsch zurück zum Bataillon, denn jede Minute längeren Zögerns hätte die Tollkühnen den heranrückenden französischen Reserven in die Hände geliefert. An einer anderen Stelle hatten die Jäger in aller Eile einen starken Motor, der zum Betriebe der in den Minenstollen führenden Preßluftleitungen diente, gründlich zerschlagen und zerstört.

Jägerbataillon Nr. 6 im Kampf

Dies alles hatte sich in kaum mehr als zwei Stunden abgespielt. In der gleichen Zeit war auch auf allen anderen Teilen der Kampffront ein voller, glänzender Erfolg errungen worden. Ganz besonders hatte ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 135 unter Führung des Hauptmanns Wegener bei der Erstürmung der La Fille Morte Hervorragendes geleistet. Das Bataillon hatte von der schwarzen Kuppe aus angegriffen und mußte zunächst einen außergewöhnlich stark ausgebauten Stützpunkt des Feindes, die sogenannte „Steinfestung", erstürmen. Das schnelle Gelingen dieses Angriffes ist zum großen Teil dem Leutnant d. R. Breithaupt der 2. Kompagnie zu verdanken, der mit seinem Zuge durch eine geschickte Umgehung durch den Meurissongrund den Feind von hinten fassen und abschneiden konnte. An einzelnen Stellen auf der Bolante wehrten sich die Franzosen mit verzweifelter Zähigkeit und Widerstandskraft. Unseren Truppen war es hier nicht immer möglich, von einer Stellung zur anderen über den gewachsenen Boden vorwärts zu stürmen; sie mußten sich Schritt für Schritt durch das Gewirr von Sappen und Verbindungsgräben vorarbeiten. Am Ausgang eines solchen Grabens hatte sich ein französischer Offizier aufgestellt, der jeden Deutschen, sobald er sich am anderen Ende zeigte, abschoß. Ein Soldat kniete neben ihm mit einem zweiten Gewehr, das er immer wieder nach jedem Schuß seinem Leutnant geladen reichte. Erst nach längerer Zeit gelang es einem deutschen Offizier, durch eine wohlgezielte Handgranate diesen zähen, heldenmütig kämpfenden Feind aus dem Wege zu räumen.

Infanterieregiment Nr. 135 im Kampf um die „Steinfestung"

Auf dem anderen Flügel, östlich von der Römerstraße, hatte der Angriff anfangs nur geringe Fortschritte gemacht. Hier erwarb sich Leutnant Johanßen — auch einer der wackeren schlesischen Jäger — großes Verdienst dadurch, daß er im entscheidenden Augenblick die Möglichkeit erkannte, die von den 130ern in der Front angegriffenen Franzosen von Westen her in der Flanke anzupacken und so zum Weichen zu bringen. Gleichzeitig durchbrach an einer anderen, 500 m weiter östlich gelegenen Stelle Leutnant Nichterlein mit der 1. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 130 die feindliche Linie und drang in einige Blockhäuser ein, in denen er viele Gefangene, ein Maschinengewehr, zwei Eselskanonen und zwei Revolverkanonen erbeutete.

Infanterieregiment Nr. 130 im Kampf östlich der Römerstraße

Gegen die Höhe 285 unternahmen die Franzosen am Nachmittag mehrere Gegenangriffe, die aber von den 144ern und Jägern abgewiesen wurden. Der Feind setzte das ununterbrochene schwere Artilleriefeuer unter Aufwand gewaltiger Munitionsmengen und zeitweise unter Verwendung von Granaten mit erstickender Gaswirkung bis zum späten Abend fort. Als dann endlich bei Eintritt der Dunkelheit alle Gegenangriffe zerschellt sind und der Kampf langsam abflaut, liegt die französische Infanterie auf der ganzen Front unmittelbar vor den neuen deutschen Stellungen. Auf beiden Seiten wird mit fieberhafter Anspannung aller Kräfte daran gearbeitet, schnell wieder neue Gräben auszuheben, um am nächsten Tage für eine Fortsetzung des Kampfes gerüstet zu sein. Nach all den unerhörten Anstrengungen und Aufregungen des Kampftages herrscht bei unseren Truppen jubelnde, begeisterte, stolze Siegesfreude. Bis zum Äußersten und Letzten hatte jeder sein Bestes hergegeben. Im Laufe des Abends und der Nacht stellten sich auf den Verbandplätzen viele Verwundete ein, die schon frühmorgens

Infanterieregiment Nr. 144 weist feindliche Gegenangriffe ab

einen Arm- oder Beinschuß oder sonst eine Verwundung erhalten und trotzdem bis zuletzt mitgemacht hatten, um ja nichts zu versäumen von diesem höchsten Glück des Soldaten, dem Siege. Und alle wissen es ganz genau, daß am nächsten Tage die Kunde von den Heldentaten und dem Ruhm der Argonnenkämpfer in alle Welt hinausklingen wird, drüben zu den Kameraden, die gegen die Russen kämpfen, und weit übers Meer, und vor allem zum Vater und zur Mutter und all den Lieben zu Hause in der Heimat. —

Auf der gesamten Front hatten die deutschen Truppen im heißen Ringen des 13. Juli die ihnen gesteckten Ziele voll und ganz erreicht. Die Höhenlinie 285 — La Fille Morte — war fest in deutschem Besitz. Der Feind hatte 64 Offiziere, darunter 1 Major und 9 Hauptleute, mehr als 3400 Mann als Gefangene, 2 Gebirgs- und 2 Revolverkanonen, 34 Maschinengewehre, 51 Minenwerfer, 5 Bronzemörser und eine unübersehbare Menge Munition, Waffen und Gerät in unseren Händen gelassen. Mehr als 200 tote Franzosen bedeckten das Schlachtfeld und wurden von unseren Truppen in den nächsten Tagen beerdigt.

In den Argonnenkämpfen vom 20. Juni bis 13. Juli wurden 116 Offiziere und über 7000 Mann gefangengenommen, mehr als 4000 tote Franzosen gezählt, die Anzahl der Verwundeten ist auf mindestens 5 bis 6000 zu schätzen. Daraus ergibt sich als Ziffer der gesamten französischen Verluste in diesem Abschnitt rund 16000 bis 17000 Mann.

Rückhaltlos erkennen unsere Truppen voll ehrlicher Hochachtung und Bewunderung an, mit welch zäher, todesmutiger Tapferkeit sich die Franzosen Schritt für Schritt, von Graben zu Graben und von einem Granatloch zum anderen verteidigt haben. Ob die da drüben wohl alle wissen, für welchen Zweck sie sich schlagen? Ob sie wohl alle an das Märchen glauben, daß die eroberungslustigen deutschen Barbaren diesen Krieg heraufbeschworen haben, und ob sie wohl alle uns Deutsche hassen? Sicher nicht. Aber sie tun ihre Pflicht bis zum Äußersten, bis zum letzten Atemzug, als echte Soldaten. Drum Ehre auch dem Andenken der gefallenen Feinde!

Desto tiefer ist bei unseren Truppen die Entrüstung über die unerhörte Verlogenheit der französischen Berichte. Amtlich gibt die Pariser Presse bekannt: „Die Armee des Kronprinzen hat die Offensive in den Argonnen wieder aufgenommen und hat eine neue Schlappe erlitten. Der Feind, der vorübergehend in unsere vordersten Gräben eingedrungen war, wurde durch unsere sofortige Gegenoffensive wieder zurückgeworfen. Die Gewinne der Deutschen überschreiten in keinem Fall 400 m. Punkt 285, der einen Augenblick lang vom Feinde besetzt war, wurde von uns unmittelbar darauf wieder genommen.“ Wenn man dagegen die Tatsache hält, daß wir nach wie vor im festen Besitz der Höhe 285 sind, daß die feindlichen Gegenangriffe uns auch nicht einen einzigen Zentimeter des gewonnenen Bodens entreißen konnten, daß der Geländegewinn durchschnittlich 7 bis 800 m, an einigen Stellen sogar über 1000 m beträgt, so muß man sich wundern, daß sich die französischen Kommandobehörden vor ihren eigenen Truppen, die doch das Ergebnis des Kampfes genau beurteilen können, nicht schämen, der Wahrheit derartig ins Gesicht zu schlagen.



Ein Blick aus den Lüften: Feindliche Truppenkörper im Anmarsch

„Wenn wir weiter derartige Schlappen erleiden", sagen vorne unsere Leute, „so werden wir uns langsam bis Paris durchschlappen!" — — —

Auch in der Champagne, im Artois, in Flandern brodelte es in den Monaten Juni und Juli; der Kleinkampf um einzelne Stellungsteile, um einen Stützpunkt, um ein Stück Graben riß nimmer ab. Der deutsche Tagesbericht meldete bald von Vorstößen bei Souain (10., 11. Juni), und Perthes (14. Juli), bald von dem hin und her wogenden Ringen um die Zuckerfabrik von Souchez und Liévin (2., 4., 10., 15., 17., 18., 26. Juni; 3., 7., 9., 11., 15. Juli), bald von Gefechten bei Givenchy (4., 23. Juni) oder La Bassée (16. bis 20. Juni), bald von Erfolgen von Ypern (Erstürmung von Hooge 4. Juni). Schon diese, keineswegs erschöpfende Zusammenstellung beweist, in welch hohem Maße Aufmerksamkeit und Zähigkeit unserer Braven immer aufs neue beansprucht wurde.

Auf der langen, langen Front gab es aber auch Räume, über die der Telegraph verhältnismäßig wenig berichtete, und in denen doch schwere, heiße Kämpfe stattfanden, die allen denen, welche daran beteiligt waren, ewig in der Erinnerung bleiben werden. Liegt da z. B. etwa 20 km westlich Soissons ein kleiner Ort Moulin sous Touvent dicht hinter der deutschen Stellung, auf den es die Franzosen im Juli besonders abgesehen hatten. Es ist nicht recht ersichtlich, was die französische Heeresleitung veranlaßte, dort, ziemlich überraschend, starke Kräfte einzusetzen. Moulin sous Touvent lehnte sich an einen der sanften Brechpunkte der deutschen Front zwischen Soissons und Noyon, wenig mehr als 5 km nördlich des Aisne-Abschnittes: vielleicht hielt Joffre hier die örtlichen Verhältnisse als besonders günstig für einen Angriff, für den sich wohl in dem walddurchschnittenen Gelände selbst größere Verbände gut verdeckt bereitstellen ließen; vielleicht erhoffte man von einem Einbruch in die deutschen Linien eine Rückwirkung bis nach Soissons oder, auf der anderen Seite auf Noyon zu, von dem die Pariser Zeitungen immer aufs neue warnend kündigen: „Vergeßt nicht, daß die Boches noch immer in Noyon stehen, nur 80 km von Paris entfernt." Vielleicht wollte Joffre auch nur versuchen, durch eine neue plötzliche Offensive deutsche Truppen aus dem Kampfgebiet des Artois abzuziehen. Jedenfalls meldete der Tagesbericht vom 7. Juni — den Namen des Ortes meines Wissens zum ersten Male erwähnend: „Ein breiter französischer Angriff nordwestlich Moulin sous Touvent wurde größtenteils abgewiesen. Nur an einer Stelle erreichte er unsere vordersten Gräben, um die noch gekämpft wird."

5. Juni u. ff. Moulin sous Touvent

Am 5. Juni schon hatte ein heftiges Trommelfeuer eingesetzt; am 6., einem Sonntag, verstärkte sich das Feuer noch und dauerte ohne Unterbrechung stundenlang, bis die Drahtverhaue zerschossen, die Gräben zum großen Teil abgekämmt waren. Dann wurde das Feuer nach vorwärts verlegt, um die Zugangswege und damit das Heranführen von Reserven zu sperren. Und gleichzeitig brachen farbige Franzosen hervor, auf einer Breite von etwa 1200 m, in mehreren Kolonnen: schwarze Franzosen, als Kanonenfutter und Kugelfang erbarmungslos vorgetrieben. Als Kugelfang — jawohl! Die armen Schwarzen fielen wie hingemäht unter Maschinen-, Infanterie- und Schrapnellfeuer. Aber dicht hinter ihnen drängten in mehreren Schwarmwellen die weißen Franzosen vorwärts: Tout le monde en avant! Tout le monde en avant! Übermächtig stießen sie



Abschub gefangener Franzosen. Phot. Leipziger Presse-Büro

gegen die schwachen Besatzungen unserer vordersten Gräben vor, wir mußten Teile aufgeben.

Doch es war nicht auf lange. Der Gegenstoß blieb nicht aus. Am Abend um 6 Uhr war der Feind wieder hinausgeworfen, bis auf einen kleinen Rest, um den weiter gekämpft wurde. Wie fast überall auf der Front in gleicher Lage: mit Handgranaten, schnell wieder eingebauten Maschinengewehren, mit Sappen und Minen.

Tag um Tag dauerte der Kampf: Trommelfeuer, Infanterieangriffe, mit immer neuen Truppen vorgetragen. Tag um Tag hielten die Unseren stand. Am 14. abends machten wir einen scharfen Gegenstoß nach wirksamer Artillerievorbereitung. Die Franzosen hatten starke, sehr starke Verluste. Aber unser Tagesbericht mußte doch melden: „Nordwestlich von Moulin sous Touvent gelang es uns noch nicht, die am 6. verlorenen Grabenstücke wieder zu nehmen", und am Vormittag des 16. griffen die Gegner von neuem an. Bei der Ferme Quennevie hatte sie kleine Erfolge — ganz vorübergehend, denn die Feldgrauen machten den Verlust sofort quitt. Und als die Franzosen nachmittags noch einmal anstürmten, in tiefer Kolonne, brach der Stoß schon in unserem Feuer zusammen. Wir nahmen 5 Offiziere und 300 Mann gefangen. Am 20. versuchten sie es noch einmal mit einem Nachtangriff, der elend scheiterte. Und damit hatten sie endlich genug. Ein wertloses, kleines Grabenstück war ihr einziger Gewinn eines blutigen

Ringens von vierzehn Tagen. Man ließ es ihnen; es lohnte sich nicht, gutes Blut an seine Wiedergewinnung zu setzen; es genügte, das schmale Erdenstück mit unseren Haubitzen so zuzudecken, daß der Franzose keine Freude an seinem „Erfolg“ hatte. — —

❧ ❧ ❧

Wenn je ein Land für einen unerhörten Treubruch, wenn je ein Volk für einen ungerechten, willkürlich vom Zaun gebrochenen Krieg, wenn je eine Regierung dafür, daß sie sich vom Pöbel willenlos hatte beherrschen und in die Schande treiben lassen, schnell und hart gestraft wurde, so war dies Italien: Volk und Regierung. In einer fast unglaublichen Selbstverblendung hatte man Österreich-Ungarns Widerstandskraft unterschätzt. Nun sah man zu spät, daß die Doppelmonarchie, deren Wehrmacht man in Galizien für gebunden erachtete, ohne Beschwer dort sofort starke Kräfte lösen und an die Südfront werfen konnte, die schon an sich gut besetzt und, dank auch der Geländebeschaffenheit, vortrefflich zur Verteidigung ausgebaut war. Nun mußte man es erleben, daß sich der Sieg über die mißachteten Österreicher nicht erzwingen ließ, auch nicht durch das Opfer von Hunderttausenden von Menschenleben. Und das noch dazu, trotzdem der größte Staat Europas, San Marino, bisher freilich nur berühmt durch Orden- und Titelschacher, feierlichst seinen Beitritt erklärte zum heilig-reinen Krieg Italiens.

An der Tiroler Front kamen die Italiener nicht weiter vorwärts, als ihnen General v. Dankl freiwillig zugestand. Im Westen, am Stilfser Joch, an der Ortlergruppe, am Tonalepaß gewannen sie überhaupt keinen Schritt breit Boden; in Judikarien, westlich des Gardasees, durften sie ein winziges Stückchen Land besetzen, um dann auf einen Widerstand zu treffen, den sie nicht zu brechen vermochten. Am Gardasee selbst erreichten sie Riva so wenig, wie das ersehnte Trient an der großen Heerstraße von Bozen nach Verona; vom Westen, Osten und Süden stießen sie gegen die schöne Hauptstadt Südtirols vor, ohne mehr als einen kleinen Landstrich zu „erobern“, den man ihnen wiederum freiwillig überließ. Nicht anders war es mit ihren Versuchen, die wichtige Eisenbahnlinie von Franzensfeste nach Villach zu erreichen: Schluderbach blieb fest in Tiroler Händen, der Zugang auf Toblach blieb den Italienern versperrt. Sie scheiterten ebenso vor den Drei Zinnen, wie vor dem Col di Lana, den sie mehrmals erobert zu haben behaupteten, was sich aber auf lange hinaus immer als Betrug oder Selbstbetrug erwies. Wie denn überhaupt die „berühmten“ Berichte des italienischen Generalstabs, gezeichnet Cadorna, geradezu Wunder von Entstellungskünsten waren.

Wie Fels im Fels standen in Tälern und auf Höhen — auf Höhen, die man früher kaum als Kampfgebiet anzusprechen gewagt hätte — die Verteidiger; Geschütze, von der leichtesten Gebirgskanone bis zur schweren Haubitze, wurden in Stellungen gebracht, die sonst nur der wagehalsige Bergbesteiger unter sichernder Führergeleitung erklomm; immer tiefer grub sich die Infanterie, gruben sich die Standschützen, alt und jung, in den Stein, schufen sich immer bessere Verteidigungslinien, schufen sich Kasematten, Unterstände und — nicht zu vergessen! — Zufahrtswege. Und Österreich war stolz auf seine lebendige Wehr gegen die „Katzelmacher“, die Italiener. Die „Unerlösten“ aber, die weinbauenden Bauern



Schützengraben in den Bergen. Phot. Az Est

Welschtirols, jammerten. Ihnen war plötzlich die bittere Erkenntnis gekommen, daß sie wirtschaftlich vernichtet würden, wenn sie an Italien fielen, an Italien mit seiner übermäßigen, alle Preise drückenden Weinerzeugung und seinen gewaltigen Steuerlasten. Überdies erwiesen sich die „Befreier" keineswegs als liebenswürdige und liebenswerte Gäste.

Die ersten Kämpfe am Isonzo

Zur Hauptangriffsfront der Italiener entwickelte sich sehr bald die Isonzolinie und das sich ihr nördlich anschließende Kärntner Kampfgebiet.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hatte auch hier wertloses, schwierig oder gar nicht zu verteidigendes Gebiet frühzeitig und fast kampflos aufgegeben. So vor allem das Niederungsgebiet am unteren Isonzo mit Monfalcone. Die militärisch wichtigen, beherrschenden Stellungen lagen ja im Hügelgebiet dahinter, und sie sollten gehalten werden bis zum äußersten — und wurden gehalten! Vor allem die steinige Hochfläche von Doberdo, die auch den Zugang auf Triest sperrte. Nördlich davon aber behauptete sich die Armee des Generals v. Boroevic mit äußerster Hartnäckigkeit von Anbeginn an auch auf dem westlichen Isonzoufer in starken, ausgezeichnet ausgebauten Brückenköpfen. Es kann ganz dahingestellt bleiben, ob nicht auch hier die freiwillige Aufgabe des Westufers militärisch das Richtigere gewesen wäre, denn die Hauptstellung liegt augenscheinlich östlich des Isonzo. Dies Festhalten der schönen, reichen Stadt Görz scheint für die Entscheidungen der Heeresleitung nicht zuletzt maßgebend gewesen zu sein. Jedenfalls sprach der Erfolg für ihre Maßnahmen — und der Erfolg ist immer und überall Sieger über jede Theorie.

Die Brückenköpfe von Görz, Plava, Tolmein wurden also in die zu haltenden Stellungen eingeschlossen. Nördlicher aber schob sich die Frontlinie unserer Ver-

bündeten über die Krngruppe wieder auf das östliche Isonzoufer, sicherte das Plateau von Flitsch, sperrte das obere Isonzotal und die Paßübergänge von Pontebba und Plöcken (den großen Pal).

Man war in Italien angeblich überbereit. Man erntete später sogar das Lob des amtlichen Frankreichs, daß man die lange Zeit der Neutralität trefflich zur Vorbereitung des heiligen Krieges benutzt habe. Es währte trotzdem geraume Zeit, bis General Cadorna seine zwei Angriffsarmeen gegen die Isonzofront im Raum von Udine bereitgestellt hatte; woran sicher die schon im Frieden als mangelhaft bekannte Leistungsfähigkeit der italienischen Eisenbahnen den größeren Teil der Schuld trägt. Am 23. Mai war der Krieg erklärt worden, erst Mitte Juni begannen die ernsten Angriffe, die sich zwischen dem 29. Juni bis zum 5. Juli zu den großen blutigen Schlachthandlungen verstärkten, welche man unter dem Namen die erste Isonzoschlacht zusammenzufassen pflegt.

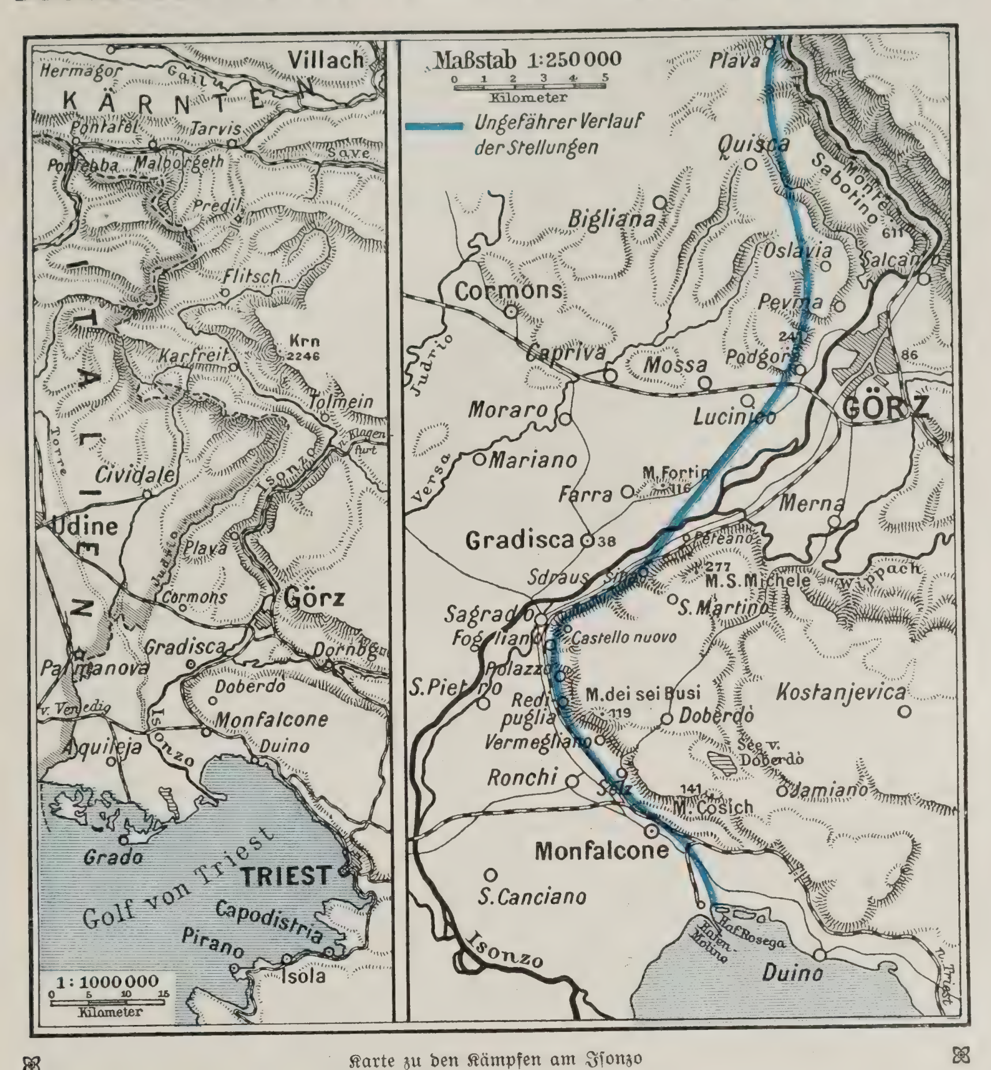
In hochtönenden Worten, wie sie den Romanen immer zur Verfügung stehen, hatte König Victor Emanuel am 24. Mai den Oberbefehl übernommen: „Soldaten"! hieß es da, „Euer wird der Ruhm sein, Italiens Trikolore an den heiligen Grenzen aufzupflanzen, die die Natur unserem Vaterlande gesetzt hat, Euer der Ruhm, endlich das Werk zu vollenden, das Eure Väter mit so viel Heldenmut begonnen haben!"

Die Trikolore an den Grenzen aufzupflanzen, das glückte den italienischen Soldaten, die sich übrigens besser schlugen, als so mancher auch bei uns erwartet hatte. Aber die Vollendung des großen Werkes, die „Befreiung der Unerlösten", vor allem Triests, — damit haperte es bedenklich. Das zeigten schon die erste Isonzoschlacht und die ihr vorausgehenden Kämpfe.

Zunächst wurden zahlreiche Angriffe, die wohl hauptsächlich zur Sicherung des Aufmarsches dienen sollten, auf den Übergang von Plava, nördlich Görz, glänzend abgeschlagen; in Gegenwart des Re verbluteten sich hier die Brigaden Ravenna und Forli (17. Juni). Gleichzeitig versuchten die Italiener schon bei Görz, Gradisca, Sagrado den Isonzo zu überschreiten. Sie scheiterten, nur Monfalcone wurde ihnen, wie bereits bemerkt, freiwillig überlassen.

17. Juni bis 7. Juli 1915 Die erste Isonzoschlacht

Dann kamen die wütenden Vorstöße der ersten Isonzoschlacht, die sich hauptsächlich gegen den Brückenkopf von Görz und, noch lebhafter, gegen die karstige Hochebene von Doberdo richteten. Vier Armeekorps stürmten vor, Tag um Tag, Nacht um Nacht, nach einer artilleristischen Vorbereitung, die das Joffresche Vorbild nachzuahmen schien. Um den ganzen Rand der Hochebene ging der Kampf; seine wichtigsten Brennpunkte waren Sagrado, der Monte Cosich, Selz und Vermigliano. Aber die Österreicher und die Ungarn, die Dalmatiner hielten stand; ging einmal ein Grabenstück verloren, so warfen die gut bereitgehaltenen Reserven den Feind, meist schon in den nächsten Stunden, wieder hinaus. Und die Artillerie, zumal die schweren Mörser, deckte die Italiener zu, daß ihnen Hören und Sehen verging. Es blieb dabei: sie kamen nicht vorwärts. Nicht gegen Sagrado und Pobaza, nicht gegen Polazza oder Redipuglia, nicht gegen den Görzer Brückenkopf, gegen Podgora, südwestlich des beherrschenden Monte Sabotino, nicht im Krngebiet. Vom 6. Juli an flaute der Kampf ab, vom 7. an



Karte zu den Kämpfen am Isonzo

trat verhältnismäßige Ruhe ein. Unter schwersten Opfern hatte die italienische Heeresleitung nichts erreicht. Nichts —

Eine kurze Spanne Zeit des Atemholens folgte, hüben und drüben. Die k. u. k. Truppen benutzten sie, sich immer fester einzugraben in den festen Stein, dem jeder Zentimeter abgerungen werden mußte; Zugangswege bauten sie, vorhandene Höhlen wurden für die Reserven hergerichtet, Wasserleitungen bis in die wasserlosen Stellungen geführt. Die Italiener schafften ihre Verwundeten nach rückwärts, füllten die Verbände auf, zogen Verstärkungen heran und Munition.

18.—28. Juli 1915. Die zweite Isonzoschlacht

Dann ging es von neuem los. Am 18. Juli begann die **zweite Isonzoschlacht**. Sie hub wiederum mit einer stundenlangen furchtbaren Artillerievorbereitung durch Geschütze aller Kaliber an. Dann setzten die Sturmangriffe ein, für die Cadorna nicht weniger als 17 Divisionen, rund 300000 Mann, bereitgestellt hatte.

Ansturm der Italiener gegen den Brückenkopf von Görz und die Hochebene von Doberdo

Diesmal gestalteten sich die italienischen Angriffe konzentrierter als in der ersten Isonzoschlacht. Im wesentlichen erfolgten sie in zwei gewaltigen Stoßgruppen, von denen die eine gegen den Brückenkopf von Görz, auf Podgora und Oslavia, die andere wiederum auf die Hochebene von Doberdo, gegen Sagrado, Polazzo, Redipuglia, Vermegliano gerichtet war. Augenscheinlich schwebte der italienischen Heeresleitung der Gedanke und der heiße Wunsch eines großen Durchbruchs auf Görz und auf Triest vor.

Sie gingen brav vor, die Italiener; wackerer, als man sie eingeschätzt hatte. Tiefgegliederte Kolonnen stürmten dicht hinter den Schwarmlinien her. Wieder und wieder — zehn Tage lang — unter sich steigernden Verlusten. Es war immer das gleiche Bild. Die Einleitung durch einen gewaltigen Artilleriekampf — an einem Tage vernichteten die österreichischen Mörser fünf feindliche Batterien, — darauf, sobald die vorderen Gräben für erschüttert, für sturmreif gehalten wurden, Vorverlegen des Geschützfeuers als Sperrfeuer gegen das Heranführen der Reserven, endlich der Sturm. Immer aufs neue mußten die Angreifer erfahren, daß die Verteidiger auch dem wütendsten Feuer standgehalten hatten. Wohl waren die Verhaue vor den Gräben zerstört, die Gräben selbst abgekämmt: aber sobald das „Avanti! Avanti! Evviva Savoia!" erscholl, standen die harten Männer hinter den zerschossenen Steinhaufen zum Empfang mit Infanteriefeuer, Maschinengewehren, Handgranaten bereit. Häufig brachen die Vorstürmer schon vor den Drahthindernissen zusammen; häufig kam es zum Nahkampf. Einige Male gewannen die Italiener auch wirklich ein Stückchen Gelände. Jedesmal aber brachen dann, bald darauf, die trotz des Sperrfeuers herangelangten Reserven über die Angreifer herein und fegten sie aus den Gräben wieder hinaus wie auf dem Monte Michele, wo eine Brigade unter General Boog die eingedrungenen Gegner in glänzendem Gegenstoß zurückschleuderte.

Zehn Tage blutigen Ringens, vielfach Tag und Nacht. Immer wieder ließ Cadorna seine Reserven vortreiben, fast wie die Russen gegen die Karpathen stürmten und sich verbluteten. Zehn Tage — bis endlich die Angriffskraft gebrochen war und der Kampf abflaute. Als unbedingte Sieger hatten unsere tapferen Verbündeten ihre Stellungen behauptet. Mit einem Verlust von über 100 000 Mann bezahlten die Italiener ihre Niederlage.

Lebendig und anschaulich erzählte der Kriegsberichterstatter Paul Lindenberg im „Daheim" von der Kampfesstimmung der wackeren Verteidiger des Brückenkopfes von Görz: Unter dem glühenden Abendhimmel zeigten sich die zierlichen hellen Wölkchen zerspringender Schrapnells, und aus einigen Gehöften nahe der einen unteren Isonzobrücke drangen dunkle Rauchwolken, die sich wie lastendes, unheilverkündendes Gewölk schwer und finster ausbreiteten. Gleichzeitig immer rascher folgende, dröhnende Kanonenschläge .... Der General hatte mir gestattet, in Begleitung einiger Offiziere die äußersten Stellungen am Isonzo sowie die heißumstrittenen Podgora-Höhen zu besuchen. Überall traf ich bei den Truppen, aus Ungarn, Böhmen, Kroaten, Dalmatinern, Deutschen bestehend, auf dieselbe Kampfesfreude. Hingebung, Pflichterfüllung, überall auf einen grimmigen Haß gegen die „Katzelmacher", die seit Wochen keinen Schritt vorwärts gekommen sind, dafür jedoch die schwersten Verluste erlitten haben. Die Vorposten stehen



Eine 15 cm-Haubitze wird auf die Doberdo-Hochfläche in Stellung gebracht

oder liegen sich häufig nur auf 40, oder gar 30 m gegenüber, und da die Italiener stets mit großem Geschrei angreifen, sich gegenseitig anfeuernd mit: „Avanti Avanti!“ — „Savoia! Savoia!“ — „Corraggio! Corraggio!“ so fordern häufig höhnend die österreichischen Posten ihre italienischen Gegenüber auf: „Avanti, Signor Salamutschi! Avanti, Signor Fromaggio!“ womit sie auf die im Wiener Prater genugsam bekannt gewesenen italienischen Salami- und Käse-Verkäufer anspielen.

Während ich in jenen Stellungen weilte, wurden sie von schwerstem feindlichen Artilleriefeuer überschüttet, das jedoch wenig Schaden anrichtete. Auf ihre Artillerie sind die Italiener sehr stolz, sie gilt als bevorzugte Waffe, und es dienen bei ihr mit Vorliebe die Söhne der ältesten und besten Familien. Ohne tatkräftigste Unterstützung der Geschütze würde die Infanterie kaum einen Angriff unternehmen, und dalmatinische Horchposten meldeten uns, daß, als der Befehl zu einem Sturm gekommen sei, Offiziere und Soldaten verlangt hätten, erst müsse die Artillerie noch eine Stunde schießen, sonst wäre die Sache zu gefährlich! — Ach, sie ist gefährlich auch noch nach der schlimmsten Kanonade. Denn diese schlichten Helden, welche hier an der Front stehen, haben Nerven von Stahl, und was nicht minder wichtig ist, sie sehen auf eine fast zwölfmonatige Kriegserfahrung zurück. Kämpften in Serbien, in den Karpathen, in Galizien! Da lernten sie, wie man sich bei allem Draufgängertum schonen und dem Feinde den größten Schaden zufügen kann. Wiederholt glaubten die Italiener, daß nach dem vielstündigen Geschoßhagel überhaupt kein lebendes Wesen mehr in den österreichischen Gräben und hinter den übrigen Verteidigungswerken zu finden

sein würde; sie gelangten ungehindert bis zu den Drahthindernissen — da krachten erst die Schüsse, und jeder von ihnen war ein Treffer!

Man versteht es, daß viel „corraggio" dazu gehört, um gegen jene Krieger, die erst zielsicher schießen, wenn sie dem Feinde ins Antlitz sehen, immer wieder und wieder vorzugehen. Zumal bei den erwähnten Podgora-Höhen, die, gleich dem sogenannten, aus mehreren Flußübergängen bestehenden Brückenkopf von Görz, das wichtigste Bollwerk für die so heißumstrittene Stadt bilden. Wie die Berggnomen haben sich hier die Soldaten eine wahre Höhlenstadt geschaffen, mit im Walddickicht angelegten terrassenförmigen Unterständen, mit Felslöchern und Baumhütten, und sobald durch den Fernsprecher der Ruf erfolgt, eilt jeder auf den bestimmten Platz, häufig mit einem Scherzwort oder mit der kurzen Pfeife im Munde den Feind erwartend. Ganze Strecken des rückwärts, also nach Görz zu gelegenen Waldbestandes sind durch die italienischen Granaten abgeholzt worden, als wäre ein vernichtender Wirbelwind drüber weggefahren; die Gegner wollten die Heranziehung von Reserven verhindern, aber auch das glückte nicht, denn selbst die Söhne der Pußta klettern wie die Wildkatzen den Berg hinan, inmitten des tollsten Feuers kampffreudig den Kameraden zu Hilfe eilend. —

Ein anderer Berichterstatter im k. u. k. Kriegspressequartier, Béla v. Landauer, schrieb: Beim Verlassen der Stadt Görz lassen wir das breite Isonzotal zur Linken, östlich durch den bläulichgrauen Flußstreifen begrenzt. Nach Süden ist der Aufstieg zum Plateau von Doberdo einerseits durch die drei Hügel des Monte Fortin, andererseits durch die Podgorahöhe flankiert, in der Mitte der berühmte Brückenkopf. Drüben die Ortschaft Lucinico ist gänzlich in Brand geschossen und als nicht in unserer Verteidigungslinie liegend von Anbeginn dem Gegner überlassen worden. Hier auf der Podgorahöhe war der Brennpunkt der ganzen Isonzoschlacht gelegen. Zweihundert Meter über dem Meeresspiegel, nicht über zwei Kilometer lang, verschließt sie gegen die italienische Grenze den einzig möglichen Durchzug nach Görz, das geräumige flache Isonzobecken von Cormons bis Gradisca. Deshalb auch die ganze Wucht des Angriffes. Auf dem steilen schlüpfrigen Abhange komme ich nur sehr langsam vorwärts. Ringsumher ist der Wald nahezu kahl. Statt Bäume ragen lauter Stöcke in die Luft und Laubwerk, von Geschossen zerstampft. Zehntausende von Granaten liegen hier begraben, denn gegen diesen Südrücken war stets der Hauptangriff geführt. Auf dem mir zugekehrten Hang sind die Unterstände hineingearbeitet. Jenseits, nach abwärts, die Infanteriestellungen, Drahthindernisse und Schützengräben waren schon sämtlich wiederholt zerschossen, jedesmal aber wieder tadellos hergerichtet worden. Gegen diesen Punkt der Höhe waren die unausgesetzten Angriffe des Gegners gerichtet. Brav haben sich die Italiener geschlagen, das darf nicht geleugnet werden; ihre Offiziere insbesondere . . .

. . . . Auf allen Vieren krieche ich nun auf den Kamm. Ich sehe ins Tal drüben auf die feindliche Höhe, in den langen gelblichen Streifen, der die italienische Schwarmlinie birgt. Neben mir, kaum bemerke ich sie, zwei kleinere Geschütze, von Laubwerk umhüllt. „Dies sind unsere liebsten Kameraden," bemerkt der mich führende Oberstleutnant, „hier geht's am schärfsten zu." So oft wir das Einschlagen des Geschosses hören, das verteufelte Gerassel der Schrapnellkugeln,

glauben wir jedesmal, nun ist es um unsere braven Kameraden, um unsere braven Geschütze geschehen. Und dann hören wir in der ersten Pause zweimal hintereinander „Ping, ping!“ Gottlob, sie sind unversehrt.

Zum fünften Male versuchten die Italiener, sich der Görzer Stellung zu bemächtigen. Eine vielfache Übermacht führte die denkbar wuchtigsten Stöße gegen die ganze Verteidigungsfront, insbesondere aber gegen die Höhe bei Podgora. Am 17. Juli zeitig früh mißlang einem italienischen Luftschiff der Bombenangriff auf die Görzer Eisenbahnbrücke. Diesem folgte noch am selben Vormittag Artilleriefeuer, das am folgenden Tage von Morgengrauen an ununterbrochen die ganze Front, besonders aber die Podgorahöhe mit Geschossen schweren und mittleren Kalibers belegte. In unverminderter Heftigkeit donnerten die italienischen Geschütze Tag und Nacht ununterbrochen bis zum 22. Erst jetzt flaute das Feuer allmählich ab, die Stadt und unsere Stellungen wurden aber auch weiterhin täglich mit einigen Granaten und Brandbomben bedacht, ohne daß nennenswerter Schaden verursacht worden wäre. Am 18. wiesen die Besatzungen von Monte Sabotino und der Höhen bei Oslavia nordwestlich Görz und Podgora je einen kleineren Infanterieangriff ab. Auch am folgenden Vormittage wurden solche auf die Höhen von Pevma und Oslavia zurückgeschlagen. Vier weitere zerschellten daselbst am Nachmittag, und jetzt erst setzte der Haupt-



Wegführung am Monte Michele gefangen genommener Italiener. Phot. Kilophot

angriff gegen die Podgorahöhe, und zwar gegen den Südteil, an. Nach ausgiebigster Vorbereitung durch Artillerie, Minenwerfer und Maschinengewehrfeuer arbeitet sich die italienische Infanterie in dreistündiger Anstrengung in mehreren Linien hintereinander mit außergewöhnlicher Energie an die Hindernisse unserer Stellungen vor. Unsere Artillerie hatte schon bisher ausgezeichnet gewirkt; was noch von den Angreifern verschont geblieben, stürzte im verheerenden Nahfeuer unserer Infanterie zusammen. Am 20. wurde die Pevmahöhe von Infanterie ununterbrochen beschossen, und es gelang einer nachts vorgeschlichenen feindlichen Patrouille, das Drahthindernis an einer Stelle zu sprengen. Hier wurde der Schaden sofort noch im Feuer ausgebessert, zu gleicher Stunde ein Angriff von drei feindlichen Bataillonen auf den Monte Sabotino und ein zweiter mit Handgranaten durchgeführter bei Oslavia blutig zurückgeschlagen. Um 9 Uhr vormittags erneuert der Feind mit starker Infanterie den Angriff auf die Podgorahöhe, der aber schon nach 1½ Stunden an der Hindernislinie scheitert, worauf seine Infanterie sofort ein wütendes Feuer auf die Höhe richtet. Am Nachmittag folgt ein neuer heftiger Angriff von Lucinicos Nordrand und aus westlicher Richtung. Geschützfeuer, Minenwerfer und Maschinengewehrfeuer zwingen die Besatzung eines kleinen, vorgeschobenen Grabenstückes zum Verlassen desselben. Rasch dringt der Feind nach und verschanzt sich mit Sandsäcken. Durch die



Österreichisch-ungarische Truppen durchwaten den Isonzo. Phot. Ed. Frankl

Lücken der zerschossenen Hindernisse drängt der weitere Angriff auf die Höhe die Besatzung in eine rückwärtige Grabenlinie. In der nächsten halben Stunde hat aber eine heroische Abwehr der mit seltener Todesverachtung ringenden Verteidiger wieder alles wettgemacht. Aus allen neuerworbenen Stellungen wird der Angreifer blutig vertrieben. Es waren die Brigaden Pistoja, Casale und Pavia des VI. italienischen Korps, die auf einem Frontraum von zwölfhundert Schritt angegriffen hatten. Mit Kolben, Steinen, Fäusten und Zähnen wurde gekämpft. Eine in die Stellung eingezogene Batterie beschoß den Feind auf 30 Schritt. Groß waren die Verluste, unverhältnismäßig größer aber die des zurückflutenden Gegners. An dieser Stelle wagte sich der ermattete Feind am nächsten Vormittag nicht mehr heran. Zwei Angriffe auf den Monte Sabotino zerschellten. Doch schon am Nachmittag kam es wieder zu dreimaligen hartnäckigen Angriffen, um die Podgora um jeden Preis in die Hände zu bekommen. Nach zweistündigem Kampfe wurde der Gegner alle drei Male an den Drahthindernissen zerschmettert. Ein Gegenstoß der Verteidiger nach vorhergehender Artillerie- und Minenwerfervorbereitung jagte den Feind noch weiter zurück. Inzwischen wurden auch zwei Angriffe auf die Höhe Pevma trotz Gasbombenbeschießung abgewiesen. Am 22. war schon ein Abflauen des Artilleriefeuers bemerkbar. Vom Sabotino war ein schwacher Angriff leicht abgewehrt, dafür erhielten Teile von Görz an diesem Tage einige Brandgranaten. Schon im Keime wurde am 23. ein neuerlicher Angriff auf die Podgora erstickt, und durch einen glänzenden Gegenangriff wurden die letzten Reste des in des Gegners Hände geratenen Grabenstückes wieder besetzt. Der Feind floh mit Hinterlassung einer Menge Gewehre, Bajonette, Patronen und Schaufeln. Seither sind außer den nächtlichen Beschießungen unserer Stellungen und der Stadt nur unbedeutende und mühelos abgewiesene Annäherungsversuche vor der Podgorahöhe, hauptsächlich ausgeführt von Bersaglieri, zu verzeichnen. Am 28. Juli, dem Namenstag des Königs von Italien, sollte ihm die Stadt Görz zu Füßen gelegt werden. Für diesen frommen Wunsch büßen nun außer der noch unbekannten Anzahl von Gefangenen und Verwundeten bei Podgora allein über dreitausend Tote, darunter unverhältnismäßig viel Offiziere. — —

Angriffe gegen den Plöckenpaß und gegen Malborgeth

So war es am Isonzo, und nicht anders war es an der nördlich anschließenden, schmalen Kärntner Front. Hier lagen unter anderen zwei Hauptangriffspunkte der Italiener: der Plöckenpaß, der den verhältnismäßig besten Weg vom Venetianischen Gebiet nach dem schönen Kärnten hinein, ins Gailtal, darbietet, und wo steirischer Landsturm am 17. Juni den kleinen Pal in ruhmreichem Angriff genommen hatte; dann vor allem Malborgeth an der Bahnlinie Villach—Pontafel—Udine. Malborgeth mit dem Fort Hensel, so benannt nach dem Hauptmann Hensel, der die gleiche Sperre 1809 ehren- und ruhmvoll, bis zum letzten, gegen die nach Kärnten eindringende Armee Napoleons verteidigte. Die schwerste italienische Artillerie hatte in den Monaten Juni und Juli dies kleine Fort nach allen Regeln der Kunst bearbeitet, Tag um Tag — so daß man sich in ihm schon Ende Juli eines seltsamen Jubiläums rühmen konnte: der dreitausendsten Granate, die gegen es abgefeuert worden war. Die Verteidiger aber hielten stand — unerschütterlich!

Das Fort Hensel

Stand hielt man an all den Kärntner Sperren. Neben den Truppen des Feldheeres auch die tapferen Kärntner Freiwilligen, die gleich den Tiroler Standschützen in ihren Gräben und Unterständen hoch oben im Gebirge auf Wacht standen und dem verhaßten Feind auch nicht einen Schritt ins geliebte Heimatland gönnten. Hoch oben in den Bergen . . .

Ehe man zu ihren Stellungen kam, berichtete der Brünner Dichter Dr. Karl Hans Strobl, mußte man eine richtige Hochtour unternehmen. Wenn ein ‚Führer durch die Alpen‘ diesen Weg gekannt hätte, würde er ihm die Warnung beigesetzt haben: ‚Nur für Schwindelfreie‘. Zuerst geht es noch, es ist nur mühsam, nicht gefährlich. Zwischen den Hütten des Brigadekommandos und der Stellung einer Kompagnie muß man noch einmal in ein Tal absteigen. Dort wird gekocht. Im Buschwerk, in Deckung vor den Blicken des Feindes, der auf den Höhen sitzt, brodelt es in den Kochkisten, das nasse Holz qualmt, Ziegen knuspern am Gesträuch; es sind die Kompagnieziegen, sechs bis acht an der Zahl, die zusammen doch ein paar Liter Milch geben. Bei der Brigade ist noch eine Kuh; sie war eben heute verloren gegangen, verschwunden, davongelaufen, verirrt, abgestürzt, und man sprach von ihr mit Trauer in den Mienen. Hier vorne aber ist das kriegerische Klima für Kühe schon zu rauh, hier kommen nur noch Ziegen fort. Sie haben fahle Farben, die dem Gestein angepaßt sind, sie sind klein, ducken sich leicht hinter Blöcken und ins Gesträuch.

Aus diesem Hochtal der Kochkisten und der Ziegen geht es schon steil durch Geröll und Wald; die Wege hier können nicht so angelegt werden, daß sie bequem sind, sondern müssen so sein, daß sie der Feind nicht einsehen kann. Hier können auch keine Tragtiere mehr fortkommen, hier ist alles auf Menschenkraft gestellt. Die Männer mit den Kochkisten keuchen hier empor. Es sind drei Stunden Weges aus dem Tal bis zu den vordersten Stellungen. Drei Stunden kraftzermürbender Plage. Wenn das Fleisch zur Hälfte gar ist, werden die Kochkisten zugeschraubt, es kocht nun im eigenen Dunst vollends weich und kommt auf den Schultern der Träger saftig und heiß in die Wände und Gradzinken zu den Schützen . . .

Dann aber fängt etwas an, das sich für einen Weg ausgibt, das aber eher ein Vorwand zum Hinunterfallen ist.

‚Jammerstiege‘ nennen die Leute diesen Weg.

Den Niederösterreichern und Oberösterreichern, die hier stehen, macht das wenig aus. Man mußte den Weg früher auf allen Vieren gehen, meint der Hauptmann, aber jetzt ist er bequem wie die Ringstraße. Man hat ihn durch Sprengungen in den Felsen erweitert, hat Stufen geschlagen, hölzerne Leitern gezimmert, hat Drähte am Abgrund hingespannt. Wo Stein oder Erdreich bröckelig sind, hat man den Rand durch Flechtwerk verstärkt und Pflöcke eingeschlagen, die wieder mit Drahtseilen an weiter oben in den Felsen stehende Bäume befestigt sind.

Wenn ich einmal gefragt werde, wer in diesem Krieg die schwerste und heldenhafteste Leistung vollbracht hat, ich werde ohne Besinnen antworten: die Männer, die mit den Kochkisten auf dem Rücken täglich die ‚Jammerstiege‘ hinauf- und hinabgeklettert sind.



Pioniere beim Verbessern der Wege und Herstellen neuer Verbindungen im Kampfgebiet. Phot. Ed. Frankl

Wenn der Weg zu Ende ist, dann ist man auf einem Gipfel. Und da sind wieder Hütten und Zelte ans Gestein gehängt und in die Felsen hineingepreßt, und eine Menge Leute sind da, und vorne sind die Deckungen, wo sie an den Gewehren stehen.

Weiter vorne ist aber noch ein Gipfel, der ist noch höher und steiler und unwegsamer, aber auch dort sind Hütten und Zelte und Soldaten.

Und noch weiter vorne ist wieder ein Gipfel, der höchste hier, von dem vorletzten durch eine Luftlinie von zweihundert Schritten getrennt — und auf dem sitzen die Italiener.

Hier oben pfeifen die Kugeln.

Fiu — fiu, surren ein paar verirrte Geschosse in unserer Nähe. Sie zirpen wie eine Art von Vögeln. Das Geplänkel hört hier niemals auf.

Wir liegen auf einem schmalen Felsband, bäuchlings, und schauen in den Felskessel hinein und zu den Italienern hinüber.

Drüben, jenseit des Felsenkessels, auf dem Nachbargipfel, stehen steirische Landesschützen. Gute Augen sehen kleine Gestalten, die wie Gemsen klettern, die helleren Flecke der Zelte, die dunkeln Zacken der Schützengräben. Wenn frohe Nachrichten aus Galizien und Polen einlangen, dann rufen sie einander die Post von Berg zu Berg zu. Und dann fangen die Walischen wie wütend zu pfeffern an, als wüßten sie, daß jeder Sieg dort oben auch ihnen in ihren Felsennestern an den Kragen geht.

Auf der anderen Seite um den Gipfel herum, da ist wieder ein großes Wunder, diesmal von der Natur gestellt.

Auch hier: Der Feind und wir eingegraben, oben und unten, in den Wäldern und an den Hängen, Stacheldraht und Schützengräben.

Darüber aber ein wunderbarer Bergdom. In einer Scharte arbeitende feindliche Kolonnen, kleines Gewimmel an den Hängen. Aber so fern sind sie, daß sie einen kaum ärgern, weil sie da sind.

Österreichisch-ungarischer Beobachtungsposten in den Bergen
Phot. Gebr. Haeckel

Wenn der Blick aber nach links geht, dann sinken die Berge zusammen, lösen sich wie in Dunst und Licht. Etwas Gewaltiges dringt in die Ferne ein, ein graues Blau, streifig dunkler und heller, wie Wolkenschatten oder ziehender Rauch. Wie seltsam weit wirkt das! Ist es nicht wie ein Salzhauch von dort herüber, aus dieser Unendlichkeit, in die sich die starre Welt der Berge ergießt.

„Das Meer,“ sagt jemand.

Die Adria. — — —

In harten Stein, Granit und Gneis, mußte hier oben, wie in Tirol, jedes Stück Schützengrabens, jeder Unterstand, jede Deckung genagt werden. Der Spaten versagte meist; Sprengstoffe konnte man nicht verwenden, weil sie dem Gegner die nur des Nachts mögliche Arbeiten verraten hätten. Pickel, Brecheisen, Steinschlegel mußten heran. Dann wurden die Deckungen listig verborgen, durch Kiefergestrüpp und mit Alpenmoosen. Alles ging, solange das Wetter günstig war. Aber wenn Cadorna, der ja in jedem seiner Berichte vom Wetter sprach, sich darüber ungünstig äußerte, dann wurde es arg. Dann schwand der schöne Blick auf die ferne Adria, um die ja eigentlich gekämpft wurde; es goß, wie es nur im

Hochgebirge gießen kann, und schon im Frühherbst wurde der Regen zum Schnee. Man hatte ja auch dafür vorgesorgt. Es fehlte nicht an den Schwarmöfen; auch für warme Unterkleidung war gesorgt, und die reiche Liebestätigkeit tat ein Übriges. Doch der Aufstieg vom Tal zur Höhe wurde immer schwieriger. Neue Brücken über die reißenden Gebirgsbäche mußten gebaut werden; Seilbahnen wurden angelegt, Schutzdämme an den gefährdeten Stellen geschaffen; die Unterstände vertieft und mit Abzugskanälen für das strömende Wasser versehen . . .

Krieg im Hochgebirge. In Kärnten und in Tirol. — —

17., 18., 26. Juni, 2., 7. Juli 1915 Vorstöße der österreichisch-ungarischen Flotte in der Adria

Über der Adria lag noch die Sonne, und die österreichisch-ungarische Flotte nutzte die Tage. Immer wieder flitzten die schnellen Kreuzer und Torpedoboote über das blaue Meer. Am 17. und 18. Juni schon hatten sie die italienische Küste bis Fano mit ihrem Besuche beehrt und an der Tagliamentomündung, bei Pesaro und Rimini gute Arbeit getan, am 26. in der Nordadria ein italienisches Torpedoboot versenkt, am 2. Juli ein weiteres, am 7. einen Panzerkreuzer — bald hatte die Flotte nur einen Schmerz: sie begegnete auf ihren Streifzügen keinem Feind mehr. Die übermächtigen Italiener scheuten die Nordadria wie Pech und Schwefel; Triest und Pola blieben unberührt vom Gegner; kaum daß gelegentlich ein Flieger ein paar Bomben abwarf. Höchstens an der Westküste der Adria tauchten dann und wann ein paar feindliche Fahrzeuge auf, besetzten heldenmütig ein Inselchen und verdufteten bald wieder. Grade hier aber sollte sich später erweisen, daß die Flotte unserer Bundesgenossen ihr sachliches und moralisches Übergewicht über die ruhmredigen Italiener unbedingt zu behaupten verstand.



Tragtiere im Krngebiet



Kampfgelände im Osten. Phot. A. Grohs

Siebenter Abschnitt

Große deutsche Offensive gegen Osten. Die Heeresgruppen Hindenburg, Prinz Leopold von Bayern und Mackensen. Die Armee Below in Kurland; die Armee Eichhorn gegen Kowno. Fall von Kowno. — Die Armeen Gallwitz und Scholtz am Narew. Die Armeegruppe Woyrsch über die Weichsel. Die Eroberung von Iwangerod durch General v. Köveß. — Generalfeldmarschall v. Mackensen am Bug. — Prinz Leopold von Bayern vor Warschau und die Eroberung der polnischen Hauptstadt.

Im fünften Abschnitt dieses Bandes hatten wir gezeigt, wie nach der glückhaften Zurückeroberung Galiziens, nach der Einnahme der Landeshauptstadt Lemberg die hier bisher gegen die Verbündeten kämpfenden russischen Heeresmassen zum großen Teil nach Südpolen ausgewichen waren, um die Verbindungen auf Iwangorod, Warschau, Brest-Litowsk soweit noch angängig zu sichern; schwächere Kräfte waren auf Kowel, andere auf Brody und Tarnopol zurückgegangen; starke Reste endlich zwischen der Zlota-Lipa und dem Sereth, sowie an den Grenzen der Bukowina stehen geblieben.

Dem gegenüber waren von der Stoßgruppe Mackensens der linke Flügel, die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, in der allgemeinen Richtung auf Krasnik, der mittlere Heeresharst, zu der die Hauptkräfte der Armee Linsingen (bald Bug-Armee genannt), traten, auf Lublin—Cholm, eine neu gebildete rechte Flügel-Armee unter dem österreichischen General Puhallo auf Kowel angesetzt worden. Die Front nach Osten deckten, von Norden nach Süden gerechnet, die Streitharste Böhm-Ermolli, die neu auftretende Heeresgruppe des bayrischen Generals Grafen v. Bothmer und die Armee von Pflanzer-Baltin.

So schwer erschüttert ohne Zweifel durch die schweren Kämpfe der letzten Wochen die russischen Verbände waren, dem Vormarsch Mackensens setzten sie doch aufs neue zähen Widerstand entgegen. Begünstigt durch die Geländeverhältnisse Südpolens, verstärkt durch Reserven, die zum Teil hier zum ersten Male ins Gefecht kamen, sibirische Regimenter und solche der Garde, suchten sie dem Gegner die Besitznahme der Bahnlinie Iwangorod—Lublin—Cholm—Kowel, für sie eine Lebensfrage, schrittweise streitig zu machen, um mindestens Zeit zu gewinnen. Zu harten und wechselvollen Kämpfen kam es zunächst bei der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand in den ersten Juliwochen, im Raume von Krasnik, wobei am 6. Juli neben österreichisch-ungarischen Truppen die 47. deutsche Reserve-Division unter General von Besser sich hohen Ruhm errang; sie stürmte die stark ausgebaute Stellung bei Idalin, nahm 2500 Russen gefangen und erbeutete zahlreiches Kriegsmaterial. Feldmarschall Erzherzog Friedrich, der Höchstkommandierende, sprach den „Führern und Truppen" der Division, „die in der Nacht zum 6. Juli die feindliche Stellung durchbrochen und am folgenden Morgen auch noch die zweite und dritte Stellung durchstoßen, wiederholte Gegenangriffe abgewiesen, in die eigene Stellung eingedrungene Gegner im Handgemenge unter erbitterten Kämpfen niedergemacht oder gefangen genommen haben", seinen besonderen Dank aus.

Juli 1915 Kämpfe im Raume von Krasnik.

6. Juli 1915 Die 47. deutsche Reserve-Division unter General v. Besser stürmt Idalin

Die Neugruppierungen der Armeen, der Ersatz von Munition und anderer Nachschub erforderten eine gewisse Zeit. Aber am 17. Juli konnte dann die deutsche Heeresleitung berichten, daß die verbündeten Truppen in den letzten Tagen am Bug zwischen Bug und Weichsel eine Reihe russischer Vorstellungen genommen und daß sich am 16. an der ganzen Front unter der Führung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen größere Kämpfe entwickelt hätten, die zunächst westlich des Wjeprsh in der Gegend südwestlich Krasnostaw zum Durchbruch führten. Es war eine glänzende Waffentat deutscher Truppen, denen an 7000 Gefangene in die Hand fielen. Der Erfolg erweiterte sich schnell. Am 17. wurde Krasnostaw selbst und Pilaszkowice gestürmt. Wütende Gegenangriffe, zu denen auch ein neues sibirisches Korps und eine Garde-Division in den Kampf geworfen wurden, konnten an dem Ausgang nichts ändern. Gleichzeitig fast erzwangen, bei Grabowec, deutsche und österreichisch-unga-

16, 17. Juli Sieg bei Krasnostaw



Generalleutnant von Besser

rische Truppen, Schulter an Schulter in heißem Ringen, den Übergang über die Wolica. In der Nacht zum 19. begannen die Russen das Schlachtfeld zu räumen, traten sie den Rückzug an. Die Gefangenenzahl wuchs bei der sofort einsetzenden Verfolgung fast stündlich.

18. Juli 1915 Der Übergang über die Wolica erzwungen

Ehe wir aber das Vordringen in Südpolen weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf die allgemeine strategische Lage längs der ganzen Front gegen Rußland werfen.

Der wahrhaft großartige Plan, der die Verbündeten in den nächsten Wochen von Sieg zu Sieg führte, sie zu Herren ganz Polens, Litauens und großer Teile Kurlands machte, sah gleichsam eine gewaltige Zange, eine Umklammerung der russischen Heeresmacht vor.

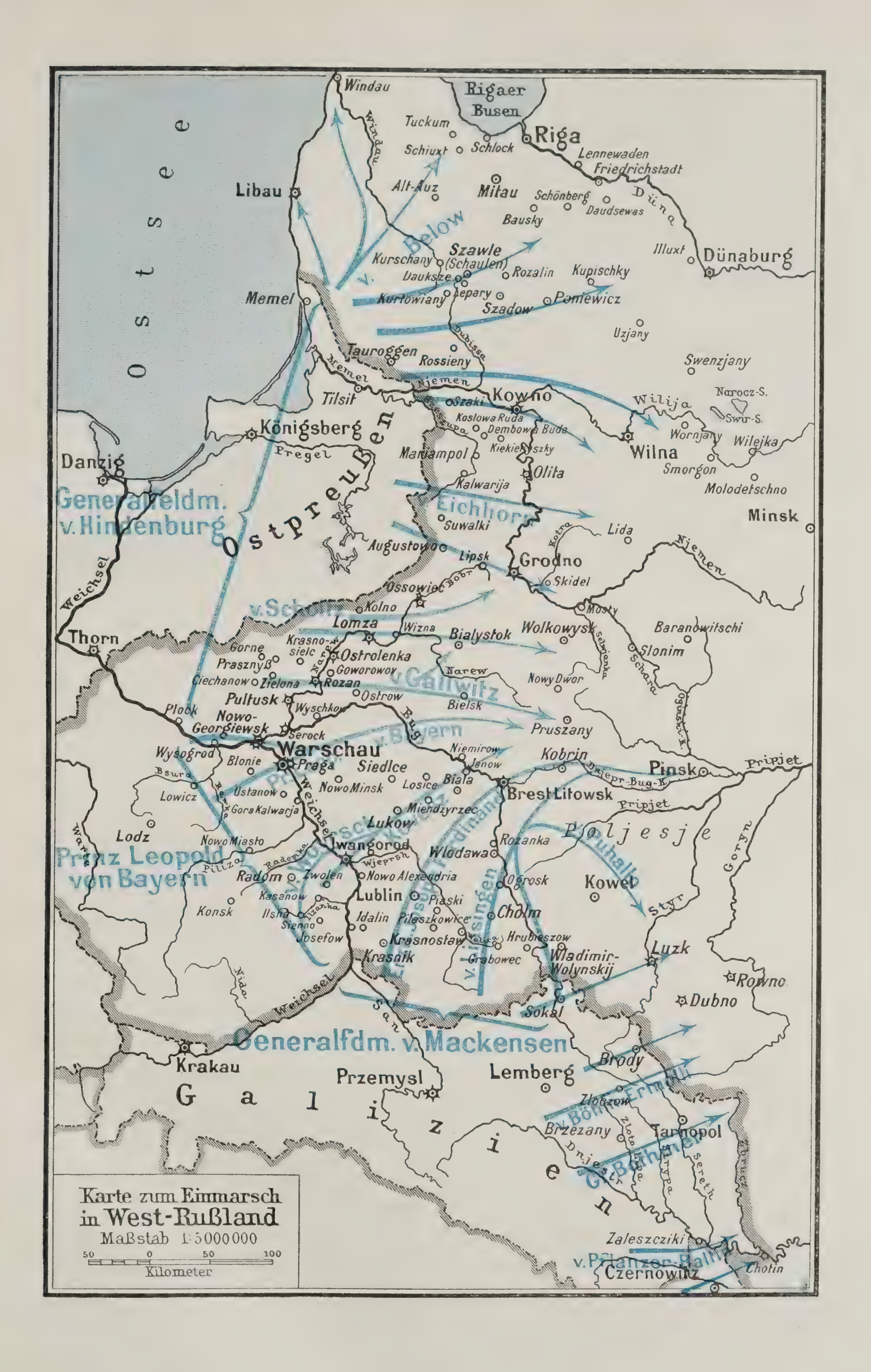
Das nördlichste Glied der Zange bildeten die unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg vereinigten Heeresgruppen: die berühmte Armee v. Below, die im Vormarsch durch Kurland begriffen war; die Armee v. Eichhorn, die südlich der ersteren in der allgemeinen Richtung auf die Njemenfestungen, vor allem auf Kowno, angesetzt wurde; die neugebildete Armee des Generals v. Scholtz, die wir uns zunächst gegen Lomza gewendet vorstellen müssen; endlich die Armee v. Gallwitz, die nördlich der Narewlinie kämpfte.

Die Mitte der deutschen Macht, den Griff der Zange, bildete die Heeresgruppe, die, jetzt dem Prinzen Leopold v. Bayern unterstellt, vor Warschau lag und südlich an die Armeegruppe v. Woyrsch mit österreichisch-ungarischen Truppen unter General v. Köveß, Anschluß fand, welche demnächst den Vormarsch auf Iwangorod, die zweite der großen russischen Weichselfestungen, antrat.

Über das südliche Glied der Zange sind wir bereits unterrichtet: sie wurde durch die Armeen des Feldmarschalls v. Mackensen gebildet.

In diesem Zusammenhang sei darauf aufmerksam gemacht, daß von jetzt an in den Berichten der deutschen Heeresleitung der Begriff der Heeresgruppe auftritt. Sie bilden, im Unterschiede zur Armee oder zur Armeegruppe (d. h. einer kleinen Armee), die Zusammenfassung mehrerer solcher Armeen oder Armeegruppen unter einem gemeinsamen Oberbefehl.

Es kam darauf an, das gemeinsame zeitliche Zusammenwirken der drei großen Hauptglieder zu sichern, zu gewährleisten: sie mußten auf ihren ungeheuren Fronten einen stetig wachsenden Druck auf den Feind ausüben, ihn mehr und mehr einengen, andauernd bedrängen, ihn immer aufs neue vor die entscheidende Frage stellen, ob und wo er noch eine Kampfentscheidung anstreben — oder ob er sich zum allgemeinen Rückzug entschließen wollte, der mit der Aufgabe gewaltigen Landgebiets und, vielleicht, mit der Aufopferung der mit ungeheuren Kosten aufgeführten Festungen am Njemen, Narew und an der Weichsel verknüpft sein mußte. Die Kriegsgeschichte kennt wenig Lagen, in denen ein so gewaltiger Entwurf, wie der der verbündeten Heeresleitungen, gefaßt, kennt gewiß keine Lage, in der ein solcher Plan erfolgreich durchgeführt wurde. Wahrhaft großartig war der Plan, meisterlich das einheitliche Zusammenwirken. Auch der Laie empfindet unwillkürlich, wie gewaltig die Aufgabe war, was es bedeutete, die räumlich weit, weit getrennten Heeresgruppen nach einem Willen, einem Ziele entgegen zu leiten. Möglich war das letztere nur durch das erprobte strate-



Karte zum Einmarsch in West-Rußland
Maßstab 1:5000000
50 0 50 100
Kilometer

gische Verständnis aller Armeeführer, die sich, jeder Eifersüchtelei fern, völlig dem großen Ganzen unterordneten; möglich war es schließlich nur durch die sichere, immer tatkräftige Unterführung und durch die Tapferkeit, die immer gleiche opferwillige Tüchtigkeit der Truppe; was sie, die Truppe, in diesen Tagen und Wochen der großen Offensive an Anstrengungen auf sich genommen hat; wie sie nimmer müde nach den schwersten Märschen, nach Entbehrungen aller Art zu immer neuen Angriffen überging, verdient die allergrößte Bewunderung. — — —

Erinnern wir uns der Schilderung im ersten Abschnitt dieses Bandes: wie Meister Hindenburg Ende April in Kurland einrücken ließ, wie deutsche Vortruppen schon am 3. Mai wenige Kilometer vor Mitau standen, und daß am 8. Mai der stattliche russische Kriegshafen und die schöne Stadt Libau in unserem Besitz waren. Es waren, wohl zu beachten, dieselben Siegestage, an denen auf dem südlichen Teil der Front, in Galizien, Mackensen eine feindliche Front nach der anderen durchbrach. Die beiden Zangenglieder taten gemeinsame gleichzeitige Arbeit.

14. Juni 1915 u. ff. Kämpfe der Armee v. Below im Raume von Szawle — General Litzmann (Armee v. Eichhorn) vor Olita und Kowno

Aber die Russen gaben auch hier das Spiel nicht verloren, sie wehrten sich wacker. Es kam, von Mitte Juni an, zu erneuten harten Kämpfen der Armee v. Below im Raume von Szawle (Schaulen), wo am 14. das Dorf Daukſze mit stürmender Hand genommen wurde. Hier, wie an der Straße von Mariampol auf Kowno, auch im Raume von Kalwarija, wo die Armee von Eichhorn erfolgreich rang, mußten dauernd starke Gegenangriffe abgewehrt werden. Hier hielt, schrieb ein ausführlicher Bericht der deutschen Heeresleitung, nach näherer Anordnung des Armeeführers, General Litzmann, den wir schon von dem herrlichen Durchbruch bei Brzeziny her kennen, südlich des Njemen gute Wacht gegenüber der großen Festung Kowno und dem befestigten Platz Olita. Die Front seiner Truppenstellung glaubten die Russen durchbrechen zu können. Aus dem großen Walde westlich von Kowno stießen ihre Angriffskolonnen gegen den deutschen linken Flügel vor. General Litzmann aber holte schnell alles herbei, was an anderen Stellen entbehrlich war, und schlug mit den Truppen, wie sie gerade ankamen — manchen Verband erst auf dem Schlachtfelde bildend, — die Russen bei Szaki so gründlich, daß sie in den Wald zurückfluteten. In diesem unübersichtlichen Gebiet aber wollte der deutsche General sie auch nicht vor seiner Front haben. Er beschloß, den ganzen Wald, bis zu dessen Ostrand die Kanonen der Festung Kowno reichen, vom Feinde zu säubern. Dazu zog er nochmals soviel Truppen wie möglich nach links heran und leitete einen weitumfassenden Angriff ein. Von Süden her durchbrach eine starke Kolonne aus Mariampol und aus der Szeszupalinie die ausgebaute Verteidigungsstellung der Russen und ging auf die Südecke des großen Waldes vor, wo sie bei Dembowa Buda auf starken Widerstand stieß. Zugleich drang ein zweiter großer Truppenverband in den Nordteil des Waldes ein und marschierte, rechtsschwenkend, auf mehreren Parallelwegen in südlicher Richtung. Frontal ging von West nach Ost, dann Südost, Kavallerie vor, die hier eine rein infanteristische Aufgabe vorzüglich löste, während ein zweiter Kavallerieverband sich nicht von den Pferden zu trennen brauchte, sondern den Auftrag erhielt, auf dem äußersten linken Flügel am Njemen entlang vorzustoßen und dem Feinde womöglich die Rückwege nach Kowno zu sperren. Es waren die glühend heißen



Deutsche Infanterie im Vormarsch auf Kowno. Phot. Guschmann

Tage der zweiten Juniwoche, und in dem meilenweit ausgedehnten Tannenwalde herrschte bei völliger Windstille eine drückende Hitze. Aber der deutsche Siegeswille kannte kein Ermatten. Drei russische Stellungen, die in den Flußtälern des Waldes angelegt waren, wurden nacheinander von Norden her umfaßt und mußten aufgegeben werden. Die Russen erkannten die Gefahr des großen konzentrischen Angriffs und wehrten sich tapfer. Vor allem waren sie darum besorgt, die Rückmarschstraße nach Kowno möglichst lange frei zu halten. Wie unserer Südkolonne bei Dembowa Buda, die nun weiter an der Kownoer Chaussee hinaufstrebte, so setzten sie der vom Njemen her umfassenden Kavallerie hartnäckigen Widerstand entgegen und ließen inzwischen nach Kowno enteilen, was noch flüchten konnte. Aber der Ring der deutschen Truppen schloß sich doch zu schnell. Als unsere unermüdlichen Kämpfer noch in der Nacht bis zum Bahnhof Koslowa Ruda im südlichen Teil des Waldes vorstießen, fanden sie dort ein schlafendes Heer. Annähernd 3000 Russen hatten sich erschöpft niedergelegt, um am nächsten Tage ein letztes Loch zum Entschlüpfen zu suchen. Nun wurden sie dieser Mühe enthoben; man führte sie ab in Gefangenschaft. Der große Wald war vom Feinde frei. Das war ein wohlverdienter Triumph, denn leicht sind Unternehmungen dieser Art wahrlich nicht. Das Hin- und Herwerfen der Verbände mit ständig wechselnden Befehlsverhältnissen erfordert größte Aufmerksamkeit und Anpassungsfähigkeit der Führer; der Nachschub wird äußerst erschwert, vor allem aber muß die Truppe im Marschieren, Ausharren und Kämpfen gegen einen verschlagenen, im Eingraben wie im Rückzugsgefecht sehr geübten Gegner Außerordentliches leisten. Es war eine Freude, zu sehen, mit welcher unerschütterlichen Frische und Begeisterung Offiziere und Mannschaften — vielfach Reserve- und Landwehrformationen — diese abwechslungsvolle, aber anstrengende Kriegführung

durchhielten und wie gut sie, nebst ihren Pferden, nach zehn Kriegsmonaten noch imstande waren. Ruhe gab es hier wenig. Kaum war die notwendigste Zeit zum Wiederordnen der Verbände gelassen worden, so begann schon wieder eine neue Bewegung.

Am 14. Juli finden wir die Armee Below wieder im Vorwärtsdrängen. Sie gewinnt mit ihrem nördlichen linken Flügel bei Kurschany die Windau, klopfte den Russen, die schleunigst Verstärkungen heranführten und es wieder mit Gegenangriffen versuchten, empfindlich auf die Finger, zumal am 17. bei Alt-Autz, besetzte am 18. Windau, den zweiten baltischen Hafen, Tuckum und Schiurt. Am 23. und 24. Juli kam es am letztgenannten, vielumstrittenen Ort endlich zur vollen Entscheidung.

18. Juli 1915 Armee Below besetzt Windau, schlägt am 23. u. 24. bei Tuckum und Schiurt

Es war das in der Hauptsache ein großes Reitergeschwader, das im rastlosen Ansturm durch das schöne, fruchtbare Kurland fegte. Endlich einmal hatten unsere Kavallerie-Regimenter eine herzerfreuende Aufgabe vor sich, und mit echtem Reitergeist haben sie sie gelöst. Immer wieder stöberten sie den Feind auf, fegten wie eine Windsbraut hinter ihm drein, bis er, auf den Tod ermüdet, seinen Rückzug zur Flucht wandelte. Schwächerer Verteidigung gegenüber mußte die reitende Artillerie, die die Kavalleriedivisionen begleitete, ihr gewichtiges Wort sprechen. Traf man auf ernsten Widerstand, auf ausgebaute Stellungen, wie etwa vor Mitau, dann wurde freilich Infanterie herangezogen. Wacker taten die Pioniere mit. Überall stieß man ja auf gesprengte, bisweilen auch auf zur Sprengung vorbereitete Brücken; an der Windau mußten unsere Pioniere, nicht ohne Lebensgefahr, 35 Sprengkästen aus solch einer Brücke entfernen.

Die mittleren Kolonnen des Belowschen Streitharstes hatten inzwischen gute Arbeit getan. Es galt vor allem, die zäh verteidigten russischen Stellungen um Schaulen (Szawle), das in heißen wechselvollen Kämpfen vielumstrittene Städtchen, zu durchbrechen. Schon am 20. kam man hier brav vorwärts. Vom 22. bis 24. Juli aber brachte endlich ein umfassend angesetzter Angriff die volle siegreiche Entscheidung.

22.—24. Juli 1915 Die russische 5. Armee zersprengt

Die russische 5. Armee wurde gründlich geschlagen und bei Rozalin und Szadow völlig zersprengt. Seit der Wiederaufnahme der Operationen waren in diesem Gebiet 27000 Gefangene gemacht worden, neben 25 Geschützen und 40 Maschinengewehren. Es war ein reiner, ganzer Erfolg. In der sofort einsetzenden Verfolgung wurde am 1. August die alte, schöne Stadt Mitau, einer der Kernsitze des Baltentums, erreicht. Der Feind wich auf der ganzen Front, vielfach fluchtartig, immer neue Gefangene unserer nachdrängenden Kavallerie überlassend. Auch der wichtige Straßenknotenpunkt Poniewicz wurde am 26. Juli besetzt, der Vormarsch auf Riga und Dünaburg fortgesetzt.

1. Aug. 1915 Mitau besetzt

26 Juli 1915 Poniewicz besetzt

Aus der ernsten, folgenschweren Schlacht um Schaulen zeichnete Fritz Wertheimer, der Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung, einige packende Bilder, die hier auszugsweise wiedergegeben seien:

Mitten in einer Gruppe schlanker Eschen stand der Aussichtsturm, den erst heute morgen die Pioniere gebaut hatten, luftig wie ein japanischer Pavillon, drei Stockwerke hoch aus soliden frischen Balken zurechtgezimmert, unten eine geräumige Schutzhütte. Wir hörten zuerst von irgendwo ein paar Stimmen und

das Schnarren eines Telephons. Man sah hinauf und entdeckte zwischen den Zweigen hoch oben im Grünen die großen roten Aufschläge eines Generalsmantels, der über dem Geländer hing.

Exzellenz ließ uns einladen, sogleich hereinzukommen. Auf den Plattformen standen Rohrstühle. Auf der obersten war noch immer Raum genug für sechs Personen. Auf dem Tischchen lag neben dem Hörapparat die ausgebreitete Karte. Hier oben hinter den vom Wind bewegten Zweigen hatten wir die Landschaft in ihrer Weite vor uns mit grünen und gebleichten Feldern und einen welligen, von bewaldeten Höhen gesäumten Horizont. Vereinzelte Gehöfte lagen friedlich in der Ebene, rechts die leere Landstraße. Den blauen, heitern Himmel durchzogen weiße, lange Wolkenadern. Soeben war die Höhe 142 von unserer Infanterie gestürmt worden. Man mußte, um Einzelheiten zu sehen, sich des Scherenfernrohrs bedienen, eines neuen, prächtigen Instruments übrigens, das in russischen Lettern den Namen einer deutschen Firma trug und dem Feinde abgenommen war. Dem bloßen Auge erschien jene Höhe 142 wie eine flache, sandfarbene Erhebung vor einer fernen, mäßig gewölbten Waldkuppe. Durch das Instrument aber sah man auf ihr deutlich das Gewirre der Schützengräben, die sich jetzt in unserm Besitz befanden. Vom Kampf war nichts mehr zu sehen. Die Unsrigen waren schon über die Höhe hinaus auf der andern Seite. Das Waldgebiet da drüben gehörte noch dem Feind. Davor lagen die zierlichen weißen Wölkchen seines Schrapnellfeuers. Noch immer diente auch der Kirchturm von



Gefangene Russen müssen ihre eigenen Maschinengewehre abtransportieren. Phot. R. Sennecke

Schaulen, der schmal und weiß wie ein Minaret in der Ferne sichtbar war, dem Feind als Ausguck. Man vermochte von dort die Gegend mit allen ihren Falten zu überblicken, unsere Artillerie hatte den Turm schon häufig, doch ohne sichtbaren Erfolg beschossen. Man erkannte sogar an der Turmspitze die beiden Nester der russischen Beobachter. Dann konnte man durch das Fernrohr auch besser sehen, was die Bauernhöfe bedeuteten, die da unten in der flachen Landschaft lagen. An dem vorderen entdeckte man das kleine rote Zeichen des Brigadestabes. Der andere beherbergte in seinem weiten, offenen Hof eine Kolonne mit zahlreichen Pferden und Protzen. Aus einem der langgezogenen Gebüsche blitzten zuweilen kurze Feuersäulen auf, gefolgt von Rauchwolken, die sich rasch verzogen. Die Geschütze selber sah man nicht; nur etwas Silbernes blinkte aus dem Grünen. Von dort aus also übernahmen unsere Geschosse mit diesem eigentümlichen Zwitschern und Schlittern ihre Reise durch die Luft. Es klang wie Glas auf Eisen, steigerte sich wie zu einem verhaltenen Schrei des Entsetzens und verstummte. Dann folgte in der Ferne der dumpfe, fast matte Aufschlag; dort, wo die schwarze Erdfahne emporstieg, saß der unsichtbare Feind. Er schickte ähnliche Grüße aus seinem schweren Geschütz zu uns herüber. Sie rauschten heran wie Eisenbahnzüge, die plötzlich in klirrender Fahrt ihre Bremse anziehen und halten. Dann stieg aus der Wiese, die da mitten vor uns lag, eine hohe, schwarze Fontäne.

Hier oben ging fortwährend das Telephon. Gottlob, die Batterie da vorn hatte bis jetzt nicht einen einzigen Mann Verlust. Sie schoß fleißig und vollkommen gleichmäßig trotz der feindlichen Granaten, die nach ihr zu tasten schienen. Das Infanterie-Regiment, das soeben den Sturm auf die Höhe 142 ausgeführt hatte, meldete geringe Verluste und schloß daran ein Lob auf das genaue, wirksame Feuer unserer Artillerie. Es hatte seine Aufgabe glänzend ausgeführt. Auch von anderen Stellen des Schlachtfeldes, von der Nebenbrigade und den Stäben der Regimenter, die am Angriff auf Schaulen teilnahmen, liefen gute Meldungen ein. Alles stand sehr gut. Wir sind im Vorrücken auf der ganzen Linie! Ein kurzer Bericht, gleichsam von Karte zu Karte abgelesen, geht durchs Telephon an das Armee-Oberkommando. Man weiß also in dieser Minute auch in Tilsit genau, wie es steht, einige Minuten später erfährt es das Hauptquartier . . . .

Es kommt mir der Wunsch, über die Felder da unten einen Gang zu machen. Der Telegraphenoffizier geht mit. Wir verlassen das Gehölz und sind sofort im engsten Horizont einer nüchternen, geschäftigen Wirklichkeit. Den Bauernhof in nächster Nähe richten die Mannschaften der Stabsbagage zu einem Quartier her; sie bohren Löcher durch die Fensterrahmen und legen Telephondrähte hinein; alle Türen stehen offen, die Lehmdiele wird gekehrt, die Stuben werden gelüftet; es kleben sogar einige Bilder aus illustrierten Zeitschriften an den Wänden, und über die Türen hat einer die Verse von der „alten Burschenherrlichkeit“ geschrieben. Die gekreuzten Sparren auf dem dicken Strohdach erinnern an wendische Bauernhäuser. Das große Nachbargebäude ist teilweise abgedeckt und dient als Stall. Wir gehen nun an einem Wäldchen entlang zu dem nächsten Gehöft hinunter, wo die Landsturmleute mit ihren Pferden und Fahrzeugen in Bereit-

schaft liegen. Die Männer lagern und trinken Kaffee, als ob die ganze Sache sie nichts anginge; aus dem Wald tritt einer mit einer Mütze voll Erdbeeren. Eine Kolonne kommt eilig vorbeigefahren und schwenkt zu einer Batterie hinüber. In dem entfernten Gehöft begrüßen wir dann die Offiziere des Brigadestabes. Gesattelte Pferde weiden frei auf der Koppel; Meldereiter kommen an und werden abgefertigt. Ein Birnbaum im Garten dient als Beobachtungsstand, das Scherenfernrohr steht in seiner Krone. Vor uns liegen breite wellige Wiesen. Was bedeuten die Feldgrauen dort, die durch das hohe Gras gerade auf uns zukommen? Es sind sieben Mann. Jetzt erkennt man ihre Gesichter und sieht, daß es Verwundete sind, die sich hinter die Front begeben. Jeder trägt einen frischen Verband, der eine an der Hand, der andere am Kopf oder am Arm. Gemächlich bummeln sie daher, bücken sich zuweilen, nehmen eine Blume zwischen die Zähne. An einer anderen Stelle im Gelände bewegt sich ein großer, geschlossener Zug Soldaten, von ein paar Reitern begleitet. Sie tragen gelbgraue Blusen und den gewickelten Mantel über der Achsel, und sie gehen etwas vorgebeugt in der typischen russischen Haltung. Es sind die Gefangenen, die bereits durch das Telephon gemeldet sind, ungefähr zweihundertfünfzig Mann. In einer halben Stunde können sie hier sein. Nun verschwinden sie hinter einer Baumgruppe. Mit dem bloßen Auge findet man sie nicht mehr; jene Baumgruppe ist noch drei bis vier Kilometer entfernt.

Nicht weit von hier stehen die schweren Mörser. Eines der rötlichen, steinernen Rasthäuser an der Landstraße bildet sozusagen die Flanke der Batterie; der Feind hätte es leicht haben können, sich auf dieses Ziel einzuschießen. Die Geschütze haben Feuerpause; sie haben an diesem Nachmittag nicht weniger als vierhundert Schuß abgegeben und warten nun auf neue Munition. Die Mannschaft hat sich ins Gras geworfen, es sind „Kölsche Jongs", heil und guter Dinge; einige säubern mit aller Sorgfalt diese gewaltigen, grauen, stählernen Maschinen. die unter dem reichlich aufgesteckten Laub wie Büsche erscheinen und so fest in der Erde stehen mit ihren durch besondere Klobenfelgen verstärkten Rädern. Die halbaufgerichteten Rohre sind noch heiß. Kurz vor der Batterie haben sich einige Blindgänger in den feuchten Boden eingebohrt wie Fuchslöcher, in die man bis zur Hüfte hätte hineinsteigen können. In dem einzigen großen Schußtrichter kurz hinter der Batterie blinken eiserne, scharf ausgesägte Sprengstücke. Wie durch ein Wunder hat auch dieser Einschlag keinen Schaden angerichtet. Nur die Gäule einer Protze waren durchgegangen und hatten die Deichsel zerbrochen. Die blanken Radreifen der umgeworfenen Protze waren das Silberne, was man von hinten vom Gefechtsstand des Stabes sah. Schon von hier aus ist übrigens der Aussichtsturm im Wäldchen kaum noch zu entdecken.

Wir gehen wieder rückwärts. Hier auf einigen Stellen der leeren Wiesen hatte der Russe seine Granaten eifrig verschwendet; man unterscheidet leicht die frischen Trichter vom heutigen Tage und die ausgetrockneten aus früheren Kämpfen. Kreuz und quer ist der Boden besponnen von den schwarz umwickelten dünnen Drähten unserer eigenen Telephonleitungen und von den dickeren, grauen der Russen, die früher hier gestanden und in dem schwarzen, grasbewachsenen Torfboden unzählige Kochlöcher ausgehoben haben. Wir streifen durch das hohe

Zittergras mit seinen Kornblumen, finden Champignons und entdecken mitten in einer Wiese, die ganz gelb ist von den Blüten einer kleinen Pflanze, — sie hat violette und grüne Blätter und gleicht der Taubnessel, vielleicht ist es Wachtelweizen; — einen gespaltenen Helm aus hartem grauen Filzstoff. Eine Raupe hat sich in seinen Hohlraum zurückgezogen und ihre Verwandlung zur Puppe durchgemacht. An einem Pfad im Gebüsch rostet eine Egge. Hier steht ein kurzes, hölzernes Kreuz mit einer vom Regen verwaschenen Russenmütze.

Als wir auf die Anhöhe zurückkehrten, war es Abend. Der General mit den Herren des Stabes war noch oben auf dem Beobachtungsstand. Man war aus dem Schlosse aufgebrochen, als ob es sich nur um eine Abwesenheit von Stunden handle, inzwischen aber war längst festgestellt, daß man hier draußen übernachten würde. Die zum Stab gehörenden Offiziere, die der Dienst in diesem Augenblick nicht beschäftigte, hatten sich vor dem Wäldchen eingefunden. Hier war eine Art Bank aufgeschlagen und eine Tafel aus rohen Brettern davor. Man hatte auch hier den Blick auf die Gegend und labte sich nun mit einem Butterbrot und einem Schluck Rotwein. Das Gefecht schien beendet. Es wehte die reine, erfrischende Luft eines nordischen Abends mit seinem langen, zögernden Sonnenuntergang. Der Bauernhof liegt so dunkel und still in der Nähe. Man müßte jetzt das Brüllen der Rinder aus dem Stalle hören, das Klirren der Ketten, das Sprechen und Auflachen der Knechte und Mägde. Man wartet auf irgend etwas. Und plötzlich ist es da: fernes Infanteriefeuer, noch schwach im Anfang, dann heftiger, knatternd wie der Strahl aus einer Gartenspritze. Nun auch wieder die Schläge der groben Geschütze. Seltsam und schwer zu ertragen diese Untätigkeit, dieses angespannte Horchen in die dunkelnde Landschaft hinaus unter den grauen Wolken, die mit einem letzten schwachen Blau und Rot wie ein Thronhimmel schweben. „Die Russen greifen an,“ sagt jemand. Die Ordonnanz setzt eine Azetylenlampe auf den Tisch. Sie beleuchtet überhell den langen, weißgedeckten Tisch, die halbgeleerten Becher, die achtlos hingeworfenen Mützen und Kartentaschen, das glatte Gesicht einer kubanischen Donna auf dem mit Goldmedaillen besäten Deckel einer geöffneten Zigarrenkiste. „Kein schlechtes Ziel für die Russen,“ meint einer der Herren. Die andern zucken die Achseln. Die russische Artillerie hat ja längst zu schießen aufgehört. Man hört, ganz geisterhaft in der Ferne, ein dunkles vielstimmiges Hurra. Sind es die Unsern? Ist es der Feind, der aus seinen Gräben hervorbricht, um uns in der Nacht den Gewinn des Tages wieder zu entreißen? Fast instinktiv stehen wir auf und begeben uns nach dem Bauernhof. Dort in der niedern Stube arbeitet jetzt der Stab. Man sieht durch das schwach beleuchtete Fenster, Schatten bewegen sich an den Wänden, man hört drinnen das bestimmte, halblaute Sprechen, das ewige fast gleichmäßige Wechselspiel von Meldungen und Befehlen durch das Telephon, das sich mit leisem Summen meldet; keine Spur von Aufregung. Da liegt auch die Karte ausgebreitet; das Gewebe des Landes, liegt auch bei Nacht in allen seinen Punkten dem Feldherrn offen und hat für ihn kein Geheimnis. Der Kampflärm bleibt fern und ebbt ab. Nun scheint er ganz zu verstummen, jäh beginnt er von neuem, verstärkt durch das wohlbekannte eigensinnige Pop-pop-pop der Maschinengewehre, das aushält wie ein Alarmapparat. Draußen in der dunkeln



Russische Artillerie. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Ebene sprüht zuweilen Mündungsfeuer empor; in der Ferne sinken Leuchtraketen nieder. An Schlafen ist natürlich nicht zu denken. Einzelne Gestalten stehen am Waldrand, andere an der Wand des Bauernhauses, andere sitzen auf dem Bock eines Bagagewagens oder auf einem alten Schlitten, mitten auf dem verlassenen Bauernhofe. Alle sehen gespannt in die Nachtlandschaft hinaus. Jetzt Schnellfeuer. Das siedet in der Ferne wie ein Teekessel, unwillkürlich zeichnet das Gehirn die Kurve dieses auf- und abschwellenden Geräusches; endlich tritt wieder Stille ein. Es ist kalt und spät geworden. Der Mond scheint scharf und feurig durch die zerrissenen Wolken, auf den Wiesen liegt Nebel.

Was ist in dieser Nacht nicht alles vorgefallen! Die Russen haben sechs Gegenangriffe gemacht. Sie waren aus dem Dorfe Lepary und vom Rande des Sees vorgebrochen, um die Höhe 142 zurückzuerobern. Aber sie sind zurückgeworfen worden, früh um drei Uhr sind sie in Unordnung aus Lepary abgezogen, unsere Vortruppen sind ihnen auf den Fersen geblieben, soeben, vier Uhr zwanzig, besetzen sie Schaulen. Unsere schweren Batterien haben mitten in der Nacht ihre Stellungen gewechselt. In tiefster Dunkelheit ist die Riesenarbeit geschehen, das Ausgraben, Auseinanderlegen und Abfahren der Geschütze. Sie stehen jetzt zum Teil auf der anderen Seite der Landstraße und haben schon wieder das Feuer eröffnet, um den Feind unter allen Umständen zu hindern, sich aufs neue einzugraben.

Unter diesem fernen Donner liegt jetzt, wo es heller wird, die Landschaft. Der Himmel verändert sich rasch und unmerklich. Der weite Horizont erscheint

nun gelb, rot und blau wie die Teile eines ungeheuren Altarbildes. Im Norden ein Wald unter zartgefärbten, sahnefarbenen Wolken, im Osten über der Stadt ein Stück der Sonnenscheibe, blutrot, doch zugleich erlöschend in dem wässerigen Gewölk, und über dem Gehölz mit dem verlassenen Beobachtungsstand in den hochragenden schlanken Eschen ein reiner Himmel von einem kalten, trockenen Blau. Auf der Landstraße drüben ist jetzt ein lebhafter Verkehr. Wir besteigen das Auto. Versuchen wir es doch, mit diesem Strom, der sich jäh wie auf ein Losungswort gegen Schaulen in Bewegung gesetzt hat, in die eroberte Stadt zu gelangen.

Oft müssen wir halten. Kolonnen, Feldküchen, Ambulanzen, Bagagen, Kavallerieabteilungen ziehen in ruhigem Trab des Weges. Wagen mit Verwundeten kommen uns entgegen, kleine Trupps von Verwundeten zu Fuß, die sich im Chausseegraben ausruhen, unterwegs zur Sammelstelle. Einzelne Reiter tauchen am Feldrand auf: dunkelgrüne Feldgendarmen, ein Wachtmeister der Telegraphentruppen, die schon dabei sind, ihre Drähte auszuspannen. Auf den Telegraphenstangen klettern Männer mit dem Steigeisen, einer schreitet daher und läßt von seinem Rücken den neuen Draht abrollen. Schließlich erreichen wir die Anhöhe, die schon zum neuen Gefechtsstand des Stabes ausersehen ist. Sie wird jetzt hergerichtet. Hier bauen jetzt die Funker, die wir gestern auf der Wiese bei Kurtowiany sahen, ihren Mast auf. Schon führt, von der Landstraße abgezweigt, auch das Feldtelephon bis zu dieser Stelle herauf; der Führer des Kommandos kniet im Grase, den Hörer am Ohr. Aufgeworfene Steine und Erdhaufen eines Schützengrabens bieten hier oben eine bequeme Sitzbank. Die Aussicht könnte nicht besser sein. Man sieht den See, sieht die überall im Gelände versteckten Vorwerke und hat die Stadt vor sich liegen. Auch hier jubeln die Lerchen in der Höhe. In der Ferne über den Wäldern erscheinen wieder die weißen Engelswölkchen der russischen Schrapnelle. Aus der Stadt steigt leider mehr Rauch auf, als zu einem Morgenkaffee nötig ist; zuweilen sieht man Flammen herausschlagen. Die Russen beschießen den östlichen Ausgang der Stadt. Viel wird von ihren Häusern und Straßen nicht übrig sein. Doch der Kirchturm steht noch immer.

War nicht dieser in eiliger Flucht verlassene, von deutschen Granaten zerstörte Schützengraben wochenlang ein Stück der Grenze des großen Reiches gewesen? Er hatte nicht nur das Dorf Lepary zu schützen! Seine Linie scheint sich ins Unendliche fortzusetzen; zur Anhöhe hinauf, die gestürmt worden war, brauchte man eine halbe Stunde, um sie abzuschreiten. Hier unten war die Linie mit scharfen Spaten in die feuchte Wiese eingegraben, oben weicher und breiter durch den trockenen Sand gezogen. Hier war sie gedeckt durch säuberlich gestochene Rasenplatten, darunter die schmalen, gut verborgenen Schießscharten vor dem Schußfeld. Oben glich die nächste Umgebung des Grabens einem mit sonderbarer Sorgfalt bepflanzten wilden Garten, der Boden war überall mit Büscheln von Margeriten besteckt, der Graben verbarg sich fast vollkommen in der weißen Blumenwiese. Sein Schicksal hatte sich erfüllt, trotz dem Schutz der Blumen. Gewehre stecken umgekehrt im Boden, unten in der Sohle lagen weggeworfene Patronen, noch mehr: Kästen aus dünnem Zinkblech, — angefüllt mit schönen

gelben neuen Patronen. Sie waren umgestoßen, man hob sie auf und entdeckte die winzigen amerikanischen Fabrikstempel. Papiere lagen umhergestreut, Briefe von Angehörigen mit dem Bleistift geschrieben in unbeholfenen Zügen, verschwitzt und fleckig, monatelang in der Mütze getragen; auch einige Exemplare der gedruckten russischen Soldatenbriefe und Durchschläge von Regimentsbefehlen in verblaßter Maschinenschrift. Und dort lagen, schon halb begraben oder im Knäuel übereinander, Rußlands Bauernsöhne und Arbeiter mit grauen Gesichtern und stierten zu den Wolken. Ein roh gezimmerter und blau gestrichener Schrank befand sich in einem der Unterstände, ein großes Heiligenbild stand darauf. Eisen aus dem Ural lag reichlich umher: schwarze Kochtöpfe, blanke Bajonette, Stiefel und Gürtel aus starkem Leder, auch schwarzes, verschimmelndes Brot. Hier lag, vielleicht einem Verwundeten ausgezogen, ein Hemd mit hübsch gestickten breiten Säumen, Kreuzstich-Ornamente, ein Liebesgruß, in den Bauernfarben blau und rot. Aus welchem stillen Dorfe mochte es stammen, von welcher Stickerin? Der rauhe braune Mantel, der dort lag, das geöffnete Verbandpäckchen mit dem Knäuel von feuchtem, fettigen Stoff gehören zum russischen Soldaten wie die schmutzige schilfgrüne Mütze mit der großen ovalen Kokarde aus dünnstem Blech, roh bemalt mit schwarzer, weißer und gelber Farbe. Ein paar Landwehrleute des ostpreußischen Regiments, das gestern diese Gräben nahm und sie nochmals heute Nacht verteidigte, gehen umher und bücken sich zu den gefallenen Kameraden. Die Toten liegen noch da. Man hat den feldgrauen Mantel über ihre Gesichter gebreitet. Sie sind wie Deutsche gefallen, nach vorwärts, die Hände fest ums Gewehr geklammert, in ihrer mit Erde und Blut befleckten Montur, den derben rohen Stiefeln, dem preußischen Helm, dem vollbepackten Tornister mit Spaten und Reserveschuhen. Briefe und Ansichtskarten sind aus den Tornistern herausgefallen und werden sorglich aufgehoben. Alltägliche Bilder jetzt im Kriege; und doch wie schmerzlich, wie unlösbar das alles.

Über grüne Saatfelder gehen wir nach dem Dorf Lepary hinab. Die Russen hatten volle sechs Wochen darin gelegen; es versteht sich, daß hier nicht ein einziger von den ursprünglichen Bewohnern mehr zu finden war. Das Dorf mit seinen großen Scheunen, von denen manche nur noch im Gerippe dastanden, mit seinen riesigen Nußbäumen, unter denen Pferde und Mannschaften lagerten, mit seinen zu Ställen verwendeten Häusern, war Sitz des Brigadestabes geworden. Zerstörtes und Unzerstörbares mischten sich hier merkwürdig. Durch Häuser, Gärten und dick mit Stroh bestreute Wege zogen sich russische Gräben, ein paar Volltreffer waren hineingefahren, ein paar schöne alte Bäume waren zersplittert, der Luftdruck eines Geschosses hatte von einem Baume ein Storchnest abgehoben. Die jungen Störche humpelten nun auf ihren schwachen Beinen umher, Soldaten bemühten sich, den Tieren im Gebüsch ein Nest zu bauen und sie durch allerlei Leckerbissen zutraulich zu machen.

Drei Batterien waren hier in den Bauerngärten aufgefahren und feuerten; die schweren Mörser zuerst, dann vier Haubitzen nacheinander. Der Feind schickte Schrapnelle herüber, aber er tat keinen Schaden. Ein hoher dünner Mast war mitten im Feldlager aufgerichtet, er diente als Fernrohr; in Manneshöhe sah man wie in einem Guckkasten ferne Felder und Waldränder auf der Platte von

klarem Glas. Die Beobachter, die das Feuer lenkten, standen weit vorn in den Büschen. Der Himmel war grau geworden, es begann zu regnen, man suchte Zuflucht unter Bäumen und vorspringenden Dächern, die Geschütze feuerten kräftig weiter. Die Infanterie da vorn in einem Ährenfeld war im Vorgehen auf die Höhe, gleich sollte der Sturm beginnen. Das alte Spiel wiederholte sich, die Höhe wurde genommen; gestern Höhe 142 im Sonnenschein, heute Höhe 156 im Regen. Von dem, was im Ganzen stattfand, war das alles hier ja nur ein Ausschnitt, ein Einzelgefecht in dem großen konzentrischen Angriff auf die russische 5. Armee. Der Tagesbericht zeichnete diese Einzelheiten nicht. Aber drei Tage später, am 24. Juli meldet er, daß es gelungen war, die Russen in der Gegend Rozalin und Szadow zu stellen, zu schlagen und zu zersprengen.

21. Juli 1915 die Dubissa überschritten

Der rechte, südliche Flügel der Armee v. Below war unterdessen nicht müßig gewesen. Am 21. Juli hatte er die Dubissa in der Höhe von Rossieny nach harten Gefechten überschritten. Die Russen wichen vom Rakiewosee bis zum Njemen und leisteten nur noch mit ihren Nachhuten Widerstand. Es mag hier, zeitlich vorgreifend, bemerkt sein, daß unsere Truppen, nachdem der Gegner noch einige Male, besonders Mitte August im Raume von Kupischky sich gestellt hatte, Anfang September der Dünalinie und damit dem vorläufigen Ziel der Operationen sich näherten.

20. Juli 1915 u. ff. Armee des Generalobersten v. Eichhorn; 6. Aug. 1915 General Litzmann vor Kowno

Auch die sich südwestlich an die Armee v. Below anreihende Armee des Generaloberssten v. Eichhorn begann von Mitte Juli an schärfer vorzudrücken. Wir haben bereits gesehen, wie das Korps Litzmann die Säuberung der großen Wälder, hauptsächlich an der Straße von Mariampol nach Kowno anbahnt. Am 20. Juli wurden drei hintereinander liegende Stellungen südlich dieser Straße gestürmt, die Dörfer Kiekiewyszki und Janowak genommen; am 1. August fiel weiter südlich die schwierige Höhe 186 nordöstlich von Suwalki in unsere Hand. Am 6. August begann, nachdem die notwendigen Erkundungen stattgefunden und Annäherungswege geschaffen worden waren, der Angriff auf die große Njemenfeste. Nachdem durch kühnes Zugreifen der Infanterie die Beobachtungsstellen für die Artillerie gewonnen waren — unsere prachtvolle Infanterie überrannte mehrfach die feindlichen Vorstellungen und hatte am 6. die Front südlich Godlewo bis Dziewagola erreicht — nachdem ferner das in dem weglosen Waldgelände äußerst schwierige Instellungbringen der schweren Geschütze gelungen war, konnte am 8. August das Feuer eröffnet werden.

Kowno! Die nördlichste der Njemenfestungen, schaut auf eine alte Geschichte zurück. Die deutschen Fahnen sollten nicht zum ersten Male siegreich über der Stadt flattern. Schon im Jahre 1362 führte Wilhelm v. Kniprode, des Deutschen Ordens Hochmeister, sein treffliches Heer gegen die „Heiden", die Litauer, nach ihrer Feste Kowno; heldenmütig wehrten sie sich unter ihrem tapferen Kestnit und dessen Sohn Woidat, aber am Osterabend, den 17. April, war der Widerstand erschöpft, nur 36 Mann sollen entkommen sein. Der Hochmeister hielt seinen Einzug in eine Trümmerstätte. Das wollte freilich nicht viel besagen, denn die Litauer „zimmerten" damals ihre Festungen aus Balken und Bohlen, und Woidat hatte, ehe er sie räumte, die Stadt in Flammen aufgehen lassen. Auch jetzt zimmerten die Litauer sehr bald auf einer Flußinsel ein Neu-Kowno, das der

Lage nach dem jetzigen entsprach, und ihm gegenüber errichtete der Orden eine Burg, die „Gotteswerder“ getauft wurde. In der Nähe liegen übrigens auch die großen Ruinen der Ordens-Komturei Werdisch-Ritter, die 1394 erbaut worden sein soll, aber schon 1400 von dem Litauer Großfürsten Witwot zerstört wurde. — Den Grundstock der späteren Festung legte Napoleon I., der 1812 auf dem Vormarsch gegen Rußland die Hauptkolonne seiner Großen Armee unweit Kowno über den Njemen gehen ließ und, die Bedeutung der Stadt klar erkennend, ihre Befestigung als wichtigen Etappenort befahl. Jahrzehnte hindurch vernachlässigte Rußland die Festung, und erst gegen 1890 begann ihr Ausbau, um allmählich immer stärkere Abmessungen zu gewinnen.

Die Stadt, die bei Ausbruch des Krieges etwa 85000 Einwohner zählte und einen lebhaften Handel, zumal in Getreide, Holz, Flachs und Spiritus trieb, liegt malerisch, aber für eine Festung eigentlich recht ungünstig, weil nämlich ziemlich tief, im Tal des Njemen an dessen Zusammenfluß mit der Wilia. Die Stadt selbst war denn auch nicht befestigt. Die Befestigungen liegen vielmehr auf den recht steil emporsteigenden Talrändern; man zählte zwölf Forts, von denen mindestens acht neuzeitlich sehr stark ausgebaut waren. Auf dem linken Njemenufer, das für den deutschen Angriff zuerst in Betracht kam, lagen die Forts I, II, III westlich des Jesiaflusses, IV und V östlich; zwischen Njemen und Wilia krönen die Forts VI und VII die Höhen. Kleinere Befestigungen, Zwischenwerke und Batteriestellungen waren überall vorhanden. Man hatte sich zu hartnäckigstem Widerstand eingerichtet. Aber dem deutschen Ansturm hielt die Festung nur kurze Zeit stand.



Karte der Umgebung von Kowno

Die Arbeit war freilich hart.

Nicht weniger als acht Vorstellungen wurden bis zum 15. August im Sturm genommen, jede eine Festung für sich, in monatelanger Arbeit mit allen Mitteln der Ingenieurkunst unter sichtlich ungeheurem Aufwand an Geld und Menschenkräften ausgebaut. Mehrfache, sehr starke Gegenangriffe der Russen gegen Front und Südflanke der Angriffstruppen wurden unter schweren Verlusten für den

Gegner abgewiesen. Am 16. August war der Angriff bis nahe an die eigentliche Fortlinie vorgetragen. Durch äußerste Steigerung des mit Hilfe von Ballon- und Flugbeobachtung glänzend geleiteten Artilleriefeuers wurden die Besatzungen der Forts, Anschlußlinien und Zwischenbatterien derartig erschüttert, die Werke selbst derartig beschädigt, daß auch auf diese der Sturm angesetzt werden konnte. In unwiderstehlichem Vorwärtsdrängen durchbrach die Infanterie zunächst Fort II, erstürmte dann durch Einschwenken gegen dessen Kehle und Aufrollen der Front beiderseits die gesamte Fortlinie zwischen Jesia und Njemen. Eine Badener Division zeichnete sich dabei besonders aus. Die schleunigst nachgezogene eigene Artillerie nahm sogleich die Bekämpfung der Kernumwallung der Westfront und nach deren Fall am 17. August die Bekämpfung der auf das Ostufer des Njemen zurückgewichenen feindlichen Kräfte auf. Unter dem Schutze der unmittelbar an den Njemen herangeführten Artillerie wurde im feindlichen Feuer der Strom zunächst durch einzelne kleinere Abteilungen, dann mit stärkeren Kräften überwunden. Schnell gelang danach als Ersatz für die durch den Feind zerstörten Brücken ein zweifacher Brückenschlag. — Im Laufe des 17. August fielen die auch von Norden bereits angegriffenen Forts der Nordfront, sowie die Ost- und zuletzt die gesamte Südfront.

Die Badener vor Kowno

17.Aug.1915 Der Fall von Kowno

Neben über 20000 Gefangenen gewannen wir eine unermeßliche Beute, an 1300 Geschütze, darunter zahllose schwersten Kalibers und modernster Konstruktion, gewaltige Munitionsmassen, zahllose Maschinengewehre, Scheinwerfer und Heeresgerät aller Art, Automobile und Gummibereifungen, Millionenwerte an Proviant. Hunderte von Rekruten wurden in der vom Feinde verlassenen Stadt aufgegriffen, nach deren Angaben erst im letzten Augenblick 15000 unbewaffnete Ersatzmannschaften fluchtartig aus der Stadt entfernt worden sind. — Neben den verzweifelten Gegenangriffen der Russen, die auch nach dem Falle der Festung — erfolglos wie die früheren — von Süden her noch einmal einsetzten, war dies ein augenscheinlicher Beweis, daß die russische Heeresleitung einen schnellen Fall dieser vielleicht stärksten russischen Festung für außer dem Bereich der Möglichkeit liegend erachtete. Wie hohen Wert die Russen auf den Besitz der Festung legten, beweist auch die Tatsache, daß der Widerstand der — nicht eingeschlossenen — Besatzung (denn wir hatten die Riesenfestung nicht auf dem Wege einer förmlichen Belagerung, sondern mit gewaltsamem Angriff erobert) bis zum letzten Augenblick fortgesetzt wurde. Der Gouverneur von Kowno, General Gregoriew, wurde übrigens vor ein Kriegsgericht gestellt und verfiel in strenge Strafe.

Ein neckischer Zufall wollte es, daß unmittelbar vor dem siegreichen Niederringen der russischen Verteidigung von Kowno die ganze französische Presse die Nachricht verbreitet hatte: „der deutsche Versuch der Besetzung von Kurland ist endgültig gescheitert. Die Kämpfe, welche die deutschen Truppen noch liefern, haben nur den Zweck, ihren Rückzug zu decken. Die Offensive bei Kowno ist völlig gebrochen.“ Und nun war in Wirklichkeit jäh mit dem Falle der großen Festung der Eckzahn der russischen Verteidigungslinie herausgebrochen.

Der Weg nach Südosten war jetzt offen; die Eroberung der beiden anderen Njemenfestungen, des kleineren Olita und des großen Grodno, nur noch eine Frage der Zeit. Die wackere Armee Eichhorn werden wir später auf dem Vormarsch nach Wilna begleiten.



Blick auf Kowno mit der von deutschen Pionieren erbauten Notbrücke über den Njemen. Hofphot. Kühlewindt

In Kowno aber zog schnell deutsche Ordnung ein unter dem Gouverneur Generalleutnant Koch von Hernhausen; der Schnellzugverkehr von Berlin aus wurde eröffnet, eine deutsche Kownoer Zeitung erschien, und deutsche Postwertzeichen mit dem Aufdruck „Postgebiet Ob. Ost" bezeugten, daß auch die Postverwaltung sich in Litauen häuslich niedergelassen hatte.

Große Erfolge waren fast zu gleicher Zeit den beiden anderen Streitkräften der Heeresgruppe Hindenburg beschieden: den Armeen v. Gallwitz und v. Scholtz.

Wir müssen hier auf unseren ersten Band zurückgreifen, wo im 17. Abschnitt von den langwierigen, schweren Kämpfen berichtet wurde, durch die General v. Gallwitz in mustergültiger Weise unsere schöne Provinz Westpreußen gegen einen nochmaligen Russenangriff gesichert hatte; wie er Anfang Januar — damals zuerst als Armeeführer auftretend — die Kraft einer östlich der Weichsel, nördlich des Narew einsetzenden feindlichen Offensive gebrochen, im März einen zweiten russischen Vorstoß südlich Mlawa glänzend abgewehrt hatte. In dem nahezu sechswöchigen Ringen waren 43000 Russen in unsere Hände gefallen, die blutigen Verluste des Gegners schätzte man auf mindestens die gleiche Höhe.

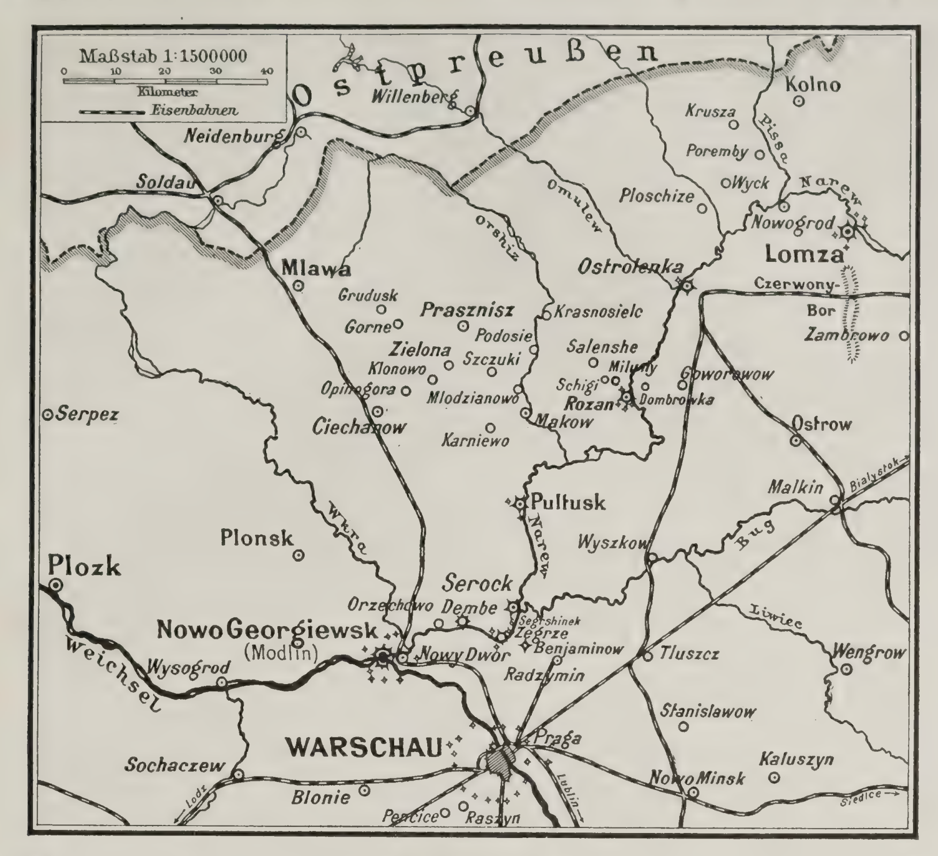
Dann waren, Ende März, die wilden russischen Angriffe abgeflaut; der Stellungskrieg begann auch hier, seit Ostern herrschte verhältnismäßig Ruhe.

Juli 1915 Offensive der Armee v. Gallwitz gegen den Narew

Nun aber, gegen Mitte Juli, sollten auch der Armee Gallwitz neue, große Aufgaben erwachsen. Sie erhielt Befehl, mit den bewährten alten und einigen neueingefügten Truppen die weit ausgedehnte feindliche Stellung, die sich, mit Praszmysz als Mittelpunkt, langgestreckt durch Russisch-Polen östlich der Weichsel, nordwestlich des Narew hinzog, zu durchbrechen. Es galt, damit den ferner unvermeidlichen Kampf um die Narewlinie selbst mit ihren Festungen vorzubereiten, ihm gleichfalls das erforderliche Sprungbrett zu schaffen.

Die russische Führung war nicht müßig gewesen. Sie hatte die Verteidigung mit großem Eifer und jener Geschicklichkeit im Ausbau von Erdarbeiten, die russische Truppen fast überall zeigten, vorbereitet. Zwischen ihrer vordersten Linie und dem Narew zogen sich, viele Meilen weit, in einer Tiefe von 15 bis 20 Kilometern, ganze Systeme tiefer Schützengräben hin, drei, vier, ja fünf hintereinander, durch dichte Drahthindernisse gesichert, durch Zwischengräben verbunden, mit Seitenwachen und Unterständen aller Art, sogar bombensicheren unterirdischen Pferdeställen versehen. Überall schmiegten sich die Gräben dem stark hügeligen Gelände mit seinen zahlreichen Waldungen, die zum Teil der besseren Übersicht und freien Schußwirkung halber niedergelegt waren, trefflich an. Hunderttausende von Baumstämmen, Millionen von Sandsäcken waren in die Gräben und Unterstände hineingebaut, die vielfach den vordersten deutschen Gräben unheimlich nahe gegenüber lagen.

General von Gallwitz wählte nach sorgfältiger Erkundung den Raum um Praszmysz zum Durchbruch. Aber die Stadt selbst sollte dabei nicht angegriffen werden. Wir erinnern uns, daß General v. Morgen sie am 24. Februar mit einer Division des I. Reserve-Armeekorps gestürmt, aber nach Bergung der reichen Beute vor dem Herannahen übermächtiger feindlicher Kräfte wieder aufgegeben hatte; seitdem war sie von den Russen mit einem Gürtel starker Feld-



Karte zu den Kämpfen am Narew

werke festungsartig ausgebaut worden. Jetzt sollte nach dem Plan des Generals von Gallwitz der große Angriff zu beiden Seiten von Prasznysz einsetzen. Glückte dieser Angriff, wurde er beiderseitig weit genug vorgetragen, so mußte der Ort, um den genug gutes deutsches Blut geflossen, gleichsam als Siegespreis den Angreifern von selbst in die Hand fallen.

Um Mitte Juli schlug den Russen auch hier die Schicksalsstunde. In aller Stille, unter sorgfältiger Wahrung des Geheimnisses waren alle Vorbereitungen getroffen, gewaltige Artilleriemassen mit der nötigen Munition herangeschafft, die Truppen bereitgestellt worden. Der Feind schien noch keinen ernsten Angriff zu erwarten. Erst der Morgen des 13. weckte ihn unsanft aus seinem Sicherheitsgefühl.

13. Juli 1915 General v. Gallwitz vor Prasznysz

Die Sonne war kaum aufgegangen, so schrieb ein schöner Bericht der obersten Heeresleitung, als aus Hunderten von Feuerschlünden die Geschosse leichten, schweren und schwersten Kalibers auf die russischen Stellungen herniedersausten. Es war eine Kanonade, die schon auf die deutschen Truppen einen tiefen Eindruck machte, die russischen aber völlig um die Besinnung brachte. Trotz des unklaren, regnerischen Wetters schoß unsere Artillerie ausgezeichnet. Den Schützen in so starken Feldstellungen ist ja nur durch Volltreffer größerer

Kaliber beizukommen. Hageldicht schlugen diese kurz vor und hinter den russischen Linien ein, oft genug auch unmittelbar in die Deckungen. Wurde dadurch auch nur ein kleiner Teil der Feinde getötet, so war die moralische Wirkung um so gewaltiger. Gefangene haben erzählt, daß in diesem Höllenfeuer jeder Zusammenhalt in der Truppe aufhörte. Hieraus, wie aus der überraschenden Wirkung des ganzen Angriffs ist es zu erklären, daß unsere Infanterie bei der Erstürmung der ersten russischen Stellung wenig Aufenthalt und verhältnismäßig wenig Verluste hatte. Auf 8 Uhr morgens war für einen großen Teil der Truppen der Angriff festgesetzt, für einen anderen etwas später, und schon eine Viertelstunde danach, stellenweise sogar vor der anberaumten Zeit, war der Erfolg gesichert. Die deutsche Infanterie ließ sich in ihrem frischen Vorwärtsdrang um so weniger aufhalten, als sie die gewaltige Wirkung des Artilleriefeuers erkannte und Scharen von waffenlosen Russen herankommen sah, die nur noch in der Gefangenschaft Rettung vor den schrecklichen Granaten suchten. In dem stark befestigten und von beherrschenden Höhen umgebenen Dorf Grudusk sah es furchtbar aus. Die letzten noch unzerstörten Häuser brannten, die mächtige Kirche war eine Ruine, und ringsherum reihte sich Granatloch an Granatloch. Den Thüringern, die hier schneidig einbrachen, während ein Teil der feindlichen Schützen noch feuerte, fielen fünf russische Kanonen zur Beute, deren heraneilende Protzen unser Schnellfeuer vertrieben hatte. Ebenso sah es an den anderen Orten der beiden Einbruchstellen aus. Das gefürchtete Kastenwäldchen nördlich von Wengra war zu einem Haufen zersplitterter Maste zusammengeschossen, die starken Höhenstellungen nordwestlich von Prasznysz waren vollständig zerstört. Im Lauf des Vormittags brach die Sonne durch und beschien die siegesfroh vorwärtseilenden deutschen Truppen. Die zogen über die drohenden Höhen hinweg, die vor ihnen lagen, und ließen dem Feinde kaum irgendwo Zeit, sich in der starken zweiten Verteidigungslinie festzusetzen. So fielen manche sorgfältig vorbereiteten hervorragenden Stellungen fast ohne Kampf in unsere Hände. Am selben Tage noch kamen die unermüdlichen Kämpfer bis zur nächsten Linie, ja stürmten sie zum Teil schon in der Nacht. Hier ist die Eroberung der Schlüsselstellung von Gorne, die nach den früheren Erfahrungen als uneinnehmbar galt, besonders zu nennen. Mehr, als man hoffen durfte, hatten mit einem Schlage die Treffsicherheit der Artillerie und das Ungestüm der Infanterie erreicht; binnen vierundzwanzig Stunden war Prasznysz von beiden Seiten flankiert und nicht mehr zu halten. Eiligst räumten es die Russen.

13. Juli 1915 Thüringer Bataillone stürmen Grudusk

13. Juli 1915 Eroberung der Schlüsselstellung von Gorne

Am 14. Juli ging fast ununterbrochen ein feiner Regen nieder. Der Durchzug durch das ausgebrannte, völlig menschenleere Prasznysz war melancholisch genug, aber unsere Soldaten klappten wohlgemut die Zange zu und vereinigten sich südlich davon zu einer Ramme, die nun die neue feindliche Stellung, die letzte geschlossene vor der Narew-Linie, mitten entzweibrach. Die Russen hatten alle Zwischenlinien aufgegeben und schleunigst die seit Monaten vorbereitete, außerordentlich starke Verteidigungsstellung Wysogrod—Ciechanow—Zielona—Szczuki—Krasnosielc besetzt, die wieder aus mehreren Reihen hintereinander bestand. Unsere Truppen mochten zunächst im Zweifel sein, ob sie hier noch stärkeren Widerstand zu erwarten hätten.



Ein Beobachtungshochstand im Walde. Phot. A. Grohs

Der 15. Juli gab eine ernste Antwort. Als nach kräftiger Artillerievorbereitung die Schützenlinien vorzugehen begannen, empfing sie überall ein heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Feind setzte offenbar alles daran, das letzte Bollwerk bis zum Äußersten zu verteidigen. So ging es an den meisten Stellen nur langsam vorwärts, und öfters mußte die für das Wirkungsschießen der Artillerie angesetzte Zeit verlängert werden. Trotz des hellen, sonnigen Wetters, das eine gute Beobachtung zuließ, war der Erfolg nicht mehr so durchschlagend

wie am ersten Tage. Gerade in der Mitte der Hauptdurchbruchsfront aber lagen Truppen, deren Draufgängerlust ganz besonders ausgebildet worden ist. Die eine Division hatte als Angriffsziel die Höhen südlich und südöstlich von Zielona und war schon am Vormittage stellenweise bis auf 300 m an den Feind herangekommen. Die Garderegimenter auf dem rechten Flügel, die sehr bedeutende Anstrengungen hinter sich hatten, sollten eigentlich das Vorgehen der Nachbarn abwarten — da meldeten sie um ½2 Uhr: Sie hielten die feindliche Stellung für sturmreif und würden in einer halben Stunde angreifen. Als dies die Truppen des linken Flügels hörten, wollten sie natürlich nicht zurückstehen, und so trat die Division Punkt zwei Uhr zum Sturm an. Es war ein gewagtes Unternehmen, diesen Stoß ohne die heranbeorderten Verstärkungen zu unternehmen. Sein Gelingen ist dem hervorragenden Zusammenwirken von Infanterie und schwerer Artillerie zu verdanken. Im vollen Vertrauen auf die Treffsicherheit der „schwarzen" Brüder sprangen die Schützen durch das hohe Kornfeld vor, sobald eine Lage Granaten vor ihnen eingeschlagen war. Durch verabredete Zeichen gaben sie ihre neue Linie zu erkennen. Dann legte die Artillerie ihre Geschoßgarbe 100 m weiter vorwärts, und unter ihrem Schirm stürzten jene in die frischen Granatlöcher. So ging es ununterbrochen vorwärts. Weder das russische Schnellfeuer noch das doppelte Drahthindernis vermochte den Sturm aufzuhalten. Als das deutsche Hurra rollte, liefen die Russen, verblüfft durch solche Elementargewalt, in hellen Haufen davon. Um 2½ Uhr erhielt der Divisionsstab vom linken Flügel die Fernsprechmeldung: Die feindliche Stellung ist genommen, und kaum war der Apparat frei, so traf vom rechten Flügel dieselbe Nachricht ein. Wenig später — und ebenfalls aus eigenem Antriebe heraus — stürmte die Nachbardivision, die aus jungen, erst während des Krieges eingestellten Mannschaften zusammengesetzt war, in glänzendem Anlauf die Bastion bei Klonowo. Die Wirkung dieses ersten Durchbruchs durch die russische Hauptstellung pflanzte sich im Laufe des Nachmittags und der Nacht über die ganze Front hin fort. Neue Kräfte wurden in die Bresche geworfen und halfen sie erweitern. Zwar leistete der Feind an vielen Stellen noch hartnäckigen Widerstand, aber den Ansturm von vorne und den Druck auf die Flanke konnte er schließlich nirgends aushalten. Ein nicht ungeschickter Versuch, die zuerst durchgebrochenen deutschen Truppen durch Besetzung einer Seitenstellung zu bannen, wurde von diesen durch einen neuen, scharfen Anlauf vereitelt. Noch weniger konnte der Todesritt einer russischen Kavalleriebrigade, die südöstlich der bereits gefallenen starken Opinogora-Stellung unsere Infanterie attackierte, irgendeinen Erfolg versprechen; Kosaken und Husaren wurden im Nu niedergemacht. Auch einzelne rückwärtige Zwischenstellungen des Feindes fielen bald unter den Stößen unserer siegesfroh vorwärtseilenden Truppen, die erst vor der befestigten Narewlinie haltmachten. Überraschend schnell und vollkommen war erreicht worden, was man von dem Durchbruch nur irgend erwarten konnte. In einer Breite von etwa 120 km waren unsere Truppen um 40 bis 50 km weiter in Feindesland eingedrungen, hatten ein reiches und schönes Stück russischen Bodens besetzt und Zehntausende von Gefangenen sowie viel Kriegsmaterial erbeutet. Bis Ciechanow fuhren bereits seit dem 18. Juli deutsche Züge durch. An dem schönen Erfolge hatten natur-

15. Juli 1915 Preußische Garde im Angriff



Makow am Orshiz nach dem Rückzug der Russen. Vorn im Wasser die Überreste der von den Russen verbrannten Brücke auf dem Wege nach Schelkow

gemäß aber auch die Truppenteile, die zur Seite der mittleren Stoßkolonnen vorgingen, ihren erheblichen Anteil. So war das konzentrische Vorrücken beiderseits der Eisenbahn Mlawa—Ciechanow, das zum Aufrollen der feindlichen Stellungen bis nach Plonsk hinunterführte, eine vorzügliche Leistung. 17500 Mann mit 38 Offizieren, 13 Geschützen, 40 Maschinengewehren fielen am 14. und 15. Juli der siegreichen Truppe des Generals v. Gallwitz in die Hände.

14. u. 15. Juli 1915. Verbände der Armee von Scholtz beim Durchbruch von Prasznysz

In diesen heftigen Kämpfen hatten auch bereits Regimenter der Armee v. Scholtz eingegriffen. Im Raum um Kolno, südlich der Grenze Ostpreußens, wo sie gebildet worden und die sie gesichert, hatte sie erfolgreich bei Kruszá gekämpft und war dann beiderseitig der Pissa gegen die Narewlinie vorgestoßen. So konnte ihr rechter Flügel bereits am 14. und 15. Juli bei dem starken Ringen östlich Prasznysz mittun und 2500 Gefangene einernten. Auch vor ihr wichen jetzt die Russen gegen den Narew zurück.

Unaufhaltsam ging die Verfolgung weiter. Am 17. Juli durchbrachen Regimenter der Armee Gallwitz die Stellung Mlodzianowo—Karniewo, Reserve- und Landwehrtruppen des Scholtzschen Harstes stürmten Poremby, Wyck und Ploschize.

18., 19. Juli 1915. Die Armeen v. Gallwitz und v. Scholtz vor der Narew-Linie

Am 18. stand die Armee Gallwitz bereits an der Narewlinie in breiter Front, südwestlich von Ostrolenka bis Nowo-Georgiewsk, General v. Scholtz konnte sich am 19. nördlich Nowogrod am Narew feindlicher Vorstellungen bemächtigen, ebenso gegenüber Ostrolenka; neu auf der Front eingetroffene Landwehr hatte sich hier besonders ausgezeichnet.

Die ganze Narewlinie war sehr stark befestigt. Die Festungen Lomza, Ostrolenka, Rozan, Pultusk schützten sie und sperrten die wichtigsten Übergänge; nach Nordosten zu finden sie Anschluß an die kleine Sumpffestung Ossowiec, die, schon seit langen Monaten zeitweilig unter deutschem Feuer, zähen Widerstand leistete; im Westen werden die durch das Fort Serock, am Zusammenfluß des Bug und des Narew, mit der großen Gürtelfestung Nowo-Georgiewsk verbunden, die als gewaltiger Brückenkopf über die Weichsel ausgebaut war, der den Uferwechsel für ganze Armeen sicher stellen sollte.

Der Narew ist aber auch an sich ein nicht zu verachtendes Hindernis; die Tiefe ist sehr verschieden, steigt von ein bis vier Meter, die Breite schwankt auf den für den Angriff in Betracht kommenden Strecken von 80 bis 150 Meter; die Ufer sind vielfach sumpfig.

Und dies Hindernis und diese Festungen, hinter denen ein immer noch großes Feldheer stand, das jederzeit aus den in und um Warschau versammelten, kaum zwei Tagemärsche entfernten riesigen Massen verstärkt werden konnte, diese ganze Narewlinie überwältigten die beiden Armeen Gallwitz und Scholtz, trotz heftigster Gegenangriffe, in knapp 20 Tagen! Genauer gerechnet: am 23. Juli nahm Gallwitz die ausgebauten Vorstellungen von Rozan, die Orte Schigi und Miluny, am 24. die Werke von Rozan und Pultusk selbst! Damit war die Narewlinie bereits durchbrochen. Am 4. August fielen, nach heftigem Widerstand, die Werke, die Ostrolenka auf dem linken Ufer schützen sollten, Scholtz in die Hand; am gleichen Tage die Vorwerke von Lomza, in der Nacht zum 10. war auch Lomza selbst unser, und am 11. wurden die letzten Feldwerke oberhalb dieser Festung, bei Wizna, am Zusammenfluß des Narew und des Bobr, erobert!

24. Juli 1915 Eroberung von Rozan und Pultusk

10. Aug. 1915 Fall von Lomza



General der Artillerie Friedrich von Scholtz

Zeichnung von Prof. Arnold Busch

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Machen wir es uns ganz klar, was das bedeutete: eine vielgerühmte Schirm- und Trutzlinie, die Warschau, Polens Hauptstadt, gegen einen Angriff von Nordosten her sichern sollte, war zertrümmert. Zerschmettert von der deutschen übermächtigen Geschützwirkung und der unvergleichlichen Sturmtätigkeit unserer Feldgrauen. Warschau selbst war, schon nach den Fall von Rozan und Pultusk, damit in höchster Gefahr. Das russische Heer, das mit höchster Tapferkeit, die auch wir anerkennen müssen, westlich Warschau bisher standgehalten hatte, war einer Einkesselung größten Umfangs ausgesetzt — wenn es sich nicht rechtzeitig der Umklammerung entzog oder wenn es sich nicht in verzweifelten Gegenstößen Raum und Freiheit des Handelns zu gewinnen wußte. Gegenstöße, die den siegreichen deutschen Truppen gegenüber wenig Aussicht auf wirklichen Erfolg versprachen.

General Frhr. v. Watter am Narew

Aus dem heißen, schweren Ringen um die Narew-Übergänge durch das XIII. Korps des Generals v. Watter sei die schöne lebendige Schilderung eines Mitkämpfers, zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift „Daheim", hier eingeschaltet.



Generalleutnant Frhr. von Watter
Hofphot. Jungmann & Schorn

Es lag, so schrieb er, am Morgen des 13. Juli eine ungeheure Spannung über uns: gelingt es oder gelingt es nicht? Die Abergläubischen schüttelten besorgt ihre weisen Häupter und sagten: „Wie kann man nur eine Offensive am 13. beginnen!" Die andern lachten sie aus und meinten, gerade dieser Tag müßte Glück bringen. Das alte Lied, das so oft im Frieden gesungen wurde, wenn kleine Entscheidungen bevorstanden — ach so kleine gegen die des 13. Juli.

Als das Frühlicht durch die Morgennebel kroch, war es vorne im Schützengraben eigentlich wie alle Tage. Nur etwas dichter die Besatzung und etwas wacher. Und die Spannung war da — die große Spannung. Der Angriff stand bevor. Hinüber mußte man über die Ebene, den Hang hinauf, hinein in die russischen Gräben. Ein Lauf von 200 Metern hier, da von 300 — eine Minute, vielleicht anderthalb Minuten des Vorwärtsstürzens, dann war es gemacht. Aber dazwischen lag noch das russische Hindernis, lag die Strecke, auf der die Kugeln singen und sausen würden, dazwischen lag vielleicht — der Tod. Aber drüben winkte der Sieg, winkte die Entscheidung. Weiter mußte es gehen, wenn erst einmal das erste Bollwerk der Russen dort drüben in unserer Hand war — weiter hinein in das alte Königreich Polen, heran an den Narew und über ihn hinweg, Warschau in den Rücken, Rußland ins Herz.

Wie alle Tage war es. Es trat die Ruhe ein, die immer kam, wenn es Licht wurde und der Russe aufhörte, sein Sicherungsfeuer vor die Gräben zu legen, wenn die Wachsamkeit des Auges die des Ohres ablöste. Nur einzelne

Schüsse fielen im Doppellaut des Abschusses und Einschlages in Deckung: klack — bumm. Ob die Russen wohl wissen, daß wir hier heute kommen würden? Ob sie wohl ihre Gräben stärker besetzt halten? Ob ihnen die Spionage wohl auch das siebenmal versiegelte Geheimnis des Angriffsdatums zugetragen hat? Daß wir kommen, daß wir angreifen wollen in diesen Tagen, wissen sie natürlich. Die Vorbereitungen zum Sturm konnten ihnen ja nicht verborgen bleiben. Sie sahen, wie wir mit den Sappen seit Wochen näher und näher an sie herankrochen, wie wir Parallelen vor unsere alten Stellungen legten, Sturmgassen in unsere eigenen Drahthindernisse schlugen. Auch bei ihnen mußte die Spannung groß sein: wann kommen sie — kommen sie heute — morgen — übermorgen?

Spannung! Sie ist so groß, daß sie das klare Denken fast ausschaltet, so groß, daß man fast wünscht, daß sie erst gelöst würde, eingewechselt gegen die Augenblicke höchster Gefahr — gegen den Jubel des Sturms.

Doch alles ist wie sonst — Ruhe. Nur manchmal, Minute um Minute, hallt das Klack — Bumm durch den Morgennebel, der sich langsam hebt.

Da kommt plötzlich die Befreiung, es singt über uns in der Luft: der erste Schuß aus schwerem Kaliber. Es ist, als ob der Kapellmeister den Taktstock gehoben hätte und alle Instrumente nun einsetzen zum eisernen Konzert: schrill hallt die 10 cm-Kanone, der Mörser brummelt mit Pfeifen durch die Luft, die leichten und schweren Feldhaubitzen ziehen mit abgestimmtem Getön ihre hohe Straße. Wir kennen ihre Stimmen und ihren Ton auf allen Phasen ihres Weges, unser Ohr hat gelernt, ihren Abschuß, ihren Gesang in der Luft und ihren Einschlag zu unterscheiden.

Mächtig ist ihr Gesang heute, stark ist der Chor, wie wir es lange nicht gehört. Mehr und mehr wächst und schwillt er. Wir horchen und warten. Bis der Befehl durch die Schützengräben läuft: Um 10 Uhr wird gestürmt. — Von Zugführer zu Zugführer wird er gegeben. Jeder zieht die Uhr, die er am Abend vorher schon verglich, die mit allen Uhren in der Division auf den Bruchteil einer Minute gleich geht. Sieben ist es erst — noch 3 Stunden. Und stärker und stärker sprechen unsere Geschütze, sie steigern ihre Feuergeschwindigkeit. Wir lächeln: 3 Stunden noch regnet das Eisen dort drüben nieder, kein Mensch kann das aushalten — und die Gewißheit wird stärker, daß der Einbruch gelingen muß.

Und einmal kreist der Zeiger und zweimal. Der Russe hat längst begonnen, auch seine Artillerie sprechen zu lassen. Über uns bersten seine Schrapnells, seine Granaten werfen mächtige Trichter auf, aber sein Feuer geht unter in dem höllischen Chor unserer Geschütze.

Halb zehn! Trommelfeuer. Schuß um Schuß aus den heißen Rohren. Einschlag um Einschlag. Daß sich die Geschosse nicht gegenseitig treffen hoch oben über uns, wenn sie aneinander vorbeijagen, sich überholen, übereinander stürzen, scheint uns wunderbar.

Gebückt kommen die Reserven durch die Verbindungsgräben in die vorderste Linie, Mann hinter Mann. Stumm füllen sie die Reihen auf. Hier und da drücken sich zwei die Hand, ohne ein Wort. Fest umklammert die Faust den Gewehrschaft, fester faßt sie den Stiel der Handgranate.



Am Ufer des Narew bei Rozan; vorn ein zerstörtes Gehöft. Phot. R. Sennecke

Mächtige Einschläge tönen jetzt auf, stärker als alle vorher. Der Sand rieselt von den Böschungen der Schützengräben, die zittern und wanken: unsere großen Minenwerfer schlagen Bresche in die feindlichen Hindernisse.

Wie alles überlegt ist — ausgeklügelt, durchdacht bis ins kleinste! Wie alles ineinandergreift, wie ruhig das eingestellte Uhrwerk abläuft. Es muß gelingen — es wird gelingen. — Und plötzlich ist der Augenblick da. Irgend jemand ruft: „Auf, marsch—marsch!" Vorwärts stürzt man auf freiem Feld — rechts und links stürzen die andern vor. Die Kugeln pfeifen — ein Maschinengewehr tackt. Ist es unser, ist es ein feindliches — wer weiß es? Stürzte da nicht jemand und dort? Vielleicht — was hilft es — vorwärts! Dort liegt die Bresche im Hindernis — hindurch — und ein Sprung hinab in den russischen Graben. Es ist gelungen! Rechts und links sind auch die anderen im feindlichen Werk. Ein kurzer Kampf noch, Bajonettarbeit, dann fliegen die russischen Hände hoch.

Ein tiefes Atemholen — das Bewußtsein kehrt zurück — man sieht wieder klar, sieht die lange Linie des Feindes, die zurückhastet, sieht, wie unsere Schrapnells Lücke um Lücke reißen. Schon sind unsere Maschinengewehre im eroberten Graben und lassen ihr langes Reihenfeuer in den weichenden Feind regnen, bis sein Hasten ein Laufen wird, bis er seine Waffen von sich wirft, sich hineinklemmt in ein hinteres Grabenstück, ängstlich Deckung sucht, die Hände hebt, mit einem schmutzig-weißen Tuch winkt um Gnade. Längst hat die russische Artillerie das Weite gesucht zur Rettung des kostbaren Materials. Nur unsere Schrapnellwölkchen blitzen in der Luft über der weichenden feindlichen Infanterie. „Auf — marsch!" Verfolgung.



Stark ausgebauter russischer Schützengraben bei Rozan. Phot. Paul Lamm



Die zerstörte Kirche in Rozan

Das war der Auftakt der großen Offensive in Nordpolen — das war der 13. Juli 1915. Wer ihn erlebt, wird ihn nicht vergessen.

Und vorwärts ging es dem Narew zu. Wohl setzte sich der Feind wieder in seinen lange vorbereiteten rückwärtigen Stellungen, biß sich bei Ciechanow und am Orshiz, bei Krasnosielc in der Erde fest, dann später wieder auf den mächtigen Höhen nordöstlich von Makow. Aber erbarmungslos trommelte ihn unsere Artillerie aus seinen Stellungen, brach unsere Infanterie durch seine Linien, packte ihn an seinen schwachen Stellen. Bis er wich.

An den Narew fiel er zurück, an die mächtige Stromsperre, die er bei Pultusk, Rozan, Ostrolenka und Lomza mit festen Plätzen versehen hatte, mit mächtigen Brückenköpfen, mit betonierten Werken gepanzert, mit Feldbefestigungen umzogen, mit dreifachen Drahthindernissen umgürtet. Schießscharte starrte neben Schießscharte, und in jeder lag ein Gewehrlauf, bereit, den Angreifer zu flankieren. Und am jenseitigen Ufer lief, unabsehbar in ihrer Länge, eine moderne Feldstellung, die das Flußtal beherrschte.

Das war unser Ziel. Wie wir die ersten drei Stellungen niederrangen, wollten wir auch diese niederringen, durchbrechen. Erst die Festen, dann das feindliche Ufer.

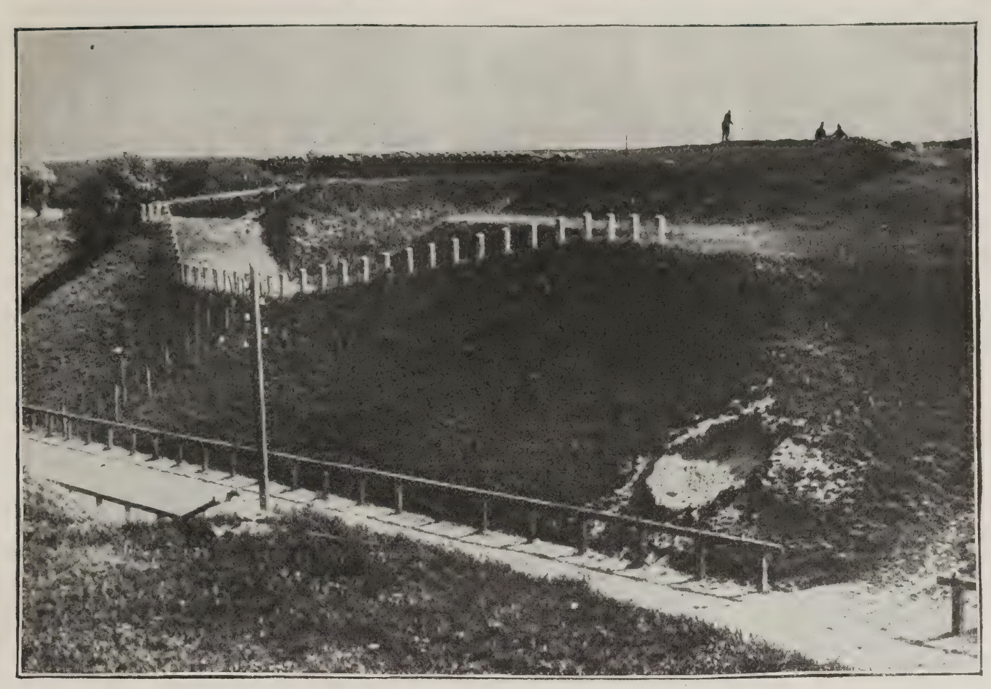
Von den Höhen bei Salenshe sahen wir Rozan liegen; fast friedlich lag es da — zu friedlich — tot. Haus bei Haus. Aber keine grüßenden Rauchsäulen entstiegen den Schloten. Eigentümlich still schien die schöne, große Kirche zum Himmel zu ragen mit dem kecken Dachreiter auf dem gotischen Schieferdach. Das Auge suchte durch das Scherenfernrohr, und es fand: zuerst die Forts im alten Stil mit hohem Aufriß, so ein rechtes Fressen für die großen Mäuler unserer schwersten Kaliber, dann davor feine Striche, kaum erkennbar im Gelände, die Schützengräben vor den Vor- und Zwischenstellungen. Vor ihnen blitzte es, wenn ein Sonnenstrahl darüber hinweghuschte: Drahthindernisse, breit angelegt vor Jahr und Tag schon, vielfach überwuchert, fast unkenntlich. Die Forts machten uns wenig Sorge; wir dachten an Lüttich, Namur und Antwerpen und

wußten unsere „Schwersten" im Anmarsch; aber diese Stellungen, flach im Boden, verborgen in Wellen des Terrains, in Mulden und Senken, eine flankierend zur anderen liegend, sie bargen die ganze Kunst der russischen Feldbefestigungen in sich. Schwere Arbeit würde es werden, das war uns klar, aber schaffen würden wir es, das war gewiß. Und diese Gewißheit ist ein herrliches Gefühl, ist der halbe Sieg. Nie hat sie uns verlassen, während der ganzen Offensive hinein nach Rußland, bis an die Sümpfe östlich Bialostok: wir werden es schaffen, vielleicht wird es zwei Tage dauern, vielleicht drei oder vier, aber dann ist die feindliche Stellung unser. — Ein herrliches Gefühl!

Die Infanterie schob sich an die Linien vor Rozan heran, hier langsam und vorsichtig, dort herzhaft zupackend, wie es die Lage ergab. Die russischen Vorposten wurden in die festen Stellungen zurückgedrängt, die erste Infanteriestellung um die Festung ausgehoben, Schützenloch neben Schützenloch anfangs, dann der geschlossene Graben. Der Ring wurde gezogen. Die Artillerie ging in Stellung, ihre Beobachter nisteten sich vorne ein bei der Infanterie, die Patrouillen krochen in Nacht und Nebel heran an die Stellungen des Feindes, spürten jede Flankierungsanlage aus. Die Flieger schwirrten bei Tage und brachte photographische Bilder, die uns die Gräben und Deckungen zeigten. Der Spaten arbeitete, Sappe trieben wir neben Sappe heran an den Feind. Die Batterien gabelten sich enger und enger ein auf die feindlichen Schanzen.

22. Juli 1915 Preußische Garde vor Schigi und Miluny

Und wieder kam der Tag der Angriffsspannung: wird es uns gelingen, die starken Schanzen zu nehmen? Die Sturmtruppen der Garde lagen in den Gräben südlich Schigi bereit. In der Nacht vor dem 22. Juli hatten sie sich noch einmal um 200 m vorgearbeitet und eine neue Parallele vor dem Werke von Miluny gezogen, kaum 100 m entfernt vom feindlichen Drahthindernis. Gegen 8 Uhr früh begann die Artillerie ihre eisernen Worte zu sprechen, fast noch eindringlicher als am 13. Juli, denn unsere schwersten Mörser sprachen mit, und die reden eine eindringliche Sprache. Dann brach der Sturm los: durch die Sturmgassen, die die schweren Geschütze in die Hindernisse gerissen, brandete die lebende Menschenwelle und schlug in die russischen Linien, durch das Gewirr von Drähten und Pfählen stiegen die Grenadiere und schauten nicht rechts, noch links — nur vorwärts, vorwärts — 'ran an den Feind, hinein in den Feind! Kein Stocken gab es, kein Halten, bis das Werk genommen, die Schanze unser war. Wie eine Wand legte sich das Feuer unserer Geschütze inzwischen hinter das Werk, den Reserven des Feindes den Weg zum Gegenstoß sperrend. Aber bald stiegen die weißen und roten Leuchtkugeln empor, abgefeuert von der Infanterie, und riefen: „Hier sind wir schon — Feuer weiter vor verlegen!" Und die Eisenwand fallender Geschosse schob sich näher an Rozan heran, und weiter vorwärts stürmte die Garde, hinein in das Dorf Miluny, wo die russischen Reserven standen. Ein Hurra erklang. Das heiße Ringen begann, der Kampf Mann gegen Mann, der Kampf mit dem Bajonett und der blanken Waffe, Brust gegen Brust, wo man das Weiße im Auge des Gegners sieht. Haus für Haus wird genommen, Gehöft um Gehöft. Das erste Bollwerk der Russen vor Rozan ist gefallen. Der Spaten fährt ins Erdreich, fieberhaft schnell wird die Stellung ausgehoben, in der der Besitz des Eroberten gesichert werden soll. — Am nächsten Tage hämmern die



Das Fort IV der Festung Rozan. Hofphot. Kühlewindt

Pommern in ihrem Abschnitt den Gegner aus seinen Werken, dann fassen ihn die Württemberger an. Jedesmal muß der Russe ein Regiment opfern, und jedesmal ist sein Opfer umsonst. Wir sind die Herren des Feldes, wir krallen uns enger und enger um Rozan. Wir schnüren dem Feind die Kehle zu.

23. Juli 1915 Pommern und Württemberger vor Rozan

Da weicht er. Über Nacht ist er fort und läßt uns das rechte Flußufer, läßt uns die Forts, die nur wenig verletzt, läßt uns die Stadt. Die Stadt? Nein, den rauchenden Trümmerhaufen, der Rozan hieß. Esse ragt neben Esse gespenstisch zum Himmel, keine Mauer steht mehr. Wo ist der kecke gotische Dachreiter auf der Kirche — eine Granate fegte ihn fort, eine zweite schlug den Turm in Trümmer, eine dritte das Hinterschiff. Der Krieg fegte über Rozan.

Mit dem letzten Russen, der das rechte Narewufer verließ, flogen die Brücken um Rozan in die Luft. Aber drüben am anderen Ufer lag der Gegner wieder hinter seinen Brustwehren und lauerte auf uns. Nicht lange ließen wir ihn warten. Erst Patrouillen, dann Schützenschleier schlichen sich an den Fluß heran. Da entdeckten wir etwas, das uns lächeln ließ. Sie mußten es doch sehr eilig gehabt haben, unsere Herren Feinde: sie hatten einen Brückensteg stehen lassen. Schön war er nicht, sehr fest war er auch nicht, unter feindlichem Feuer lag er auch — er hatte so seine Schwächen —, aber es war eine Brücke. Und wir kamen hinüber; erst wenige, dann eine Kompagnie, schließlich ein Bataillon. Die Russen wehrten sich mit aller Kraft, sie wollten uns wieder zurückstoßen in den Fluß. Aber wo wir saßen, saßen wir fest: der Brückenkopf war da. Achtmal schlugen die feindlichen Granaten die Brücke in Trümmer, achtmal besserten sie die Pioniere wieder aus.



Die Brandruinen der zerstörten Festung Rozan. Hofphot. Kühlewindt

Und als die Nacht kam, glitten weiter stromauf die Pontons lautlos ins Wasser und setzten die Infanteristen über, die hier einen Schutz bilden sollten für das Schlagen einer zweiten Brücke. Auch sie gewannen das feindliche Ufer und hielten es, drängten den Feind zurück. Am Morgen stand die zweite Brücke da. Die Geschütze rückten näher heran und begannen wieder ihre eiserne Arbeit. Der neue Tanz begann, der schönste vielleicht, den die elfwöchige Offensive durch Polen und Rußland uns bescherte — vielleicht auch der schwerste. Wir rangen uns über den Fluß, wir klommen die Ufer hinauf, preßten den Feind zurück, bis wir Herr waren auf dem linken Ufer, den Fluß im Rücken.

Am Abend des 24. Juli standen wir in Dombrowka, den Helm in der Hand mit entblößtem Haupt. Ein frischer Birkenzaun friedigte den Platz ein, den stillen Platz, wo die Helden der 5. Garde-Grenadiere zur Ruhe gebettet wurden. Schlichte Worte sprach unser Pfarrer: „Die hier ruhen, haben Weltgeschichte gemacht, sie schufen den Tag, den ihre Kinder und Kindeskinder einst lernen werden in den Schulen, den Tag, wo die Deutschen den Narew erzwangen und ihren Fuß hineinsetzten ins Herz Rußlands. Danken wir ihnen und vergessen wir sie nicht.“ —

Infanterie-Regiment v. Hindenburg Nr. 147 am Narew

Vom Narewübergang an einer anderen Stelle — von der Beteiligung des 2. Bataillons des Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall v. Hindenburg, (2. Masurisches) Nr. 147, berichtete der Kommandeur, Hauptmann Kramme, in einer amtlich verbreiteten Darstellung:

Die Nacht war hereingebrochen. Es regnete ununterbrochen. Das 2. Bataillon von Hindenburg lag in einem triefenden Kiefernwald bei zusammengesetzten Gewehren und wartete auf weitere Befehle. Die schweren russischen Granaten zogen

singend durch die Nacht über unsere Köpfe und schlugen irgendwo hinter uns in den Wald ein, so daß der donnernde Widerhall der krepierenden Granaten gar nicht sterben wollte.

Um 10 Uhr abends kam der Befehl, daß das Bataillon um Mitternacht den Narew überschreiten und vom Brückenkopf aus 2 Uhr morgens mit den dort befindlichen Truppen den Feind angreifen solle, um den Brückenkopf zu erweitern.

Über den Narew! Solange der Krieg dauerte, hatten wir alle auch an den Übergang über den Narew gedacht und an die Erstürmung seiner drohenden Sperrfestungen. Jeder wußte, wie der Übergang fast unmöglich erschienen war, jeder kannte die Narewsümpfe und die Zähigkeit der Russen in der Verteidigung solcher natürlichen Hindernisse.

Am Morgen war es Teilen der Regimenter 33, 44 und der 4. Grenadiere gelungen, überraschend auf schwankenden schmalen Laufstegen an günstiger Stelle über den Fluß zu kommen und mit unerhörter Tapferkeit hart am jenseitigen Ufer einen kleinen Brückenkopf anzulegen. Aber die Russen hatten sofort übermächtige Reserven herangezogen und umfaßten die Tapferen mit eisernem Ring. Konzentrisch griffen sie, von stärkstem Artilleriefeuer unterstützt, dauernd an, und doch wurden alle Angriffe todesmutig abgeschlagen. Hilfe konnte am Tage nicht gebracht werden, da jede Annäherung an den Fluß unmöglich war. Die Granaten der Russen verwandelten den Narew hinter dem Brückenkopf in eine dauernde Riesenfontäne, und wehe dem, der sich hineinwagte!

Nach Einbruch der Dunkelheit war es dem Divisionsbrückentrain trotz des in der Dunkelheit anhaltenden Strichfeuers gelungen, durch eine schmale Sanddüne etwas gedeckt, an langen Tauen seine Pontons an den Fluß zu ziehen und ins Wasser zu lassen.

Ein Pionierunteroffizier führte das Bataillon um Mitternacht durch Sumpfschlenken nach der Pontonstelle. Lautlos zog die Truppe wie ein dunkler Wurm durch die Nacht. Hier und da rutschte einer aus auf dem glitschrigen Boden, während es dauernd regnete und die Infanteriegeschosse von drüben durch das Bataillon pfiffen. Mancher verschwand lautlos für immer zwischen dem Wiesengras. Ein Aufhalten gab es nicht. Der junge Pionierunteroffizier, unser Führer, erhielt einen tödlichen Kopfschuß. Wir mußten selbst die Übergangsstelle suchen. Pontons überholten wir, die Landsturmpioniere mit äußerster Anstrengung durch den Sumpf zogen. Endlich war die Übergangsstelle erreicht. Die grauen, plumpen Pontons schaukelten in der Strömung, von den Fahrmannschaften festgehalten. Drüben knatterten die Maschinengewehre hin und wieder, und die weißen Leuchtkugeln tauchten in die dunkle Nacht und leuchteten geisterhaft in Büsche und Bäume. Endlos schien uns das Übersetzen zu dauern, und manchen tapferen Feldgrauen verschlang der schmutziggelbe Narew. Die Pontons wurden durchlöchert und trugen uns doch an das andere Ufer.

Das Bataillon besetzte sofort den rechten Flügel des Brückenkopfgrabens, während das dort befindliche todmüde Bataillon des 33. Regiments in die Reservegräben in die Mitte des Brückenkopfes zurückgezogen wurde.

Infanterie-Regiment Nr. 33 am Narew

1 Uhr 30 Minuten morgens stand das Bataillon in dichtester Schützenlinie, die Maschinengewehre verteilt, angriffsbereit im Graben, und die Hindenburger

brannten darauf, ihren so hart mitgenommenen tapferen Kameraden der anderen Regimenter Luft zu schaffen.

Da plötzlich meldeten die Horchposten, daß die etwa 600 m entfernt liegenden Russen ihren Stützpunkt verlassen hätten und in dichten Linien herankämen. Alle freuten sich. Wir waren frisch, hatten viel Munition und standen so dicht, daß es für die Russen ein Todesangriff werden mußte.

„Kerls, nicht schießen, bis die Bande auf 100 m heran ist!" Wir schossen eine Leuchtkugel ab und sahen die dichten Massen der Russen lautlos, in ihren braunen Uniformen kaum erkennbar, herankommen. „Noch nicht!" Alle von uns schienen den Atem anzuhalten. Wieder eine Leuchtkugel. „Noch 200 m sind sie!" Dann eine bange Minute, und es ging los. Ein Feuerwerk von Leuchtkugeln schoß in die Nacht, und kaum 100 m vor uns wälzten sich die Massen der Russen heran. Feuer! Aus unseren Gräben sprühten die Feuerblitze der Gewehre und Maschinengewehre. Ein ohrenbetäubendes Feuer schlug in die fast taghell beleuchteten Massen der Russen mörderisch ein. Ein Schreien und Stöhnen und Stutzen drüben. Dann waren wir draußen! Jauchzend warfen sich die Hindenburger mit Hurra auf den zusammengeschossenen Feind. 300 Russen ergaben sich sofort, die anderen flüchteten. Das Bataillon stürmte hinterher. Der Stützpunkt wurde genommen, zwei Maschinengewehre erbeutet und 700 m Raum gewonnen. Mit umgekehrter Front besetzte das Bataillon den Stützpunkt trotz heftigsten russischen Artilleriefeuers und verstärkte die neue Stellung.



General der Kavallerie Freiherr von König

Viele tapfere Hindenburger hatten ihr Blut hingeben müssen, aber der Brückenkopf war erweitert. — — —

Das schlesische Landwehr-Korps (Generaloberst v. Woyrsch) in Süd-Polen

Von den siegreichen Streitharsten, die in Nordpolen die Entscheidung anbahnten, wenden wir uns zu denen, die in Südpolen, westlich zunächst der Weichsel, Erfolg an Erfolg reihten. Wir überspringen also, sozusagen, das Heer, das vor Warschau großer Ereignisse harrte, die Hauptkräfte des Prinzen Leopold von Bayern, und schauen uns nach den trefflichen, vielbewährten schlesischen Landwehren des Generaloberst v. Woyrsch um,

Die Division Bredow in Südpolen

denen die schon öfter genannte Division Graf Bredow angegliedert war, und den Schulter an Schulter mit ihnen fechtenden österreichisch-ungarischen Truppen des Generals v. Köveß.

Ihnen war als erstes Ziel die Weichsel gesetzt, samt der Festung Iwangorod — das gleiche Ziel, dem sie schon zweimal im Lauf des Krieges nahegewesen waren, um das viel gutes Blut geflossen war.



Generalleutnant Graf Bredow. Phot. Maslowski

Auch hier brachte, wie auf der ganzen Ostfront, die Mitte des Juli den Beginn des kraftvollen Vorstoßes.

Die Armeegruppe stand seit längerer Zeit in befestigter Front in der ungefähren Linie Nowo-Miasto (an der Pilica)—Konsk—Ilsha—Josefow (an der Weichsel) den Russen gegenüber; die österreichisch-ungarischen Truppen nördlich, die deutschen Truppen südlich. Schon am 17. Juli stürmte das schlesische Landwehrkorps die von einer russischen Elitetruppe, den Moskauer Grenadieren, verteidigte Stellung nordöstlich Sienno. Der erste Durchbruch durch das feindliche Drahthindernis verdankt, wie der amtliche Bericht besonders hervorhob, sein Gelingen dem heldenmütigen Entschluß der Leutnants Wilcke und Gerbing vom Landwehr-Infanterieregiment Nr. 7 und des Leutnants Zoll vom Landwehr-Infanterieregiment Nr. 6, die, gefolgt von einigen ihrer Landwehrleute, sich im feindlichen Feuer eine schmale Gasse durch das Hindernis schnitten und den nachfolgenden Sturmtruppen den Weg bahnten.

17. Juli 1915 Die Schlesier stürmen bei Sienno; die Landwehr-Infanterie-Regimenter Nr. 6 u. 7

Der 18. Juli brachte die kräftige Verfolgung des Gegners an den Ilzanka-Abschnitt, dessen Nordrand wieder als starke Stellung mit Hindernissen ausgebaut war. Sie wurde in der Nacht zum 19. bei Ciepielow und Kasanow durchbrochen. Unter sehr schweren Verlusten flüchtete das Grenadierkorps in den Schutz der östlich Zwolen in mehrmonatiger Ingenieurarbeit vorbereiteten Außenstellung der Festung Iwangorod, die seit längerer Zeit von allen russischen Gefangenen als uneinnehmbar bezeichnet war. Der beispiellosen Angriffsfreudigkeit der von der Artillerie gut unterstützten schlesischen Landwehr gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juli, auch diese Stellung einzudrücken und den Gegner in die engere Festungsstellung zurückzuwerfen. Über 7000 Gefangene und viele Maschinengewehre waren die Beute der tapferen Landwehr.

20./21. Juli 1915. Die Schlesier unter General der Kavallerie, Frhr. v. König stürmen Vorstellungen von Iwangorod

Stolz konnte der Führer der Angriffstruppen, der General der Kavallerie Freiherr v. König, ihnen zurufen: „Unverwelklichen Lorbeer habt ihr euch erworben; das Vaterland, insbesondere die schlesische Heimat, wird dankbar eurer Siege gedenken; nun weiter, bis der Feind völlig am Boden liegt.“

23. Juli 1915 Der Kaiser bei der schlesischen Landwehr

Am 23. hatte die brave Landwehr die Genugtuung und Freude, daß der Kaiser sie auf dem Kampffelde besuchte. Den beiden Führern der Angriffstruppen, dem General v. König und dem Generalleutnant Grafen Bredow, verlieh er dabei den Pour le mérite, dem Armeeführer, Generaloberſten von Woyrsch, das Eichenlaub zu dieser schon früher erworbenen Auszeichnung.

Inzwischen hatten die österreichisch-ungarischen Truppen am 20. Juli Radom erreicht. Und nun vollzog sich eine überaus interessante Operation, eine Verschiebung der Heeresmasse in großem Umfang. Die Heeresleitung beschloß nämlich, den Übergang über die Weichsel nördlich Iwangorod durch die deutschen Truppen zu erzwingen, während General v. Köveß unmittelbar gegen Iwangorod vorgehen sollte. Beide Heeresteile tauschten also gewissermaßen ihre Stellungen aus; die deutschen Truppen schoben sich nordwärts, die österreichischen südwärts. Solche Verschiebungen sind immer schwierig, zumal wenn sie, wie hier, schnell erfolgen, überraschen und geheim bleiben sollen.

Wir können hier wieder einem amtlichen Bericht folgen:

Alle erdenklichen Maßregeln zur Geheimhaltung des Überganges wurden getroffen. Alle Bewohner im weiteren Bereiche der Übergangsstellen mußten ihre Dörfer räumen, von denen allerdings die Russen nur wenige übriggelassen hatten. Das meiste war planvoller Brandstiftung anheimgefallen. Die Russen verfuhren in letzter Zeit immer noch nach dem Rezept von 1812. Eingehende Untersuchungen nach verborgenen feindlichen Fernsprechleitungen fanden statt, allerdings ohne Erfolg, so daß die Führer nie ganz die Sorge verloren, die Russen würden doch Kenntnis von dem Unternehmen erhalten.

29. Juli 1915 General v. König erzwingt den Übergang über die Weichsel; k. u. k. Pionier-Oberst Mischek

Die Armeeleitung Woyrsch hatte den Führer des Landwehrkorps, General der Kavallerie Freiherr von König, mit Anweisungen versehen, ihm die Ausführung des Überganges übertragen und die nötigen Hilfsmittel, namentlich zahlreiche Brückentrains, auch solche unserer Verbündeten, überwiesen, die sich unter der Leitung ihres unermüdlichen Führers, des k. u. k. Pionieroberſten Mischek, trefflich bewährten.

Am 28. Juli abends waren alle Vorbereitungen fertig: die Erkundung der Anmarschwege für die Pontons zu den zehn Übersetzstellen, die, in der Nähe der Radomkamündung gelegen, in mehreren Gruppen in ziemlicher Entfernung voneinander gewählt waren, damit, wenn der Übergang an einer Stelle nicht gelang, dieser an einer anderen gewährleistet wurde. Bereitstellung der Infanterie und Artillerie, so daß sie ohne Kreuzung rasch ihre Übersetzstellen erreichen konnten. Besprechungen mit den höheren Pionier- und Artillerieoffizieren hatten im Hauptquartier des Führers stattgefunden, und alles war bis auf die kleinsten Nebenumstände geregelt.

Am 29., um 1 Uhr 30 morgens, sollten an allen Stellen die Truppen das Weichselufer erreicht haben, um sofort mit dem Übersetzen beginnen zu können. Die Weichsel hat in dieser Gegend eine durchschnittliche Breite von 1000 m.



v. Woyrsch
Generaloberst.

Aufnahme von Hofphotograph Max Glauer, Oppeln

Zahlreiche Sandbänke durchziehen sie, so daß für Pontons die Gefahr eines Auflaufens bestand.

Eine hübsche Kriegslist des österreichischen Pionierobersten erleichterte, wie wir einfügen möchten, das Heranbringen der Pontons. Er kam auf die gute Idee, die Pontons und andere zum Bau der Kriegsbrücken notwendige Teile in Stroh zu verpacken und auf Wagen zu befördern. Die Russen glaubten, nach den Meldungen ihrer Flieger, daß wirklich bloß Stroh befördert wird. Erst ganz zuletzt wurden die Pontons aus ihrer Strohverpackung herausgenommen.

Wie aber der Feind hinter dem Flusse stand, in welcher Stärke, in welcher Kräfteverteilung, war völlig unbekannt. Es galt einen Stoß ins Dunkle zu führen. Begreiflich daher die Spannung. Bei einem Gefecht unter gewöhnlichen Verhältnissen entwickelt sich solche allmählich entsprechend der langsam heranreifenden Entscheidung. Bei einem Flußübergang setzt die Handlung mit der höchsten Spannung ein. Eine knappe halbe Stunde muß die Entscheidung bringen. Es gibt nur ein Entweder — Oder. Entweder man erreicht das gegenseitige Ufer und behauptet sich auf ihm, oder die Truppen erhalten beim Übersetzen derartiges Feuer, daß sie nicht hinüberkommen, oder — was noch schlimmer ist, — der starke Feind wirft die zuerst übergesetzten Truppen, die naturgemäß nur schwach sind, in den Strom zurück, was gleichbedeutend mit Vernichtung ist. Die begreifliche Spannung wurde noch vermehrt durch das Dunkel der Nacht und den fehlenden Gefechtslärm, durch die völlige Lautlosigkeit, die dem Sprunge vorausging.

Um 1 Uhr 30 Minuten in der Frühe brachen überall die Truppen aus den letzten Deckungen am Ufer hervor. Höchste Kraftanstrengung bringt die schweren Pontons schnell vorwärts. Jetzt wird das Wasser erreicht, jetzt stoßen sie ab . . . Noch ist alles ruhig, ein gutes Zeichen . . . . Plötzlich, um 1¾ Uhr, setzt starkes Artilleriefeuer ein. Der Feind ist an einer Stelle aufmerksam geworden, und bei seinen ersten Schüssen hat unsere bereitstehende Artillerie das Feuer gegen das feindliche Ufer aufgenommen, dadurch der noch im Übersetzen befindlichen Infanterie einen wirksamen Feuerschutz gebend.

Endlich löst sich die Spannung: Die erste Meldung trifft ein. Soeben kehren die Pontons zurück, die erste Staffel ist hinüber.

Man atmet auf. Nun sind wir drüben. „Und wo die Armeeabteilung Woyrsch einmal Fuß gefaßt hat, da hält sie.“

Nun sind wir drüben. Dieser Gedanke kehrt immer wieder, verstärkt sich bei jeder neuen Meldung, daß ein weiteres Bataillon übergesetzt ist. Es ist hell geworden, unsere Artillerie spricht jetzt entscheidend mit bei den Kämpfen, die den letzten Widerstand des überraschten Feindes brechen sollen.

Die ersten 200 Gefangenen werden gemeldet, alles geht gut. Aber ein unerwartet schwerer Kampf liegt noch vor uns. Wohl überraschten wir die feindlichen Sicherungstruppen unmittelbar am Ufer. Seine Reserven weiter rückwärts gilt es aber noch zu schlagen. Wie gefährlich dem Feinde unser Durchbruch seiner von ihm für unüberwindlich gehaltenen Stromsperre erschien, erkannte man bald. Aus Iwangorod und Warschau und von Lublin her raffte er immer mehr Truppen zusammen, um uns wieder zurückzuwerfen. War auch der Feind über-

legen, er mußte trotzdem angegriffen werden, denn der Brückenkopf mußte derart erweitert werden, daß die Stellen, wo wir den Brückenbau begannen, vor feindlichem Feuer gesichert waren.

Tagelanger, schwerer Kämpfe aber bedurfte es noch, bis der Besitz des Brückenkopfs völlig gesichert war. Immer weiter wurde der Gegner in dem schwierigen Waldgelände zurückgeworfen, immer mehr Gefangene fielen uns in die Hand; allmählich erlahmte doch die zähe Widerstandskraft der Russen.

1. Aug. 1915 Siebenbürger Regimenter stürmen die letzten Vorstellungen v. Iwangorod

Und die Wirkung des Weichselübergangs blieb, wie übrigens die Heeresleitung vorausgesehen hatte, nicht aus: Schon am 30. begannen die Russen mit der allmählichen Räumung Iwangorods.

Hier faßte allerdings General v. Köveß, der von Zwolen aus gegen Iwangorod vorgegangen war, auch bereits kräftig zu. Am 1. August entrissen siebenbürgische Regimenter westlich der Festung dem Feinde acht stockwerkartig angelegte, betonierte Vorstellungen mit dem Bajonett; die russische Front wurde bis Bakowicze aufgerollt. Am Tage darauf zogen die Russen sich auf die eigentlichen Festungswerke zurück. Die schwere Artillerie spielte zum Tanz auf, Haubitzen und Mörser; endlich waren trotz aller Wegeschwierigkeiten auch die berühmten Skoda-Mörser zur Stelle und machten kurzen Prozeß. In der Nacht zum 4. August gingen einzelne Werke in die Luft. Am 4. selbst wurde der Westteil der Festung genommen, die Weichsel auch hier erreicht. Bald traten die noch östlich haltenden Russen den Rückmarsch, teils in nördlicher, teils in östlicher Richtung an.



Karte der Umgebung von Iwangorod

4. Aug. 1915 Fall von Iwangorod

Daß auch die Heeresgruppe des Feldmarschalls v. Mackensen in Südpolen, zwischen Bug und Weichsel, nach kürzerer Pause um die Mitte Juli — das sei noch einmal hervorgehoben, um die Einheitlichkeit des Handelns auf Seite der Verbündeten scharf zu bezeichnen — zum Angriff vorging, wissen wir bereits. Alle Teile dieser Heeresgruppe bleiben in erfolgreichem Vorrücken, trotzdem die Russen gerade hier mannhaften Widerstand leisteten. Am 20. Juli brachen österreichisch-ungarische Truppen südwestlich Lublin, deutsche südöstlich Piaski und nordöstlich Krasnostaw in die feindliche Stellung ein. Am 24. konnte die Heeresleitung berichten, daß der Armee Mackensens und der Gruppe Woyrsch in den letzten zehn

Tagen 50000 Gefangene in die Hände gefallen waren. Am 25. Juli drängten deutsche Truppen nördlich Cholm und bei Hrubieszow, bereits am Bug, den Feind zurück, durchbrachen am 29. westlich des Wieprz erneut russische Stellungen; der Gegner schien so schwer erschüttert, daß er endlich überall den Rückzug antrat. Am 30. besetzte Erzherzog Joseph Ferdinand Lublin, und als die Russen wider Erwarten noch einmal Widerstand zu leisten suchten, wurden sie am Tage darauf aus ihren Stellungen östlich von Nowo-Alexandria, südlich und südwestlich von Cholm geworfen. Auch das wichtige Cholm kam bereits in unsere Hand. Es gelang den Russen nicht mehr, die rastlose Verfolgung zum Stehen zu bringen; östlich des Bug rückten deutsche Reiter schon am 4. August in Wladimir-Wolynskij ein; alle russischen Versuche scheiterten an dem ungestümen Vordringen der verbündeten Armeen. Die Erfolge der nächsten Tage zwangen die Gegner, nach Osten und Nordosten in die ungefähre Linie Brest-Litowsk—Lukow zu weichen. Auch die Verbindung zwischen der nun östlich der Weichsel kämpfenden Armee Woyrsch und der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand war gewonnen. Die Verbündeten folgten, mit ihren stärksten Kräften sich auf Brest-Litowsk wendend, durch das von den Russen vollständig verwüstete Land. Brennende Dörfer und Gehöfte bezeichneten den zum Teil fluchtartig ausartenden Rückzug. —

30. Juli 1915 Besetzung von Lublin

Die Ereignisse, die sich von Mitte Juli an auf der ganzen russischen Front abgespielt hatten, mußten den Großfürsten-Generalissimus zu neuen Entschlüssen zwingen. Überall waren seine Armeen geschlagen und zurückgedrängt; überall, von Kurland bis nach der Bukowina, waren seine Gegner in siegreichem Vorschreiten; immer stärker wurde der Druck, den sie ausübten. Seit die Narewlinie gefallen, seit Iwangorod genommen, seit die Heeressäulen Mackensens sich dem Bug näherten, war auch Warschau, die Hauptstadt Polens, die angeblich uneinnehmbare Festung, schwer bedroht. Überall klafften Lücken in den Verbindungen der erschütterten Heeresteile. Die Gefahr drohte, daß diese von der fortschreitenden Umklammerung erdrückt werden würden. Die Zeit drängte. Der Großfürst mußte sich fragen, ob seine, an Zahl ja immer noch äußerst starke Armeen imstande sein könnten, sich erneut zu stellen, sich mit einiger Aussicht auf Erfolg zu schlagen. Sicherlich besaßen sie noch immer Reste der den Russen eigenen Widerstandskraft und Zähigkeit. Aber ob sie in höherem Sinne operationsfähig waren, blieb mindestens zweifelhaft. Auch die besten, lange aufgesparten Truppen hatten schließlich weichen müssen, waren dezimiert; vor allem schädigten ungeheure Offiziersverluste den inneren Halt; zudem war die Geschützmunition knapp geworden.

Der Großfürst entschloß sich, gewiß schweren Herzens gerade bei seinen Charakteranlagen, Polen zu räumen; wobei er wohl den noch in russischen Händen befindlichen Festungen, Warschau, Nowo-Georgiewsk, Brest-Litowsk, einen stärkeren, längeren Widerstand zumaß, als sie dann erwiesen. Er gab den Befehl zum Rückzug, hoffte vielleicht, in einer neuen Front, vielleicht in der Linie Brest-Litowsk—Bialystock, sich wieder setzen zu können. Man wird ihn seines Entschlusses halber nicht tadeln können. Er gab Land auf, doch was bedeuteten gerade für russische Verhältnisse einige hundert Kilometer. Er rettete aber — und darauf kam es an — dem Zaren die Reste des Heeres und damit die Grundlage zum Wiederaufbau des Widerstandes.

Der russische Rückzug aus Polen

Und er führte den großen Rückzug seiner Hunderttausende mit unleugbarem Geschick durch. Nicht, wie wir später sehen werden, in ungeordneten Massen. Immer wieder wußte er Verbände zu finden, zusammenzuschmelzen, die sich der kraftvollen Verfolgung kräftig entgegenstemmten. Harte Kämpfe hatten wir noch zu überstehen, bis unsere strategischen Ziele erreicht waren.

Die russische und ebenso die Presse Frankreichs und Englands beeilten sich, den Rückzug als durchaus freiwillig hinzustellen. Das ist selbstverständlich, gelinde gesagt, Schönfärberei. Der Rückzug war von uns durch den sich steigernden Druck von Nord, West und Süd her erzwungen. Der Großfürst gehorchte harter Notwendigkeit. Doch daß er die Einsicht hatte, sich dieser Notwendigkeit zu fügen, bleibt sein Verdienst — oder das seines Generalstabes. Man muß auch dem Gegner gerecht werden.

Es wäre nun sehr interessant, zu wissen, zu welchem Zeitpunkt der Großfürst den Entschluß zum Rückzug gefaßt hat. Wollte man englischen und französischen Quellen glauben, so wäre das schon „Monate" vor dem Beginn der Ausführung geschehen. Das ist wiederum, gelinde gesagt, Schönfärberei, zu dem Zweck, den Rückzug als freiwillig darzustellen. Ich selbst neige zu der Ansicht, daß erst die Durchbrechung der Narewlinie den Generalissimus bestimmt hat, Polen zu räumen. Die Entscheidung könnte also etwa am 24. Juli gefallen sein; vielleicht in der Voraussicht des Kommenden einige Tage früher, keinenfalls später. —

Am 4. August war Iwangorod gefallen, am 5. August fiel Warschau.

Bedeutung Warschaus

Die polnische Hauptstadt war im Lauf der letzten Jahrzehnte zu einer ganz großen Festung ausgebaut worden. Dem schon bestehenden inneren Fortgürtel wurde ein zweiter, weiterer vorgeschoben; zehn Forts sollten das Westufer der Weichsel schirmen, sechs lagen auf dem Ostufer. Die Forts deckten zwar bei einer Entfernung von 6 bis 9 Kilometer die Stadt nicht gegen heutige schwere Angriffsgeschütze, waren aber sonst zweckentsprechend gestaltet, zumal auch die Zwischenräume stark befestigt waren. Ein weiter gehender russischer Plan, Warschau mit Nowo-Georgiewsk und den zu letzterem gehörenden Forts Dembe, Serock, Zegrze, Benjaminow zu einer gewaltigen Lagerfestung zu verbinden, war nicht mehr zur Ausführung gelangt.

Die Bedeutung von Warschau, das über eine halbe Million Einwohner zählte, war einmal politischer Art: die Stadt galt von alters her als der Mittelpunkt des „Königreichs" Polen, war der Sitz der obersten Verwaltungsbehörden: sie war den Polen selbst kurzweg die Hauptstadt. Warschau besaß aber auch hohe strategische Bedeutung. Nicht weniger als sieben große Bahnlinien liefen hier zusammen; es war überreich mit militärischen Einrichtungen aller Art ausgestattet, war der Hauptstützpunkt und Rückhalt für die Verteidigung der ganzen Weichsellinie.

Die russische Verteidigung hatte sich denn auch keineswegs auf die Fortsumwallung beschränkt, setzte vielmehr, nachdem Lodz und Lowicz in deutsche Hand gefallen, dem Angriff einen äußerst zähen Widerstand in einer weit vorgeschobenen Stellung, die durch Feldbefestigungen aller Art bewehrt war, entgegen. Wir haben seinerzeit über die heftigen, wechselvollen Kämpfe, die sich seit Dezember 1914 an der Bzura und Rawka, an der Pilica und Nida abspielten, ausführlich berichtet. Kämpfe, in denen wir zwar bedeutende örtliche Erfolge erzielten, aber



Generalfeldmarschall Leopold Prinz von Bayern

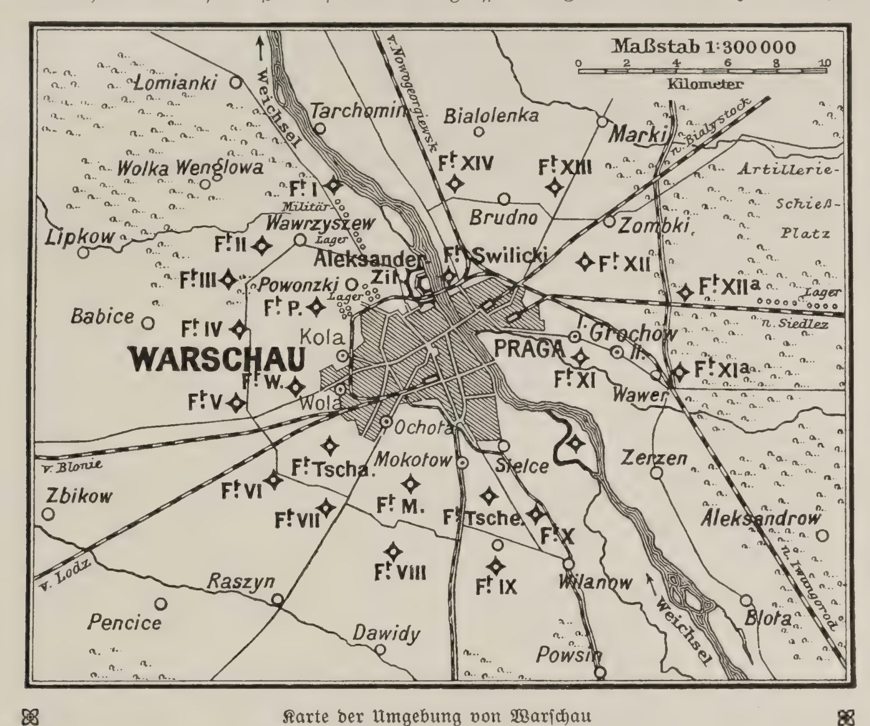
Zeichnung von Prof. Arnold Busch

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

schließlich auf einen Einbruch größeren Umfangs verzichteten, um uns weitere schwere Opfer zu ersparen.

Hinter der am weitesten westlich vorgeschobenen Stellung hatten die Russen andere vorbereitet, vor allem eine sorgsamst ausgebaute, die sich von Blonie über Grodisk und Grojec hinzog. Als sich nun Mitte Juli der allseitige starke Druck auf die russischen Fronten fühlbar zu machen begann, zogen die Russen sich auf die letztgenannte Stellung zurück. Sofort aber drängte Prinz Leopold von Bayern, dessen Heeresgruppe wir vor Warschau wissen, auf das schärfste nach. Schon am 19. standen unsere Vortruppen vor der Blonielinie. Am 21. konnte der deutsche Heeresbericht melden, daß diese Stellung „dem Feind nur kurzen Aufenthalt

19. Juli 1915 Deutsche Vortruppen vor der Blonielinie



Karte der Umgebung von Warschau

gewährte“. Er begann zunächst westlich von Grojec seine Befestigungen aufzugeben und in östlicher Richtung weiter zurückzugehen. Am 24. wurden westlich von Blonie feindliche Stellungen genommen; unsere Truppen erreichten schon nördlich der Pilica-Mündung die Weichsel; südlich Warschau wurden die Orte Ustano, Lbiska, Jazgarzew erstürmt. Denn Prinz Leopold hatte zielbewußt jetzt seinen rechten Flügel wesentlich verstärkt, um die Russen in südlicher Richtung anzufassen, zugleich auch einen Keil zwischen die beiden Festungen Warschau und Iwangorod zu schieben.

Noch war aber die russische Heeresleitung keineswegs gewillt, das Spiel verloren, gar Warschau aufzugeben — freiwillig aufzugeben, wie später auch wieder die Ententepresse zu verbreiten suchte.

Im Gegenteil: es setzte plötzlich ein scharfer Widerstand ein, der Versuch, die Verteidigung aktiv weiterzuführen. In der Nacht vom 27. zum 28. Juli griffen

27./28. Juli Russischer Gegenangriff südlich Warschau

starke russische Kräfte südwestlich von Gora Kalwarja an der Weichsel kräftig an; es kam zu harten Kämpfen — am 28. aber folgte der deutsche Gegenstoß, der den Feind zurückwarf. Inzwischen hatte, wie wir wissen, Generaloberst v. Woyrsch die Weichsel nördlich Iwangorod überschritten und war in schwierigem, aber siegreichem Vordringen auf dem Ostufer. Das machte sich ohne Zweifel auch auf die Verteidigung von Warschau geltend. Sie kam ins Wanken. Am 3. August gelang es dem Prinzen Leopold, den Gegner aus der ganzen Bloniestellung in die äußere Fortslinie zurückzuwerfen. „Die Armee", meldete der Tagesbericht kurz und bündig, „befindet sich im Angriff auf die Festung."

4./5. August 1915. Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger stürmen die Warschauer Forts

Noch einmal suchten im Schutz der Forts die Russen zu widerstehen. Aber schon donnerten die schweren deutschen Geschütze und bahnten den Weg. Wieder einten sich zum letzten entscheidenden Stoß Truppen fast aller deutschen Stämme. Im Norden griffen von Blonie aus die tapferen Württemberger ein, in der Mitte kämpften sich die Sachsen über Raszyn vorwärts, Bayern gingen über Pencice gegen Fort VI vor, Preußen drangen ungestüm gegen die Südforts. So durchbrach und nahm die Armee des Prinzen Leopold am 4. und in der einen Nacht vom 4. zum 5. August beide Fortslinien, die innere und die äußere. Im grauenden Morgen zogen die ersten deutschen Truppen — Württemberger waren es von der Division des Grafen Pfeil — in Warschau selbst ein. Die Stadt wurde besetzt; die Russen hielten sich, nachdem sie im letzten Augenblick noch die Weichselbrücken hinter sich vernichtet, nur noch östlich der Stadt, in dem großen Vorort Praga, von wo aus sie in den nächsten Tagen Warschau fleißig beschossen, bis wir am 7. August auch das östliche Ufer gewannen und Praga am 8. besetzen konnten.

5. Aug. 1915 Fall von Warschau

Über Warschau (das einst schon preußisch war, von der dritten Teilung Polens, 1795, an bis 1806, wo Napoleon die Stadt besetzte) wehten die deutschen Fahnen. Die Stadt war gut erhalten und schnell wieder von flutendem, buntem Leben erfüllt, in das unsere Feldgrauen einen besonderen Ton hineintrugen.

9. Aug. 1915 Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau

Am 9. August, in strahlender Morgensonne, hielt der Sieger, Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, seinen festlichen Einzug und nahm auf dem Sachsenplatz die Parade über die Truppen ab.

Der größte Teil der Bevölkerung begrüßte die Deutschen als Befreier von schwerem Joch. Den Truppen, die zuerst einrückten, wurden vielfach Blumen zugeworfen. Am freudigsten freilich wurden sie — in einem Lazarett willkommen geheißen. Dort lagen verwundete Deutsche, die in Gefangenschaft geraten waren. Sie hatten keine Ahnung von den Vorgängen der letzten Zeit und staunten und jubelten, als plötzlich ein deutscher Oberstabsarzt bei ihnen erschien.

General v. Beseler Generalgouverneur von Polen

Bald zog auch der deutsche Generalgouverneur ein, der Bezwinger Antwerpens: General von Beseler. Und die deutsche Verwaltung erfaßte mit ruhiger, fester Hand die Zügel, schuf in vielfach höchst verworrenen, schwierigen Verhältnissen Zucht und Ordnung. Deutsche Post tat sich auf, mit Wertzeichen „Russisch-Polen" überdruckt, deutsche Schnellzüge liefen ein und aus, deutsche Zeitungen erschienen. Ebenso richteten unsere Verbündeten eine tatkräftige Verwaltung mit dem Mittelpunkt Lublin ein.

Der Krieg aber ging weiter, mit der Umklammerung von Nowo-Georgiewsk, mit der großen deutschen Offensive gen Osten.

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern nimmt am 9. August 1915 auf dem Sachsenplatz zu Warschau die Parade über seine siegreichen Truppen ab
Im Hintergrund die Alexander-Newskij-Kathedrale. Phot. R. Sennecke



Abschied. Entwurf zu einem Mosaikgemälde von Prof. Arthur Kampf
(Das Gemälde ward auf dem Wittenbergplatz in Berlin zum Besten der „Mütter- und Säuglingsfürsorge des Roten Kreuzes“ aus Mosaiksteinchen zusammengefügt)

Achter Abschnitt

Rückblick auf das erste Kriegsjahr. Unsere Kämpfer an den Fronten und wir daheim.

Während im Osten unsere starken Armeen der berühmten russischen Dampfwalze in die Speichen gefallen waren, um sie nach rückwärts zu schieben, während die Westfront unerschüttert Franzosen, Engländern und Belgiern samt allen farbigen Hilfsvölkern gegenüberstand, gedachten wir in der Heimat in dankerfüllten Herzen des Verlaufs des ersten Kriegsjahres. Schwer und blutig war es gewesen, neben den großen ausschlaggebenden Erfolgen waren auch einzelne Rückschläge, wie sie in keinem weitausgreifenden Kriege fehlen, nicht ausgeblieben: die Wahnsinnserwartungen aber, die die Entente gehegt hatte, waren elend in die Brüche gegangen. Sie waren gescheitert an der zielbewußten Leitung der Heere und an der Tüchtigkeit und Tapferkeit unserer Krieger.

Glänzend hatte sich die Organisation des deutschen Heeres, aber auch — die etwas beengten und schwierigen Verhältnisse der Donaumonarchie in Betracht gezogen — die des österreichisch-ungarischen Heeres bewährt. Wuchtig, mit überlegener Schnelligkeit war die Mobilmachung verlaufen, kein Rad der beispiellos gewaltigen Maschine hatte versagt. Auch dann nicht, als die Verhältnisse dieses größten Krieges aller Zeiten Abmessungen einnahmen, für die alle Vergleiche mit früheren Kriegen, mochte man so weit zurückgreifen, wie man wollte, versagten, als er sich zum Weltenbrand auswuchs. Kein Rad der Heeresmaschine hatte versagt, als im Westen in Flandern, in Nordfrankreich, an der Grenze der Reichslande,

im Osten von Kurland bis zur Bukowina gekämpft wurde; als Österreich-Ungarn Wacht stand am Isonzo, in Kärnthen, in Südtirol gegen das treulose Italien; als das blutige Ringen in der Türkei, an den Dardanellen begonnen hatte und sich dehnte bis zur Halbinsel Sinai, an die Grenze Ägyptens, in den Kaukasus, nach Mesopotamien. Millionen von Männern waren ins Feld gezogen, andere Millionen als Ersatz und zu neuen Truppenbildungen ausgehoben und ausgebildet worden; immer aufs neue füllten sich die Kasernen mit frischen Truppen.

Ein kurzer, ganz knapper Rückblick, zunächst auf den Landkrieg, ist unumgänglich, will man das ungeheure Geschehen im Lauf des ersten Kriegsjahres recht erfassen.

An der Westfront hatten wir uns in Elsaß-Lothringen dem geplanten französischen Vorstoß in der Abwehr gegenübergestellt, um desto kräftiger über Belgien in Nordfrankreich eindringen zu können. Aber schon am 10. August schlugen wir in den Reichslanden, um Mülhausen, die eingedrungenen Franzosen zurück, am 11. kämpften wir siegreich bei Lagarde, der Kronprinz von Bayern schlug neun französische Armeekorps in Lothringen derart aufs Haupt, daß sie das Wiederkommen vergaßen, während wir in der Richtung auf Nancy und Epinal vordrangen, bis uns eine Veränderung der großen Kriegslage hier Halt gebot. Inzwischen hatten unsere Nordharste bereits Lüttich und Namur erobert, waren in Brüssel eingerückt, beobachteten Antwerpen. Unaufhaltsam drangen die Armeen Klucks, Bülows, Hausens, des württembergischen Thronfolgers, des Kronprinzen des Deutschen Reichs in Nordfrankreich ein. Der Versuch einer französisch-englischen Gegenoffensive scheiterte bei St. Quentin, südlich Namur, bei Longwy. Eine der kleineren feindlichen Festungen fiel nach der anderen. Vergeblich stellten sich die Franzosen noch einmal: am 3. September streiften deutsche Reiter bereits bis Paris, in der gleichen ersten Septemberwoche überschritten Teile unserer Streitharste die Marne. Dann folgte freilich der strategische Rückmarsch von diesem Fluß bis zur Aisne, aber in der neuen Linie hielten wir, Monate um Monate, allen Angriffen siegreich stand; Nordfrankreich, des Landes an Hilfsquellen reichster Teil, blieb fest in unserer Hand. Auch dann, als Franzosen und Engländer unseren rechten Flügel weiter und weiter zu umfassen suchten. Wir gruppierten unsere Kräfte neu und schlugen alle diese Angriffe ab. Maubeuge fiel, das mächtige Antwerpen nahm in erstaunlich kurzer Zeit General v. Beseler. An der Yser, im Raume von Ypern und westlich davon, entwickelten sich neue Kämpfe; es gelang uns zwar nicht, auf Calais und Dünkirchen durchzustoßen, aber Franzosen, Engländer und die Reste der belgischen Armee kamen auch in Flandern keinen Schritt vorwärts. Bis sich unsere eisenfest gefügte Front vom Meere zur Schweizer Grenze streckte, ausgebaut nach allen alten und den vielseitigen neuen Regeln der Befestigungskunst. Vergeblich stürmten die Gegner in kleinen und größten Offensiven gegen sie an. Weder der Dezembervorstoß Joffres, noch die Winterschlacht in der Champagne; weder die englisch-französischen Kämpfe nördlich Arras; weder das große Ringen an den Côtes Lorraines, um Combres, noch die Angriffe in Elsaß-Lothringen brachten ihnen irgend welche nennenswerte Erfolge, wohl aber ungeheure Verluste. Immer wieder aber gingen wir aus der Defensive zur Offensive über, erstarrten nie in den Gräben, schoben uns bei St. Mihiel und bei Soissons weit vor, umklammerten das heißum-

strittene Ypern immer enger. Es half den Gegnern nichts: am Abbruch des ersten Kriegsjahres hielten wir nahezu ganz Belgien (rund 28800 qkm) besetzt und dazu rund 21000 qkm französischen Gebiets, das annähernd 40 Prozent der gewerblichen Tätigkeit Frankreichs umfaßt; das unbebaute Eigentum dieser Teile Frankreichs war im Frieden mit vier Milliarden zur Steuer veranlagt gewesen; den Wert des bebauten Eigentums schätzte man auf 4800 Millionen; fast die gesamte Eisenindustrie Frankreichs, bedingt vor allem durch das Erzbecken von Briey, war in unseren Händen; ein gewaltiger Bruchteil der französischen Kohlengruben lag im Kampfgebiet, wichtige Teile der großen französischen Textilindustrie, die Fabriken in Lille, Roubaix, Tourcoing, St. Quentin, fielen auf besetzte Gebiete. Einen winzigen Teil nur des Elsaß, etwa 1050 Geviertkilometer, hatten wir, um unnötige Kampfopfer zu sparen, den Franzosen überlassen.

Wesentlich anders spielten sich die Ereignisse an unserer Ostfront ab. Hier, wo wir nur schwächere Kräfte zurückgelassen hatten, um mit ganzer Wucht im Westen auftreten zu können, waren die Russen in unsere östlichsten Provinzen eingefallen, um in ihnen wie die Hunnen zu hausen. Bis Meister Hindenburg den Oberbefehl erhielt und sie in der letzten Augustwoche bei Tannenberg, unvergeßlichen Gedenkens, in der ersten Septemberwoche an den masurischen Seen so gewaltig aufs Haupt schlug, daß, was von ihnen übriggeblieben, zunächst Ostpreußen räumte, während wir nach dem russischen Gouvernement Suwalki vorrückten. Nicht so glücklich war es unseren Verbündeten ergangen. Mit einer großen Offensive nach Südpolen hinein hatten sie, unterstützt durch deutsche Truppen, schlesische Landwehren, begonnen und anfangs schöne Erfolge errungen. Bald aber machte sich die russische Übermacht, die gegen Galizien eingesetzt war, so stark geltend, daß die Heeresleitung, nach harten Kämpfen, ihre Truppen weiter und weiter zurücknehmen und auch die erfolgversprechenden Operationen in Südpolen abbrechen mußte. Die Russen konnten Lemberg besetzen und Przemysl belagern.

Es begann dann ein Abschnitt gemeinsamen Handelns deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen gegen die Weichsellinie, unter Hindenburgs Oberleitung. Der wiederum glücklich einsetzende Vormarsch auf Warschau und Iwangorod führte aber vorerst nicht zum Ziel. Erst als nach einer umfassenden Umgruppierung Hindenburg mit einer zweiten großangelegten Offensive von Thorn aus vorging, wurden uns große Erfolge, die um die Mitte November zu den siegreichen Kämpfen bei Wloclawek, Kutno und weiterhin bei Lodz führten und die Russen trotz aller Übermacht gegen die Weichsel, bis vor Warschau zurückschoben. Auch unsere Verbündeten in Galizien wurden dadurch entlastet; Przemysl konnte entsetzt werden, wurde aber bald darauf durch ein erneutes Vordringen der Russen wieder umlagert. Noch einmal machte sich die russische Dampfwalze stark fühlbar. Während die Russen vor Warschau zäh stand hielten, stießen sie auf beiden Flügeln der weitgedehnten Front erneut vor, konnten Ende Dezember wiederum in Teile Ostpreußens einfallen und drängten die Verbündeten trotz tapferen Widerstandes bis in und über die Karpathen zurück.

Dem feindlichen Vorstoß in Ostpreußen bereitete Meister Hindenburg in der glorreichen Winterschlacht in Masuren, Mitte Februar, ein schnelles Ende. Zäher

waren die Gegner in den Karpathen. Es gelang zwar nach dem Eintreffen deutscher Hilfe, der Armee Linsingen und des Beskidenkorps, dem weiteren russischen Vordringen Halt zu gebieten, auch selbst stattliche Vorteile zu erringen, eine eigentliche Wendung der Ereignisse war damit jedoch nicht erreicht. Sie trat erst, dann zwar sogleich im größten Maßstabe, ein, als unter Führung Mackensens deutsche und österreichische Truppen die russische Linie Anfang Mai bei Gorlice durchstießen. In einem schönen Siegeszuge wurden Przemysl und Lemberg zurückerobert, ganz Galizien, bis auf einen schmalen Grenzstreifen, befreit. Und nun setzte die große allgemeine deutsch-österreichische Offensive ein, die uns im Lauf des Juli weit nach Kurland hineinführte, in Südpolen den Gegner über den Bug zurückschob und zunächst in der Eroberung der Narewfestungen, von Iwangorod und Warschau gipfelte. Schon am Schluß des ersten Kriegsjahres hatten wir 130000 Geviertkilometer russischen Bodens besetzt; an russischen Gefangenen befanden sich im Deutschen Reich und Österreich-Ungarn rund 8000 Offiziere, 1330000 Mann. Die Kriegsbeute war ungeheuer; sie wurde Ende Juli z. B. auf gegen 8000 Geschütze und etwa 3000 Maschinengewehre geschätzt. Zahlen, die sich gerade in den nächsten Wochen sehr bedeutend steigern sollten.

Unsere Bundesgenossen hatten zu Beginn des Krieges in Serbien nicht glücklich gekämpft. Sie hatten dann aber die Grenzen der Monarchie sowohl gegen Serbien wie Montenegro im großen und ganzen gut behauptet, und schon die nächsten Monate brachten hier einen gänzlichen Umschwung der Verhältnisse. Gegen Italien war von der österreichisch-ungarischen Armee sowohl die Isonzolinie, wie Südtirol in glänzender Abwehr gehalten und den Italienern eine schwere, blutige Niederlage nach der anderen zugefügt worden. Sehr gute Erfolge hatte auch die Türkei an den Dardanellen errungen; neben starken Schiffsverlusten dürften Engländer und Franzosen bei ihrem Landangriff bis Ende Juli bereits 100 000 Mann an blutigen Verlusten eingebüßt haben.

Die weltberühmte englische Hochseeflotte hatte sich den deutschen Küsten nicht nähern können. Dagegen liefen aus den deutschen Häfen von Zeit zu Zeit unsere Kreuzer und Torpedoboote aus. An der Doggerbank zeigten wir den Engländern empfindlich die Überlegenheit unserer Artillerie; wiederholt stießen wir bis zur englischen Ostküste vor und bombardierten dortige Häfen und Befestigungen. Unserm Auslandsgeschwader war ein glänzender Sieg bei Coronel beschieden, dem freilich nach ruhmvollem Kampf bei den Falklandsinseln sein Untergang durch eine ungeheure Übermacht folgte. Glänzend bewährten sich unsere Auslands- und Hilfskreuzer; unvergeßlich bleiben ihre kühnen Fahrten, die dem englischen Überseehandel einen ungeheuren Schaden zufügten. Glänzend bewährten sich auch die U-Boote, dem die Gegner nichts Gleichwertiges gegenüberstellen konnten. Bis zu den Dardanellen trugen sie den Ruhm deutscher Seemannstüchtichkeit. Glänzend endlich tat sich auch unsere Luftflotte hervor, Zeppeline und Wasserflugzeuge. Während ein Versuch englischer Flugzeuge, die deutsche Küste zu belästigen, elend zerschellte, statteten sie dem „geheiligten" Boden Albions wiederholt höchst schmerzhafte Besuche ab. Am Schluß des ersten Kriegsjahres schätzte man den Verlust der englischen, russischen und französischen Kriegsflotten auf 330 000, den der deutschen Flotte auf 95 000 t; den Verlust der deut-

schen Handelsflotte auf 250 000 t, den der Handelsflotten der Gegner aber auf 800 000 t.

Davon hatten allein versenkt unsere heldenhaften Auslands- und Hilfskreuzer:

Emden	17 Schiffe	mit	73895 t
Karlsruhe	17 „	„	76609 „
Dresden	5 „	„	16080 „
Leipzig	3 „	„	12149 „
der Kreuzer Königsberg	1 „	„	6800 „
Hilfskreuzer Kaiser Wilhelm der Große	2 „	„	10458 „
„ Kronprinz Wilhelm	13 „	„	53659 „
„ Prinz Eitel Friedrich	10 „	„	30049 „

Unsere Kolonien

Daß wir unsere teuren Kolonien in einem Weltkriege nicht dauernd würden behaupten können, wußten wir im voraus. So gingen sie uns denn, zum Teil schon im Lauf des ersten Kriegsjahres, verloren. Überall aber erst nach heldenhaftem Widerstand gegen übermächtige feindliche Kräfte. Am schmerzlichsten berührte der unvermeidliche Verlust von Tsingtau an die Japaner; gerade er aber erfolgte erst nach so tapferer Gegenwehr, das selbst die Gegner das voll anerkennen mußten. Die schließliche Entscheidung über unseren Kolonialbesitz kann nur auf dem europäischen Kriegsschauplatz fallen; erst das Kriegsende, erst der Friede kann sie bringen.

Wenn wir rückblickend den Verlauf des ersten Kriegsjahres überschauten, mußte sich unsere Seele mit innigster Dankbarkeit füllen. Großes, Gewaltiges war erreicht worden, überall standen wir tief in Feindesland, und zuversichtliche Erwartungen durften unsere Tapferen zu neuen Taten, und uns daheim zu geduldigem Ausharren, aber auch zu starker Mitarbeit anspornen.

Wir hatten es daheim nicht mehr so leicht wie in den ersten Kriegsmonaten. Mancherlei Beschränkung in der täglichen Lebensführung machte sich bereits geltend, die Preise stiegen. Aber ein wirklicher Mangel trat noch nirgendwo hervor. Die Sorgen lagen in der Zukunft: ein ungewöhnlicher heißer, regenarmer Sommer hatte uns nur eine mittelmäßige Ernte an Körnerfrüchten und Futtermitteln gebracht; es ließ sich voraussehen, daß wir nur bei sorgsamster Einteilung würden auskommen können. Es stand uns zwar allem Anschein nach eine sehr gute Ernte an Kartoffeln in Aussicht; die beengten Futterverhältnisse aber gefährdeten dafür unseren Viehbestand. Die Versorgung aus dem neutralen Ausland wurde schwächer, versiegte zum Teil ganz. Denn die Engländer setzten alle Mittel, mit gesteigerter Rücksichtslosigkeit auch gegenüber den neutralen Staaten, in Bewegung, uns jede Zufuhrmöglichkeit zu unterbinden. Ihr Plan, uns und unsere Bundesgenossen auszuhungern, nicht nur die Männer, auch Frauen und Kinder, zum Hungertode zu verurteilen und uns dadurch zur Ergebung in ihren brutalen Willen zu zwingen, mußte zwar scheitern. Aber viele Nahrungs- und besonders auch Futtermittel, viele Gebrauchsgegenstände nicht nur des täglichen Lebens, sondern auch solche, deren die Heere unbedingt bedurften, wurden knapp und knapper. So trat, um nur einiges zu erwähnen, ein empfindlicher Mangel an Petroleum und Benzin ein; es fehlte an einzelnen künstlichen Düngstoffen; daß

Der englische Aushungerungsplan



Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“. Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt. Um die Feinde zu täuschen, ward der Dampfer auf der einen Seite hell, auf der anderen dunkel angestrichen

der Verbrauch an Baumwolle, Wolle, Leder eingeschränkt werden mußte, war unbestreitbar.

Neue Aufgaben des Wirtschaftslebens

Eine große Zahl besonderer Behörden und Ämter wurde geschaffen, um allen diesen vorauszusehenden Schwierigkeiten nach Möglichkeit rechtzeitig zu begegnen. Sie alle standen meist vor ganz neuen Aufgaben des Wirtschaftslebens, so großen und so neuen, daß deren völlig einwandfreie Bewältigung kaum zu erwarten war. Es sind denn auch gewiß Fehler und Mißhelligkeiten der verschiedensten Art nicht ganz ausgeblieben; im großen und ganzen aber muß man doch anerkennen, daß eine ungeheure Arbeit erfolgreich geleistet wurde. Vor allem hat uns die Reichsgetreidestelle durch zweckmäßige Maßnahmen vor wirklicher Not gesichert; die Einführung der Brotkarte im ganzen Deutschen Reich war eine geniale, schöpferische Tat. Im Zusammenhang mit der Reichsgetreidestelle arbeitete die Reichsfuttermittelstelle unter besonders schwierigen Verhältnissen. Eine Zentraleinkaufsgesellschaft verwaltet, vermittelt die Heranziehung aller sonstigen Waren, zumal auch aus dem Ausland. Das Heer schuf sich für seinen Riesenbedarf eine ganze Reihe von Kriegsrohstoffgesellschaften, Unternehmen, in denen das Reich sich nur anteilsweise an private Tätigkeit angliederte. Es stellte sich überhaupt fast überall als zweckmäßig heraus, daß die Kreise der Erzeuger und der Verbraucher neben den staatlichen Beamten im breitesten Umfang zur Mitarbeit herangezogen wurden. So sollte, mit mehr oder minderem Erfolg, der starre Bureaukratismus ausgeschaltet werden.

Die Wirtschaft hinter den Fronten

Mustergültig wurde von der Heeresverwaltung, den Etappenbehörden und den Gouvernements der besetzten Landesteile für die Nutzbarmachung der Hilfsquellen hinter unseren Fronten gesorgt. Es war überall gesät worden und wurde geerntet; ein großer Teil des Heeresbedarfs konnte damit gedeckt werden. Überall, wo es möglich war, zumal in Belgien, auch in Nordfrankreich, wurden die gewerblichen Betriebe wieder instand gesetzt und in Betrieb genommen, Bergwerke und Fabriken bis zur Heimarbeit hinunter, bis zur Spitzenklöppelei; der Bevölkerung sollte überall Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit geboten werden. Der Eisenbahnbetrieb wurde sehr schnell, bis zu den Nebenbahnen herab, wieder hergestellt, der Postverkehr umspannte bald ganz Belgien, fast wie in friedlicher Zeit. Nicht leicht gestaltete sich die Lebensmittelversorgung Belgiens. Otto Brandt berichtet darüber in seinem fesselnden Büchlein „Wirtschaftskultur und deutsche Verwaltung der besetzten Gebiete und in Feindesland" (Verlag G. D. Baedeker, Essen):

Anfangs schien der Mangel an Nahrungsmitteln bedrohlich zu werden, da Deutschland unmöglich auf die Dauer seine eigenen knappen Nahrungsmittel zur Verfügung stellen konnte. Man griff daher sofort mit scharfen Mitteln ein und gründete Provinzialgenossenschaften zur Versorgung der Bevölkerung und stellte diesen Provinzialmittel zur Verfügung. Man belegte die Nahrungsmittelbestände mit Beschlag, kaufte den dz Getreide zu 21 Fr. für Weizen und 16 Fr. für Roggen, ließ das Getreide in bestimmten Mühlen mahlen und Mehl und Brot nach der Kopfzahl verteilen. Auch für andere Lebensbedürfnisse suchten die Wirtschaftsausschüsse zu sorgen. Daneben arbeitete die Wohltätigkeit mit großen Mitteln. Es bildete sich ein amerikanischer Hilfsausschuß, der Lebensmittel an die Bedürftigen spendete. Die ausländische Getreidezufuhr für diesen Zweck erklärte England nicht stören zu wollen, und die deutsche Verwaltung versicherte, die so angeschafften Getreidemengen nicht für Deutschland oder für das deutsche Heer zu beanspruchen. Der internationale Hilfsausschuß gliederte sich schnell 50 000 Helfer an und verteilte anfangs Januar 1915 Brot an 5½ Millionen Menschen im Monatsbetrage von 700 000 Pfund Sterling. 1 400 000 Menschen, die ausschließlich auf Unterstützungen angewiesen waren, erhielten allein Brot für 500 000 Pfd. Sterling bis zu jener Zeit. Einschließlich der aus der Rockefellerstiftung zur Verfügung gestellten Mittel verfügte der Ausschuß damals über etwa 14 Mill. Dollar. Rockefeller stellte auch ferner für den Monat 4 Mill. Dollar zur Verfügung . . . Die Erfolge dieser Fürsorge für die Nahrungsmittelbeschaffung sind groß. Der Vorsitzende des Brüsseler Provinzialausschusses für Ernährungsbeihilfe hat mitgeteilt, daß seit Bestehen der genannten Vereinigung und des amerikanischen Hilfsausschusses für etwa 70 Mill. Franken Lebensmittel in Belgien eingeführt worden sind, davon 20 Mill. durch die Beihilfe der Amerikaner und das übrige durch Ankauf aus dem Lande selbst . . . Die Versorgung wurde erleichtert durch die Aufhebung der Zölle für das von dem Ausschuß eingeführte Mehl. — — —

Unsere Wissenschaft, unsere Technik leisteten uns die vortrefflichsten Dienste in schwerer Zeit. Sie schufen uns aus dem Nichts, aus der Luft, Düngstoffe und ebenso unserer Artillerie Salpeter; sie lehrten uns, scheinbar ganz verbrauchten

Gummi durch besondere Verfahren wieder gebrauchsfähig zu machen; sie bahnten Möglichkeiten künstlicher Futtermittel an; sie schufen dem Heere Ersatz für Metalle, die rar zu werden begannen. Mehr und immer mehr richteten sich unsere großen Fabriken, wie schon einmal erwähnt, auf die Herstellung von Kriegsmaterial aller Art ein. Damit wurden nicht nur gewaltige Arbeitermengen beschäftigt, die sonst brach gelegen hätten; es blieb auch unser Geld im eigenen Lande, während unsere Feinde Milliarden nach Amerika und Japan für Lieferungen zahlen mußten.

Deutsche Wissenschaft und Technik im Kriege

Mustergültig, glänzend entwickelte sich unsere Geldwirtschaft weiter. Überraschend leicht, spielend fast, wurden die ungeheuren Kosten für die Kriegführung im Deutschen Reich, aber auch — in engerem Maßstab — in Österreich-Ungarn aufgebracht. Immer aufs neue füllten sich die Sparkassen; das Sparguthaben des deutschen Volkes betrug am Schluß des ersten Kriegsjahres, nachdem die Sparkassen fast 2160 Millionen für Kriegsanleihe im Auftrag der Sparer gezeichnet hatten, 20380 Millionen, 200 Millionen mehr als im Juli 1914. Ebenso waren die Stahlkammern der Großbanken stets geradezu überfüllt mit Anlage suchenden Geldern; sie schwollen so stark an, daß die Berliner Großbanken für täglich abhebbare Depositengelder am Schluß des ersten Kriegsjahres nur 1½ Prozent Zinsen vergüteten.

Die Geldwirtschaft

Gewiß trug die frische Begeisterung der Massen, auch der kleinen Sparer, trug auch Pflichtgefühl gegen das Vaterland Teil an den Erfolgen unserer Kriegsanleihen; sie allein waren aber doch nicht ausschlaggebend, viel mehr das felsenfeste Vertrauen zu dem endgültigen Sieg Deutschlands und seiner Verbündeten, die Gewißheit einer ganz sicheren Kapitalsanlage. Während England, das angeblich reichste Land der Erde, das freilich die schwersten Geldopfer für seine Verbündeten, Gefolgschaft und Hörige tragen mußte, seine eigene Kriegsanleihe bereits kurz nach der Ausgabe mit einer Minderbewertung, einem Disagio, belastet sehen mußte, während ihm die Herrschaft über den Weltgeldmarkt mehr und mehr entglitt, um an Nordamerika überzugehen; während Frankreich nur mit größter Mühe dem wachsenden Geldbedürfnisse der Heeresleitung zu entsprechen vermochte; während Rußland sich in immer neuen Pumpversuchen bei seinen Verbündeten und in Amerika erging und die Banknotenpresse unheimlich arbeiten ließ; während Italien geldlich, wie überhaupt wirtschaftlich, bereits fast ganz auf Gnadenspenden Englands und Frankreichs angewiesen war, schöpften wir alle Mittel, die wir brauchten, ohne Beschwer aus den starken Bornen eigener Wirtschaft. Auf die im März ausgegebene zweite deutsche Kriegsanleihe wurden sofort über 9 Milliarden Mark gezeichnet und überwältigend schnell eingezahlt. Es ist doch bezeichnend, daß das Hauptblatt der Sozialdemokratie, der ‚Vorwärts‘, am Schluß des ersten Kriegsjahres eingestand: „Wirtschaftlich am besten kann ein Land, das seinen Bedarf wesentlich im Inlande deckt, den Krieg ertragen. Man muß anerkennen, daß Deutschland das unter dem Zwange von außen getan hat und daher wirtschaftlich am besten dasteht. Seine industrielle Organisation hat eine Ausdehnung, eine Kraft offenbart, die niemand kannte oder vermutete."

Die Kriegsanleihen

Es darf in diesem Zusammenhange auch erwähnt werden, daß man den Zuwachs des Goldbestandes der deutschen Reichsbank vom 15. Juli 1914 bis

Mitte Juli 1915 berechnete auf 1049 Millionen, der englischen Bank auf 266 Millionen, die Abnahme des Goldbestandes der Staatsbanken im gleichen Zeitraum für Frankreich auf 85, für Rußland auf 135, für Italien auf 4,5 Millionen Mark. Die Kohlenförderung deutscher Gruben war seit Kriegsbeginn um ein Drittel, die Roheisengewinnung vom kritischen Monat August 1914 an gerechnet von 521427 Tonnen auf 1047503 Tonnen gestiegen. Über den Güterverkehr auf den deutschen Eisenbahnen, der stets ein scharfes Spiegelbild der gewerblichen Tätigkeit ist, konnte am Schluß des ersten Kriegsjahres festgestellt werden, daß er die Höhe des letzten Friedensmonats, Juli 1914, bis auf einen winzigen Bruchteil wieder erreicht hatte.

Liebestätigkeit in der Heimat

Unerschöpflich erschien die Liebestätigkeit des deutschen Volkes, der Deutschen und Ungarn in der Donaumonarchie. Sie war nicht nur für die Krieger im Felde, für die verwundet heimkehrenden, für die Angehörigen der Gefallenen tätig; sie arbeitete auch ohne Unterlaß für die Kriegerfrauen und Kinder. Nach vielen, vielen Hunderten von Millionen zählten die Beiträge, die Staat und Städte für sie aufbrachten: jeder Soldat draußen sollte wissen, daß für die Seinen daheim gesorgt wurde.

Eine ganz eigene Art, die Liebestätigkeit immer aufs neue anzuregen — eine von vielen — führte zu der Schöpfung von besonderen Wahrzeichen, die „benagelt" wurden; jeder Nagel kostete einen bestimmten Beitrag. Anknüpfend wohl ursprünglich an den alten ‚Stock im Eisen' in Wien entstanden in fast allen größeren und in sehr vielen kleinen Städten derartige Wahrzeichen der verschiedensten Art: Heldengestalten, Kreuze, Adler, Tore usw. Oft von ungeheuerlichen Abmessungen, wie der „Eiserne Hindenburg" in Berlin. Vielfach verletzten sie den feineren Geschmack, einzelne aber entsprachen auch höheren künstlerischen Ansprüchen. Was kam es aber schließlich darauf an? Hier heiligte wirklich einmal der Zweck die Mittel.

Unendlich viel geschah bereits im ersten Kriegsjahr für unser schwergeprüftes Ostpreußen. Reiche staatliche Mittel wurden zu seinem wirtschaftlichen Wiederaufbau zur Verfügung gestellt, überall in deutschen Landen regte sich daneben das heiße Bedürfnis, zu retten, zu helfen. Ein herrlicher Gedanke war es, daß allenthalben Kreise und Städte ‚Patenschaften' für einzelne ostpreußische Bezirke, größere Orte und Dörfer übernahmen, um diesen dann in möglichst ausgiebiger Weise beizustehen.

Eng und innig blieb allezeit die Verbindung zwischen Heer und Heimat.

Die Feldpost

Die Feldpost, anfangs auch mit großen Schwierigkeiten kämpfend, hatte sich bald vortrefflich eingearbeitet. Für ihre großartige Leistungsfähigkeit mag eine einzige Zahl sprechen: sie hat allein in Deutschland im ersten Kriegsjahr rund 4000 Millionen Sendungen befördert: gegenüber, nebenbei bemerkt, 100 Millionen während des neunmonatigen Feldzuges von 1870/71. Es darf auch das erwähnt werden: es gingen nicht nur mit jenen Sendungen unzählige Liebesgaben hinaus ins Feld; es kamen auch von den Fronten viele Hunderttausende an Geld mit der Feldpost in die Heimat, denn der Feldgraue draußen war oft gar nicht in der Lage, Gehalt oder Sold für sich zu gebrauchen.

Die Zahl der Kriegsgefangenen, die in Deutschland untergebracht und verpflegt werden mußte, die aber auch zu nützlichen Arbeiten, besonders in der Landwirtschaft, verwendet wurden, wuchs und wuchs. Aber auch wir hatten, wie es im Kriege gar nicht anders sein kann, Kameraden zu beklagen, die in Gefangenschaft geraten waren: oft die Tapfersten, die eine Stellung bis zuletzt behaupteten. Während bei uns und bei unseren Verbündeten die Kriegsgefangenen durchweg den Bestimmungen des internationalen Rechts gemäß behandelt wurden, anständige Unterkunft und Verpflegung erhielten und ärztlichen Beistand, hatten unsere Landsleute in Rußland und Frankreich, in beschränktem Maße auch in England vielen, vielen Grund zu Klagen über ihr bitteres Los. Gerade Frankreich, das Land der angeblich höchsten Kultur, erwies sich oft als bis zur Grausamkeit kulturlos; zumal in dem mörderischen Klima Nordafrikas kam es zu ganz brutalen Handlungen. Überall aber war die Art der Behandlung von der Willkür der einzelnen Lagerkommandanten abhängig. Erst als die deutsche Regierung mit energischen Vergeltungsmaßregeln an französischen gefangenen Offizieren einsetzte, besserten sich die Verhältnisse einigermaßen. Äußerst wertvoll war aber die Vermittlung des Roten Kreuzes für die Brief-, Geld- und später Liebesgabensendungen. Die Vermittelungsstellen in Bern für Frankreich und Kopenhagen für Rußland verdienen unseren besonderen Dank. Ganz besonders litten unsere Ärmsten in den Gefangenenlagern unter dem Mangel an geistiger Anregung. Es wurde dann, wiederum in Bern, eine weitere Vermittelungsstelle geschaffen,



Der Eiserne Hindenburg in Berlin
Entwurf von G. Marschall. Phot. Zander & Labisch

die Büchersendungen nach Frankreich übernahm, um die sich der bekannte Schriftsteller Hermann Hesse sehr verdient machte; Unterhaltungsbücher und später auch wissenschaftliche Werke, Tausende von Bänden, konnten dank der bereitwilligen Beihilfe des gesamten deutschen Buchhandels hinausgesandt werden. So blieben die Gefangenen immer aufs neue mit der Heimat in Verbindung, aufrichtender Trost ging herüber und hinüber.

Wahrlich, es fehlte nicht an Schmerz und Leid in deutschen Landen und in denen unserer Verbündeten. Aber Männer und Frauen daheim trugen Schmerz und Leid in ernster, fester Würde, im stolzen Bewußtsein, daß der Riesenkampf, der uns aufgezwungen worden war, ein gerechter war. Das Wort vom „Durchhalten müssen", von dem niemand weiß, wer es zuerst geprägt hat, gewann immer höhere Bedeutung und Weihe. Wir alle fühlten, daß wir hoffen und vertrauen durften.

Die Siegeshoffnungen unserer Feinde am Schluß des ersten Kriegsjahres

Wie sich unsere Gegner am Schluß des ersten Kriegsjahres den weiteren Verlauf des Riesenkampfes vorstellten, sei durch einige Blätterstimmen aus ihrem Lager gekennzeichnet. Im ‚Journal des Débats' rief Henry Bidou am 1. August: „Italien ersteigt im großartigen Vorgehen den Karst!" und sprach von den deutschen Siegen: „Es ist der Todeskampf Fafners, der noch gefährlich ist, aber es ist der Todeskampf." ‚Radical' verkündete am 26. Juli den Vormarsch der Italiener und Serben auf Wien und Berlin; im ‚Temps' erklärte General Malleterre, daß man vor der Einnahme von Konstantinopel stände, daß dann die Russen die Weichsel, die Franzosen den Rhein überschreiten würden. Oberst Munde stellte in der ‚Sunday Times' die Überlegenheit Englands im Luftkrieg fest, und die russische Zeitung ‚Swjet' schrieb am 1. August, daß die Deutschen nunmehr langsam, aber sicher zugrunde gingen. „Die letzten krampfhaften Zuckungen Deutschlands, um jeden Preis einen wenigstens einigermaßen anständigen Frieden zu erlangen, scheitern an dem festen Entschluß der Verbündeten, den Krieg bis zu seinem folgerichtigen Schlusse, der endgültigen und völligen Vernichtung Deutschlands, zu führen. Diese Stunde ist nahe, die Anstrengungen unserer heldenhaften Truppen sind nicht vergebens gewesen."

Aufruf des deutschen Kaisers zum 31. Juli 1915

Aus der Seele, aus dem Herzen des ganzen Volkes heraus sprach Kaiser Wilhelm in seinem schönen Aufruf vom 31. Juli 1915 zu uns allen:

Ein Jahr ist verflossen, seitdem Ich das deutsche Volk zu den Waffen rufen mußte. Eine unerhört blutige Zeit kam über Europa und die Welt. Vor Gott und der Geschichte ist Mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt. Nach Vorbereitungen eines ganzen Jahrzehnts glaubte der Verband der Mächte, denen Deutschland zu groß geworden war, den Augenblick gekommen, um das in gerechter Sache treu zu seinen österreichisch-ungarischen Bundesgenossen stehende Reich zu demütigen oder in einem übermächtigen Ringe zu erdrücken.

Nicht Eroberungslust hat uns, wie Ich schon vor einem Jahre verkündete, in den Krieg getrieben. Als in den Augusttagen alle Waffenfähigen zu den Fahnen eilten und die Truppen hinauszogen in den Verteidigungskampf, fühlte jeder Deutsche auf dem Erdball, nach dem einmütigen Beispiele des Reichstags, daß für die höchsten Güter der Nation, ihr Leben und ihre Freiheit, gefochten werden mußte. Was uns bevorstand, wenn es fremder Gewalt gelang, das Geschick

unseres Volkes und Europas zu bestimmen, das haben die Drangsale Meiner lieben Provinz Ostpreußen gezeigt. Durch das Bewußtsein des aufgedrungenen Kampfes ward das Wunder vollbracht: der politische Meinungsstreit verstummte, alte Gegner fingen an, sich zu verstehen und zu achten, der Geist treuer Gemeinschaft erfüllte alle Volksgenossen.

Voll Dank dürfen wir heute sagen: Gott war mit uns. Die feindlichen Heere, die sich vermaßen, in wenigen Monaten in Berlin einzuziehen, sind mit wuchtigen Schlägen im Westen und im Osten weit zurückgetrieben. Zahllose Schlachtfelder in den verschiedensten Teilen Europas, Seegefechte an nahen und fernsten Gestaden bezeugen, was deutscher Ingrimm in der Notwehr und deutsche Kriegskunst vermögen. Keine Vergewaltigung völkerrechtlicher Satzungen durch unsere Feinde war imstande, die wirtschaftlichen Grundlagen unserer Kriegführung zu erschüttern. Staat und Gemeinden, Landwirtschaft, Gewerbefleiß und Handel, Wissenschaft und Technik wetteiferten, die Kriegsnöte zu lindern. Verständnisvoll für notwendige Eingriffe in den freien Warenverkehr, ganz hingegeben der Sorge für die Brüder im Felde, spannte die Bevölkerung daheim alle ihre Kräfte an zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr.

Mit tiefer Dankbarkeit gedenkt heute und immerdar das Vaterland seiner Kämpfer, derer, die todesmutig dem Feind die Stirne bieten, derer, die wund oder krank zurückkehrten, derer vor allem, die in fremder Erde oder auf dem Grund des Meeres vom Kampfe ausruhen. Mit den Müttern und Vätern, den Witwen und Waisen empfinde Ich den Schmerz um die Lieben, die fürs Vaterland starben.

Innere Stärke und einheitlicher nationaler Wille im Geiste der Schöpfer des Reichs verbürgen den Sieg. Die Deiche, die sie in der Voraussicht errichteten, daß wir noch einmal zu verteidigen hätten, was wir 1870 errangen, haben der größten Sturmflut der Weltgeschichte getrotzt. Nach den beispiellosen Beweisen von persönlicher Tüchtigkeit und nationaler Lebenskraft hege Ich die frohe Zuversicht, daß das deutsche Volk, die im Kriege erlebten Läuterungen treu bewahrend, auf erprobten alten und auf vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen weiter in Bildung und Gesittung rüstig vorwärts schreiten wird.

Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest. In heroischen Taten und Leiden harren wir ohne Wanken aus, bis der Friede kommt — ein Friede, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere.

So werden wir den großen Kampf für Deutschlands Recht und Freiheit, wie lange er auch dauern mag, in Ehren bestehen und vor Gott, der unsere Waffen weiter segnen wolle, des Sieges würdig sein.

Großes Hauptquartier, den 31. Juli 1915. Wilhelm I. R.



Deutsche Fouragekolonne im russischen Morast. Phot. Hocheneder

Neunter Abschnitt

Der weitere Vormarsch nach Rußland hinein. Der Fall von Nowo-Georgiewsk u. Brest-Litowsk. Die Kämpfe um Wilna. — Der Sturz des Großfürsten-Generalissimus und seine Folgen.

Im 7. Abschnitt dieses Bandes hatten wir die kraftvolle deutsche und deutsch-ungarische Offensive bis zum Fall von Warschau (5. August) und Iwangorod (4. August) und — zeitlich etwas vorgreifend — Kowno (18. August) verfolgt. Die Narewlinie war überschritten, die sie sperrenden Festen und Forts erstürmt. Noch blieb in russischen Händen das große Nowo-Georgiewsk (Modlin), das aber bereits unsere Streiter umspannten; ferner Brest-Litowsk, gegen das indessen schon die Mackensenschen Streitharste vorgingen; endlich Grodno und einige kleinere Werke, wie Ossowiec und Olita.

Als die Armeen v. Gallwitz und von Scholtz die Narewlinie bezwungen hatten, seit dem 24. Juli, als gleichzeitig die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern stärker auf die westlichen Vorstellungen von Warschau vorzudrücken begann, als infolgedessen die russische Heeresleitung sich entschloß, die polnische Hauptstadt und Feste aufzugeben, mußte ihre Hauptsorge sein, von den bisher um Warschau gefesselten gewaltigen Truppenverbänden zu retten, was noch zu retten war; es galt ihr auch, von dem ungeheuren dort aufgespeicherten Material zurückzuschaffen, was irgend zurückgeschafft werden konnte. Ganz folgerichtig warf sie daher sehr starke, aus Warschau und Nowo-Georgiewsk schleunigst herangezogene Kräfte gegen die über den Narew vorgedrungenen Gegner. Es kam ihr zunächst darauf an, sich noch die Benutzung der Bahnlinie Warschau—Bialystok—Grodno—Wilna offen zu halten.

So setzte denn gegen unsere hier kämpfenden Divisionen ein äußerst heftiger Gegenstoß ein, den die Russen schon am 26. Juli in einem einheitlich angesetzten Angriff aus der Linie Goworowo (östlich von Rozan) —Wyschkow—Serock (südlich von Pultusk) vorzutragen versuchten. Sie stießen in ihrer bekannten Taktik mit großen Massen, in starken, sich meist schnell folgenden Wellen vor, aber sie scheiterten bereits am 26. östlich und südöstlich von Rozan, am nächsten Tage nach hartnäckigem Kampf auch südöstlich Pultusk unter starken Verlusten. Unsere braven Truppen der Armee v. Gallwitz gewannen sogar, nach Osten vorschreitend, Gelände. Aber der zähe Gegner war sich des Ernstes der Stunde wohl bewußt. Er warf immer neue Kräfte vor, wich nur Schritt um Schritt, aus einer Stellung in die andere und — man muß das anerkennen — beschränkte sich keineswegs auf Abwehr, sondern ging wieder und wieder mit kräftigen Gegenstößen vor; zumal beiderseitig der Straße Ostrow—Rozan kam es Tag um Tag zu heißen Gefechten. Erst nachdem am 4. August ost- und westpreußische Regimenter die Narewübergänge bei Ostrolenka erzwungen hatten, wurde der Widerstand etwas schwächer, am 6. August schien er im ganzen Raum zwischen Lomza und der Bugmündung gebrochen. Als dann Truppen des Generals v. Scholtz am 10. August Lomza selbst mit stürmender Hand genommen hatten, wich die ganze russische Front; die große Stellung, die der Gegner sich am Czerwony-Bor mit allen Mitteln der Feldbefestigung ausgebaut hatte, konnte er nicht halten; der wichtige Bahnknotenpunkt südöstlich von Ostrow wurde nach Kampf besetzt, die Verfolgung ging rastlos weiter, immer mehr Gefangene fielen uns zu.

26. Juli 1915 Russische Gegenstöße südlich des Narew

4. Aug. 1915 Ost- u. westpreußische Regimenter erzwingen die Narewübergänge bei Ostrolenka

10. August 1915. Fall von Lomza

Vergegenwärtigen wir uns jetzt aber die allgemeine Richtung dieser zielbewußten Verfolgung, so sehen wir als nördlichere Gruppe die Armee Scholtz, die am 11. August bereits den Brückenkopf von Wizna in Besitz nahm; als südlicheren die Armee Gallwitz, die am gleichen Tage Zambrowo stürmte; noch weiter südlich finden wir, von Warschau nachdrängend, die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern, an die die Truppen des Generaloberst v. Woyrsch längst Anschluß gefunden hatten. Am 9. gelangte der Prinz mit Vorhuten an die Straße Nowo-Minsk—Stanislawow, am 12. nahm er Siedlce, am 14. und 15. warf er nach hartem siegreichen Kampf den Feind über die Linie Losice—Miendzyrzec zurück; die schlesische Landwehr hatte an diesem schweren Ringen wieder ruhmreichsten Anteil. Vom 17. konnte der deutsche Heeresbericht melden, daß sich die Armeen Scholtz und Gallwitz der Bahnlinie Bialystok—Bielsk näherten, daß der Prinz von Bayern mit seinem rechten Flügel das Südufer des Bug erreicht habe, der am Tage darauf zuerst bei Mielnik überschritten wurde. Am 20. nahm die Armee Gallwitz Bielsk und warf die Russen über die Biala, am 23. finden wir sie schon an der Orlanka; am 25. wurde Bialystok erreicht.

Gliederung des weiteren Vordringens

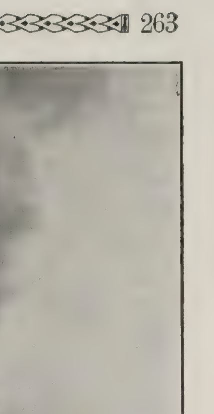
12.—15. August 1915 Die schlesische Landwehr an der Linie Losice—Miendzyrzec

25. August 1915. Einnahme von Bialystok

Der Kriegsberichterstatter Dr. Stephan Steiner schrieb hübsch und anschaulich über seine ersten Eindrücke vor und in Bialystock und gibt damit zugleich ein Bild der rücksichtslosen russischen Kriegführung:

Im ersten Morgengrauen fuhr ich mit Kürassierleutnant B., der den Auftrag hatte, mit unseren Truppen gleichzeitig in Bialystok einzuziehen, von Lomza in der Richtung nach Bialystok ab. Die Stadt Lomza, die sich seit der kurzen deutschen Herrschaft merklich zu ihren Gunsten verändert hat, lag noch im ersten

Morgennebel. Nur vor der Ortskommandantur staute sich eine Menge Frauen und Kinder, die auf die Austeilung der hier neueingeführten Brotkarten wartete. Zwischen den heilgebliebenen Forts III und V führte mein Weg in rasender Eile die ausgezeichnete Chaussee entlang durch die herrliche Pappelallee nach Rutki und Manonin, wo noch vor wenigen Tagen eine unserer Landwehrdivisionen mit einem starken russischen Gegner in heftigem Kampfe stand. Heute liegen diese blutgetränkten Felder verlassen und friedlich im warmen Morgenschein, nur die verfallenen Schützengräben, abgelagerte Biwaks und weit und breit verstreute Gewehre und Ausrüstungsgegenstände weisen auf die vergangenen blutigen Tage hin. Bei Jeschewo, einem idyllisch gelegenen Gutshof, hält unser Wagen, da wir noch Erkundigungen einziehen müssen, wie weit die Operationen gegen Bialystok vorgeschritten sind. Der Stab ist jedoch schon fort; denn wie wir zu unserer größten Überraschung erfahren, ist Bialystok seit einer Stunde von unseren Truppen genommen, und das Gros der Armee muß auch in kurzer Zeit den Westeingang der Stadt erreicht haben. Am Gutshof von Jeschewo stehen einige hundert Gefangene umher, und die Botschaft vom Fall der Stadt verkünde ich zuerst dem mitgefangenen Offizier, der die Nachricht, daß die Stadt schon in deutschem Besitz ist, kaum glauben kann. „Und was ist mit Ossowiec, Nowo-Georgiewsk, Kowno?" fragt er mich, und im Weiterfahren rufe ich ihm die uns schon so alte, doch ihm noch neue Nachricht zu: „Alles von deutschen Truppen genommen." Ich sehe noch im Weiterfahren, wie er nachdenklich ungläubig seinen Kopf schüttelt, und dann rasen wir weiter in der breiten Allee nach Bialystok zu. Wir müssen die südliche Straße fahren, die über Borszczewo nach Bialystok führt; denn die nördliche Parallelchaussee über Zolki ist nicht fahrbar, da die breite Narewbrücke von den Russen abgebrannt wurde. Wie sehr uns auch die Ungeduld weitertreibt, wir kommen doch nicht so schnell vorwärts, wie wir möchten. Auf der breiten Straße und beiderseits auf dem Sommerweg drängen sich Soldaten und Kolonnen in nicht endender Zahl. Dieser unendliche Heerwurm, der da die Landstraße bedeckt, begleitet nun meine Fahrt bis nach Bialystok hinein. Im Straßengraben, weit hinein in den Feldern, liegen überall die von den Russen zurückgelassenen Gewehre und Ausrüstungsgegenstände. Vor einem alleinstehenden Haus sehe ich, in Pyramiden schon ordentlich zusammengestellt, die Gewehre einer ganzen russischen Kompagnie. Ihre einstigen Träger sind ausgerissen und befinden sich jetzt irgendwo auf der Flucht nach Wilna, wenn sie nicht von den deutschen Truppen bereits unter sicherer Eskorte gleich den vielen anderen Gruppen, denen ich begegne, nach rückwärts befördert werden. Die Gegend nimmt, je näher wir an Bialystok herankommen, einen immer verwüsteteren Charakter an. Abgebrannte Ortschaften umsäumen den Weg, die Felder sind überall zertreten und die Waldungen abgebrannt. Die Sprengungen, die von den Russen während des Rückzuges unternommen wurden, haben aber im großen und ganzen unser Vordringen wenig hindern können. Es grenzt an das Unglaubliche, wie schnell Brücken und Viadukte von den bereitstehenden Pionieren hergestellt wurden. So zum Beispiel wurde der Übergang über das Sumpfgelände des Narew nach Choroszcz für alle Waffen und sogar für die schwersten Einheiten der Artillerie in kaum viereinhalb Stunden hergestellt, und dabei ist




Von den Russen in Brand gestecktes Dorf in Wolhynien. Phot. Hocheneder

dieses überbrückte Terrain etwa 600 m breit. Kaum haben wir den Wald von Sieskowizna hinter uns, kommt schon die Stadt Choroszcz links von der Chaussee in Sicht. Die verlassenen Schützengräben zeigen die Spuren der heftigen Kämpfe, die sich hier abgespielt haben. Die Zahl der umherliegenden russischen Gewehre ist überaus groß. Die Stadt Choroszcz, in Grün gebettet und von dem Silberstreifen des Borodniankabaches umsäumt, steht teilweise in Flammen, und die zurückgebliebene Bevölkerung steht an der Landstraße umher und betrachtet, von weitem weinend und klagend, die Vernichtung ihrer Heimat. Gleich Choroszcz brennen noch eine Menge Dörfer der Umgebung, und so weit das Auge blickt, zeigen überall dicke, faule Rauchwolken die menschenunwürdige Art der russischen Kriegführung. Unweit von Starosielce berührt die Straße die Eisenbahnlinie Warschau—Wilna, und die Bahnhofsgebäude, Magazine und Ausladerampen lodern in hellen Flammen. Nach einigen weiteren Kilometern Fahrt durch die Waldparzelle von Manczuk, wo die polnischen Flüchtlinge zu Tausenden mit Wagen und Vieh hausen, erreichen wir den schlecht gesprengten Eisenbahnviadukt, wo nur einige Eckquadern Schaden erlitten haben, während sonst die ganze Viaduktanlage stehengeblieben ist. Unten im Kessel der tiefliegenden Stadt erblickt das Auge kilometerweit sich erstreckende Brandsäulen, die einen dicken schwarzen Qualm über die weitausgedehnte Stadt breiten. Die Felder am Eingang der Stadt sind ein riesiges Heerlager. Um Stauungen der Kolonnen in den engen Straßen der Stadt zu vermeiden, sammeln sich hier die Kolonnen und warten die Befehle ab, die ihnen den Durchzug durch die Stadt ordnen. Gleich auf den ersten Blick, wenn man durch die Stadt fährt, sieht man die völlige Unversehrtheit der Stadt. Häuser sind nicht abgebrannt, und jetzt, wo das riesige deutsche Heer

in nicht enden wollenden Kolonnen durch die Straßen zieht, bietet es ein eigenartiges Bild, dessengleichen kaum anderswo zu sehen ist. Die ganze männliche und weibliche Bevölkerung steht und geht auf Plätzen und Straßen umher. Es ist hier wie in einem Bienennest. Juden im schwarzen Kaftan, polnische Bauern mit langen, wallenden Haaren, Jüdinnen, manche feiertäglich ausgeputzt, andere in der primitivsten Haustoilette, polnische, kleinrussische Bäuerinnen, von einer Schar blonder Kinder umgeben, bevölkern die Straße und staunen das bisher noch nie gesehene Schauspiel der marschierenden deutschen Armee an. Von Minute zu Minute wird die Straße voller. Auch die Furchtsamen, die den russischen Schauermärchen über deutsche Barbarei Glauben schenkten, stecken die Köpfe zum Fenster hinaus und mustern mit verängstigten Blicken das buntwimmelnde Leben. Beim Einzug der Truppen in die Stadt sind noch alle Läden geschlossen, doch die unternehmenderen Straßenhändler knüpfen sehr schnell Verbindungen mit den neuen Herren der Stadt an, und bald blüht ein lebhafter Handel in Zigaretten, Obst, Weißbrot und anderen Lebensmitteln. Als dann die Händler sehen, daß alles mit gutem Gelde bezahlt wird, öffnen sich langsam die Ladentüren, und eine allgemeine Anpreisung der Güter beginnt. Unter den ersten Läden, die ich offen sah, war ein Korsettgeschäft und ein Modeladen. Doch die Läden erfreuten sich keines Zuspruchs, und die Besitzer, die augenscheinlich hofften, daß die deutschen Offiziere gleich den russischen ihre Damen mitschleppen, standen mit etwas enttäuschten Gesichtern vor ihren Geschäften. Unsere Truppen wurden augenscheinlich vom großen Teil der Bevölkerung freudig aufgenommen. Soll doch die Lage insbesondere der Juden, die den größten Teil der Bevölkerung Bialystoks bilden, in den letzten Tagen sehr unsicher gewesen sein. Gestern abend begannen Kosaken in den äußeren Stadtteilen schon zu plündern und zu morden. Ein Ausbreiten des beginnenden Pogroms wurde nur dadurch verhindert, daß den Truppen wegen des Abtransportes mit der Bahn das Signal zum Sammeln gegeben wurde. Trotzdem sieht man hier und da Spuren der beginnenden Plünderung, zerbrochene Scheiben, aufgebrochene Türen und einige Wohnungen in heilloser Unordnung. Wie in anderen geräumten Städten haben auch hier die Russen alle Glocken weggeschafft, und bei den Kirchtürmen sieht man überall die Holzgerüste, an denen die Glocken heruntergelassen wurden. Die öffentlichen Gebäude sind im Innern vollständig ausgeraubt; alles, was nicht fortzuschaffen war, wurde zertrümmert. Besonders wüst sieht es aus im Schloß von Bialystok, wo in den vollkommen leeren Sälen des hübschen, im französischen Stil gehaltenen Baues nur Trümmer zerbrochener Spiegel, zerrissene Bilder und beschmutzte Bücher umherliegen. Gegen Abend beginnt dann die große Völkerwanderung der Landbevölkerung, die sich während der letzten Tage, aus ihren Dörfern samt Hausrat und Vieh von den Russen vertrieben, in den Sümpfen und Waldungen Bialystoks aufhielt und jetzt, da weit und breit kein Russe mehr zu sehen ist, in ihre Dörfer zurückzieht. Zaghaft kriechen sie aus ihren Verstecken hervor und setzen sich langsam in Bewegung, um nach Westen zu ziehen, dorthin, wo ihre Dörfer liegen. Einen schweren Kampf haben sie mit sich selber auszukämpfen gehabt, bevor sie den Entschluß faßten. Die russischen Offiziere, die den Befehl gaben, sie aus den Dörfern samt Hab und Gut fortzutreiben, sagten

ihnen, daß die Deutschen alles niedermorden, was ihnen entgegenkommt. Unter diesem Vorwand trieb man sie auch aus ihren Dörfern auf die breite, endlose Landstraße. Nun aber wollen sie es doch versuchen, zurückzukehren auf die Scholle ihrer Väter, und koste es das Leben. Es ist ein herzzerreißender Anblick, diese armselige Völkerwanderung, die sich da entlang der Chaussee wälzt. Tausende und aber Tausende Fuhrwerke sind es, die alle, wie von einem einzigen Gedanken beseelt, dahinziehen, alle dem Westen zu. Auf der einen Seite der Chaussee marschiert die siegreiche Armee gegen Osten, auf der anderen Seite diese verprügelten, schwer geprüften Bauern. Wie jener Zug, der so stolz und siegesbewußt ostwärts zieht in endlosen Reihen, hat auch dieser Zug des Elends und der Hoffnungslosigkeit kein Ende. — — —

Gleich gewaltigen Riesenarmen griffen so die deutschen Heere in das Zarenreich hinein, weiter und weiter. Nicht freilich, daß sie es leicht hatten. Zu den unausgesetzten täglichen Kämpfen, zu den immer erneuten Anstürmen auf immer neue russische Stellungen kamen schier übergroße Anstrengungen, starke Märsche auf schlechten Straßen, erbärmliche Unterkunft in halb verbrannten Panjehütten, bisweilen auch Verpflegungsmangel, denn die Kolonnen vermochten dem rasenden Vormarsch der Kämpfer nicht immer auf dem Fuße zu folgen, und das durchschrittene Land war aller Hilfsquellen bar. Der Russe ließ die Öde hinter sich. Aber nichts, nichts konnte die siegreichen Bataillone aufhalten. Vorwärts war die Losung.



Karte der Umgebung von Brest-Litowsk

Vorwärts galt auch als Gesetz für die Stoßgruppe Mackensens.

Wir verließen die ihm unterstellten Harste beim Beginn des Vormarsches auf Brest-Litowsk. Nördlich von dieser Vormarschlinie wissen wir Generaloberst v. Woyrsch mit den schlesischen Landwehren und den Truppen des Generals v. Köveß im Vormarsch. Ihnen schlossen sich, etwas südlicher, die Korps des Erzherzogs Joseph Ferdinand an und wieder etwas südlicher die der Bugarmee unter General v. Linsingen. Alles einem einheitlichen Willen gehorchend.

Auch hier leisteten die Russen immer aufs neue zähen Widerstand, eine ihrer Nachhutstellungen nach der anderen mußte gestürmt werden: so am 12. August hinter dem Abschnitt der Bystozyca und in der Linie Ostrow—Ogrosk; so am 14. bei Rodzanka, am 15. südlich Biala. Am 16. hatte sich das Korps des Feld-



Versenkte Drahtverhaue um Brest-Litowsk. Phot. Hocheneder

marschalleutnant v. Arz bereits bis auf 20 km Brest-Litowsk genähert, kämpfte um Dobrymka; am 17. war der Gegner über den Bug in die Vorstellungen der Festung geworfen, der Einschließungsring war auf dem westlichen Ufer geschlossen; am 18. wurde zwischen Niemirow und Janow der Bugübergang erzwungen, wir drangen bereits in die Vorstellungen von Brest-Litowsk ein. Noch einmal versuchten die Russen stärkere Gegenwehr, rafften sich, um den Abtransport ihrer Truppen zu ermöglichen, besonders westlich der Festung zu schärferm Widerstand auf. Vergeblich. Am 24. aber durchbrachen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen, Schulter an Schulter, die der Südwestfront vorgeschobenen Stellungen im glänzenden Anlauf, am 25. stürmte das Korps von Arz v. Straußenburg zwei Forts der Westfront, das brandenburgische 2. Reservekorps nahm drei Werke der Nordwestfront und drang in der Nacht in das Kernwerk selbst ein: Brest-Litowsk war gefallen. Die russische Heeresleitung gab, auch durch das Vordringen der Reiter des Feldzeugmeisters v. Puhallo über Kowel auf die Bahn Brest-Litowsk—Pinsk bedroht, die weitere Verteidigung auf.

24.—25. August 1915 Österreichisch-ungarische Verbände unt. General v. Arz u. das 2. brandenb. Reservekorps erstürmen die Forts von Brest-Litowsk. Fall der Stadt

Auch der Vormarsch der Harste Mackensens war zuerst durch verwüstetes Land gegangen. Der Russe wollte das Beispiel von 1812 nachahmen. Er verbrannte Städte, Dörfer und Gehöfte hinter sich, verbrannte die Ernte oder walzte sie nieder, trieb die Bevölkerung fort. Eigens zu diesem Zweck ausgerüstete Kosakenabteilungen taten das grauenvolle Werk; nur wo ein Besitzer sich loskaufen konnte, wurde sein Haus und seine Habe verschont. Hier und dort traf man auf Lager armer Flüchtlinge, auf ein paar Wagen, auf angstbebende Frauen, auf zitternde, hungernde Kinder. Es kam vor, daß die Russen Landesbewohner

gegen unsere Linien mit der Knute vortrieben. Erst als wir das rein polnische Gebiet durchschritten hatten, schonten sie Bevölkerung, Ernte und Hab und Gut mehr. Vielleicht gedachten sie noch, Brest-Litowsk zu halten, vielleicht meinten sie auch, bald wiederkehren zu können.

Und nun war, doch überraschend auch uns, die starke Festung gefallen. Gefallen trotz der freilich noch nicht ganz ausgebauten neuen Forts, gefallen mitsamt der mächtigen, hochumwallten Zitadelle, gefallen trotz des Sumpfgeländes, das ihr bester Schutz sein sollte. Doch ehe die Russen abzogen, hatten sie nicht nur die Werke teilweise gesprengt, sie hatten auch die Brandfackel in die Stadt geschleudert, die Bahnhöfe, die Magazine, das Häusermeer selbst loderten den Eroberern entgegen, als ob man ihnen damit einen Feuerriegel vorschieben könnte. Vergebliche Mühe: schon am nächsten Tage wurde die Verfolgung auf Pinsk angesetzt. Es ging weiter vorwärts. Und wenn die Russen es nicht einmal versuchten, sich in Brest-Litowsk durch tatkräftige, dauernde Verteidigung einen Stützpunkt zu erhalten, so war uns mit der Einnahme ein solcher von höchstem Wert gewonnen. Die Einnahme dieses südwestlichen Eckpfeilers der russischen Front, des großen Straßen- und Bahnknotenpunktes, bildete doch wieder gleichsam den Abschluß eines gewaltigen Feldzugsabschnitts. —

Sicherer als auf Brest-Litowsk hatte die russische Heeresleitung aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Widerstandsfähigkeit von Nowo-Georgiewsk vertraut. Von alters her maß man dem Ort — ursprünglich Modlin geheißen — große Bedeutung zu. Der Schwedenkönig Karl XII. hatte ihn zuerst befestigen lassen; Napoleon I. baute die Feste aus; seit Zar Nikolaus I. wurde fast unausgesetzt



Das unversehrt gebliebene Fort Koroszczyn vor Brest-Litowsk. Phot. Hocheneder

Die Werke von Nowo-Georgiewsk

an ihr geändert, für sie geplant, gearbeitet. Als gewaltiger Brückenkopf war sie gedacht und als ungeheures befestigtes Lager, das zusammen mit Warschau und den nächst gelegenen Narewwerken auch dem größten Heere Sicherheit und Bewegungsfreiheit gewährleisten, ihm vor allem die stete Möglichkeit eines Uferwechsels geben sollte. Der umfassende Plan war zwar nach russischer Art, trotz der Länge der Zeit und trotz der Millionen, die auf ihn verwendet wurden, nicht ganz zur Ausführung gelangt. Immerhin waren die Befestigungen bis zu einem höchst stattlichen Umfang und zu achtunggebietender Stärke ausgebaut worden. Das mächtige Kernwerk auf dem östlichen Weichselufer am Zusammenfluß mit dem Narew mit großen militärischen Anlagen aller Art hatte vermeintlich bombensichere Unterkunftsräume erhalten; eine Anzahl neuerer Forts war bis auf 7 km vorgeschoben — eine Entfernung, die sich freilich der deutschen Geschützwirkung gegenüber als viel zu gering erwies. Zu dem Befestigungsraum von Nowo-Georgiewsk mußte man ferner die starken Narewwerke von Dembe und Zegrze (etwa 25 km vom Kernwerk entfernt) und das südöstlich Zegrze belegene Fort Benjaminow hinzuzählen; auch die Werke von Serock, am Zusammenfluß des Narew und des Bug, rechneten in gewisser Weise noch zu dem Festungsbezirk, obwohl sie etwa 35 km entfernt lagen. Entsprechend dem Umfang der ganzen Anlage, die durch zahlreiche Zwischenwerke, Batteriestellungen usw. verstärkt worden war, hatte die russische Heeresleitung eine Besatzung von rund 100 000 Mann in und um Nowo-Georgiewsk belassen und beließ sie dort auch noch, als sie das nahe Warschau aufgab, zu einer Zeit, in der es ihr vielleicht noch möglich



Vor der brennenden Zitadelle von Brest-Litowsk: Deutsche Soldaten bei den Bergungsarbeiten.
Phot. R. Sennecke



Truppen vom Korps Arz beim Einzug in Brest-Litowsk. Phot. Hocheneder

gewesen wäre, den größeren Teil der Truppen und das ungeheure Material durch Abtransport in östlicher Richtung zu retten. Bei der Umsicht und dem unleugbaren strategischen Geschick, mit dem im übrigen die Räumung Westpolens ausgeführt wurde, darf man also wohl annehmen, daß der Großfürst-Generalissimus Nowo-Georgiewsk halten wollte; vielleicht weil er doch noch auf eine Wendung der Kriegslage hoffte.

Juli 1915. Plock vom Korps Dickhuth-Harrach besetzt

Von deutscher Seite war der Kranz der Werke bis Mitte Juli im wesentlichen nur von Nordwesten aus beobachtet worden, wo inzwischen Plock an der Weichsel von der starken Hauptreserve unserer Festung Thorn, dem Korps des Generals v. Dickhuth-Harrach besetzt war. Dann konnte mit dem Vorgehen der Armee v. Gallwitz gegen die Narewlinie der Druck verstärkt werden; schon vor dem Fall von Rozan und Pultusk (24. Juli) sonderte die deutsche Heeresleitung unter dem Befehl des Bezwingers von Antwerpen, des Generals v. Beseler, eine starke Heeresabteilung zur Belagerung der Festung aus, teils aus Truppen der Armee Gallwitz, teils aus Verbänden der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern, teils aus Nachschub aus der Heimat; auch das Korps Dickhuth-Harrach trat hinzu. Es waren hauptsächlich Reserveregimenter, Landwehren und Landsturm, die hier vor eine ruhmvolle Aufgabe gestellt wurden und sich glänzend bewährten. Erleichtert aber wurde ihnen die Aufgabe durch die Zuteilung rechtzeitig herangeführter großer Artilleriemassen bis zu den schwersten Kalibern, österreichisch-ungarischer Skoda-Haubitzen und deutscher bewährter 42 cm-Mörser.

Mitte Juli 1915. General v. Beseler vor Nowo-Georgiewsk

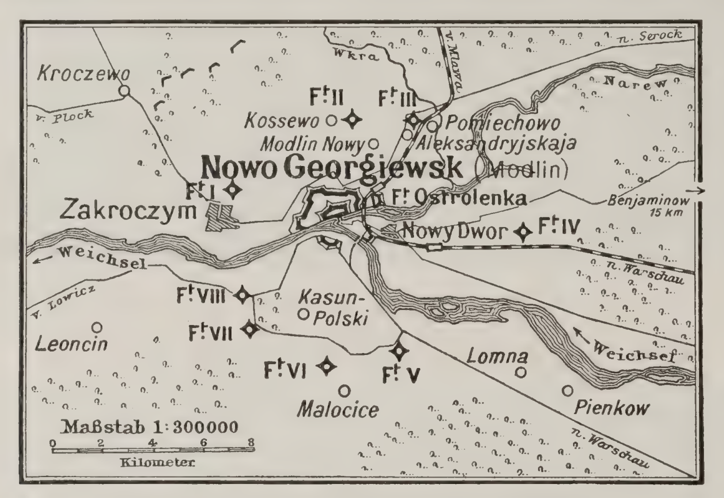
General von Beseler fand mit großem Scharfblick den richtigen Angriffspunkt. Er beschloß, zunächst die vorgeschobenen russischen Stellungen zwischen

Narew und Woka zu durchbrechen, dann die Nordfront der Festung selbst anzugreifen und zugleich die ganze Festung nach Möglichkeit enger und enger zu umklammern, sie einzuschließen.

28. u. 29. Juli 1915. Russische Ausfälle scheitern

Es schien, daß der russische Kommandant die Verteidigung im aktiven Sinne führen wollte. Der ersten deutschen Annäherung gegenüber unternahm er mit starken Kräften am 28. und 29. Juli heftige Vorstöße, die aber vollkommen scheiterten. Das deutsche Artilleriefeuer wirkte verheerend auf die russischen Vorstellungen; am 5. August konnten sie als sturmreif angesehen werden, am Tage darauf wurden sie in glücklichem Ansturm wirklich durchbrochen. Das Sperrfort Dembe fiel am 7., am 8. konnten unsere Tapferen Zegrze und Serock besetzen, am 10. Fort Benjaminow. Damit näherte man sich dem inneren Fortsgürtel. Aufs neue setzten unsere schweren und schwersten Geschütze, so schnell als möglich nachgezogen, mit ihrem vernichtenden Feuer ein, zerschlugen die russischen Zwischenwerke, machten die Artillerie der Forts stumm, kämpften sie nieder, spalteten die meterdicken Betonwehren wie dünne Bretter, brachen die moralische Widerstandskraft der Russen.

7., 8., 10. August 1915 Fall d. Forts Dembe, Serock und Benjaminow



Karte der Umgebung von Nowo-Georgiewsk (Modlin)

Vorwärts arbeitete sich unsere brave Infanterie. Am 16. nahm die sächsische Infanteriebrigade Graf Pfeil, sich wiederum auszeichnend, mit einer wackeren Landwehrbrigade zusammen, zwei starke Erdwerke. Am 17. wurde ein Fort gestürmt, am 18. zwei weitere genommen. Schon brüllten die Geschütze gegen das Kernwerk. Noch einmal rafften die Russen sich zu hartem Widerstande auf. Gefangene erzählten: der Kommandant hätte das Herannahen eines Entsatzheeres verkünden lassen, um den Mut der Besatzung zu heben. In unseren Regimentern aber belebte die frohe Kunde von Warschau und Iwangorod den Ehrgeiz: sie wollten es den Kameraden gleich tun, Mann um Mann.

16.—18. August 1915 Sächs. Brigade Graf Pfeil und preußische Landwehr stürmen starke Vorwerke

Es regnete in Strömen. Am Abend des 19. lagen die Sturmtruppen dicht vor den letzten Wällen. So dicht, daß eine Gefechtspause für die Artillerie eintreten mußte, sollten die Unseren nicht gefährdet werden. Dafür wurden Reserven auf Reserven herangeführt, den Erfolg sicher zu stellen. Bei den Stäben herrschte höchste Spannung. Man hörte nur vereinzelt das Tak-Tak der Maschinengewehre und das Gewehrfeuer, dann und wann aber das Dröhnen gewaltiger Sprengungen aus der Zitadelle, sah ungeheure Flammensäulen über dem Kernwerk aufsteigen und mächtigen Funkenregen. Die Stunde der Ent-



Auf dem Marsch in das eroberte Nowo-Georgiewsk. Phot. G. Berger

scheidung nahte — schon griff das Korps Dickhuth-Harrach glückhaft in die letzten Kämpfe ein.

10. August 1915. Übergabe des Kernwerks von Nowo-Georgiewsk

In einer lebendigen Schilderung entwarf der Kriegsberichterstatter Dr. Wilhelm Feldmann im Berliner Tageblatt ein Stimmungsbild der nächsten Zeitspanne. Er schrieb:

Bald nach ½8 Uhr näherte sich eine deutsche Offizierspatrouille dem Tor des Kernwerks. Ein russischer Parlamentär mit weißer Fahne und Trompeter ritt den Offizieren entgegen und teilte mit, daß der Kommandant zur Übergabe bereit sei. Er bat die Offiziere, in das Kernwerk hereinzukommen. Die russischen Soldaten umringten in hellen Scharen unsere Offiziere, küßten ihre Sättel und Mäntel und gaben in jeder Weise ihre Ehrerbietung zu erkennen. Durch das offene Tor strömten gleich viele Hunderte von Russen hinaus und gaben sich den hannoverschen Landstürmern, die draußen warteten, gefangen. Man fand bei manchen Gefangenen Liter-



General von Dickhuth-Harrach. Phot. H. Noack

flaschen voll Kognak, und viele Soldaten waren völlig betrunken. Die Offiziere haben scheinbar versucht, den Mut ihrer Leute durch Schnaps zu beleben.

Unsere Offiziere waren mittlerweile im Auto ins Innere des Kernwerks gefahren worden. Vor den Offizierskasematten erwartete sie der Kommandant, General der Kavallerie Bobyr, Generaladjutant des Zaren, ein würdiger Herr mit weißem Vollbart. Er erklärte sich bereit, über die Bedingungen der Übergabe zu verhandeln. Unsere Offiziere erwiderten, es könne nur von bedingungsloser Übergabe die Rede sein. General Bobyr zuckte bei dieser Eröffnung zusammen und starrte finster vor sich hin. Schließlich willigte er ein, sich gleich im Auto zu dem Führer der deutschen Einschließungsarmee, General v. Beseler, dem Eroberer von Antwerpen, zu begeben. Der eigentliche Führer der russischen Besatzungsarmee, Generalleutnant Kohlschmidt, dessen Großvater noch deutscher Staatsangehöriger war, begleitete ihn auf der schmerzlichen Fahrt. Außer ihm wurde noch ein zweiter Generalleutnant gefangen genommen.

Während unsere Truppen die einzelnen Teile des sehr ausgedehnten Kernwerks besetzten und mit dem Abtransport der vielen Tausende von Gefangenen begannen, erhielten sie von den Südforts noch Feuer. General Bobyr wurde in dem Quartier von Exzellenz v. Beseler, im Radziwillschen Schloß Segrshinek am Narew, zwischen Fort Segrshe und Serock, aufgefordert, die Einstellung des Feuers zu befehlen. Er antwortete, er habe darauf keinen Einfluß mehr. Da wurde den beiden russischen Generalen kurz und bündig mitgeteilt, daß man sie erschießen werde, wenn das Feuer nicht innerhalb einer Stunde eingestellt sei. Das half. Herr Bobyr gewann seinen Einfluß auf die Forts plötzlich wieder, und das Feuer verstummte. Im Kernwerk weigerten sich zweiundzwanzig Offiziere mit einer Kompagnie, die Übergabe anzuerkennen. Sie beschossen unsere eindringenden Truppen und mußten gewaltsam entwaffnet werden. Einer der Offiziere schoß sich eine Kugel vor den Kopf. Ein anderer bekam einen Wutanfall, bei dem ihm der Schaum auf die Lippen trat.

Heute früh haben wir das Kernwerk von Nowo-Georgiewsk besichtigt. Es wimmelte darin noch von russischen Soldaten und Offizieren, die unter unseren Feldgrauen herumliefen, als gehörten sie zur gleichen Armee. Auf den Feldern vor dem Kernwerk liegen Haufen von toten Pferden, und auch im Innern des Kernwerks sieht man überall Pferdeleichen. Die Russen haben fast alle Pferde, die in der Festung waren, etwa 1500 Tiere, erschossen. In einer Halle fanden wir drei gefallene Russen, die von einer Granate überrascht worden waren. Hier und da waren vereinzelte Tote zu sehen, aber doch nur recht wenige. Dafür liegt viel totes Federvieh im Festungsbereich, das bei der Beschießung draufgegangen ist. Die Besichtigung der lichterloh brennenden Kasernen und Magazine war nicht ganz ungefährlich. In den Gebäuden lag viel Infanteriemunition, die in den Flammen explodierte. Es klang zeitweise wie Schnellfeuer im Gefecht. Unsere Feldgrauen schnüffelten neugierig überall herum und freuten sich wie Kinder, wenn sie unberührte Vorräte entdeckten. Da gab es Massen von guten Militärstiefeln, prächtige Sättel, appetitliche Speckseiten, riesige Mengen von Keks, Zwieback, Brot, Zucker, Munition aller Art, viel Wein und Kognak. Überall



Die Trümmer eines Innenforts von Nowo-Georgiewsk. Phot. Boedecker

lagen Gewehre, Uniformstücke, Seitengewehre und Patronentaschen umher, auch Offiziersdegen und Kosakensäbel.

Die Verluste auf deutscher Seite waren erfreulich gering. Wir sahen nur vereinzelt deutsche Gefallene auf dem Schlachtfelde. Sie lagen da friedlich gebettet, wie schlafend, das Gesicht mit dem Helm bedeckt, die blassen Hände zusammengelegt, das Zelttuch über die Füße gebreitet. Die Zahl der Verwundeten ist nicht klein, aber die Wunden sind fast durchweg leicht. Unsere Artillerie hat das Werk der Infanterie hervorragend vorbereitet. Und dann sind Landwehr und Landsturm mit solchem Schneid vorgestürmt, daß die Russen gar keine Zeit zu ernster Abwehr fanden. Die russischen Generalstabsoffiziere haben geglaubt, daß ihnen eine viel stärkere Armee gegenüberstand, und sie waren davon überzeugt, daß junge Kerntruppen die Nordostforts erstürmt haben. Dieser Eindruck auf der feindlichen Seite ist das beste Lob, das unsere bärtigen Helden von Landwehr und Landsturm und auch die jüngeren vom ungedienten Landsturm, die hier mitgefochten haben, erwarten konnten . . .

Der Kaiser und Hindenburg bei den Eroberern von Nowo-Georgiewsk

Heute vormittag verbreitete sich unter unseren Soldaten das Gerücht, Kaiser Wilhelm und Hindenburg würden kommen. Im Tagesbefehl hieß es nur, die Truppen hätten in der Mittagsstunde vor der Nordfront der Festung Paradeaufstellung zu nehmen, da der Armeeführer, General v. Beseler, sie besichtigen wolle. Bald nach 12 Uhr waren etwa fünfzehn Bataillone, zwei Schwadronen und mehrere Batterien Artillerie auf dem Feld vor dem gestern erstürmten Fort II aufmarschiert. In musterhafter Ordnung standen die Tapferen, die seit vierzehn Tagen beständig im Gefecht lagen, in langen Reihen da. Leider regnete

es. Stunde auf Stunde verging, und niemand vermochte mit Bestimmtheit zu sagen, ob die Hoffnung unserer Krieger sich erfüllen werde.

Gegen ½5 Uhr kamen aus der Richtung von Fort Dembe einige Autos angefahren. Es waren wirklich die Wagen des Großen Hauptquartiers. Der Kaiser, Hindenburg, Prinz Joachim, Prinz Oskar, General v. Falkenhayn, General Ludendorff, die alle waren, von General v. Beseler geleitet, gekommen, um die Sieger von Nowo-Georgiewsk zu begrüßen. Der Kaiser, der sehr frisch aussah, gar nicht düster, wie die letzten Bilder ihn zeigten, schritt die Front ab und begrüßte jedes Bataillon mit einem kräftigen „Guten Tag, Kameraden!" Dann bildeten die Truppen ein großes Viereck, von dessen Mittelpunkt aus der Kaiser eine Ansprache an die Krieger richtete. Dem Landsturm und der Landwehr galt sein kaiserlicher Dank. Nach der Ansprache des Kaisers brachte General v. Beseler ein Hoch auf den obersten Kriegsherrn aus. Dann traten die Offiziere und Mannschaften, die sich in den Kämpfen um Nowo-Georgiewsk besonders ausgezeichnet hatten, vor, und Kaiser Wilhelm überreichte ihnen ihre Eisernen Kreuze. Er plauderte dabei mit jedem einzelnen Soldaten und drückte jedem die Hand.

Bald nach 5 Uhr verabschiedete der Kaiser sich mit einem lauten „Adieu, Kameraden!" von den siegreichen Truppen. Bei der Abfahrt umdrängten die herzugeeilten Soldaten das kaiserliche Auto und riefen Hoch. Auch Hindenburg wurde von den Kriegern mit Hochrufen begrüßt.

Während die Wagen des Großen Hauptquartiers in östlicher Richtung davonratterten, schwenkten die Bataillone in Kolonnen rechts und marschierten los. Wohin? Auf jeden Fall nicht nach Nowo-Georgiewsk. Hier ist das Werk vollbracht. Neue Arbeit wartet. Und alles, Infanterie, Artillerie, Kavallerie, marschiert schon wieder, um nur nicht zu spät zu kommen . . .

Auch Ludwig Ganghofer, der Münchener Dichter, war Augenzeuge als der Kaiser seine siegreichen Feldgrauen besuchte. In seinem Buch „Der russische Niederbruch" (Verlag Ullstein & Co., Berlin) erzählt er:

Ein trüber Regenmorgen. Ich jage hinaus nach Nowo-Georgiewsk. Vor Mitternacht hat General Bobyr die Kapitulation unterschrieben, auch die Festungswerke südlich der Weichsel haben sich ergeben. Alles ist getan, alles erledigt, alles eine vollendete und makellose Sache! Den Namen Beseler werden die Deutschen in das Buch ihrer großen Namen einschreiben müssen.

Zwischen Serock und Orzechewo, beim Fort Dembe, begegnet mir der Zug der russischen Gefangenen. Ein paar Kilometer ist er lang und gleicht einem braunen, mythischen Riesenwurm. Viele, viele, viele Tausende sind es.

Am Ufer des Wkra seh' ich wieder neue Schwärme und tausend Haufen von Gefangenen. Dann das brennende Georgiewsk, die Eisenbahnbrücke, zwischen deren Trümmern zwei Züge ineinandergeklammert hängen, die Weichsel mit den Scherben der gesprengten Dampfer, und nun ein Wirrsal von Flammen und Qualm, von Gestank und Schutt, von Tod und Vernichtung — laßt mich schweigen von diesen tausend durcheinandergewirbelten Bildern! Um ihre Fülle zu erschöpfen, müßte ich wochenlang erzählen.

In der Mittagsstunde fliegt über die Gruppen und Reihen der Feldgrauen die Nachricht hin: Der Kaiser kommt, zwischen Fort XVI und XV ist Feldparade,



Kaiser Wilhelm und Generalfeldmarschall von Hindenburg
Aufnahme der Kaiserin. Zum Besten des Roten Kreuzes in den Handel gebracht durch die Rotophot=Gesellschaft, Berlin SW 68

auf dem Boden des härtesten Kampfes, in dem die Brigade des Grafen Pfeil unter schweren Opfern den Sieg erzwang!

Die brennende Zitadelle wird leer. Alles strömt zum Ufer des Wkra, zum Paradefeld.

Kein Kaiserwetter. Immer rieselt der feine Regen durch das endlose, von Rauch durchwitterte Grau herunter. Und dennoch ist es ein wundervolles Bild: auf der Straße die unübersehbare Reihe der Kraftwagen und Geschütze, daneben die zerrissenen Wälle des eroberten Festungswerkes, und auf den weiten Feldern die Brigade Pfeil mit ihren langen Truppenzügen, die unbeweglich dastehen wie stählerne Mauern. Und dabei die österreichischen Kanoniere, mit Eichenlaub auf den graublauen Mützen, und die preußische Kavallerie, die Kürassiere und Totenkopf-Husaren mit den flatternden Lanzenfähnchen.

Um 4 Uhr ein klingendes Kommando des Grafen Pfeil, ein Aufstraffen aller Gestalten und der schmetternde Parademarsch. Langsam kommt das kaiserliche Auto herangefahren über die Straße, auf der ihm der braune Riesenwurm der russischen Gefangenen begegnete. Zur Linken des Kaisers sitzt General v. Beseler, der Hauswirt des ruhmreichen Gefildes, das sich unter den Schleiern des Regendunstes in die Ferne dehnt. Noch eine lange Reihe von Wagen. Das Schauen wird mir ein bißchen sauer, ich stehe hart eingekeilt im Gedräng der Feldgrauen, von denen jeder seinen obersten Kriegsherrn am besten betrachten möchte. Der Kaiser sieht frisch, gesund und fröhlich aus. Wieviel deutsche Freude muß dieser Tag ihm in das tiefe Menschenherz und in die große Fürstenseele schütten! Rasch schreitet er unter den Schmetterklängen des Marsches die lange Reihe der Truppen ab, die ihn begrüßen mit jubelndem Zuruf.

Die Gruppe der Generale ist gewachsen. Und jetzt kommt noch einer, bei dessen Anblick eine fieberhafte Erregung hinfliegt über das Kopfgewühl der Feldgrauen. Auch mir geht es heiß ins Blut. Und alle flüstern den Namen, den die deutschen Millionen kennen: Hindenburg! Um eine Stirnbreite ragt seine wuchtige Gestalt über die ihn begleitenden Offiziere hinaus. Das ernste Antlitz ist wie aus Erz geschnitten, doch in den ruhig gleitenden Augen ist warmes, freundliches Leben. Mit ihm kommt ein Zweiter, den ich noch nie gesehen habe und den die Feldgrauen mir nennen müssen — Ludendorff — der treue Helfer, die rechte Hand des Meisters.

Eine reiche Stunde! Alle so versammelt zu sehen auf diesem kostbar gewordenen Erdenfleck — alle, auf die wir Deutsche uns verlassen können, wie die Redlichen auf das ewige Leben.

Nun plötzlich eine klirrende Bewegung. Was ist das? Wie ein beschwingter Sturmlauf sieht es aus. Die Flügel der stählernen Mauer drehen sich gegen die Mitte hin — der Kaiser will zu seinen Truppen sprechen — sie formen das Viereck um ihn her.

Ein herrliches Friedensgemälde inmitten des Krieges! Wo ist der große Künstler, um es festzuhalten für alle Zeiten? Diese dicht geschlossene Riesenhecke aus grauem Stahl, durchhämmert von den tausend Pulsschlägen des deutschen Lebens und seiner gesunden Kraft! Frohe Erwartung in allen Gesichtern, ein stolzes und freudiges Blitzen in allen Augen. Hoch aufgerichtet steht der Kaiser.

Kräftig und klar, vernehmlich in jeder Silbe, klingt seine Stimme über den weiten, stillen Raum. Er sagt: daß er gekommen wäre, um seinen treuen, tapferen Truppen persönlich für die große Tat zu danken, die sie vollführten in überraschend kurzer Zeit. Er dankt den Führern des siegreichen Heeres und dankt den Getreuen und Opferfreudigen in der Heimat. Der beharrliche, tapfere Kampf im Felde, der Glaube, die Zuversicht und das unerschütterliche Gottvertrauen in der Heimat — das gehört zusammen, so muß es sein, und weil es so ist, drum ist der Sieg bei uns.

Das Hurra, das die Truppen ihrem Kaiser bringen, flutet brausend über das weite Feld. Dann spielt die Musik das „Heil dir im Siegerkranz", und die Feldgrauen singen es leise mit.

Dann gleitet alles auseinander, die Wagen des Kaiserzuges rollen unter dem feinen Regenstaub davon, gegen Nowo-Georgiewsk, vorüber an neuen Schwärmen von Gefangenen, die sich, seit die Straße gesperrt war, an den Ufergehängen des Flusses angesammelt hatten zu malerisch wirkenden Gruppen. Ein Gewoge von Köpfen, ein Gewimmel von Braun in Braun. Man muß bei diesem Anblick an biblische Vergangenheiten denken, an Szenen und Bilder des in der Wüste verirrten Volkes von Israel, das zu Füßen des Berges Sinai gelagert war, scheu emporblickte zu den Flammen des Wettergewölks und sehnsuchtsvoll auf eine Kunde der Erlösung harrte. —

Die Beute von Nowo-Georgiews

Ungeheuer war die Beute der Sieger. An 100 000 Gefangene wurden gesammelt (am glorreichen 2. September 1870 bei Sedan betrug die Stärke des ganzen gefangenen französischen Heeres rund 80 000 Mann!), dazu, trotz aller Vernichtungsversuche der Russen, etwa 1700 Geschütze, 100 Maschinengewehre, 160 000 Artilleriegeschosse, Millionen von Gewehrpatronen, riesige Vorräte an Uniformen, Schanzzeug, Lebensmitteln. Es war wirklich ein ganz großer Sieg, ein ganz großer Erfolg. Erst mit dem Fall von Nowo-Georgiewsk hatte die russische Heeresleitung Polen ganz aufgegeben; erst mit der Eroberung der Riesenfeste war für uns die letzte Gefährdung unserer rückwärtigen Verbindung geschwunden. Große Truppenmassen, bisher durch die Belegung und die notwendige starke Sicherung der Etappenlinie gefesselt, wurden frei, der Weg gen Osten lag offen vor uns.

Die unerwartet schnelle Bezwingung von Nowo-Georgiewsk machte, nach den Besprechungen der Militärkritiker und den Blättern der Entente zu urteilen, bei unseren Gegnern einen tiefen Eindruck, tiefer und nachhaltiger sogar als der Fall von Warschau. In Rußland rief man dringend nach Hilfe, rief nach der Entlastungsoffensive in Flandern oder Nordfrankreich, die uns zwingen sollte, Truppen an die Westfront vom russischen Kriegsschauplatz abzuziehen. Man bat, drängte, flehte, aber vergebens. Die Franzosen und Engländer waren noch nicht ‚fertig'. So konnte unser Vormarsch weiter gehen. Und er ging weiter. In denselben Tagen, da der Reichskanzler in seiner bedeutungsvollen Rede (19. August) die denkwürdigen Worte sprach: „Überall, wo wir selber die Offensive ergriffen haben, haben wir den Feind geschlagen und zurückgeworfen. Wir haben zusammen mit unseren Verbündeten fast ganz Galizien und Polen, wir haben Litauen und Kurland von den Russen befreit. Iwangorod, Warschau und Kowno sind

19. August 1915. Rede des Reichskanzlers im Reichstag

gefallen. Weit in Feindesland bilden unsere Linien einen festen Wall. Starke Armeen haben wir frei zu neuen Schlägen. Voller Dank gegen Gott und voller Dank gegen unsere herrlichen Truppen und ihre Führer können wir fest und zuversichtlich der Zukunft entgegensehen. . . . Wohl kein großes Volk hat in den letzten Jahrhunderten solche Leiden zu tragen gehabt wie das deutsche. Und doch können wir das Schicksal lieben, das uns mit solchen Leiden den Ansporn zu unerhörten Leistungen gegeben hat. Für das endlich geeinte Reich war jedes Friedensjahr ein Gewinn. Ohne Krieg kamen wir am glücklichsten vorwärts. Wir brauchten ihn nicht. Nie hat Deutschland die Herrschaft über Europa angestrebt. Sein Ehrgeiz war es, in dem friedlichen Wettbewerb der Nationen, in den Aufgaben der Wohlfahrt und Gesittung voranzustehen. Dieser Krieg hat es an den Tag gebracht, welcher Größe wir fähig sind, gestützt auf die eigene sittliche Kraft. Und die Macht, die uns unsere innere Stärke gab, können wir auch nach außen hin nur im Sinne der Freiheit gebrauchen. Die von den fremden Regierungen gegen uns in den Krieg gehetzten Völker hassen wir nicht. Aber wir haben die Sentimentalität verlernt. (Stürmisches, wiederholtes Bravo!) Wir halten, meine Herren, den Kampf durch, bis jene Völker von den wahrhaft Schuldigen den Frieden fordern, bis die Bahn frei wird für ein neues, von französischen Ränken, von moskowitischer Eroberungssucht und englischer Vormundschaft befreites Europa."

Hoch oben, im schönen Baltenlande Kurland drang die Armee v. Below weiter und weiter vor. Am 1. August hatte sie, wie wir (im 1. Abschnitt dieses Bandes) sahen, Mitau nach Kampf besetzt. Der Feind wich, wich auch östlich Poniewicz vor dem Südharst der Belowschen Armee hinter die Jara zurück. Vereinzelte Vorstöße, die er dann längs der Straße Mitau-Riga machte, wurden leicht abgewiesen. Wieder wuchs die Zahl der Gefangenen, auch bei Bauski und Schönberg — südöstlich von Mitau — wurde am 26. und 27. August der Widerstand des sich noch einmal setzenden Gegners gebrochen. Am 2. September, dem Sedantag, stürmte abgesessene Kavallerie den befestigten und von Infanterie verteidigten Brückenkopf bei Lennewaden, nordwestlich von Friedrichstadt, am Tage darauf fiel der wichtige Brückenkopf bei letzterem Ort nach ruhmvollem Sturm in unsere Hand, wobei wieder nicht weniger als 3300 Mann und 37 Offiziere gefangen genommen wurden. Über Friedrichstadt stieß die Kavallerie erfolgreich auf Daudsewas vor. Baltischport, der russische Flottenstützpunkt, wurde von einem Marineluftschiff kräftig mit Bomben belegt; deutsche Seestreitkräfte drangen unter Überwindung gefährlicher Minensperre in den Rigaer Meerbusen ein und vernichteten dort mehrere russische Torpedo- und Kanonenboote. Allmählich kamen die Kämpfe dann hier zu einem gewissen Stillstand. Die Armee v. Below umklammerte das befestigte, durch schwieriges Gelände gut geschützte Riga in einer Front, die etwa von Lennewaden an der Düna bis Schlock am Rigaer Meerbusen reichte; sie baute sich ein. Ihr vorläufiges Operationsziel war erreicht. Hinter der Front aber, in dem ganzen fruchtbaren Lande, regten sich die Feldgrauen, ernteten, ackerten, säten, bauten Wege, Feldbahnen und Brücken. Das Leben dort nahm wieder geregelte Bahnen an. Deutsche ausgewählt tüchtige Beamte regierten, Schäden, die der harte Krieg geschlagen, wurden nach Möglich-

3. September 1915. Der Brückenkopf v. Friedrichstadt erstürmt (Armee v. Below)



Deutsche Kavallerie-Patrouille beim Pferdetränken in Rußland. Phot. Leipziger Presse-Büro

keit gebessert, Schulen entstanden, geschlossene Fabriken wurden neu eröffnet. Gute, segensreiche Arbeit wurde getan. —

Ein Hauptteil der Armee Eichhorn hatte, wie wir (auch im 1. Abschnitt dieses Bandes) sahen, unter der trefflichen Leitung des Generals Litzmann nach harten Kämpfen am 18. August Kowno erobert. Nach anderen harten Kämpfen wurde der so oft umstrittene Riesenwald von Augustowo vom Gegner gesäubert; am 26. August besetzten wir die am selben Tage von den Russen geräumte kleine Festung Olita am Njemen. Die Zahl der Gefangenen aus den sich beim Vormarsch immer wieder erneuernden Gefechten wuchs fast täglich um einige Tausende. Die Armee näherte sich Mitte September Wilna. Am 18. September fiel die stolze alte, stark befestigte Stadt nach zähem Widerstand in unsere Hand, während der linke Flügel der Armee weit ausgreifend, Reiterei in starken Verbänden voran, gleichzeitig Molodeczno, Smorgon und Wilejka erreichte. Wir werden später von dieser Sonderunternehmung noch hören.

18. Septbr. 1915. Wilna von der Armee v. Eichhorn besetzt

Wir müssen aber, ehe wir die Einnahme von Wilna besprechen, des gleichzeitigen Vordringens der Armeen Scholtz und Gallwitz, sowie der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern gedenken. Denn der Anmarsch aller dieser großen Verbände stand in einem engen strategischen Zusammenhang, strebte einem Ziel zu. Man wird freilich die letzten Schlüsse erst ziehen können und dürfen, wenn sich die Kriegsarchive geöffnet haben. Soviel aber läßt sich doch wohl heut schon erkennen, daß die deutsche Heeresleitung eine Einkesselung der immer noch riesigen Reste des russischen Heeres in dem Raum um Wilna und südlich davon geplant hatte. Man glaubte wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß der Gegner sich in diesem Raume noch einmal zu

setzen versuchen würde, und meinte, ihn festhalten und noch rechtzeitig fassen zu können.

Wir verließen die Armee Scholtz, als sie am 17. August vor der Bahnlinie Bielsk—Bialystok stand, die Armee Gallwitz, als sie am 25. Bialystok besetzte, während die südliche Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern etwa gleichzeitig den Bug überschritt. Alle drei Heerführer trafen fast täglich auf erneuten Widerstand, auf immer neue russische, von Nachhuten meist zäh verteidigte Stellungen. Überall gelang es, hier schneller, dort etwas langsamer, den Widerstand zu brechen. Fast jeder Tag brachte denn auch ein weiteres Vorwärtskommen, brachte den Truppen freilich zugleich in den täglichen Sturmanläufen und den rastlosen Märschen durch das von dem Gegner ausgesogene, erbarmungslos verwüstete Land äußerste Anstrengungen.



Karte der Umgebung von Grodno

Am 29. August stürmte die Armee Scholtz Lipsk am Bobr, die Armee Gallwitz hatte den großen Wald von Bialystok auf mehreren Straßen durchschritten, die Heeresgruppe Prinz Leopold kämpfte noch südlich Bialystok um den Übergang über den oberen Narew, den sie Tags darauf an einzelnen Stellen errang. Am gleichen Tage wurde durch Truppen von Scholtz und Gallwitz bereits der Raum westlich der Festung Grodno erreicht, des südlichsten Stützpunktes der Njemenfront.

Der Ort war, in richtiger Würdigung zumal seiner Bedeutung für das Eisenbahnnetz — es treffen sich hier die Linien nach Suwalki und Mosty mit der Hauptlinie Warschau—Wilna—Petersburg — in den letzten dreißig Jahren mit einem Kranz von, freilich nicht sehr weit vorgeschobenen, Forts umgeben worden; außerdem aber hatten die Russen das für die Verteidigung äußerst günstige Vorgelände gegen Westen, Nord- und Südwesten, an teilweise versumpften Flüssen, behelfsmäßig stark ausgebaut, mit betonierten Gräben, Batteriestellungen und reichlichen Vorwerken gespickt. Der wohl erwartete heftige Widerstand trat aber nur teilweise in die Erscheinung, als die Armee Scholtz sich aus westlicher, die Armee Gallwitz aus südwestlicher Richtung Grodno näherten, während Reiter der Armee Eichhorn, weit vorgetrieben, schon die rückwärtige Verbindung der Russen, die Bahnlinie nach Wilna, anpackten. Am 1. September fiel bereits die äußere Fortslinie, nachdem norddeutsche Landwehren in stürmischem Anlauf das Fort IV von der Straße Dombrowo-Grodno genommen und die kleine Besatzung gefangen genommen, badische Truppen ein Nebenfort erobert hatten. Die Russen räumten die ganze Westfront; ihre Versuche, einzelne

1. Sept. 1915 Norddeutsche Landwehr und Badener stürmen die äußeren Fortslinien von Grodno



Deutsche Bagagekolonne beim Durchqueren des Bug. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Werke zu sprengen, wurden durch das schnelle Nachdrängen unserer Feldgrauen vereitelt. Dann freilich raffte der Gegner sich noch einmal auf. Es gab in den Straßen von Grodno und am Njemen heftige, schwere Straßenkämpfe; die russische Leitung schritt sogar zu starken Gegenangriffen. Um den Gouvernementspalast, einen alten historischen Bau, in dem einst König Siegismund Hof gehalten, entspann sich ein blutiges Ringen: es sollte ein verspäteter Befehl des Generalissimus eingetroffen sein, die Festung unter allen Umständen zu halten. Vergebens — am 4. früh flatterten die deutschen Fahnen auf allen Festungswerken. Grodno war gewonnen. Auch südlich und nördlich der Stadt gab der Feind die Njemenlinie preis. Immerhin war es ihm gelungen, den größeren Teil des in Grodno aufgehäuften Materials zu bergen. Außer etwa 4000 Gefangenen fielen nur sechs schwere Geschütze in unsere Hand.

4. Sept. 1915 Eroberung von Grodno

Wieder aber war eine breite Gasse ostwärts aufgerissen. Am 4. September war vor der Armee v. Scholtz der Feind hinter den Kotraabschnitt, vor der Armee v. Gallwitz bis in den Raum von Wolkowysk zurückgewichen, Prinz Leopold hatte nördlich von Pruszany den Austritt aus der Sumpfebene von Nowy-Dwor erkämpft. Wiederum vergeblich stellte sich der Gegner noch einmal auf fast der ganzen Front von Skidel bis Wolkowysk. Am 7. September wurden der letztgenannte Ort und die überführenden Stellungen östlich, südöstlich und nordöstlich genommen, am 8. warf Prinz Leopold den Feind über die Rozana, am 10. fiel Skidel in unsere Hand, am 11. wurde die Selvianka nach hartem Widerstand überschritten. Der Rückzug der russischen Verbände beschleunigte sich sichtlich. Die Verfolgung näherte sich der Schara, die am 16. an mehreren Stellen überquert wurde.

Wenn wir dieses scharfe Vorgehen der einzelnen Harste auf der Karte a. S. 207 verfolgen, erkennen wir deutlich die Absicht der deutschen Heeresleitung, die immer wieder zurückgedrückten gegnerischen Verbände in dem Raume südlich und süd-östlich Wilna zusammenzudrängen. Dem gleichen Zweck diente das schon erwähnte Vortreiben eines großen, zunächst aus drei Divisionen bestehenden Kavalleriekorps unter General v. Garnier, das östlich Wilna herumgreifen sollte bis in den Rücken des Feindes.



General von Garnier. Phot. L. Klett

Wir besitzen über diese, in ihrer Art im Verlauf des Krieges einzig dastehende Operation einen ausführlichen Bericht der Heeresleitung, den wir, zugleich auf die a. S. 285 gegebene Karte verweisend, hier einschalten möchten.

Als nach dem Fall von Kowno die Armee sich an Wilna heranarbeitete, begleitete ein starkes



Die Stadt Grodno: Deutsche Pioniere bauen eine Brücke über den Njemen. Hofphot. Kühlewindt

deutsches Kavalleriekorps dieses Vorgehen auf dem linken Flügel längs der Straße Wilkomierz—Uzjani.

Es verlohnt sich, diese Bewegungen unserer Heereskavallerie zu verfolgen: ein Bild zu gewinnen von großen und vielseitigen Aufgaben, die der jetzige Krieg an die Reiterwaffe stellt; Leistungen zu würdigen, die eine ruhmvolle Erinnerung prachtvoller Taten deutschen Reitergeistes bleiben werden.

Am 9. September trat das zunächst aus drei Divisionen bestehende Kavalleriekorps an, um im taktischen Zusammenhang mit dem rechten auf Dünaburg vorgehenden Flügel der Njemen-Armee zu operieren. Seen-Engen, welliges und bewaldetes Gelände, zahlreiche Wasserläufe bildeten beiderseits der Straße nach Dünaburg die natürlichen Verteidigungsmittel der dicht aufeinander folgenden russischen Stellungen. Ein engmaschiges Netz von Schützengräben und Drahthindernissen erschwerte alle Bewegungen. In diesen besonders für die Verwendung großer Reitermassen außerordentlich ungünstigen Verhältnissen mußte dem Kavalleriekorps die zweifache Aufgabe gestellt werden, durch ständige Flankenwirkung das Vorgehen des rechten Armeeflügels zu erleichtern und die russische Heereskavallerie aus dem Felde zu schlagen.

Schwere, aber dankbare Aufgaben für den deutschen Reiterführer und seine prächtige Waffe. Im Fußgefecht mit der Feuerwaffe wurde die erste Aufgabe gelöst. Ständige Bedrohung seiner Flanke durch unser Kavalleriekorps veranlaßte den Gegner, seine starken Stellungen zumeist nach kurzem Kampf mit der frontal angreifenden Infanterie zu räumen. Unter dem Druck der flankierenden Kavallerie wurden Stellungen aufgegeben, die andernfalls nur im erbitterten Angriffsgefecht mit großen Verlusten hätten genommen werden können.

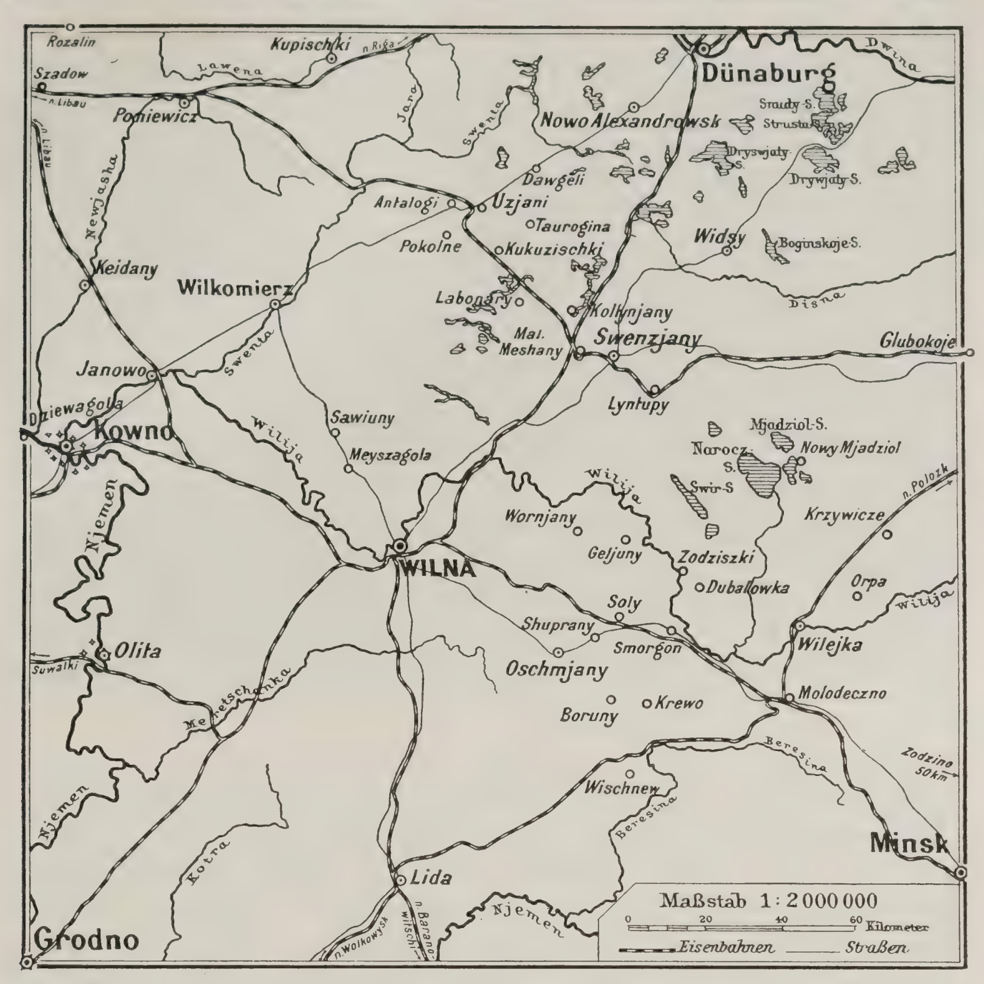
Selbst die ungewöhnlich starken Abschnitte der Seen-Enge bei Antalogi (im Umkreise von Uzjani) hielt der Feind gegen den am 11. September von Süden über Pokolne durchgeführten Flankenangriff einer Kavalleriedivision nur kurze Zeit und trat alsbald einen eiligen Rückzug an. Dankbar und freudig begrüßte die Infanterie der Njemen-Armee diesen Erfolg der Schwesterwaffe, der das Blut so manchen braven Musketiers ersparte!

Gleichzeitig wurden südlich der großen Straße russische Kavalleriemassen auf Kukuzischki zurückgeworfen.

Die zweite Aufgabe ließ das Herz jedes deutschen Reitersmannes höher schlagen. Es hieß: vorwärts — gegen die feindliche Heereskavallerie!

Aber den heißen Wunsch, am 12. September die an der Seen-Enge von Taurogina und nördlich zusammengezogene Kavallerie angreifen und schlagen zu dürfen, vereitelte der Feind. Vor unseren über die Linie Dawgeli—Taurogina vorbrechenden Kavalleriedivisionen wichen die russischen Reitermassen eiligst aus.

Das Korps erhielt den Befehl, nunmehr die Operationen der Armee östlich Wilna zu unterstützen und zwar zunächst durch starken Druck gegen den russischen Nordflügel, später durch eine ausholende Bewegung gegen den Rücken des Feindes. Unter dem Flankenschutz einer seiner Divisionen ging das Kavalleriekorps zunächst über Kukuzischki—Labonary (nordwestlich Swenzjany) auf Mal. Meshany (12 km westlich Swenzjany) an der Bahnlinie Wilna—Dünaburg und über Taurogina auf Koltynjany vor.



Karte zum Vorstoß in Weißrußland und zu den Kämpfen östlich von Wilna

Das waldreiche, von zahlreichen Seen und Sümpfen durchschnittene Gelände bot an sich schon schwächeren Truppen die Möglichkeit nachhaltigen Widerstandes. Die Aufgabe aber verlangte schnelle Raumgewinnung in südöstlicher Richtung. Ohne Zögern wurde der Verteidiger der Bahnlinie westlich Swenzjany und an den Seen-Engen bei Koltynjany angegriffen und geschlagen. Trotz feindlichen Widerstandes, trotz der Ungunst des Geländes mit seinen tiefen, aufgeweichten Wegen überschritt das Kavalleriekorps bereits am 13. September die Bahnlinie, unterbrach sie an wichtigen Punkten und erreichte noch am Abend die Gegend von Lyntupy (12 km südöstlich Swenzjany). Das besetzte Schloßgut wurde angegriffen und ein Trupp Kosaken daraus vertrieben. Eine Anzahl dieser Reitersleute wurde mühelos gefangen. Sie lagen in Haufen betrunken umher zwischen den Gebäuden der Brennerei. Den Befehl ihrer Führer, den dort lagernden Spiritus auslaufen zu lassen, hatten sie mit gründlichstem Eifer, aber in ihrer Auffassung über sinngemäße Ausführung erhaltener Befehle befolgt. Immerhin wurden hier noch über 40 000 Liter Spiritus beschlagnahmt.

Von Lyntupy wurden sogleich Anordnungen getroffen zur Unterbrechung der Bahnlinie Molodeczno—Poloczk.

14. Septbr. 1915. Rittmeister v. Pappenheim unterbricht die Bahnlinie Molodeczno-Poloczk

So ging noch in der Nacht eine Sprengabteilung unter Rittmeister v. Pappenheim in Stärke von zwei Eskadrons, Radfahrern, vier Maschinengewehren, einem Geschütz und Pionieren zur Zerstörung der Bahn nach Krzywicze (130 km östlich Wilna). Rittmeister v. Pappenheim erreichte die Bahn an der befohlenen Stelle, griff ohne Zögern ein von Molodeczno eintreffendes russisches Bataillon an, warf es zurück und unterbrach die Bahnlinie. Ein langer Zug mit Rampenmaterial wurde verbrannt, während ein verladenes russisches Geschütz, dessen Mitnahme unmöglich war, gesprengt wurde.

Der 14. September brachte für das Kavalleriekorps die Fortsetzung des in breiter Front angelegten Marsches in den Rücken der russischen Armee und gegen ihre rückwärtigen Verbindungen über die Linie Zodziszki (südwestlich des Narocz-Sees)—Dubatowka—Nowy-Mjadziol (östlich des Narocz-Sees). Eine Unternehmung, ebenso kühn im Entschluß, wie rücksichtslos in der Durchführung. Ein Reiterzug — angesetzt gegen die Lebensadern einer in beiden Flanken bedrohten Armee. Ein Vortragen der gefürchteten schwarz-weißen Lanzenflaggen weit hinter die russische Front! Während sich im Norden und Süden die Zangen einer eisernen Klammer in Gestalt der Infanterie-Divisionen zweier Armeen um die Flanken des russischen Heeres legten, begann im Osten, im Rücken des Heeres, die frisch zufassende Arbeit der deutschen Heereskavallerie.

Ein einziger Ausweg schien dem Feind zu bleiben zum Entweichen: der Abschnitt zwischen dem Swir-See und den Beresina-Sümpfen südlich Wischnew (87 km südöstlich Wilna). Dieser Abschnitt, sowie die von Molodeczno auf Wilna, Lida und Minsk führenden Bahnlinien, ferner die Eisenbahn Minsk—Smolensk bildeten die neuen Zielpunkte der kühn geplanten, mit herrlichem Reitergeist durchgeführten Bewegung unseres Kavalleriekorps.

Gegen die genannten Bahnlinien gingen zwei Kavallerie-Divisionen über die Wilija auf Soly und Smorgon vor. Die dritte Division wurde zunächst gegen die Bahn Wilejka—Poloczk eingesetzt.

Sehr bald und gründlich machte sich nun unsere Kavallerie im Rücken des Feindes bemerkbar. Schon am Mjadziol-See wurde eine etwa 500 Wagen starke Kolonne mit Proviant und Ausrüstungsstücken abgefangen. Auf die Wagen setzten sich die Leute eines zugeteilten Jäger-Bataillons, um nun besser den schnellen Bewegungen ihrer Kavallerie-Division zu folgen. Bei Dubatowka wurde eine Anzahl russischer Intendanturbeamten gefangen. Sie führten eine Kasse mit 4000 Rubel russischer Staatsgelder bei sich. Viehdepots und Vorratslager aller Art wurden beschlagnahmt. Das russische Etappengebiet gab deutscher Heereskavallerie, was sie brauchte.

Im Kampf wurde die Wilija überschritten, Smorgon wurde im Sturmangriff genommen, der Bahnhof Smorgon wurde zerstört. Das Kavalleriekorps schwenkte von Smorgon nach Südwesten und von Zodziszki in Richtung Soly—Shuprany ein. Es galt in Gegend Soly—Smorgon die Hauptkräfte des Korps zunächst zusammenzuhalten gegen starke westlich und nordwestlich Soly gemeldete, auf etwa



Deutsche Truppen vor einem Flußübergang in Wolhynien. Phot. Hocheneder

vier Divisionen geschätzte russische Heereskavallerie. Zwischen Soly und Smorgon wurde die Bahnlinie durch Sprengung einer Überführung zerstört. Ein gerade in Smorgon eingelaufener Eisenbahnzug wurde mit Volldampf in das gesprengte Trümmerfeld hineingejagt.

Heftige Gefechte in der Gegend Smorgon—Soly—Shuprany sahen die kommenden Tage. Am 16. September wurde das stark besetzte Soly im Sturmangriff genommen. Mit dem Bajonett wurde die Stadt und das Rittergut von unserer Kavallerie gestürmt. Südlich Shuprany wurde inzwischen ein feindlicher Angriff abgewiesen, wobei in schneidiger Attacke auf vorgehende russische Infanterie vier Offiziere und dreihundert Mann zu Gefangenen gemacht wurden. An willkommener Beute waren am 16. September allein bei einer Kavallerie-Division zu verzeichnen: ein Maschinengewehr, fünf Proviantkolonnen, eine Bäckereikolonne, über tausend sonstige Fahrzeuge und 17 000 Rubel russischer Staatsgelder. Einer zur Zerstörung der Bahnstrecke Molodeczno—Lida entsendeten Patrouille gelang eine wirksame Sprengung mitten während des lebhaften Zugverkehrs.

Eine andere Kavallerie-Division hatte inzwischen das besetzte Städtchen Wilejka angegriffen und gestürmt. Auch hier kam die Reiterattacke zur Geltung und zu Ehren. Ein Husarenregiment ritt gegen eine russische Kompagnie an und nahm dabei über hundert Mann gefangen.

Südlich Wilejka winkte dem deutschen Reiter als verlockendes Ziel die als Eisenbahnknotenpunkt und damaliger Etappen-Hauptort wichtige Stadt Molodeczno. Ihr Besitz war die erstrebenswerte, aber wahrlich nicht leichte Aufgabe, die sich eine unserer Kavallerie-Divisionen zu stellen hatte.

Die Straße Wilejka—Molodeczno ist beiderseits großenteils von Sumpfniederungen begleitet, die eine breitere Angriffsentfaltung fast unmöglich machen. Auch wurde die Straße selbst von der aus Wilejka herausgeworfenen nun schrittweise auf Molodeczno zurückgehenden russischen Infanterie hartnäckig verteidigt. Der Divisionskommandeur befahl deshalb den Hauptangriff aus nordwestlicher und westlicher Richtung, das Vorgehen von Teilkräften auf der Straße, während gegen die wichtige Bahnlinie Minsk—Molodeczno eine Sprengabteilung entsendet wurde.

Wie vorausgesehen, stieß der Angriff auf Molodeczno in dem schwierigen Sumpfgelände auf die in Rechnung gestellten Hindernisse. Nur mühsam, buchstäblich Schritt für Schritt, konnte der Angriff vorgetragen werden. Zwar gelang es, den Bahnhof unter kräftiges Artilleriefeuer zu nehmen; gegen die sehr starke Ortsbesatzung aber und neu eintreffende, auf freier Strecke ausgeladene und zum Gegenangriff schreitende russische Bataillone erwies sich der Angriff als nicht erfolgversprechend. Vor sehr großer feindlicher Überlegenheit ging deshalb die Division am 18. September zurück. Für das ruhige planmäßige Zurückgehen der Division, deren einzelne Verbände wieder den gemeinsamen Anschluß suchten, mag allein die Tatsache sprechen, daß ein in tiefem Sumpfgelände kämpfendes Dragoner-Regiment zwar sechzehn Stunden allein sich abmühen mußte, um einen etwa 5 km breiten Morastgürtel zu überwinden, daß es aber lediglich mit verschwindend geringem Verlust weniger Pferde, ohne einen Reiter dabei zu verlieren, den Anschluß an die Division fand.

Inzwischen war die gegen Bahnlinie Minsk—Smolensk entsandte Sprengabteilung in Gewaltmärschen auf ihr Ziel vorgegangen. Rittmeister Lohmann war der ebenso schneidige wie überlegt handelnde Führer seiner durch ein Geschütz und zwei Maschinengewehre verstärkten Eskadron. Sorgsam vermied er alle größeren Straßen und Ortschaften. In lautloser Stille bewegte sich die kleine Truppe auf ihren geheimnisvollen nächtlichen Märschen. Reiter und Pferde gaben das Höchstmaß ihrer Kräfte her; aber schließlich war die Leistungsfähigkeit erschöpft. In Molode (etwa 12 km nordöstlich Logojsk, 70 km südöstlich Wilejka) mußte der Führer seine Truppe zurücklassen. Nur mit vierzig der bestberittenen Jäger zu Pferde und einigen Pionieren schlug sich Rittmeister Lohmann weiter durch alle Schwierigkeiten hindurch, seinem Ziel Zodzino (östlich Smolewicze) entgegen. In der Nacht vom 19. zum 20. September erreichte er dort die Bahnlinie und unterbrach sie nachhaltig an mehreren Stellen. Aus dem Dunkel der Nacht leuchtete der Bahnhof von Zodzino zu Rittmeister Lohmann herüber. Deutlich konnte er den Gesang russischer Soldaten aus den auf dem Bahnhof haltenden Transportzügen vernehmen. Von russischer Kavallerie scharf verfolgt, erreichte der schneidige Reiteroffizier glücklich seine Schwadron und mit ihr zusammen den Anschluß an eine dem Kavalleriekorps neu zugeteilte Kavallerie-Division in Gegend von Orpa.

20. Septbr. 1915. Rittmeister Lohmann unterbricht die Bahnlinie Minsk—Smolensk

Um einer Katastrophe zu entgehen, hatte der Gegner inzwischen starke Kräfte bei Oschmjany und Soly mit Marschrichtung Nordost zusammengezogen. Mit täglich wachsender Überlegenheit ging er gegen die Hauptkräfte unserer Heereskavallerie in dieser Richtung vor.

19. Septbr. 1915 u. ff. Kämpfe um Smorgon

Für den 19. September war das Vorgehen einer deutschen Infanterie-Division von Geljuny auf Smorgon zu erwarten. Die Kavallerie-Division hielt daher

ihre Stellung bei Smorgon, selbst nachdem der Anmarsch eines ganzen russischen Armeekorps über Linie Krewo—Boruny festgestellt war. In einer brückenkopfartigen Stellung um Smorgon erwartete die kampferprobte Kavallerie-Division den Angriff des weit überlegenen Gegners. Die früheren Gefechte bei Meyszagola und Sawiuny hatten erwiesen, daß diese Kavallerie-Division in der Lage war, den Angriff eines ganzen Armeekorps mit zuversichtlicher Ruhe zu erwarten. Hatte doch damals sogar das russische Gardekorps nach mehrtägigen erbitterten Kämpfen gegen diese Division von weiteren Angriffen absehen müssen.

Die erwartete Infanterie traf zunächst nicht ein, hingegen erneuerte der Feind am 20. September seine überaus heftigen Angriffe unter Umfassung des linken Divisionsflügels, der schließlich vor erdrückender Übermacht zurückgenommen werden mußte. Gegen Abend wurde die Brückenkopfstellung unhaltbar. Nach zweitägigem harten Kampf gegen Truppen fast eines ganzen Armeekorps — einer Glanzleistung unserer Kavallerie in der ihrer Eigenart doch so wenig entsprechenden Verteidigung — ging die Division auf das nördliche Wilija-Ufer zurück.

Der Gegner drängte in dieser Nacht nicht nach, sondern begnügte sich mit dem Vorfühlen durch Patrouillen über den Fluß, wo inzwischen eine Infanterie-Division in Gegend Zodziszki—Dubatowka eingetroffen war.

Neue Anordnungen des Armee-Oberkommandos stellten an den folgenden Tagen dem Kavalleriekorps neue strategische Aufgaben und Ziele.

Führer, Unterführer und Reiter haben in jener Zeit geleistet, was von ihrer Umsicht und Kühnheit, was von deutschem unverwüstlichem Reitergeist gefordert und erwartet wurde. Die Anerkennung des obersten Kriegsherrn gilt als Ansporn zu neuen gleichen Leistungen.

Eine seltene Anerkennung sollte unserer Kavallerie aber auch noch von anderer Seite zuteil werden. Der feindliche Armeeführer, der am meisten den furchtbaren Druck der deutschen Reitermassen in seiner Flanke und in seinem Rücken gespürt hatte, erließ folgenden, von uns im Schützengraben erbeuteten Befehl:

„Die Kavallerie soll sich ein Beispiel an der energischen, mutigen und freien Tätigkeit der deutschen Kavallerie nehmen; ich halte dieses vorerst für genügend, um den Kavallerie-Abteilungen, insbesondere den Kosaken und ihren Führern, den früheren Heldenmut ihrer Vorfahren ins Gedächtnis zurückzurufen — die genaue, kecke Aufklärung an der Nase des Feindes, insbesondere in seinem Rücken, volle Freiheit in seinen Batterien und Kolonnen zu wirtschaften, über seine ermüdete Infanterie herzufallen — das ist die Tätigkeit, von welcher jeder Führer leuchtende Beispiele aus der Geschichte der russischen Kavallerie wissen muß, denen die deutsche Kavallerie jetzt so erfolgreich nacheifert." — — —

Nun war aber, nach den zahlreichen Einzelkämpfen, die dereinst unter dem Gesamtnamen der Schlacht von Wilna zusammengefaßt werden dürften, am 18. September die Stadt selbst in die Hände der anstürmenden Deutschen gefallen, der rechten Flügelgruppe der Armee Eichhorn. Triumphierend zogen die Sieger, die in den letzten Tagen noch hart gekämpft, in den alten, schönen volksreichen Ort ein. An 22000 Gefangene waren ihr Preis: aber die russischen Massen hatten sich doch der großen drohenden Umfassung noch rechtzeitig entzogen; sie gingen

18. Septbr. 1915. Wilna besetzt

in der allgemeinen Richtung auf Minsk zurück, ohne daß die sofort einsetzende Verfolgung sie fassen konnte. Aus dem Bewegungskrieg glitt dann, da uns andere Ziele winkten, der Feldzug auch hier in einen zähen Stellungskrieg über. Wir setzten uns in einer, bald vortrefflich ausgebauten Front fest, die sich etwa von Baranowitschi am Schnittpunkt der Bahnen Wilna—Kowno und Brest-Litowsk—Minsk, wo Prinz Leopold von Bayern gute Wacht hielt, auf Smorgon, das in russischer Hand blieb, zum Narozsee bis Illuxt, östlich Dünaburg, hinzog, um dann Anschluß an die Stellungen der Armee v. Below zu finden.

Ende Sept. 1915. Übergang zum Stellungskrieg an der Ostfront

Daß die Russen so schnell aus dem Raume südöstlich Wilna zurückwichen, hatte aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch seine besonderen Gründe.

Inzwischen war nämlich die Stoßgruppe Mackensens über Brest-Litowsk, das, wie wir wissen, am 25. August gefallen war, und Kobrin in der allgemeinen Richtung auf Pinsk vorgegangen, das am 15. September erreicht wurde, nachdem auf dem etwa 150 km langen Zwischenraum die Russen auch hier wiederholt schärferen Widerstand geleistet hatten. Der Streitharst hatte damit ein Gebiet siegreich durchschritten, in dem man früher militärische Operationen für gänzlich unmöglich hielt: die Poljesje, einen Teil der gewaltigen Rokitnosümpfe. Er drang noch eine Strecke wegs über Pinsk hinaus vor, um dann auf Weisung der obersten Heeresleitung am Oginskikanal, an der Jaßjolda, am Pripjet und unteren Styr eine gut befestigte Stellung zu beziehen. Den Oberbefehl übernahm hier, da Feldmarschall v. Mackensen zu einer neuen großen Aufgabe abberufen wurde, General v. Linsingen. Im Norden schloß sich die Stellung an die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern, südlich an die Armeegruppe des K. u. K. Generals Puhallo an. Wieder südlich von dieser, die von Nordwesten her stark auf das Festungsdreieck Dubno—Luzk—Rowno vordrängte, kämpfte von Ende August an die Armee Böhm-Ermolli dem gleichen Ziele entgegen, während noch weiter südlich zu gleicher Zeit die Armee Graf Bothmer — wir kennen den kernfesten bayrischen General! — mit aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen gemischten Verbänden, und endlich die Armee Pflanzer-Baltin sich westwärts in Bewegung setzten. Es kam zu heftigen, für die Russen äußerst verlustreichen Kämpfen, in deren Verfolg die Armee Puhallo am 31. August die Festung Luzk nahm und bis hart westlich Rowno vordrang; Böhm-Ermolli warf, am 6. September mit einem energischen Vorstoß einsetzend, den Feind über Brody und die Ikwa zurück und eroberte schon am 8. Dubno. Graf Bothmer und Pflanzer-Baltin kämpften sich erfolgreich zum Sereth und zur Strypa vorwärts.

15. Septbr. 1915. Pinsk besetzt

31. August 1915. Luzk genommen

8. September 1915. Dubno erobert

Inzwischen aber hatte sich in der russischen Heeresleitung ein Wandel vollzogen, der die Welt — man darf es wohl sagen: die Welt! — in Staunen versetzte. Der Großfürst-Generalissimus war in Ungnade gefallen! Am 5. September wurde Großfürst Nikolai Nikolajewitsch des Oberbefehls enthoben. Selbstverständlich war die bittere Pille nach allen Regeln der höfischen Apothekerkunst gesüßt und vergoldet. Der Zar versicherte dem Großfürsten seine tiefe Dankbarkeit und ernannte ihn zum Vizekönig des Kaukasus und zum Oberbefehlshaber der dortigen Armee.

5 September 1915. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch des Oberbefehls enthoben

Für den Großfürsten wird niemand leicht Sympathie aufbringen können. Er war ein rücksichtsloser Menschenschlächter brutalster Art. Trotzdem muß man als



Deutsche Offiziere beobachten vom Schloßbergturm zu Wilna die Stadt und das Gelände.
Phot. A. Grohs

Soldat seine Leistungen anerkennen. Mit harter Kraft hielt er seine Heere zusammen; die Verteidigung Westpolens gegen den ersten deutschen Vorstoß war eine treffliche Leistung; die Eroberung Galiziens bis zu den Karpathen eine Tat; daß er dann dem Ansturm der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere nicht siegreich zu begegnen vermochte, war nur zum Teil seine Schuld, beruhte gewiß in erster Linie auf der moralischen Überlegenheit unserer Führer und Truppen, zum anderen Teil auf der mangelnden Unterstützung, die er seitens der Armeeverwaltung, besonders in Bezug auf die Munitionsversorgung, empfing; meisterlich aber war dann wieder der endgültige, rechtzeitige Entschluß zur Räumung Polens und die Durchführung des Rückzugs. Gerade in dieser für ihn schwersten Zeit hat er sich als Feldherr und Soldat, unserer Meinung nach, vortrefflich bewährt. Er gab ein Land auf, das er nicht mehr verteidigen wollte, aber er erhielt dem Zaren die Reste der Millionenheere und damit die einzige Möglichkeit zu ihrem Wiederaufbau. Daß er jetzt zum Sündenbock gestempelt wurde, war ungerecht. Aber echt russisch. Und noch eins: er trug die Ungnade, die auf ihn fiel, mit großer Würde und setzte für die neuen kleineren Aufgaben, die ihm zugewiesen, sofort seine alte Tatkraft ein.

5. September 1915. Der Zar übernimmt den Oberbefehl

Am gleichen 5. September, an dem der Großfürst vom Oberbefehl entbunden wurde, übernahm der Zar selbst die oberste Heeresleitung. „Mit festem Vertrauen auf Gottes Gnade und mit der unerschütterlichen Sicherheit des Sieges werden wir unsere heilige Pflicht, das Vaterland bis zum Äußersten zu verteidigen, erfüllen und Rußland keine Unehre machen."

Der Zar war als Soldat nie hervorgetreten. Es scheint aber durchaus, daß er mit Ernst und Pflichttreue sich seiner neuen schweren Aufgabe widmete, und ohne Zweifel wirkte die Tatsache, daß er selbst an die Spitze der Heere trat, auf diese und auch auf breitere Massen des russischen Volkes belebend ein.

Schon vor der Absetzung des Großfürsten war im Kriegsministerium eine Art von Säuberung vorgenommen worden: General Suchomlinow wurde als der Bestechung zugänglich entfernt, General Paliwanow zum Minister ernannt. Jetzt begleitete den Großfürsten General Januschkewitsch, sein bisheriger Generalstabschef, in den Kaukasus; General Rußki, der bald erkrankte, wurde Oberkommandierender der Nordfront, General Ewert übernahm das Kommando der Westfront, in das er sich aber bald mit General Iwanow teilen mußte.

Der Zar wünschte selbstverständlich eine möglichst schnelle Wendung des Kriegsgeschicks, ersehnte nach allem Unheil der letzten Monate einen Erfolg. Die Heeresleitung bot alles auf, um einen solchen, wenn auch im engeren Rahmen herbeizuführen.

So kam man zum Entschluß eines sehr starken Gegenstoßes in der Richtung auf Kowel und Lemberg.

So sehr die Heere, die in Westpolen und Galizien, Litauen und Kurland geschlagen waren, zermürbt waren, es gab doch auch in ihnen noch Verbände, die nach einiger Ruhe und Auffüllung als kampffähig angesehen werden durften. Außerdem aber verfügte Rußland im Innern des ungeheuren Reichs immer noch über äußerst zahlreiche Reserven, die herangezogen werden konnten. An Menschenmaterial fehlte es also nicht. Den Oberbefehl über die neuen Massen, die hauptsächlich unter dem Schutz von Rowno zusammengezogen wurden, übernahm General Iwanow.

Über die sich dann im September entwickelnden, sich bis in den November hinziehenden Kämpfe muß im anderen Zusammenhang berichtet werden. Hier sei nur erwähnt, daß der neue russische Angriffsplan in einer gewissen Verbindung stand zu den großen Offensiven, die die Entente für den Westen in Aussicht genommen hatte und eifrig vorbereitete. In Zusammenhang auch mit dem Balkanfeldzug der Verbündeten, den man wohl in Petersburg voraussah. Man hoffte und erwartete, daß die deutsche Heeresleitung stärkere Heeresharste nach der Westfront, die deutsche und österreichisch-ungarische Heeresleitung ebenso starke Verbände nach der Donau ziehen würde. So glaubte man, auf geschwächte Linien zu stoßen und leichtere Erfolge zu ernten. —

Nicht besser aber können wir diesen Abschnitt schließen, als indem wir in knapper Zusammenfassung die Namen der fünfzehn russischen Festungen nennen, in die innerhalb der kurzen Spanne Zeit vom 23. Juli bis 9. September die verbündeten Heeresharste als unbestrittene Sieger einziehen konnten:

Rozan (24. Juli). — Pultusk (24. Juli). — Ostrolenka (4. August). — Warschau (5. August). — Iwangorod (5. bis 6. August). — Zegrze (8. August). — Lomza (10. August). — Kowno (18. August). — Nowo-Georgiewsk (20. August). — Ossowiec (23. August). — Brest-Litowsk (26. August). — Olita (26. August). — Luzk (31. August). — Grodno (4. September). — Dubno (8. September).



Schwierige Fahrt. Gemälde von Eugen Oßwald



Deutsche Feldpost in Frankreich: Das Bild zeigt eine in dem vorübergehenden Hauptquartier der Armee des Kronprinzen in Stenay an der Maas eingerichtete Feldpoststation

Zehnter Abschnitt

Die großen Herbstoffensiven an der Westfront, in der Champagne, im Artois und in Flandern.

Während der langen Wochen, in denen die russische Heeresleitung Schritt um Schritt ihre Armeen ostwärts leiten mußte, um zu retten, was von ihnen überhaupt noch zu retten war, waren ohne Zweifel vielfache Hilferufe aus Petersburg nach London und Paris abgegangen. Wohlberechtigte Hilferufe, denn Rußland verblutete sich, während die übrige Entente Ruhe hielt; scheinbare Ruhe wenigstens. Es war sehr wohl verständlich, wenn man bei England und Frankreich vorstellig wurde: Ihr müßt endlich an der Westfront angreifen, damit starke deutsche Verbände, die uns gegenüberstehen, die uns weiter und weiter zurückdrängen, nach dem Westen geschoben werden. Beginnt endlich mit Eurer Entlastungsoffensive!

Iwan bat aber vergeblich; John Bull und Marianne schüttelten die Köpfe: Habt Geduld! Wir können noch nicht angreifen. Wir sind noch nicht fertig.

So war es auch in der Tat. England und Frankreich waren noch nicht fertig. Um aber gerecht zu sein, muß man hinzufügen: in wohliger Ruhe lebten ihre Heere nicht, sie arbeiteten rastlos, sie bereiteten ihren großen Schlag, den sie entscheidend wähnten, mit der allergrößten Sorgfalt vor. Ganz besonders gilt das vom französischen Heere.

Es war in der Tat eine Offensive gewaltigsten Umfangs, die England und Frankreich planten. Auf den altgewohnten Kampfplätzen sollte der Durchbruch wiederum, mit höchster Wucht, versucht werden: in der Champagne und im Artois bis nach Flandern hinauf.

Das Oberkommando der 3. Armee, die wiederum der Stoß in der Champagne treffen sollte, hat ein kleines vortreffliches Werkchen herausgegeben (im Sommer 1916), — das einzige, das von leitender Stelle über eine große Kampfhandlung noch während des Krieges veröffentlicht wurde: „Die Champagne-Herbstschlacht“. Vom Hauptmann im Generalstab v. Santen verfaßt, vom Generaloberst v. Einem, dem Armeeführer, selbst mit einer Einleitung versehen, mußte es allerdings mit großer Vorsicht geschrieben werden; so konnten deutsche Truppenteile, die an der Abwehr des übermächtigen Angriffs beteiligt waren, nicht genannt werden. Trotzdem ist es in seiner klaren Darstellung, in der Wärme seiner Schilderungen ein Meisterwerk.

Schon die ersten Seiten enthalten einen Beitrag, der in seiner Art unübertroffen ist: eine prachtvolle, auch dem Laien völlig verständliche Entwicklung der französischen Vorbereitungen zur Offensive, gesehen selbstverständlich vom Standpunkt des deutschen Generalstabs aus.

Die deutsche Oberste Heeresleitung, heißt es in dieser packenden Schilderung, hat in einer Reihe von Exemplaren zwei Dokumente in Händen, in denen der Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte offen ausspricht, mit welch großen Hoffnungen er dieses Mal die zu einem wirklichen Massenstoß versammelten französisch-englischen Kräfte zum Angriff führt. Ihm scheint, wie er in seinem Erlaß an die kommandierenden Generale vom 14. September 1915 sagt, ‚der gegenwärtige Zeitpunkt für den allgemeinen Angriff besonders günstig‘. Denn ‚die Kitchener-Armeen haben ihre Landung in Frankreich beendet‘, mit bedeutenden Kräften werden also die englischen Truppen an dem Angriff teilnehmen. ‚Andererseits haben die Deutschen noch im letzten Augenblick erhebliche Kräfte weggezogen, um sie an der russischen Front zu verwenden. Sie haben im Westen nur sehr dürftige Reserven hinter den dünnen Linien ihrer Grabenstellungen.‘

Und überdies ist, wie Joffre fortfährt, ‚alles geschehen, daß unser (d. h. der französische) Angriff mit erheblichen Kräften und gewaltigen materiellen Mitteln unternommen werden kann:

Der ohne Unterbrechung gesteigerte Wert der Verteidigungseinrichtungen in vorderster Linie, die immer größere Verwendung von Territorialtruppen an der Front und die Vermehrung der in Frankreich gelandeten englischen Streitkräfte haben dem Oberbefehlshaber erlaubt, eine große Zahl von Divisionen, deren Stärke der mehrerer Armeen gleichkommt, aus der Front herauszuziehen und für den Angriff bereit zu stellen. Diese Streitkräfte sind, ebenso wie die in der Front gehaltenen, völlig neu ausgerüstet. Die Zahl der Maschinengewehre ist mehr wie verdoppelt. Die Feldkanonen, die nach Maßgabe ihrer Abnutzung durch neue Kanonen ersetzt worden sind, verfügen über einen bedeutenden Munitionsvorrat. Die für den Verpflegungsnachschub und die für Truppenverschiebungen bestimmten Kraftwagenkolonnen sind vermehrt worden. Die schwere Artillerie war als wichtigstes Angriffsmittel Gegenstand besonderer Anstrengungen. Eine bedeutende Menge von Batterien schweren Kalibers ist mit Rücksicht auf den bevorstehenden Angriff vereinigt und bereit gestellt worden. Der für jedes Geschütz vorgesehene tägliche Munitionssatz übertrifft den jemals festgestellten größten Verbrauch.‘



Der König der Belgier bei einem Besuch französischer Truppen in Nancy (25. August 1915). Im Vordergrunde der König und Poincaré, auf der Treppe in der Mitte der Gruppe Millerand und Joffre

Und in der Tat, wenn man nur die materiellen Vorbereitungen überblickte, wenn Zahlen und Maße den Sieg verbürgten, hatte der französische Generalissimus recht, wenn er in seinem zweiten aufgefundenen Befehl vom 21. September sagt: ‚Alle Vorbedingungen für den sicheren Erfolg sind gegeben: Drei Viertel der französischen Streitkräfte nehmen an der allgemeinen Schlacht teil: 35 Divisionen unter General de Castelnau‘ (die in der Champagne eingesetzten Armeen), ‚18 französische Divisionen unter General Foch und 13 englische Divisionen‘ (die Angriffstruppen der Verbündeten im Ypernbogen und bei Lille—Arras) ‚sind für

die Operationen bestimmt. Außerdem stehen 12 weitere Infanterie-Divisionen und die belgische Armee zum Angriff bereit. Sie werden unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze, deren Munitionsausrüstung bei weitem jene vom Beginn des Krieges übersteigt.'

Gewaltig waren unzweifelhaft die Anstrengungen, die von der französischen Obersten Heeresleitung in den der Offensive vorausgehenden Monaten geleistet worden waren. Aber gerade der große Umfang dieser Vorbereitungen brachte es mit sich, daß sie sich nicht unbemerkt von unseren Truppen vollziehen konnten.

Von den ersten Julitagen an laufen bereits von den verschiedensten Stellen der Westfront Meldungen ein, daß Truppen, die seit langem den unsrigen gegenüber gestanden haben, herausgezogen seien. Stellenweise sind sie durch neue, meist Territorialtruppen ersetzt worden, stellenweise werden die durch ihren Abzug entstandenen Lücken dadurch ausgefüllt, daß die Nachbartruppen ihren Abschnitt mit übernehmen. Merkwürdigerweise taucht ein großer Teil dieser Truppen überhaupt nicht wieder an anderen Stellen der Front auf. Um einen einfachen Austausch, ein Auswechseln frischer, von ruhigen Teilen der Front weggezogener Truppen gegen solche, die an kämpfereichen Stellen, in Gegend Arras, in den Argonnen oder im Elsaß verbraucht und ruhebedürftig sind, kann es sich nicht handeln, denn die herausgezogenen Verbände bleiben verschwunden. Man hört lediglich von Gefangenen einmal, daß einzelne dieser Korps oder Divisionen bei Nancy, Toul oder Lunéville, südlich Reims oder in Gegend Compiègne in Ruhequartieren liegen.

Ende Juli, Anfang August tritt eine weitere Veränderung auf der Westfront ein. Die Engländer, deren Südflügel bisher am La Bassée-Kanal stand, dehnen sich weiter nach Süden aus. Englische Grabenbesatzung, englische Artillerie wird bei Hébuterne, bei Albert gemeldet. Überall dort standen bisher Franzosen. Auch die hier eingesetzt gewesenen Divisionen verschwinden größtenteils, ohne an anderer Stelle der Front wieder aufzutreten. Es ist klar, daß die Franzosen etwas planen, einen großen Schlag vorbereiten und zu diesem Zweck starke Kräfte aus der Front herausziehen und hinter ihr bereit stellen. Ende August sind es bereits weit über 20 Divisionen, über deren Verbleib nichts bekannt ist, die sozusagen unserer Kontrolle entschlüpft sind. Man erinnert sich an den Satz des anfangs angeführten Joffreschen Befehls: ‚Die immer größere Verwendung von Territorialtruppen an der Front, die Vermehrung der in Frankreich gelandeten englischen Streitkräfte, haben dem Oberbefehlshaber erlaubt, eine große Zahl von Divisionen, deren Stärke der mehrerer Armeen gleichkommt, aus der Front herauszuziehen und für den Angriff bereitzustellen.'

Wo und wann die Bereitstellung zum Angriff erfolgen wird, bleibt für uns natürlich lange in Dunkel gehüllt. Aus den spärlichen Aussagen einzelner Gefangenen, die da und dort eine der vermißten Divisionen gesehen haben wollen, ist kein klares Bild zu gewinnen. Der französische Generalissimus wird es wohl auch vermeiden, durch zu frühzeitige Massierung seiner Angriffstruppen unsere Aufmerksamkeit auf die Stellen der Front zu lenken, an denen er den Durchbruch wagen will.

Jedoch andere Anzeichen sind es, die schon lange vor Beginn des Angriffs darauf hinweisen, daß es die alten blutgetränkten Schlachtfelder der Champagne

und von Loretto—Arras sind, auf denen Franzosen und Engländer nochmals versuchen wollen, den Ausgang des Krieges zu ihren Gunsten zu entscheiden.

Artilleristische Vorbereitung

Entfaltet schon auf der ganzen Westfront überhaupt die gegnerische Artillerie von Ende Juli ab eine lebhaftere Tätigkeit, so sind es doch gerade wieder diese beiden Stellen, an denen sie ihre Wirksamkeit plötzlich ganz auffallend steigert. Von vielen Punkten, an denen bisher keine feindlichen Batterien standen, setzt plötzlich Artilleriefeuer ein. Eine große Zahl neuer Batterien muß der Feind hier in Stellung gebracht haben. Von Mitte August an beginnt unter Ausnutzung von Flieger- und Fesselballonbeobachtung das planmäßige Einschießen. Bei klarem Wetter steht am Horizont oft Ballon an Ballon, häufig werden über 20 gezählt. Die Batteriestellungen, die Beobachtungsstellen und alle sonst irgendwie für uns wichtigen Punkte im Gelände werden unter Feuer genommen. Gegen die Unterkunftsorte und Lager unserer Truppen, gegen die hinter unserer Front entlang führende Bahn, besonders die Bahnhöfe, wendet sich die französische Artillerie. Aber auch auf Stellen, die jetzt noch kein Ziel bieten, an denen wir es aber später im Verlauf des Kampfes schwer empfinden werden, wenn sie unter wohlgezieltem feindlichen Feuer liegen, schießt sich die französische Artillerie planmäßig ein. Kein Straßenknotenpunkt wird außer acht gelassen, an dem später im Verlauf der Schlacht bei dem zu erwartenden starken Verkehr der Kolonnen jede einschlagende Granate neben dem angerichteten Schaden gewaltige Verwirrung und Stockung im geordneten Nachschub anrichten wird.

Feindliche Fliegertätigkeit

Unermüdlich unterstützen die französischen Flieger ihre Artillerie durch Beobachtung von Lage und Wirkungen der Schüsse und durch dauernde Überwachung unserer Stellungen in Erkundungs- und Photographierflügen. Selbst bei Dunkelheit ruht die feindliche Fliegertätigkeit nicht. Öfters werden nachts französische Flugzeuge beobachtet, die die großen Straßen abpatrouillieren, um die Art des Verkehrs hinter unserer Front zu erkunden und die Lager unserer Truppen aufzufinden, die, tagsüber in den niedrigen Kieferwaldungen der Sicht der Flieger entzogen, nachts an dem Schein von Licht und Feuer zu erkennen sind.

Größere Unternehmungen, Geschwaderflüge von 20, 30 Flugzeugen, finden statt, um durch Bombenabwurf dort das Zerstörungswerk der Artillerie fortzusetzen, wo der Wirkungsbereich der Geschütze aufhört. Der angerichtete Schaden, namentlich die im Bahnverkehr verursachten Verzögerungen, sind nur gering. Aber dennoch stören die sich oft wiederholenden Angriffe auf Ortschaften und Lager, die sich unsere Leute in dem dörferarmen Lande geschaffen haben, die Ruhe der zurückgezogenen Truppe, die hinter der Front Erholung von dem anstrengenden Grabendienst finden soll, empfindlich.

Und noch einen weiteren, kühn ausgedachten Plan bringt die französische Oberste Heeresleitung zur Ausführung: Weit hinter unserer Front, im rückwärtigen Etappengebiet, werden von Flugzeugen, welche die vordersten Linien in Höhen außerhalb der Sicht des menschlichen Auges überflogen haben, Angehörige der französischen Armee abgesetzt, die aus den betreffenden Gegenden stammen und denen dort jeder Weg und Steg, namentlich aber die Lage leichtzerstörbarer Kunstbauten an den Bahnlinien, bekannt sind. Und während das Flugzeug mit seinem Führer wieder hinter die französischen Linien zurückkehrt,



Vorbereitungen zur französischen Offensive: Feldbahn zum Herbeischaffen von Lufttorpedos und sonstiger Munition in eine vordere Stellung

harrt des im Rücken unserer Linien abgesetzten Fluggastes die Aufgabe, kurz vor und während des bevorstehenden französischen Angriffs durch Sprengung von Brücken und Weichen den Nachschub an Reserven und Munition für uns zu verhindern. Fast alle diese Versuche sind, wie schon einige vordem unternommene, an der Wachsamkeit unserer braven, mit dem Schutz der Bahnen beauftragten Landsturmleute gescheitert.

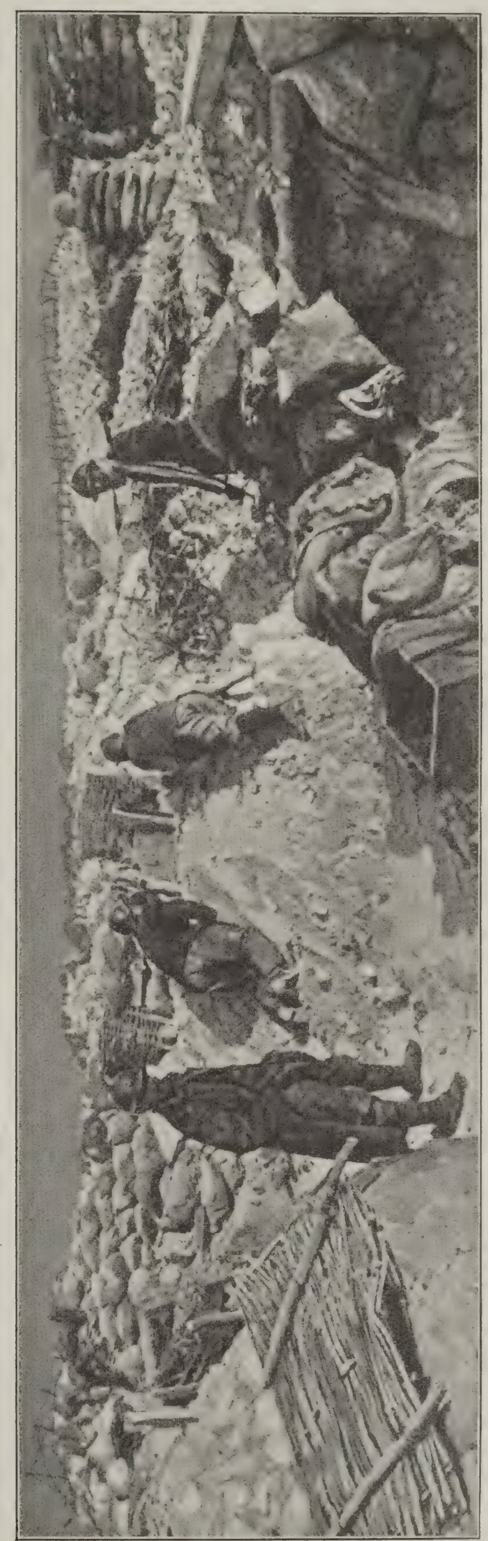
Der gegen unsere Stellungen gerichteten außerordentlich regen feindlichen Artillerie- und Fliegertätigkeit entsprach der riesige Umfang der Vorbereitungen, die vom Gegner in und hinter seinen eigenen Linien für den Angriff getroffen wurden.

Schon allein das Heranschaffen des Materials und die Unterbringung der Tausende von Arbeitskräften erforderten ganz außergewöhnliche Maßnahmen. Wurde doch bereits von Anfang August ab täglich auf allen nach Châlons und von dort gegen unsere Front nach Suippes-Valmy und nach Mourmelon führenden Bahnlinien auffallend reger Zugverkehr beobachtet. Täglich liefen Meldungen ein, daß auf allen von Châlons nach Norden gegen die Front Argonnerwald—Reims führenden Straßen ein stetes Hin und Her von Auto- und Wagenkolonnen, von größeren und kleineren marschierenden Abteilungen herrsche. Auf den Aufnahmen, die unsere Flieger von ihren Erkundungsflügen mit nach Hause brachten, waren klar die umfangreichen Erweiterungen der Bahnhofsanlagen hinter der feindlichen Front zu erkennen. Riesige Magazine und Stapelplätze entstanden neben den Bahnhöfen. Hunderte

kleiner, viereckiger, mit regelmäßigen Abständen nebeneinander liegender weißer Flecken, teils in Waldstücken, teils offen in der Nähe der großen Bahnhöfe liegend, zeigten auf den Fliegerbildern an, daß dort gewaltige Zeltlager, für die Unterbringung von Divisionen und mehr geeignet, entstanden waren. Ein völlig neu geschaffenes Kleinbahnnetz durchzog das ganze Gelände, verband die Bahnhöfe der Vollbahn mit den Lagern und diese untereinander.

Und nun der Ausbau der eigentlichen Stellung selbst: Schon weit, 4—5 km rückwärts der vorderen Linien, beginnen die Annäherungsgräben zum gedeckten Vorführen der Truppen im Verlauf des Kampfes. 1 km und näher nebeneinander laufen sie bis in die vordersten Gräben. Weiter rückwärts sind sie auf breite Strecken überbrückt. Man will dort die Möglichkeit haben, auch außerhalb der schmalen Gräben später während der Entscheidungsschlacht schnell größere Massen nach den Brennpunkten des Kampffeldes verschieben zu können. Vorn in den vordersten Linien endigen die Annäherungswege in den sogenannten Wabengräben, Gruppen vieler kurzer, dicht hintereinander liegender Grabenstücke, in denen die Sturmtruppen bis zu dem Augenblick des Hervorbrechens aus den Gräben Aufstellung finden sollen.

Aber die französische Führung hatte noch weiter vorgesorgt. Nicht umsonst hatte sie ja ihre stolzen Reitergeschwader gegenüber den zukünftigen Durchbruchsstellen zusammengezogen. Spricht doch Joffre in dem einen seiner kurz vor der Schlacht erlassenen Befehle von



Vorbereitungen zur französischen Offensive: Herrichten eines Sprengtrichters als Truppensammelstelle für den Angriff

Die Bereitstellung der feindlichen Reiterei

15 Kavallerie-Divisionen, die in rastloser Verfolgung die Vernichtung der unter dem Ansturm der französischen Infanteriemassen zersprengten deutschen Kräfte vollenden helfen sollen. Schnell müssen sie, nachdem der Infanterie der Durchbruch gelungen ist, bei der Hand sein. Kein Hindernis darf sich ihnen auf der Verfolgung des geschlagenen Gegners in den Weg stellen. Mühelos und ohne Zeitverlust muß das Gewirr der eigenen und feindlichen Gräben überwunden werden können.

So entstanden denn im rückwärtigen Gebiet der französischen Stellungen, tief in die Erde eingegraben, überdeckte Bereitstellungsplätze für die zahlreichen Kavallerieregimenter. Rampen führten aus diesen unterirdischen Ställen in die besonders breit und tief ausgehobenen Annäherungsgräben. In Marschkolonnen zu Zweien gelangte in ihnen die Kavallerie nach vorn bis dicht hinter die vordersten Linien, die an zahlreichen Stellen überbrückt waren. Schnellbrückenmaterial lag bereit, um die genommenen deutschen Gräben überwinden zu können. Man sieht, an alles und weit darüber hinaus hatte die französische Oberste Heeresleitung gedacht, als sie in den ersten Tagen des September die für die Offensive bestimmten Verbände um Châlons und im Lager von Mourmelon le Grand zusammenzuziehen begann. Die Ruhezeit war, abgesehen von der Ausbildung der Truppe und Auffüllung der Verbände, dazu benutzt worden, die Angriffstruppen von Kopf bis zu Fuß völlig neu auszustatten. Mit neuer Wäsche, neuen Stiefeln, neuer Uniform und dem neu eingeführten Sturmhelm, der ‚bourguignotte‘, ging der französische Soldat in den Kampf. Diese Maßnahme mag auf uns vielleicht theatralisch wirken, aber es sollte wohl auch schon durch diese Äußerlichkeit jedem einzelnen französischen Soldaten die Wichtigkeit und die Größe der Aufgabe, vor die er gestellt wurde, vor Augen geführt werden, ‚sein Geist‘, wie Joffre sagt, ‚zu der Höhe der Opfer erhoben werden, die von ihm gefordert wurden, um die Deutschen aus Frankreich zu verjagen, die seit zwölf Monaten unterjochten Volksgenossen zu befreien und dem Feinde den wertvollen Besitz der besetzten Gebiete zu entreißen.‘

Es ist nützlich, sich die der Herbstoffensive vorangehenden riesenhaften Anstrengungen der französischen Obersten Heeresleitung einmal in ihrer Gesamtheit vor Augen zu führen, sich klar zu machen, welche Unsummen monatelanger Vorbereitungen der französische Generalissimus für notwendig hielt, bevor er zur Entscheidung mit den Waffen schritt. Nur dann können wir voll die Größe der Leistungen der deutschen Truppen und ihrer Führer ermessen, denen es gelang, alle auf Masse und Material beruhenden Berechnungen unseres Gegners über den Haufen zu werfen, die siegreich dem gewaltigen gegen sie gerichteten Druck widerstanden . . .

Ende August 1915. Truppenansammlung in den französischen Lagern

. . . Ende August beginnt der französische Generalissimus seine für den Angriff bestimmten Truppen zu versammeln. In Châlons und auf den weiter nördlich gelegenen Bahnhöfen, die in den vorhergehenden Wochen zu großen Ausladestationen umgebaut sind, treffen ununterbrochen Truppentransportzüge ein und werden entladen. Châlons selbst, das große Lager von Mourmelon und alle die übrigen in der Gegend zwischen Mourmelon und der Aisne entstandenen Barackenstädte beginnen sich zu füllen mit den Truppen, die die Pläne der fran-

zösischen Obersten Heeresleitung verwirklichen sollen, die in fast täglichen Ansprachen ihrer Offiziere auf die große Aufgabe, die ihrer harrt, auf die Hoffnungen, die das ganze französische Volk auf sie setzt, hingewiesen werden.

Aber noch ist der Tag nicht gekommen, an dem sie zum Sturm gegen die feindlichen Linien schreiten sollen. ‚Die lückenlose Vorbereitung des Angriffs ist die unerläßliche Vorbedingung für den Erfolg‘, ist der von Joffre aufgestellte und bis ins Kleinste befolgte Grundsatz. Noch kennen ja die Truppen die Stellungen nicht, aus denen sie später zum Angriff hervorbrechen sollen. Einem großen Teil von ihnen, die bisher an anderen Stellen der Westfront, in Flandern, in den Vogesen, gekämpft haben, ist die Art der Bodengestaltung in der Champagne unbekannt. Sie müssen sich mit dem Gelände vertraut machen, das bis zu den feindlichen Gräben zu durchmessen ist, sie sollen vor allem ein Bild von unseren Stellungen gewinnen, die sie nehmen sollen, von dem Gelände hinter den deutschen Gräben, auf dem sie ihren Siegeslauf fortsetzen sollen.

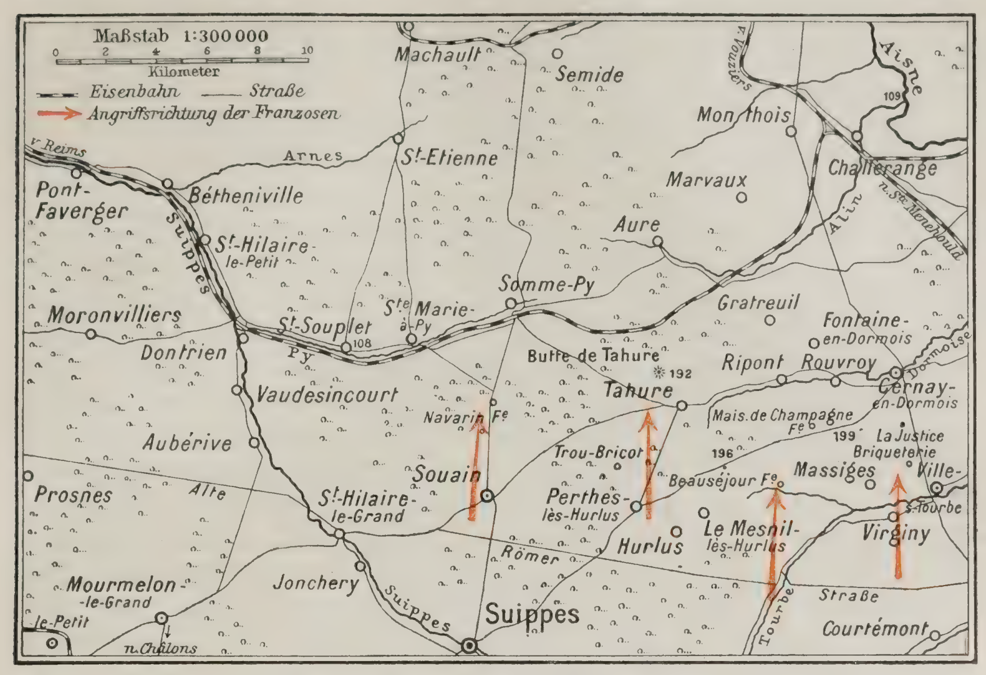
Nach und nach, um nur ja nicht durch zu umfangreiche Truppenbewegungen die Aufmerksamkeit unserer Flugzeug- und Ballonbeobachter zu erregen, wird bald hier, bald dort eine Division in vorderster Linie eingesetzt. Nach wenigen



Deutsches Truppenlager in den Kreidefelsen der Champagne mit völlig in Felsen eingebauten Unterständen. Phot. Leipziger Presse-Büro

Tagen wird sie wieder zurückgezogen. Sie ist gewissermaßen nur Gast in der Stellung, deren eigentliche Besatzung, die alten Territorial- und Reservemannschaften, in ununterbrochener Arbeit damit beschäftigt sind, die Gräben, die an manchen Punkten noch weit von den deutschen Linien abliegen, auf Sturmentfernung vorzutreiben. An diesen Arbeiten beteiligen sich die späteren Angriffstruppen nicht. Ihre Kampfkraft soll für den großen Zweck aufgespart werden. Mit lückenlosen Reihen sollen sie in den Entscheidungskampf treten. Die Arbeit an der Sturmstellung, die bei Tag und bei Nacht fortgesetzt wird, ist aber verlustreich. Unsere Geschütze, unsere Maschinengewehre und Minenwerfer halten schreckliche Ernte unter den sich rastlos in Sappen und Gräben, aber auch über freies Feld gegen unsere Linien vorarbeitenden Gegner. Aber der Feind ist zähe. Es gilt ja die letzte Entscheidung herbeizuführen. In wenigen Wochen steht der sichere Endsieg der französischen Waffen bevor. Da geizt man nicht mehr so mit dem einzelnen Menschenleben, als wenn man noch einen monate- vielleicht jahrelangen Krieg vor sich hätte. Mit erschreckender Verschwendung verfährt die französische Oberste Heeresleitung mit dem ihr zur Verfügung stehenden Menschenmaterial. Neue Kräfte treten sofort an die Stelle der eben Gefallenen. Neue Lücken reißt unser Feuer in die Reihen der Schanzenden. Die Verluste sind schließlich an manchen Stellen doch so gewaltig, daß sich die französische Führung hier zum Einstellen der Arbeiten entschließt. Ein schwerer Entschluß! Denn die Gräben sind nicht einmal soweit fertiggestellt, nicht einmal so tief ausgehoben, daß die später in ihnen bereit gestellten Sturmtruppen die nötige Deckung gegen unser Feuer finden werden, weithin wird man an diesen Stellen später die Ansammlungen des Feindes an den blitzenden Bajonetten, an den dicht gedrängt stehenden ‚bourgoignottes‘ erkennen können! Aber über die Skrupellosigkeit, mit der die französische Führung aus ihrem Menschenreservoir schöpft, hat schließlich doch der Zwang, den die Wirkung unserer Artillerie und Minenwerfer, die Treffsicherheit unserer Maschinengewehre und Infanterie ausüben, den Sieg davongetragen. Die beiderseitigen Linien blieben sich also an diesen Stellen 300 bis 500 Meter voneinander getrennt gegenüber liegen. Auf der übrigen Front beträgt nach Fertigstellung der Arbeiten der Abstand nur noch 80 bis 150 Meter.

Die nahen Entfernungen, auf denen sich somit jetzt größtenteils die beiderseitigen Gräben gegenüber liegen, bringen es mit sich, daß die Franzosen ohne größere Bedenken auf die Ausübung jeglicher Patrouillentätigkeit vor ihren Linien verzichten. Zu leicht könnte einer der Ihren in die Hände des eifrig patrouillierenden Gegners fallen, zu leicht dem Feinde durch die Aussage der Gefangenen Kenntnis werden von dem, was sich ihm gegenüber vorbereitet. Trotzdem gelingt uns die Gefangennahme einer ganzen Reihe von Mannschaften aus den zur Sicherung der Schanzarbeiten gegen die deutschen Linien aufgestellten Postierungen. Meistens sind es alte Territoriale und Angehörige von Reserveformationen, von deren Anwesenheit vor der eigenen Front man schon seit längerem Kenntnis hat. Aber die Angaben, die sie, und die namentlich in den letzten Tagen vor der Offensive sich mehrenden Überläufer machen, sind wertvoll: Links von dem einen lag seit 5 Tagen das X-te Regiment in Stellung. Jetzt ist es wieder zurückgezogen. Rechts von einem anderen ist zurzeit Regiment Y eingesetzt. In die



Karte zur Herbstschlacht in der Champagne

Stellung eines dritten sollte in der Nacht, in der er gefangen wurde, das Regiment Z einrücken, um sich dort zu orientieren. Lauter verschiedene Divisionen sind es, denen diese Regimenter angehören, Divisionen, über deren Verbleib man seit Wochen und Monaten im Unklaren war, die jetzt zum erstenmal wieder erscheinen.

Immer mehr vervollständigt sich in der ersten Septemberhälfte bereits das Bild über die Zusammensetzung der französischen Angriffsarmeen. Am 22. September sind 18 der drei Tage später angreifenden Divisionen bekannt. Auffallend schmal sind die Räume, in denen die einzelnen Divisionen zu ihrer Orientierung eingesetzt wurden. Aber sicherlich werden sie mit den Breiten der Angriffsstreifen übereinstimmen, die den stürmenden Divisionen später in der Schlacht zufallen werden. Auch hier schafft ein schon seit längerer Zeit bekannter Joffrescher Befehl Aufklärung: ‚Die großen Verbände müssen in sich nach der Tiefe gegliedert sein und dürfen nur in schmaler Front angesetzt werden (1000 bis 1200 m für eine Division in einem Gelände, in dem sie die Entscheidung bringen soll).‘ Hier handelt es sich aber um die Entscheidung! Also werden 30 französische Divisionen auf dem etwa 32 km breiten Kampffeld des Hauptangriffs zwischen Aubérive und der Aisne zum Sturm gegen die deutschen Linien vorgeschickt werden. 300 000 Mann durch lange Ruhe hinter der Front auf der Höhe ihrer Gefechtskraft stehender französischer Truppen werden sich auf die Mannschaft von 5 deutschen, seit Monaten im harten, aufreibenden Grabendienst stehenden Divisionen stürzen, um ‚die ersten feindlichen Gräben wegzunehmen und dann über die zweite und dritte deutsche Linie bis in das freie Gelände durchzustoßen! Die Gleichzeitigkeit der Angriffe, ihre Wucht und Ausdehnung werden den Feind

hindern, seine Infanterie- und Artillerie-Reserven auf einem Punkt zu versammeln, wie er es (im Mai des Jahres) bei Arras tun konnte. Diese Umstände sichern den Erfolg!'

Joffre hatte einen falschen Posten in seine Berechnung eingestellt. Er hatte die Widerstandskraft der 5 deutschen Divisionen, die die Linie Aubérive—Ville sur Tourbe hielten, unterschätzt!

22. Septbr. 1915. Beginn der Schlacht in der Champagne

In der Morgenfrühe des 22. September hub, der ganzen Champagnefront gegenüber, das Trommelfeuer aus Tausenden von Geschützen an, genährt durch die schier unerschöpfliche, zum guten Teil vom neutralen Amerika gelieferten Munitionsvorräte. Auf einer Breite von rund 30 Kilometern wurden die deutschen Stellungen mit Geschossen aller Kaliber überschüttet. Stunde auf Stunde, Tag auf Tag. Die Reste der im Kampfgebiet liegenden Dörfer waren bald völlig zerstört, die Wälder entwurzelt, abgekämmt. Die trefflich ausgebauten Gräben und Unterstände, die Drahthindernisse, die Annäherungswege vernichtet, bis sie verschwanden, der grauen Erde gleich schienen. Nur einmal, am Morgen des 24. September, setzte das Trommelfeuer auf kurze Zeit aus. Die Franzosen trieben schwache Erkundungsabteilungen vor. Sie wollten sich vergewissern, ob denn nun wirklich, wie sie meinten, alles Leben in den deutschen Stellungen erstorben, jede Widerstandsmöglichkeit unter der Wirkung des achtundvierzigstündigen ununterbrochenen Feuers erloschen ist. Es war ein Irrtum. Schnell mußten sie erkennen: Die Deutschen lebten noch, sie wehrten sich. Also mußte weitergefeuert werden. Noch einmal — weitere vierundzwanzig Stunden hindurch — flutet der Granatenregen. Um 7 Uhr früh, am 25. September, steigert er sich, auf drei Stunden etwa, zu unerhörter Stärke. Nun, jetzt, glaubt Joffre, glauben alle seine Unterführer, muß der Infanterieangriff gelingen.

Die Sturmtruppen stehen bereit: 22 für den ersten Vorstoß bestimmte Divisionen harren in der Kampfstellung, in den rückwärtigen Annäherungswegen des Befehls. Fast gleichmäßig sind sie auf der Angriffslinie verteilt. Nur gegenüber vier Punkten sind sie noch etwas enger zusammengeschoben, noch stärker massiert, in der Richtung der vier Hauptstraßen, die gegen die deutsche Front führen: an der Straße Ville sur Tourbe — Cernay — Monthois; Suippes — Perthes — Tahure; Suippes — Souain — Somme Py; St. Hilaire le Grand — St. Souplet.

Angriffsrichtungen

Jede der Angriffsdivisionen, schildert das Oberkommando der 3. Armee, war in gleicher Weise zum Sturm gegliedert.

Die Gruppierung der einzelnen Divisionen ist auf der ganzen langen Front dieselbe: drei Regimenter, nebeneinander eingesetzt, bilden die eigentliche Sturmtruppe. Jedes Regiment gliedert sich in sich wieder in drei Bataillonswellen, deren dichte Schützenlinien mit etwa 50 Meter Abstand einander folgen werden. Der ersten Welle voran werden Trupps ausgesuchter Handgranatenwerfer gehen, deren Aufgabe es sein wird, kraft der großen Wirkung ihres Kampfmittels, kurzer Hand auch noch den letzten, etwa in den Gräben geleisteten Widerstand zu brechen, die von der Schnelligkeit des Ansturms in den Unterständen überraschte Besatzung der Grabenstellungen unschädlich zu machen, bevor sie zum Bewußtsein des über sie hereingebrochenen Verhängnisses gekommen sein wird.

Unterstützung wird den Handgranatenwerfertrupps bei ihrer Arbeit der ‚Säuberung‘ der Gräben durch die ‚Nettoyeurs‘ gebracht werden, die dicht hinter der ersten Bataillonswelle vorgehen werden. ‚Säubern‘ sollen sie die Gräben, die Stellungen nach noch nicht entdeckten Unterständen durchsuchen, die Gefangenen an bestimmten Punkten versammeln, die übrige Beute an Maschinengewehren, Telephonapparaten und was sonst in den Gräben und Unterständen gefunden wird, zusammentragen. Dann werden sie schon daran gehen, die Gräben für die eigenen Zwecke einzurichten, umzubauen mit der Front nach Norden, wo die Sturmwellen inzwischen immer weiter und weiter siegreich vordringen. Sofort wird auch mit dem Ausheben der Verbindungswege begonnen werden, die die eroberten deutschen Linien in Zusammenhang bringen mit dem französischen Grabennetz. Fernsprechleitungen werden gelegt werden, denn auch nicht einen Augenblick darf die französische Führung die Fühlung mit der siegreich fortschreitenden Truppe verlieren. All dies wird Aufgabe der Nettoyeurs sein, aus deren Händen die ‚Beutetrupps‘, die der dritten Bataillonswelle folgen, Gefangene und alle die sonstige Beute an Waffen und Material in Empfang nehmen werden, um sie sofort zurückzuführen, weit rückwärts hinter die französischen Linien an die vorher bestimmten Sammelplätze.

Nettoyeurs



Französische Kolonialsoldaten im Angriff, aufgenommen kurz vor dem Verlassen des Grabens

Beutetrupps

Bei Bildung aller dieser Sondertrupps hat die französische Oberste Heeresleitung nur ein Ziel verfolgt, sich nur von dem einen, einzigen Gedanken leiten lassen: Die eigentlichen Sturmtruppen zu entlasten, freizumachen von allen Rücksichten, von aller Sorge um das, was hinter ihnen geschieht. Nicht soll es sie berühren, ob sich dort hinten in den eben überrannten Gräben noch erbitterte Kämpfe abspielen, Mann gegen Mann, mit den letzten Resten der feindlichen Besatzungen, nicht sie kümmern, wie die Maschinengewehre und Minenwerfer, die Grabengeschütze, die hier und dort in den eben genommenen Stellungen eingebaut standen, zurückgebracht werden, wie die Verbindung mit dem weiter rückwärts folgenden Führer, dessen Weisungen sie leiten soll, aufrecht erhalten

wird. Andere werden ihnen die Sorge für alles dieses abnehmen. Sie sollen sich einzig und allein der einen Aufgabe hingeben, dem einen Ziel, das Joffre ihnen in seinem Befehl vom 14. September gewiesen hat, ‚durchzustoßen ohne Ruhe über die zweite und dritte Linie hinaus, bis in das freie Gelände!‘ —

Um den zur dauernden Aufrechterhaltung der Stoßkraft notwendigen ‚fortgesetzten Einsatz immer neuer, frischer Kräfte in die vorderste Kampflinie‘, wie ihn der Generalissimus bis zur Erreichung des letzten Zieles fordert, sicherzustellen, hat man schon bei jeder Division die vierten Regimenter ausgeschieden. Sie werden in weiterem Abstand den drei stürmenden Regimentern nachgeführt werden, bereit, dort sofort einzugreifen, wo eine Stockung in der Vorwärtsbewegung eintreten sollte.

Ganz rückwärts endlich blieben acht Divisionen als Heeresreserve zur Verfügung des Generalissimus!

25. Septbr. 1915. Der erste Sturmlauf

Um 10 Uhr vormittags, am 25. September, nach dem letzten wilden dreistündigen Trommelfeuer, brach der Sturm auf der ganzen Linie vor. Die deutschen Beobachtungsposten, die im wüstesten Feuer todesgetreu ausgehalten, sahen, durch eine Wolke von Rauchschwaden, daß es in den vordersten feindlichen Gräben lebendig wurde. Sie kamen!

Es war eine Erlösung: nach dem furchtbaren wehrlosen Ausharren, nach Hunger und Durst durch zweiundsiebzig Stunden der ehrliche Kampf! Die Meldungen flogen weiter; unsere Artillerie, die bisher fast vergeblich gegen die französische gekämpft, machte sich zum Eingreifen fertig, aus den Unterständen und Erdhöhlen stürzte, was von den Verteidigern noch lebte und die Waffe führen konnte, heraus.

Schon ist die vorderste der Angriffswellen dicht vor unseren Stellungen. Sie staunt: so ganz zerstört, wie man gedacht, ist das Drahthindernis doch nicht. Und in die stutzende Masse schmettert jäh das deutsche Infanteriefeuer, tackten die sorgsam geborgenen Maschinengewehre den Tod. Die Verluste wachsen, häufen sich. Vergeblich tönt das ‚En avant! En avant!‘ Bis die zweite starke Welle heranflutet —

An den meisten Stellen hält unsere Linie auch jetzt noch Stand; anderswo muß sie nachgeben, ihr Abwehrfeuer verstummt. Wie Hauptmann v. Santen schrieb, so war es: Über Grabenreste hinweg setzt die erste Welle der französischen Sturmtruppe ihren Vormarsch fort, weiter nach Norden, tiefer in die deutsche Stellung hinein. Handgranatenwerfer und Nettoyeurs bleiben zurück. Leicht dünkt ihnen der Kampf, den es noch zu führen gilt, unschwer sein Ausgang zu erraten.

Aber sie haben nicht gerechnet mit der Widerstandskraft des Deutschen, nicht mit dem eisernen Willen dieser Männer, die sich da jetzt emporarbeiten aus ihren Erdhöhlen, hervorkriechen unter den Trümmern zerschossener Einbauten, aus dem Balken- und Brettergewirr zerstörter Grabenböschungen.

Ungleiche Kämpfer sind es, die sich da gegenübertreten, im Grabenkampf Mann gegen Mann: Die deutschen Verteidiger, die nach fünfundsiebzig Stunden zum ersten Male wieder das Licht des Tages schauen, die drei Tage lang neben allen anderen Qualen Mangel an Speise und Trank gelitten haben, die schon vordem, mit aufs kärglichste bemessenen Ruhepausen, während Wochen und Monaten



Von der französischen Herbstoffensive 1915: Trommelfeuer; im Vordergrund französische Sturmtruppen, das Zeichen zum Verlassen des Grabens erwartend

ununterbrochen in vorderster Linie ausgeharrt haben. Und auf der anderen Seite die französischen Angriffstruppen, seit Monaten geschont, aufgespart für diesen Tag der Entscheidung, seit Monaten in tiefster Ruhe bei bester Verpflegung in Lagern und Unterkünften weit außerhalb des feindlichen Feuers liegend, in den Ruhequartieren, die sie eben erst — nur wenige Stunden sind es her — verlassen haben.

Ungleiche Gegner auch in der Gesinnung: Dem Franzosen, der seit Tagen schon in eitler Selbstüberschätzung sein ‚Allemagne kaputt!' gejubelt hat, der jetzt den letzten durch das Trommelfeuer entnervten Resten der Grabenbesatzung nur noch den Gnadenstoß versetzen zu müssen glaubte, tritt der Deutsche gegenüber, vollbewußt der Größe seiner Bestimmung, ein verantwortlicher, selbst handelnder Teil zu sein der ehernen Mauer, die die Gegner nicht durchbrechen dürfen, vollbewußt seiner Aufgabe, jeden Fuß breit Boden deutscher Stellung zu verteidigen und zu halten bis zum letzten Atemzuge.

Und da es ihnen, noch eingeschlossen im Dunkel des Unterstandes, nicht vergönnt war, mit dem Gewehr in der Hand noch vor den Linien der deutschen Stellung den Ansturm der Gegner zu brechen, da sie es nicht haben hindern können, daß der Feind in dem durch das Blut zahlreicher Kameraden geweihten Boden Fuß faßte, werden sie jetzt alles daran setzen, ihm das Genommene wieder zu entreißen, Schritt für Schritt, bis die Grabentrümmer wieder in deutschen Besitz übergegangen sein werden. Und der Grabenkampf beginnt. Handgranaten sind das Hauptkampfmittel. Doch bald ist der Vorrat erschöpft. Auch der Gegner hat bald das letzte Geschoß dem andringenden Verteidiger entgegengeschleudert. Und nun hebt das erbitterte, zähe Ringen an, Mann gegen Mann, der Nahkampf, in dem nur noch Kolben, Seitengewehr, Messer und Spaten als Waffen dienen. Vergessen ist Hunger, Durst und Schwäche. Der alte Germanenzorn hat die Deutschen gepackt. Unter den Streichen der von deutschen Fäusten geschwungenen Spaten und Kolben sinken die französischen Eindringlinge dahin. Von Trichter zu Trichter, über Balken, Bretter und Erdwälle werden sie zurückgedrückt. Klein und schmal sind nur noch die Stücke deutschen Grabens, in dem es den Franzosen glückt, sich zu behaupten. Und auch hier sind sie nicht alleinige Herren der Stellung. Denn nicht von einer, sondern von vielen Stellen der weiten Kampffront ist uns später berichtet worden, wie sich die Bedienung der in die Brustwehren eingebauten Grabengeschütze, der kleinen in Panzertürmen stehenden Abwehrkanonen, einschloß in ihr enges Verließ, als die Kameraden, dem Druck der andrängenden Massen der Angreifer nachgebend, die Stellung zu räumen begannen. Felsenfest war ihr Vertrauen auf deren baldige siegreiche Rückkehr. Und nun saßen sie hinter der dünnen Stahlwand, umlärmt von den französischen Eindringlingen, die sich abmühen, mit Beilpickeln die Kuppel abzustemmen, versuchen, sie durch drängenden Zuruf ‚bons camerades', ‚Aufmachen, camerade!' zum Öffnen des selbstgewählten Gefängnisses zu bewegen. Aber die braven Kanoniere drinnen haben keine Zeit, solch mahnenden Worten zu hören. Mit Taten antworten sie. Denn vielfache Ziele bieten sich jetzt den Geschossen ihrer Waffe, die so lange, um ihre Stellungen nicht zu verraten, hat feiern müssen. Hier bricht ein unvorsichtig geschlossen nachgeführter Trupp unter ihrem

Grabenkampf

Feuer zusammen, nur geringe Reste flüchten in den eigenen Graben zurück, dort strecken sie mit wenigen Schüssen die Bespannungen zweier Geschütze nieder aus einer Batterie, die sich allzu voreilig vorgewagt hat, den Sieg ihrer Infanterie vollenden zu helfen. Und so, treu auf ihrem Posten ausharrend, werden sie von den Kameraden gefunden, die siegreich, von beiden Seiten vordringend, auch noch dies letzte Stück deutschen Grabens wieder in ihre Hand bringen. Kein Wort des Staunens, des Bewunderns ertönt. Selbstverständlich dünkt es jedem, daß jeder dort, wo er hingestellt ist, seine Pflicht tut.

Gar mancher der verzweifelt um die Behauptung des letzten Stückes gewonnenen deutschen Grabens kämpfenden Franzosen, mancher der wenigen, die die letzten Reste der in den Gräben zur ‚Säuberung‘ zurückgebliebenen Handgranatenwerfer und Nettoyeurs bilden, hat während kurzer Kampfespause sehnsüchtige Blicke hinübergesandt nach den französischen Stellungen.

Und ebenso sehnsüchtige Blicke beginnen jene jetzt dorthin zurückzuwerfen, die als erste Welle der Sturmtruppen vor kurzem erst die Trümmer des vordersten deutschen Grabens überschritten haben. Weit anders spielt sich ja ihr Vordringen ab, als sie alle es erwartet hatten, weit anders, als es ihnen verheißen worden war, noch gestern, ja heute noch, von den Vorgesetzten, die ihnen erklärt hatten, daß dort drüben in den deutschen Stellungen alles Leben ausgetilgt sein müsse, daß die wenigen, die den Schrecknissen der fünfundsiebzigstündigen Beschießung nicht zum Opfer gefallen seien, völlig zusammengebrochen wären unter der Wirkung dieser furchtbaren, noch nie dagewesenen Artillerievorbereitung. Und nun sind es gerade diese aus der Berechnung längst ausgeschiedenen Reste der deutschen Besatzung, an deren Widerstand sich — kaum, daß der erste deutsche Graben überschritten ist — das erhoffte, ungehemmte Vorstürmen in ein langsames, mühseliges Vorwärtskämpfen wandelt. Ein Kampf, der die Reihen lockert, die Verbände auflöst. Denn hier wird jedes kleine Waldstück, jedes Blockhaus, ja selbst jedes Loch, das die einschlagende Granate in den Erdboden riß, zur Festung. Festungen sind es, die einzeln erstürmt, einzeln erobert werden müssen. Festungen, die in ihrer Gesamtheit unendlichen Aufenthalt bereiten, an denen die geschlossenen Massen der Sturmwellen zersplittern, sich auflösen zu kleinen Abteilungen. Und diesen einzelnen Abteilungen, diesen Trupps gegenüber, die planlos, führerlos in dem unbekannten Gelände umherirren, gelingt es verschwindenden Minderheiten des Verteidigers in dem Gelände, in dem er jedes Waldstück, jede Bodenwelle, die Deckung bieten könnte, genau kennt und auszunutzen versteht, einen Kleinkrieg zu führen, der den Angreifer allmählich völlig zermürbt und aufreibt. Hier, in dem engen, tief in die Erde eingebauten Unterstand des vorgeschobenen Artilleriebeobachters, vor dem jetzt schon zehn, zwanzig mit sicherem Schuß niedergestreckte blaue Gestalten liegen, und dort in dem einzelnen Granatloch, aus dem Handgranate auf Handgranate in die Reihen der anrennenden Angreifer schlägt, mit jedem Wurf drei, vier zu Boden werfend, wird man, wenn endlich der Widerstand gebrochen ist, vielleicht einen, höchstens zwei der deutschen Kämpfer finden.

Nicht wunder nimmt es daher, wenn sich die Reihen des Angreifers allmählich zu lichten beginnen, wenn die Trupps, die die noch übrig gebliebenen

Offiziere immer wieder um sich zu versammeln suchen, immer kleiner und kleiner werden.

Höchste Zeit will es allen scheinen, daß Unterstützung kommt. Nicht lange mehr, und die Stoßkraft der nur mühsam noch vordringenden Truppe ist erlahmt, der Angriff zum Stillstand gekommen.

Doch nirgends ist etwas zu sehen von nachrückenden Abteilungen, nirgends wollen sich dem Auge die sehnlichst erwarteten dichten Kolonnen der nachfolgenden Bataillone zeigen. Und doch war in allen Befehlen zu lesen, daß nur ein kleiner Abstand, nur etwa fünfzig Meter, die einzelnen Sturmwellen voneinander scheiden sollte. Nur fünfzig Meter! Schon längst hätten ja die tiefgegliederten Massen der zweiten und dritten Bataillonswelle im Rücken der durch die fortgesetzten Kämpfe Aufgehaltenen erscheinen müssen, um in machtvollem Anprall, in wuchtigem Nachstoß den aufreibenden Kleinkämpfen ein Ende zu setzen, die siegreichen Reste der vordersten Sturmlinie mit neuer Kraft zu erfüllen.

Wirkung der deutschen Artillerie

Mit einem Schlage enthüllt sich dem Zweifelnden die Lösung des unerklärlichen Rätsels, als das Gelände plötzlich den Ausblick nach rückwärts gestattet. Frei bieten sich dem Auge jetzt dort drüben die französischen Linien dar. Zerrissen, zerteilt sind die dunklen Staub- und Rauchwolken, die sie bisher den Blicken entzogen. Aber zerrissen sind sie unter dem Luftdruck deutscher Geschosse, deutscher Granaten, die sich jetzt dort Schlag auf Schlag, hohe Staubwolken aufwirbelnd, in die französischen Stellungen einbohren, deutscher Schrapnells, die in Hunderten weißer Wölkchen über den Gräben platzend, ihre scharfen Sprengstücke einschlagen lassen in die blauen Massen, die dort eng aneinander gepreßt bereit standen, sich, der ersten Sturmwelle folgend, auf die deutschen Linien zu stürzen. Das sind die Massen der zweiten und dritten Bataillone, die dichten Klumpen der starken Reserven, die, nach dem Willen ihrer Führer, seit langem schon tief im Innern der deutschen Stellungen in siegreichem Vordringen sein sollten, die sich jetzt aber, Schutz suchend vor dem Hagel der deutschen Geschosse, an die Wandungen der Gräben pressen, in die Unterstände verkriechen und durch kein Kommando, keine Drohung ihrer Offiziere zum Verlassen der Linien zu zwingen sind.

Auch die Reste der ersten französischen Sturmwelle, die von den deutschen Stellungen aus jetzt suchend die Blicke rückwärts gewandt haben, erkennen, welch Unheil dort drüben über die Gefährten, von denen sie Hilfe und Rettung erhofften, hereingebrochen ist. Sie erkennen, daß es jenen nicht, wie ihnen, geglückt ist, unbehelligt von der feindlichen Artillerie die deutschen Gräben zu erreichen. Denn, während sie, gedeckt durch die zu Beginn des Kampfes alles verhüllende, alles verbergende Rauchwand, in einem Anlauf den deutschen Graben gewannen, während sie, im Nahkampf dicht gemischt mit dem Gegner, gegen die feindlichen Geschosse gesichert waren, — wollte der Deutsche nicht mit einem Schuß Freund und Feind niederstrecken, — ist es der deutschen Artillerie gelungen, hinter die zuerst eingebrochene Sturmwelle eine Sperre zu legen. Eine Sperre dicht nebeneinander einschlagender Granaten, den ganzen Himmel mit weißen Sprengwolken besäender Schrapnells.

Und durch diese Sperre gibt es kein Vor und Zurück. Aussichtslos ist es, so lange die deutsche Artillerie das Feuer ihrer Batterien vor und in die fran-

zösischen Stellungen lenkt, von den in den Sturmlinien Festgebannten Hilfe zu erhoffen. Erst, wenn der Mund der deutschen Geschütze verstummt ist, wenn es geglückt sein wird, die deutschen Batterien zum Schweigen zu bringen, werden sich die Wellen der zweiten und dritten Bataillone, die geschlossenen Massen der Reserven erneut in Bewegung setzen können, um drüben in den deutschen Stellungen den Resten der ersten Sturmlinie die Hand zu reichen.

Auch die Führer dieser Reste haben die Lage erkannt, haben erkannt, daß sie auf sich selbst gestellt sind. Und darum werden sie jetzt all die Versprengten, all die einzelnen Trupps, die sich ziel- und führerlos, wie es die Zufälligkeiten des Kampfes fügten, weit verstreut über das Gefechtsfeld vorwärtskämpfen, zusammenraffen und werden sie vorführen zu einem letzten, verzweifelten Stoß gegen jene Höhen, hinter denen sie die verderbenbringenden Geschütze vermuten. —



Eingang zu einem Minenstollen an der Westfront. Phot. Paul Lamm

Nur gering ist die Zahl der Gewehre, die dort bei den deutschen Batterien, die so wackere Arbeit drüben in den Reihen des Gegners leisten, den Schutz übernommen haben. Weit unterlegen ist die kleine Schar jenen feindlichen Abteilungen gegenüber, die sich jetzt aus den vorgelagerten Waldstücken zu gemeinsamem Angriff zu entwickeln beginnen. Ein ungleicher Kampf wird es sein. Nicht einem der Kämpfer erscheint sein Ausgang zweifelhaft. Denn lange kann es nicht währen, bis die weit überlegene Zahl der Angreifer den Sieg erstritten hat. Schon mehren sich die Verluste. Schon gehen die Kanoniere daran, die Patronen anzulegen, mit denen sie die Geschütze sprengen wollen. Nicht unversehrt sollen sie in die Hand des Gegners fallen. Sekunden nur kann es noch dauern, und das Drama ist zu Ende. Der Feind Herr der Batterien.

Die französische Artillerie feuert auf die eigenen Truppen

Doch plötzlich — die wenigen deutschen Verteidiger trauen ihren Augen kaum — geschieht etwas Wunderbares. Vom Süden her, dort, wo die Franzosen stehen, saust und heult es heran, die Sprengstücke platzender Granaten schlagen in die Reihen der Angreifer, suchen und finden ihre Opfer. Von den eigenen Geschossen niedergemähte Feinde bedecken den Boden. Und der Gegner stutzt. Gibt es denn keine Möglichkeit, der eigenen Artillerie ihren Irrtum bemerkbar zu machen, keine Möglichkeit, sie abzuhalten von dem Wahnsinn, die eigenen Truppen zu beschießen, die so nah schon dem ersehnten Ziele sind, die Batterien des Feindes zum Schweigen zu bringen, dieselben Batterien, die der französische Führer dort drüben soeben der eigenen Artillerie als Ziel gewiesen hat? Und unaufhörlich sauchen die französischen Granaten heran, durchwühlen den Boden um die deutschen Batterien. Zahllos sind die Opfer, die sie unter der eigenen Mannschaft fordern. Zu viel ist das für die ohnehin durch die Eindrücke der letzten Stunden schon zum Äußersten gespannten Nerven. Und die Deutschen sehen die Reihen des Angreifers wanken, erst einzeln, dann scharenweise sich feindwärts, den eigenen Linien zu, zur Flucht wenden. Ein kurzer Augenblick nur, und ihnen nach stößt alles, was in den deutschen Batterien noch fähig ist, die Waffe zu führen. Stehend, im Vorwärtsstürzen, feuern sie in die Reihen der Fliehenden, schlagen zu Boden, was sich nicht schnell genug ihrer Gewalt entziehen kann. Verstärkungen schließen sich an. Von den Verbandplätzen kommen sie gelaufen, aus den Unterständen, in denen ihnen eben erst der erste, notdürftige Verband angelegt wurde. Schon sind die Gräben der vordersten deutschen Kampfstellung erreicht. Doch noch über die Trümmer des Hindernisses folgen die nachdrängenden Verteidiger dem fliehenden Feinde, die letzten Reste in das Sperrfeuer der deutschen Batterien treibend.

Auch dieses Stück deutschen Grabens befindet sich wieder fest in der Hand seiner Hüter. — — —

Schon müssen in der Seele auch der tapfersten Führer schwere Bedenken aufsteigen, ob dem Ansturme noch ein Gelingen beschieden sein werde. Sie sehen ja, wie die Sturmwellen fast überall stocken, wie das Blachfeld sich weit, weithin mit Toten und Verwundeten bedeckt. Sie erkennen, daß sie die Wirkungen ihres höllenhaften Geschützfeuers überschätzt, die zähe deutsche Kraft allzuniedrig veranschlagt haben. Es ist nicht zu viel gesagt: um die Mittagsstunde des blutigen 25. Septembers war eigentlich der Mißerfolg des großen Angriffs schon entschieden; so wenigstens, wie ihn der Generalissimus erdacht und geplant hatte, konnte er nicht weiter, mit Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang durchgeführt werden. Der taktische Durchbruch war gescheitert, der strategische war erst recht aussichtslos geworden. —

Sächsische Reserve-Regimenter, hessische und norddeutsche Landwehr im Raum von Aubérive

Wahrhaftig, als Helden hatten unsere Feldgrauen sich bewährt. Da standen um Aubérive die sächsischen Reserve-Regimenter, von den der Tagesbericht der Obersten Heeresleitung erwähnt, daß sie sich „besonders ausgezeichnet". Von ihnen erzählt der Kriegsberichterstatter der ‚Vossischen Zeitung', Dr. Max Osborn:

Die Sachsen sind stolz darauf, daß sie — zusammen mit norddeutschen und hessischen Landwehrtruppen — bei der siegreichen Verteidigung der deutschen Front von Prosnes bis zu den Argonnen wiederholt ausdrücklich genannt wurden.

Und weiß der Himmel: sie haben es verdient. Ihren Divisionen gebührt ein Hauptanteil am Ruhme dieser Herbstwochen. Was sie geleistet, hat der Reichskanzler in seiner Depesche an den König von Sachsen zusammengefaßt, die Meldung machte von einem Besuche bei dem kommandierenden General v. Kirchbach und bei den Truppen, „die in heldenmütigem Widerstand dem schweren Ansturm der vierfach überlegenen Gegner ein zähes Halt geboten haben."

Man muß sich an Ausschnitte und Sonderbeispiele halten, um eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was hier Tapferkeit vermocht hat. Der Weg des Zufalls führte mich zu einem sächsischen Reserve-Regiment, das die wuchtigsten Stöße des Feindes aushielt und zurückwies. Jetzt lag es nach den ungeheuren Anstrengungen, die es ertragen, in wohlverdienter Ruhestellung. Und konnte erzählen . . .



General der Artillerie von Kirchbach. Phot. Bohr

Das Regiment kennt den Krieg der Champagne. Monat um Monat lag es den Franzosen gegenüber. Sieben Wochen lang hat es in der Winterschlacht ernste Kämpfe bestanden. Nun stand es an einem der Punkte, gegen die der Feind mit allerwildestem Ungestüm anrannte. Schon seit Ende August hatte man hier beobachtet, daß die drüben etwas Ungewöhnliches vorhaben mußten. Die Sommerpause schien sich dem Ende zuzuneigen. Es wurde lebendig bei den Franzmännern. Sie sappten sich mit unverkennbarem Eifer näher heran. Die Fliegerbesuche mehrten sich. Die Artillerie ward munterer, die Herrschaften schossen sich ein. Und dann kamen die schrecklichen Tage des September-Endes.

„Wer da heil rausgekommen — das is, als wemmersch große Loos gezogen hätte," sagte einer von denen, die sich dieses Glückes freuen dürfen. Drei Tage und drei Nächte ging es ohne Pause. Ununterbrochen ein Spritzen und Streuen der schwersten Kaliber. Die neuen 28-cm-Geschosse sausten in die Gräben, in die Verbindungswege, um den Gefechtsstand des Regimentskommandeurs. Der Tag des Weltuntergangs schien angebrochen.

Die Männer in den Unterständen hören das Furchtbare. Still und gefaßt blicken sie sich in die Augen. Drücken sich wohl auch die Hand. Sie wissen, daß der Schutz des Erdwalls über ihren Köpfen sie wohl gegen Granatsplitter und Schrapnellkugeln verteidigt, daß er aber ohnmächtig wäre, wenn ein Volltreffer der Artillerie gegen die Schicht raste. Schicksal schwebt über ihnen. Sie fürchten

nicht und hoffen nicht, sie kennen nur eins: ausharren. Alle sind gleich und alle sind Brüder. Der siebzehnjährige Kriegsfreiwillige und der zweiundfünfzigjährige Geheime Finanzrat aus Dresden, der darauf bestand, in der ersten Reihe mitzufechten, die adligen und bürgerlichen Offiziere und die sozialdemokratischen Arbeiter aus der sächsischen Industriegegend — sie alle sind eins. Die Kontraste des Lebens sind verwischt. In eine andere Sphäre sind diese Männer emporgehoben, wo das Kleinliche und Zufällige des einst durchlebten Alltags wie Zunder abfällt, wo es keine Unterschiede mehr gibt.

Der Lärm ist so ungeheuerlich, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Eine Unterhaltung, eine Verständigung mit dem Nachbar nur hier und da einmal möglich. Und alles, was ringsherum in den Boden saust, Tod und Unheil verbreitend, ist — amerikanisches Munitionsmaterial. Mit Erbitterung erzählen die Leute davon. Ein Geschoß wie das andere: Yankee-Granaten! Nicht nur Frankreich kämpft hier gegen deutsche Soldaten — es ist ihnen, als wenn mit dem nahen Feinde sich noch ein Volk von fernen Profitmenschen jenseits der Meere verbündet hätte. So ist in Wahrheit die Stimmung von Hunderttausenden deutscher Krieger. Das muß offen ausgesprochen werden. Drei Tage und drei Nächte mit tierischer Wildheit beschossen werden, und an jedem Eisenstück, das in dieser halben Woche herumspringt, die amerikanische Herkunft zu erkennen — das ist gar zu toll.

Aber in dieser Hölle, die rund herum lodert, blühen aus dem zerschütteten Boden der Schützengräben die heiligsten menschlichen Tugenden auf. Hilfsbereitschaft, Kameradschaftlichkeit, Brüderlichkeit verbinden und trösten die von Flammenwänden Eingeschlossenen. Sie erzählen davon. Wie jedesmal, wenn es sich darum handelte, etwas zu melden, etwas zu holen, Freiwillige zur Stelle waren, die sich hinauswagten. Wie die Ärzte und Sanitätsmannschaften keine Rücksicht auf ihr eigenes Leben kannten. Wie die Feldküchen, soweit es irgend möglich war, bis zuletzt heranfuhren. Wie man sich, wenn sie einmal ausbleiben mußten, in die Bestände der Lebensmitteldepots an der Front selbst redlich teilte.

Der 25. September steigt auf. Ein schöner, sonniger Tag. Und um 10 Uhr vormittags, plötzlich, mit einem Schlage, schweigt das Feuer. Freilich, um gleich darauf neu einzusetzen — aber nun weiter nach hinten gezielt, auf die Reserven, auf die Zugangsgräben. Die vorne wissen: jetzt geht es los. Jetzt werden sie ankommen. Nicht Kleinmut ist es, was sie nun erfüllt — im Gegenteil, fast ein Frohlocken, daß nun die Maschinen, gegen die sie ohnmächtig waren, ihr Gehämmer einstellen, daß nun menschliche Kämpfer anrücken werden, gegen die man sich kämpfend wehren kann, Mann gegen Mann, Schuß gegen Schuß, Faust gegen Faust. Beschmutzt, über und über bespritzt mit Sand und Staub und Morast, klettern sie aus den halb zerstörten Unterständen.

Da nahen sie. Steigen drüben aus den Gräben. Tausende von glühenden Augen warten auf sie. Was noch lebt auf der deutschen Seite, will nun in wilder Entschlossenheit um Licht und Dasein kämpfen. Erstaunt sehen sie, unsere Leute, wie die Feinde daherschreiten. Als sei das ein Spaziergang. Als müßten ihnen die deutschen Stellungen wie reife Früchte in die Hände fallen. Fast belustigt sehen sie, wie ein dicker französischer Major sich mit seinem Stock heraus-

arbeitet, das Käppi vergnügt in den Nacken gerückt, als gelte es eine Waldpartie. Die deutschen Maschinengewehre, die Flinten knacken. Zu Hunderten fallen die Franzosen. Die andern werden gefangen genommen, darunter der dicke Major, schwitzend und prustend.

Dennoch — an anderen Stellen überrennt die gewaltige Übermacht die Verteidiger. Sie kommt weiter vor. Da ist das Wäldchen. Es ist gefüllt mit einer dicken Gasschicht. Dicht nebeneinander haben hier die mit erstickendem, qualmendem Inhalt geladenen Geschosse eingeschlagen. Die Mannschaften, die hier stehen, kommen sich wie verhext vor. Nicht fünf, nicht drei Meter weit können sie sehen. „Wo mer hinguckte — Näbel!" erzählte mir einer. Die Gesichtsmasken schützen wohl vor dem Ersticken, aber die Augen schmerzen. Und trotzdem, trotzdem — es ist nicht zu begreifen — verlieren die Leute in dem Wäldchen nicht ihre Kaltblütigkeit, lassen sich nicht verwirren, sondern halten Stand, nehmen den Kampf mit den eindringenden Feinden auf, wanken nicht. „Un denn ham mer se retour gehauen", berichtet der kleine Gefreite aus Zwickau!

Ringsum wogt der Kampf. Ein starker Angriff wälzt sich gegen den vorgeschobenen Graben der sogenannten ‚Balkon-Stellung' vor. Donnernde Explosionen ertönen: der Feind führt Sprengungen aus. Aber die Sachsen sind nicht zu besiegen. In festem Zusammenhang operieren die Gruppen und Züge. Wo die Telephonleitungen zerschossen sind, springen die ‚Relais' ein, die ‚Meldeläufer', die in diesen schweren Stunden außerordentliches leisten. Laufen durch die unter Feuer gehaltenen Verbindungsgräben, springen übers freie Feld, graben sich schnell mit dem Spaten ein, wenn der Feind sie zu arg aufs Korn nimmt, laufen dann weiter, pflichtgetreu, todverachtend.



Tote Franzosen im Kampfgelände der Champagne nach dem vergeblichen Ansturm vom 25. September 1915

Von 10 Uhr bis 6 Uhr nachmittags dauert das Ringen. Um diese Stunde haben die Sachsen nicht nur alle Anstürme aufgehalten, sie haben noch dazu dem Feinde alle kleinen Vorteile, die die Überzahl und das Gasbombardement hier oder dort errungen hatten, wieder aus den Händen gewunden. Rasch hatten sie sich mit bewundernswerter Geistesgegenwart gefunden. Die Verständigungszeichen zwischen Infanterie und Artillerie funktionierten. „Unser Oberleutnant rief: ‚Kameraden, wehrt Euch!‘ Un da hammer uns feste gewehrt.“ Kleine Häufchen trieben ganze Trupps zurück. Die sächsischen Bergleute, Meister in Erdarbeiten, waren im Nu dabei, die Stellungen neu auszubauen und zu befestigen. Nach acht Stunden zähen, schrecklichen Streitens war es klar, wer triumphieren durfte.

In der folgenden Nacht zum 26. mußten sie dann gleichwohl ein kleines Stück zurückgehen, um ihre Linie mit der Nachbarlinie auszugleichen, wo der Feind Massen auf Massen eingesetzt hatte und ein wenig vorwärtsgekommen war. Das war den Leuten gar nicht recht; aber sie mußten dem Gebot gehorchen. Auch das geschah meisterhaft. Mit solchem Geschick, daß der Franzose sie nicht dabei belästigen konnte. Und als er in den nächsten Tagen abermals gegen die Sachsen anstürmen wollte, stieß er auf eiserne Riegel.

„Da sieht mer erscht, was der Mensch imstande ist, auszuhalten,“ schloß der kleine Gefreite aus Zwickau seine Erzählung. Er sagte das ganz einfach, ohne jedes Pathos. Ich sah ihm scharf in die grauen Äugelchen — es zuckte nicht darin. Völlig ruhig sprach er, im leise singenden Dialekt seiner Heimat, nicht anders, als wenn er zu Hause einem Nachbarn irgend eine Alltagsmitteilung machte — und hatte doch in aller Schlichtheit von der grausamsten aller Schlachten einen Bericht gegeben, der wie ein Epos klang, und der mich erschauern machte.

So war's auch bei den andern. Sie haben durchgemacht, was nie ein Mensch ertrug. Haben geleistet, was niemand je für möglich hielt. Und kein Wort, kein Klang der Ruhmredigkeit kommt über ihre Lippen. Sie sind nicht ‚Leute aus Sachsen‘, sondern wahrhaft, wie es in alten deutschen Liedern hieß, ‚Helden von Sachsenland‘. Aber das Heldentum sitzt tief im Innern, scheu versteckt — und wäre gar nicht imstande, renommistisch nach außen zu glänzen.

Die Division, zu der das Regiment gehört, hat an jenem ersten Kampftage nicht weniger als 1780 Gefangene gemacht. Mit Staunen sahen unsere Truppen, daß die meisten der Herren Feinde — angetrunken waren! Was die Kanonen nicht gemacht hatten, sollte der Alkohol ergänzend besorgen. Sahen sie ferner, daß viele mit vollem Gepäck den Sturm unternommen hatten — denn es sollte ja schnell weitergehen nach Norden, in die Ebene! Und einige hatten gar — Quartierbilletts, auf 1. Oktober nach Juniville lautend, dem Industrieflecken westlich von Vouziers! Ich wollte das alles zuerst nicht glauben. Aber hier wurden mir diese Einzelheiten von so vielen treuen Gesichtern bestätigt, daß ich nicht zögere, sie weiterzugeben.

Aus war's in dieser Ecke wie in den andern mit dem Marsch der Franzosen in die Ebene, zu dem sie mit bepacktem Tornister antraten. Aus mit dem Sonntagsspaziergang des dicken Majors. Aus mit dem Quartier in Juniville. Die Sachsen haben ihn ‚retour gehauen‘. — — —



In dem zerschossenen Rethel. Zeichnung von Prof. Richard Müller

An einigen Stellen freilich hatte am 25. September der Angriff der Massen, vorbereitet durch ein riesiges Geschützfeuer, doch Erfolge errungen, an den großen nordwärts führenden Straßen zumal, gegen welche das Trommelfeuer noch zu besonderer Wucht gewirkt. Hier waren teilweise die Beobachter gefallen, war die Mannschaft in den Unterständen verschüttet worden. Hier erreichen die vorderen Feindeswellen fast kampflos die ersten Linien. Hier setzt Joffre schnell entschlossen seine Reserven ein. In massigen Kolonnen rücken diese jetzt vor, leichtes Spiel hoffen sie vor sich. Aber auch hier harrte der Fehlschlag. Wohl gelangen sie, trotz des vernichtenden, sie zu Tausenden hinraffenden Feuers der deutschen Batterien weit über unsere vorderen Linien hinaus, gelangen sogar bis in den Rücken unserer Feldbatterien. Aber hier treffen sie aufs neue auf unsere Feldgrauen, die sich überall eingenistet haben, in jeden Granattrichter, in jedes Waldstück. Und in den zähen Kampf mit diesen Tapferen lösen sich die Kolonnen auf, die Divisionen, Brigaden, Regimenter. Im dämmernden Abend gelangen sie endlich, hier und dort, bis an die zweite deutsche Stellung, doch ihre Stoßkraft ist gebrochen, sie weichen der ersten Gegenwehr. Vorgetriebene Patrouillen finden die Front frei. Und Freiwillige melden sich, die Wackersten der Wackeren:

sie holen deutsche Geschütze, die zwischen Freund und Feind stehen blieben, in der Nacht zurück.

26. Septbr. 1915. Vorbereitungen der Franzosen zu neuem Ansturm

Ruhig verläuft diese spannungsreiche Nacht, seltsam ruhig der 26. September; nur hier und dort finden einzelne schwächere Vorstöße des Gegners statt. Aber die deutsche Heeresleitung wußte, fühlte, daß es nur eine Ruhe vor dem Sturm war. Noch konnte Generalissimus Joffre den Kampf nicht aufgeben, auf den Frankreich alle seine Hoffnungen gesetzt hatte. Divisionen der Reserve werden herangezogen, Artillerie vorwärts gebracht, trotzdem uns ein guter Hilfsfreund vom Himmel gesandt wurde, ein starker Regen, der alle Wege aufweichte.

27. Septbr. 1915. Erneute Teilangriffe

In der Nacht vom 26. zum 27. beginnen die Franzosen wieder zu trommeln, trommeln den ganzen nächsten Tag. Bis gegen 5 Uhr Nachmittags der Angriff einsetzt. Oder einsetzen soll. Denn nur hier und dort kommt es wirklich zum Sturmlauf der neu eingesetzten Divisionen. An den meisten Stellen der Front verlassen die Franzosen ihre Gräben nicht, trotz aller Versuche ihrer Offiziere, sie vorwärts zu bringen, versagen sie. Sie haben den Tod kennen gelernt. Und wo, hier und dort, trotz allem auf schmaler Strecke ein Einbruch in die deutsche Linie erfolgt, ist er wenige Stunden darauf durch Gegenstoß unwirksam gemacht. So bei Souain, so bei Massiges, wo der Angriff durch badische Regimenter, sowie das Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 158 und das Rheinische Reserve-Regiment Nr. 65 zum Scheitern gebracht wurde.

Abwehr durch die Badener, das Westfäl. Inf.-Regmt. Nr. 158, das Rheinische Reserve-Reg. Nr. 65

Nicht untätig hatte ja die deutsche Heeresleitung dem Kommenden entgegengesehen. Wenn schon am heißen 25. die Nachbarfront in treuer Kameradschaft den schwer ringenden Kameraden zu Hilfe geeilt war, so waren nun die starken Heeresreserven herangezogen worden, mit der Bahn, auf Kraftwagen, im eilenden Fußmarsch. Jetzt standen sie bereit, jetzt war jede Gefahr vorüber. Die deutsche Mauer hielt! Hielt auch am 2. Oktober, als die Franzosen nördlich Le Mesnil und westlich Ville-sur-Tourbe vorstießen; wobei sich — der Tagesbericht hebt es rühmend hervor — nordöstlich Le Mesnil das Reserve-Regiment Nr. 29 besonders auszeichnete. Wenn Joffre noch am 27. auf einen großen Erfolg gerechnet, gehofft hatte — so daß er sogar seine Kavalleriedivision bis südlich Souain, bis in das Feuer unserer Geschütze, vorzuziehen wagte: nun hätte er einsehen müssen, daß sein großer Durchbruchsplan endgültig gescheitert war.

2. Okt. 1915 Das Reserve-Reg. Nr. 29 nordöstlich Le Mesnil

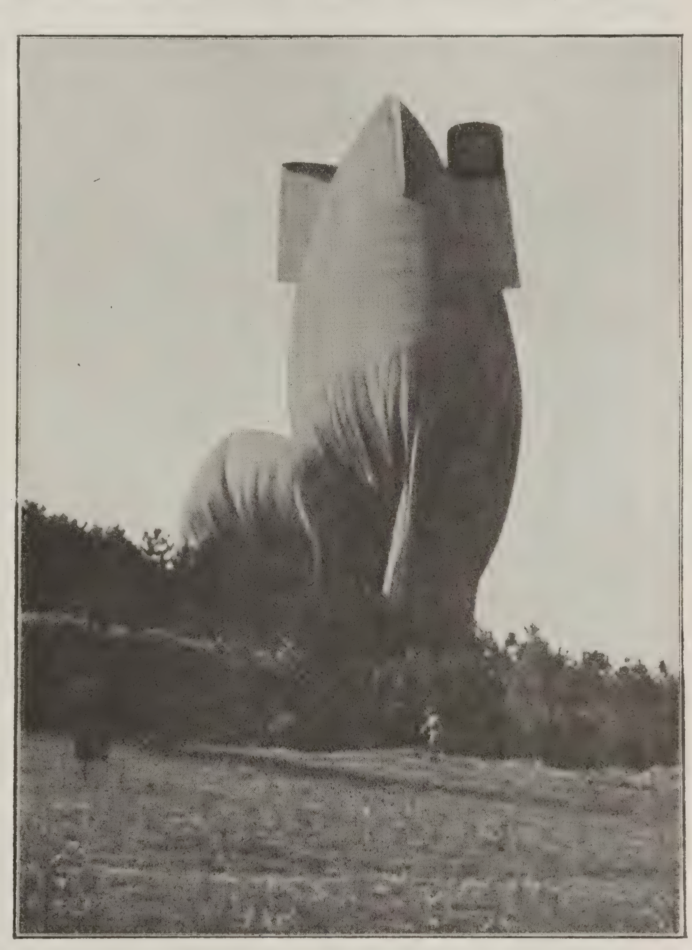
Doch er wollte, durfte, vielleicht auch aus politischen Rücksichten, nicht nachgeben, der sonst so kühle, kluge Rechner.

Neue frische Divisionen brachte er heran, neu ordnete er seine Artillerie. Vom 5. Oktober an beginnen die Kämpfe aufs neue unter Einsatz gewaltiger Kräfte. Aber es ist längst nicht mehr der gemeinsame große Angriff, der auf den Durchbruch in breiter Front hinzielte. Joffre ist wieder zu dem im früheren Champagneringen geübten System des ‚Abknabberns‘ zurückgekehrt. Gegen einzelne Höhen setzt er sein Trommelfeuer ein, zumal um Souain, läßt er vorwärts stürmen. Es geht hart zu, zumal am 6. Oktober. Aber die deutschen Geschütze schmettern dazwischen, die deutschen Reserven sind bereit. Wo der Franzose wirklich einmal Gelände gewinnt, wird er sofort wieder herausgeworfen.

5. u. 6. Oktbr. 1915. Weitere vergebliche französische Angriffsversuche

Noch einmal überlasse ich Dr. Osborn das Wort, der diese letzten Abschnitte der Champagneschlacht treffend schildert.

Überblickt man die Ausdehnung des zweiten Durchbruchsversuchs, dessen Haupttag der 6. Oktober war, so ergibt sich folgendes Bild. An die feste Eckstellung von Aubérive sowie an die westlich anschließende Linie und den Abschnitt gleich östlich des Ortes wagte der Feind sich diesmal nicht heran. Hier hatte er sich am 25. und 26. September gar zu blutige Köpfe geholt. Vestigia terrent. Aber noch weiter östlich setzte er alle Kräfte ein. Denn das ist die Stelle, wo seiner enormen Übermacht damals der rasch zum Stehen gebrachte Vorstoß glückte. Der Gedanke war: nachzubohren, die vermeintlich schwachen Reservestellungen zu überrennen, um endlich doch, mit Joffre zu reden, ‚ins freie Gelände' zu kommen — das heißt in ein Terrain, wo überhaupt keine vorbereiteten Stellungen mehr als Stützpunkte des Widerstandes gegen den Durchbruch vorhanden sind. Das nächste bedeutsame Ziel war die Einnahme von Vouziers, das als Stadt und Bahnknotenpunkt reizte. Französische Flieger hatten Zettel herabgeworfen: Am 10. Oktober würde der Generalissimus hier einziehen oder Vouziers würde dem Erdboden gleich gemacht, vermutlich durch Fliegerbomben. Keins von beiden geschah. Diese renommistische Ankündigung von Taten, die nachher ausbleiben, erinnert mich an eine hübsche Geschichte, die mir im Sommer in Douai erzählt wurde. Dort waren, während der Arras-Schlacht, gleichfalls französische Zettel aus der Luft angekommen: der Oberbefehlshaber werde am 15. Juni mittags 12 Uhr in der Stadt seinen feierlichen Einzug halten. Der 15. Juni kam, und um 12 Uhr holte einer der kurz zuvor eingelieferten Gefangenen, die schon damals über den Sieg der Ihrigen skeptisch dachten, seine Uhr heraus und sagte: ‚Eh bien, c'est midi! Me voilà — ou est Joffre?' . . .



Das am 3. Oktober 1915 in der Gegend von Rethel herabgeschossene französische Luftschiff „Alsace" im Wald von Tagnon

So ging denn der Hauptstoß diesmal wieder, wie schon die Teilangriffe der voraufgegangenen Woche, auf dem Abschnitt vor sich, den die vielfach genannten Straßen Souain—Sommepy und Perthes—Tahure als Verkehrsadern durchziehen. Er setzte da mit besonderer Heftigkeit ein, wo unsere von Westen nach Osten gehende Front diese Straßen nunmehr schnitt: bei der Navarin-Ferme und bei Tahure. Weiter nach den Argonnen zu richtete sich der Ansturm gegen unsere dort weiter südlich gelegene Stellungslinie, zumal gegen zwei ihrer Stützpunkte: die Beauséjour-Ferme (nordöstlich von Le Mesnil) und die sogenannte Briqueterie (nordöstlich von Massiges, nahe bei Ville-sur-Tourbe). Wieder ward der Angriff mit der Kraft der Verzweiflung ausgeführt — voran die Turkos und die Schwarzen, die den ersten Hagel der deutschen Kugeln aufzufangen hatten. Die Kerle wurden nach bewährtem System gewaltsam vorgetrieben — kein Wunder, daß sie sich, hinten wie vorne von Gewehrmäulern bedroht, wie die Berserker benahmen. Unsere Leute geraten in eine unbeschreibliche Wut, wenn sie von dieser farbigen Avantgarde erzählen. Auch wenn manches davon durch die Erregung des Kampfes übertriebene Maße angenommen haben mag, es wird noch genug des Scheußlichen übrig bleiben. Wir haben darum gewiß keinen Grund zum Mitleid mit den in teuflischer Ekstase herumstechenden Afrikanern. Aber man darf doch auch dies sagen: Was Frankreich an ihnen sündigt ist himmelschreiend. Einige von ihnen werden ja wohl in ihre tropische Heimat zurückkehren und davon berichten . . .

Der Angriff war im ersten Anlauf stark und wild — aber er hatte lange nicht die nachhaltige Wucht des früheren vom 25. September. So kam der Feind tatsächlich, mit einer einzigen Ausnahme, nirgends einen Schritt vorwärts. Zum zweiten Male hatten unsere Truppen die unsägliche Marter des Trommelfeuers überwunden, zum zweiten Male hielten sie mit unbegreiflicher Energie der vielfachen Übermacht stand. Alle Vorteile, die der Gegner hatte: daß er auf dieser kleinen Front die Hauptmacht seiner Artillerie, seiner Flieger, seiner Regimenter sammeln konnte, blieben resultatlos. Wieder schlugen seine Hoffnungen fehl. Und die nach jenem rhythmischen Gesetz in den nächsten Tagen folgenden örtlichen Teilangriffe änderten gar nichts an diesem Null-Ergebnis.

‚Mit einer einzigen Ausnahme‘ — das war Tahure, wo die Franzosen ein wenig voran kamen. Aber die Gegenangriffe von deutscher Seite, die diesmal sogleich einsetzten und an mehreren Punkten den Feind zurückdrängten, brachten selbst diesen winzigen Vorteil auf ein Minimalmaß, da schon am 10. Oktober die Franzosen auch hier ein erhebliches Stück des Gewonnenen wieder aufgeben mußten.

10. Oktober 1915. Die Franzosen geben bei Tahure gewonnenes Terrain wieder auf

So etwa stellt sich nach einer Woche der Gesamtverlauf des zweiten Offensivstoßes in der Champagne dar. Jetzt stehen sich die Heere Aug' in Aug' gegenüber, lauernd wie zwei Ringer, die auf kurze Zeit auseinanderprallen und mit gespannten Muskeln und halb erhobenen, gespreizten Händen den besten Augenblick erspähen, um sich wieder zu umkrallen. An einigen Punkten: so zwischen Aubérive und Navarin-Gehölz, zwischen Tahure und Le Mesnil und nordwärts Massiges, haben sich die Gegner so ineinander verbissen, daß die Stellungen sonderbare Zickzacklinien und Verzahnungen aufweisen. Nach den grauenvoll blutigen Kämpfen der letzten acht Tage fordert hier nun auch die zum Stehen gekommene



Mondnacht in Frankreich 1915. Auf der Terrasse der Präfektur in Laon. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Schlacht, das Hin und Her der wogenden Einzelgefechte, durch das Flankenfeuer, mit dem man sich bedroht, Opfer auf Opfer. Um den zusammengeschossenen Trümmerhaufen, der die Stelle des einstigen Dorfes Tahure bezeichnet, und der heute niemandem gehört, pfeifen und sausen die Geschosse. Der Talgrund ist eine Hölle geworden.

Unsere Truppen haben wieder schwer zu leiden gehabt. Aber die Franzosen beklagen auch neuerdings Verluste, die ein Vielfaches der deutschen betragen. Vergebliche Angriffe, mit solcher Vehemenz geführt, sind Niederlagen — darüber sind sie sich selbst im Klaren. „Wir haben die Sache jusque là," sagten mir mehrere Gefangene, und fuhren dabei mit der flachen Hand quer über den Mund. Das Entsetzen dieser Schlacht ist namenlos und grenzenlos. Hier kämpfen wahrhaft zwei Völker um den Sieg. Wir verhüllen das Antlitz, wenn wir an die heldischen deutschen Männer denken, die er fordert — aber wir dürfen sagen: wir zweifeln nicht mehr an ihm, wie wir niemals an ihm gezweifelt haben, so ernst und schwer diese Wochen auch gewesen. — —

Hauptmann von Santen aber schließt seine amtliche Schilderung der Herbstschlacht mit folgenden schönen Worten: Am Abend des 6. Oktober hat auch diese Offensive ihr Ende erreicht. Nur die Verluste der großen Herbstoffensive sind um neue Tausende gewachsen, ein Erfolg ist auch diesen erneuten Anstrengungen versagt geblieben.

6. Oktober 1915. Das Ende der franz. Herbstoffensive

Von nun an werden sich die Franzosen mit kleinem Ziel beschränken, werden sich damit begnügen, das vorspringende Stück des deutschen Grabens zum Zielpunkt ihrer Anstrengungen zu machen, das, ein Teil der alten deutschen Stellung, durch den aufopferungsvollen Heldenmut eines westfälischen und eines rheinischen Regiments inmitten des von den Franzosen genommenen Gebietes stehen geblieben ist, nördlich les Mesnil, eine weit in das französische Grabengewirr vorspringende Ecke bildend. Billigen Erfolg hoffen sie hier zu erringen. Unhaltbar deucht ihnen die Stellung, wenn gleichzeitig von beiden Seiten der Angriff geführt wird. Aber sie versuchen es vergebens, tagelang, wochenlang ihre Angriffe fortsetzend. Die Stellung bleibt deutscher Besitz. Und während sich zahlreiche französische Regimenter in ergebnislosem Sturmlauf verbluten, gelingt es den Deutschen in sorgsam vorbereiteten Unternehmungen, sich die Punkte wieder zu erobern, deren Besitz für die sichere Behauptung der eigenen Stellung notwendig erscheint. Zwei Höhen, am 30. Oktober die mächtige Kuppe der Butte de Tahure, und am 3. November die nicht minder wichtige Höhe 199 nördlich Massiges, gelangen wieder in deutschen Besitz und werden als wertvolle Punkte der deutschen Linien fest in die Stellungen einbezogen.

Rheinländer und Westfalen bei den letzten Kämpfen

30. Oktober 1915. Wiedereroberung der Butte de Tahure

Und nun ruht der Kampf. Abgeschlossen ist mit dem Sturm des 3. November die Herbstschlacht in der Champagne. Die gewaltigste Schlacht, die die Weltgeschichte kennt, nach der Zahl der Kämpfer und dem Umfang der aufgewandten Mittel. Aber auch an Bedeutung den größten Schlachten deutscher Heeresgeschichte gleichzustellen. Von besonderer ruhmvoller Bedeutung aber für alle die, die in ihr mitgekämpft haben, die gewaltiger, zehnfacher Übermacht gegenüber den deutschen Wall verteidigend, ein leuchtendes Beispiel dafür gegeben haben, was deutscher Wille, deutsche Widerstandskraft vermag. — —

3. November 1915. Wiedereroberung von Höhe 199

Und noch eine Einzelheit aus diesem gewaltigen Kampf sei erwähnt. Eine der ersten Größen auf artilleristischem Gebiet, der preußische Generalleutnant Rohne, hat berechnet, daß die Franzosen an 3,1 Millionen Schuß aus ihren Geschützen auf die deutschen Stellungen feuerten. Über 3 Millionen Schüsse aus allen Kalibern . . . ohne den Erfolg an sich ketten zu können! Deutscher Mannesmut, deutsche Treue, deutsche Tapferkeit behielten die Oberhand!

Die kluge ‚Times' aber schrieb im stärksten Gegensatz zu der pomphaften Ankündigung eines großen Siegeszuges:

‚Es würde eine übermenschliche Kraft erfordern, die ganze deutsche Front durch allgemeines Vordringen zurückzudrängen; Joffre hat dies auch niemals beabsichtigt. Sein Offensivplan war einfach der, an vielen auserwählten Punkten Angriffe zu machen, welche die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin konzentrieren, dadurch das System der feindlichen Verteidigungslinien zu stören und so schließlich zu ihrer Durchbrechung und vielleicht für den Augenblick zu einer Unterbrechung des Stellungskrieges zu kommen . . .' Wie rührend bescheiden!

⊠ ⊠ ⊠

Die Entente wollte aber auch die große Zange anlegen: in der Champagne mit dem einen, im Artois mit dem anderen Glied. Dort hatten die Franzosen allein die Aufgabe übernommen, hier sollte, mehr oder minder, gemeinsame Arbeit getan werden.

Auch im Artois, bis nach Flandern hinauf, gingen die Vorbereitungen um Monate zurück. Zumal bei den Engländern, die ja die neuen ‚Kitchener'-Divisionen zum ersten Male im großen Kampf einsetzen mußten. England machte mit ihnen den letzten Versuch vor der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, den letzten Versuch größeren Stils mit einer Freiwilligen-Armee. Gemessen an der Tüchtigkeit der alten Regimenter, deren Stamm zwar längst zusammengeschmolzen war, in denen aber doch der alte Geist der Tommys noch fortlebte, fiel dieser Versuch nicht gerade glänzend aus. Obwohl die Mannschaft, wenigstens teilweise, eine ziemlich lange Ausbildungszeit in der Heimat durchgemacht hatte, eine Ausbildung, die aber doch nur recht oberflächlich gewesen war, und meist nicht von Offizieren, sondern von den sogenannten ‚Drilling Sergeants' geleitet wurde. Obwohl das reiche England die Truppe mit großem Aufwand ausgerüstet hatte, versagte sie vielfach nach dem ersten Anlauf. Bei manchen der Verbände kam hinzu, daß sie erst kürzlich nach dem Festland überführt und mit den Verhältnissen gar nicht vertraut waren; erst kurz vor dem Kampf waren sie in die Gräben gekommen. Auch waren die Offiziere allzu unerfahren. Einen wirklich guten Eindruck machte nur die Mehrzahl der Unteroffiziere.

Dafür hatten Franzosen und Engländer auch hier eine überaus reichliche Artillerie und ungeheure Munitionsmassen bereitgestellt. Sie vertrauten ganz wie in der Champagne auf die überlegene Feuerwirkung der Geschütze. Der eigentliche Sturmangriff, für den 13 Infanterie-Divisionen und 5 Kavallerie-Divisionen verfügbar waren, sollte ihrer Meinung nach, wenn erst die deutschen Gräben eingeebnet, die Unterstände zerschossen, Leben und Widerstand in ihnen ertötet war, ein leichtes Spiel werden.

Es ist bezeichnend, daß am 24. September der Kommandeur der englischen Garde (sie litt übrigens am schwersten in den folgenden Kämpfen), daß Lord Cavan „am Vorabend der größten Schlacht aller Zeiten seinen Truppen viel Glück" wünschte. „Möchte sich jedermann zwei Dinge vor Augen halten, daß von dem Ausgang dieser Schlacht das Schicksal kommender englischer Generationen abhängt und daß von der Gardedivision Großes erwartet wird."

21.—25. September 1915. Einleitung der Angriffe

Nachdem sich schon in den letzten Tagen der Geschützkampf bedeutend auf der ganzen Front der 4. und 6. Armee verstärkt hatte, setzte am 21. September das eigentliche Trommelfeuer ein, währte mit kurzen Unterbrechungen an fünfzig Stunden. Dann erfolgte, am 25., der erste Angriff. In Flandern, hauptsächlich am Ypernbogen, griffen die Engländer mit schwächeren Kräften, aber unter Sprengung großer Minen, hauptsächlich zwischen den Bahnen, die von Ypern nach Comines und Roulers führen, an. Hier kam der Vorstoß, um dies vorwegzunehmen, nach ganz vereinzelten, vorübergehenden Erfolgen schon am ersten Tage zum Stehen; wo die Engländer in unsere Gräben gelangt waren, wurden sie fast sofort von unseren Tapferen — Sachsen, Westfalen, Württemberger teilten sich in das Werk — wieder hinausgeworfen.



Englischer Motor-Omnibus als Brieftaubenstation an der Westfront

Keinen besseren Erfolg ernteten ein gleichzeitiger Vorstoß ‚weißer und farbiger Engländer' nordöstlich und südöstlich von Armentieres und nördlich des Kanals von La Bassée, der wohl unmittelbar das heiß ersehnte Lille zum Ziel hatte. Er brach unter unserem Feuer restlos zusammen.

25 September 1915 Engl. Angriff in der Richtung auf Loos

Südlicher wurde der englische Hauptsturm in der allgemeinen Richtung auf Loos geführt. Er sollte anscheinend nach dem Wunsch von Marschall French die

eigentliche Entscheidung bringen. Hier hatte das Wirbelfeuer am stärksten gewirkt, schließlich durch große Minenwerfer unterstützt. Am 25. September kurz vor 8 Uhr früh brach es plötzlich ab. Doch weißgelbe Schwaden krochen von den englischen Gräben langsam zu den Deutschen hinüber. Frühnebel war der erste Eindruck, doch schnell erkannte man die Gefahr. Ein Gasangriff war's. Wohl wurden sofort die schützenden Masken angelegt. Aber dem ersten Schwaden folgten mit kurzem Abstand der zweite, einer dicken Rauchwolke gleich, der dritte und vierte, wieder Gas — erstickendes Gas! Dazu feuerte der Feind Gasgranaten auf die Gräben. Und plötzlich, jäh tauchten aus den Schwaden die Engländer in dichten Wellen, in dicken Kolonnen auf, Handgranaten in den Händen, Rauchmasken vor den Gesichtern; tauchten auf, stürzten sich über die längst zerschossenen Drahthindernisse auf die vordersten Gräben. Zu hartem Handgemenge kam es, Mann gegen Mann. Wohl brachen die ersten Sturmwellen zusammen. Aber der vierten gelang es schließlich doch, die Front einer Reservedivision einzudrücken. Die Zechenstadt Loos fiel in ihre Hand, sie kamen bis an unsere zweite Linie. Dann, am Nachmittag, stockte der Vorstoß. Reserven, ihn weiter vorzutragen, waren nicht rechtzeitig zur Stelle, und riesengroß waren die Verluste. Der Atem ging den Stürmern aus.

Südlich Loos hatte die deutsche Mauer gehalten. Aber nördlich war der Angriff bis nach Hulluch vorgedrungen, auch unsere Gräben am sogenannten Hohenzollernwerk waren nach hartem Kampf besetzt worden.

Alles in allem genommen: es war unleugbar ein Erfolg. Die Engländer hatten Gefangene gemacht, wir hatten, wie immer bei solchen ersten starken Stößen, Geschütze verloren, die nicht mehr rechtzeitig zurückgebracht werden konnten. Ein Erfolg, freilich räumlich gemessen kein großer: zwischen 500 und 2000 m Tiefe betrug der Geländegewinn. Von einem Durchbruch konnte keine Rede sein. Unerschütterlich stand unsere zweite Linie.

25./26. September 1915 Erfolgreiche deutsche Gegenangriffe bei Hulluch und am Hohenzollernwerk

Und schon in der Nacht zum 26. setzten unsere Gegenangriffe ein, die das Gelände um Hulluch säuberten, den größten Teil des Hohenzollernwerkes wieder in unseren Besitz brachten; sogar ein englischer General mit seinem Stabe wurden dabei gefangen genommen. Was aber würde der kommende Tag bringen?!

Wir konnten mit Sicherheit darauf rechnen: die Erneuerung des Vorstoßes mit verstärkter Kraft.

Die Aussagen der ziemlich zahlreichen Gefangenen ließen kaum eine andere Möglichkeit zu. Sie sprachen mit seltener Übereinstimmung von der Bereitstellung gewaltiger Reserven. Es fanden sich bei ihnen unheimlich genaue Aufzeichnungen über unsere Stellungen, bis zu jedem Erdhaufen, jeder Grabenstelle, jeder Brückenplanke herab; die Artillerie kannte die Dicke jeder Mauer, wußte, ob ein 15 cm-Geschoß zum Einschießen genügte oder nicht. Außer der Fliegertätigkeit mußte ausgebreitete Spionage gearbeitet haben.

Sicher: Marschall French würde seinen unleugbaren Erfolg weiter ausbauen, er würde angreifen — angreifen — angreifen. —

Und er griff an. Aber so ganz anders, als wir es erwartet hatten. —

Der Kriegsberichterstatter W. Scheuermann hat als Augenzeuge ein prachtvolles Bild des Kampfes vom 26. September entworfen. Wir können gar nichts Besseres tun, als es hier wiederzugeben.

26. September 1915
Der zweite englische Angriff

... Kurz vor Mittag wurde gemeldet, daß die Engländer zum neuen Angriff schritten. Man traute seinen Augen kaum, als man vom Stabsquartier einen Anblick sah, der zuerst unglaublich erschien, so unsinnig war er. In dichten Gliedern, bis zu acht Wellen stark, gingen die Engländer von Loos aus gegen unsere Front vor. Es sah aus, als habe man sich ein Bild einer alten napoleonischen Schlacht, wo es noch keine weittragenden Geschütze, keine Mehrlader und keine Maschinengewehre gab, zum Vorbild für ein Paradetheater genommen, oder als ob man den Kriegsmalern und den Filmphotographen endlich einmal einen dankbaren Stoff liefern wolle. Während der Feind wieder alle Batterien stark gegen unsere Linien spielen ließ, fuhr — wer es nicht selbst schaute, wollte es nicht glauben — die englische reitende Artillerie auf der Höhe östlich von Loos in Gewehrreichweite offen auf. Sie fühlte sich schon so vollkommen als Sieger, daß sie bereits vorbereitetes Brückenmaterial bei sich führte, um mit den Geschützen und der Reiterei unsere Schützengräben zu überwinden. Denn das muß auch noch gesagt werden, so fabelhaft es klingt: In diesem Bilde einer Schlacht von vor hundert Jahren, oder einer verrückten Totentanz-Parade, wie man will, durfte auch die im Schützengrabenkrieg unverwendbare Reiterei nicht fehlen. Hinten in der Ebene bei Loos waren zwei Kavallerie-Regimenter, englische Garde-Dragoner, zur Attacke aufgeritten. Für den ganzen Geist des englischen Spleens, der in diesem irrsinnigen Tollhausstück zum Ausdrucke kam, ist es bezeichnend, daß der gefangene englische General das ungedeckte Auffahren der reitenden Artillerie als eine hervorragend gute sportliche Leistung des Regiments bezeichnete, wobei man ihm so viel wie möglich zugute halten mag, daß das Wort Sport in England einen etwas anderen Sinn hat als bei uns.

Nun kam es, wie es kommen mußte. Der Massenangriff entwickelte sich für einen Augenblick zum Anblick einer wirlichen Feldschlacht. Er erfüllte endlich die Sehnsucht derer, die, bis zum General hinauf, in diesem Stellungskrieg nie das Schachzugspiel sich offen über das Schlachtfeld schiebender Truppenkörper gesehen hatten. Von Angriffslust beflügelt, kamen die englischen Divisionen mit großem, bewundernswertem Schneid in Vorwärtsbewegung. Aber da war der Traum auch schon zu Ende.

Der Sturm stockte und stand, jäh abgebrochen, im deutschen Feuer, das sich von allen Seiten, wie die Strahlen aus einem alles versengenden Brennspiegel, auf dieses Paradespiel legte. Die tief gestaffelten Glieder kamen in Unordnung, die in jeder Sekunde hundertweis fallenden Toten und Verwundeten schlangen ihre Arme wie Heckenranken um die Beine der Vorwärtsstürmenden. Die Füße waren gefesselt, man kam nicht vorwärts, man hatte in einem Hagel von Feuer, Eisen und Blei Tod und Hölle im Gesicht, schon drängten einzelne gelichtete Glieder in Panik zurück. Reserven wurden zum Nachfüllen vorgezogen. Aber ehe sie Hilfe und Zuversicht bringen konnten, kamen sie in das Kreuzfeuer der Maschinengewehre und versanken in die Erde. Ebenso schnell schwand der Zauber der visionären Erscheinung, welche die reitende Artillerie dargeboten hatte. Ehe sie noch einen Schuß tun, ja ehe sie daran denken konnte, abzuprotzen, hatten sie schwere Mörser gefaßt, die Roß und Rad, Geschützrohre und Männerknochen mit dem gleichen unentrinnbaren Gigantenzorn in Stücke schlugen, und pedan-



Eroberter englischer Schützengraben unmittelbar nach dem Kampfe. Phot. Mocsigay

tische Maschinengewehre fauchten Fuß um Fuß das letzte Leben von der Erde, was noch in den zusammengeschlagenen Fleisch- und Trümmerhaufen zuckte. Nichts von allem dem gerafften, im Bewußtsein seiner Übermacht toll gewordenen Aufgebot an Willen und Leben kam auch nur bis zu unseren Hindernissen. 800 Gefangene, darunter ein Oberst, vier Majore und 15 Offiziere, die als zufällig Überlebende aus ihren im Blut ertrunkenen Reihen Entronnene in unsere Hände fielen, zählen kaum neben dem Riesenheer derer, die liegen blieben.

Abermals hatten die Engländer etwa 10 000 Tote und Verwundete vor dem Abschnitt einer einzigen deutschen Division verloren. In welchem Verhältnis die Zahl von Angreifern und Verteidigern stand, geht daraus hervor, daß wir unter den Gefangenen, Verwundeten und Toten Truppen von nicht weniger als 11 Divisionen festgestellt haben.

Der Einsatz war zu groß gewesen, als daß sich die Engländer mit dieser blutigen Niederlage begnügen konnten. Da es im Stile der farbigen Neuruppiner Kriegsbilderbogen gegen die unerschütterlichen Deutschen offenbar nicht zu schaffen war, so sollte nun das tückische giftige Gas noch einmal helfen. Am Nachmittag des 26. September bereits erfolgte ein neuer Gasangriff gegenüber der siegreichen Division. Aber die Sturmangriffe, die im Schutze dieser Gase versucht wurden, wurden restlos abgewiesen.

Am folgenden Tage versuchte man beiderseits, die verlorenen Grabenstücke durch Handgranatenkämpfe wiederzugewinnen, was den Erfolg für uns hatte, daß wir das Hohenzollernwerk säuberten und die ganze Kiesgrube bis auf einen Zipfel, sowie andere Stücke zurückgewannen. Die englische Artillerie entwickelte

an diesem und den folgenden Tagen eine lebhafte Tätigkeit, wobei sie sich besonders die rückwärtigen Ortschaften, die Bahnhöfe und Brücken, mit starken Kalibern zum Ziele nahm.

Dann flaute der englische Angriffswillen infolge des furchtbaren Aderlasses merklich ab. Erst am 10. Oktober machte sich erneut gesteigerte Artillerietätigkeit des Feindes wahrnehmbar, die Tag und Nacht anhielt und am 13. in Trommelfeuer überging, welches auf einen neuen Angriffsplan schließen ließ. Eine halbe Stunde nach Mittag versuchten die Engländer wieder nach ihrem System der wechselnden Gas- und Raucheffekte einen neuen Schwadenangriff gegen den Divisionsabschnitt, worauf um 2 Uhr ein Infanterieangriff versucht wurde, der mit größerer Wucht gegen 7 Uhr abends wiederholt wurde, nachdem er erfolglos geblieben war. Diesmal stürmten die Engländer in fünf bis sechs Wellen vor, zum Teil wieder in Kolonnen. Sie wurden auf der ganzen Front abgeschlagen. Bei einzelnen Regimentern hatte man sie bis dicht an die Drahthindernisse herankommen lassen und dann ganze Arbeit gemacht. Wie schwer auch diesmal wieder ihre Verluste waren, geht aus der Tatsache hervor, daß am Morgen auf einem Raume von 2 km 1000 Tote gezählt wurden, nachdem in der Nacht die Engländer schon einen Teil ihrer Gefallenen hatten bergen können . . .

13. Oktober 1915. Erneuter vergeblicher englischer Angriff

Der blutige Gesamtverlust der Engländer in diesen Kämpfen dürfte mit 70 000 Mann sicher nicht zu hoch veranschlagt sein. —

Südlich von den Engländern, in ihrem alten Kampfgebiet von Arras bis Lens, versuchten es die Franzosen mit gewohnter Tapferkeit ebenfalls seit dem 25. September, gleichfalls nach langer ergiebigster Artillerievorbereitung. Es gelang ihnen, zeitweise im Raum des längst gänzlich zerschossenen Dorfes Souchez in unsere Gräben einzudringen, bald aber wurden sie hier wie bei Neuville wieder geworfen. Dann, nachdem wir den Trümmerhaufen Souchez ihnen überlassen, entspannen sich um die Vimy-Höhe, die man als einen Ausläufer der Loretto-Höhe bezeichnen kann, heftige Kämpfe. Immer wieder rannten die Franzosen gegen diese Höhe, gegen den Punkt 140, gegen La Folie Ferme an. Es lag ihnen viel an dem Besitz, denn sie thront beherrschend über der Ebene von Lens. In diesen schweren Kämpfen zeichnete sich das Landwehr-Infanterieregiment Nr. 39 besonders aus; der Tagesbericht der deutschen Heeresleitung vom 26. September hebt dies — ein seltener Fall — ausdrücklich hervor.

25. September 1915. Kämpfe um Souchez, die Vimyhöhe, La Folie Ferme

Das Landwehr-Inf.-Reg. Nr. 39; die Bayern

Unheimlich dicht lagen sich hier die Gräben gegenüber, vielfach nur 50 bis 100 Meter entfernt; noch viel mehr näherten sich die beiderseitig vorgetriebenen Sappenköpfe, so nah, daß schließlich der Handgranatenkampf oft die ganze Gefechtslage zu beherrschen schien — Tag und Nacht. Tag und Nacht lag auch hartes Geschützfeuer auf unserer Stellung, auf allen rückwärtigen Annäherungswegen. Herüber und hinüber wechselten die furchtbaren Wurfminen. Namentlich schwer hatte es das brave bayerische Regiment, das damals diesen Teil der Front verteidigte. Selten konnte warme Verpflegung herangeschafft werden, die Essenholer waren steter Todesgefahr ausgesetzt. Nach jedem Tag mußten die zertrommelten Gräben und Unterstände ausgebessert werden, so gut oder so schlecht es ging. Die Telephonverbindung nach rückwärts wurde immer aufs neue zerschossen, ihre Herstellung wurde immer schwieriger. Ruhe gab es hier nimmer.

10. Oktober 1915. Neue französ. Angriffe durch bayr. Bataillone abgeschlagen

Dann schritten endlich, am 10. Oktober, die Franzosen noch einmal zu einem stärkeren Angriff. Wieder zerriß vorangehendes Wirbelfeuer die Drahtverhaue, zerschmetterte die Deckungen, ebnete sie ein. Ein Pionieroffizier zählte 47 Granaten in einer halben Minute in seiner nächsten Nähe. Die Schutzschilder der Beobachtungsposten wurden fortgeschossen. —

Endlich, gegen 5 Uhr früh, regt es sich drüben. Zahllose Bajonette, Stahlhelme blitzen. Unsere Artillerie feuert dazwischen, Handgranaten fliegen hinüber. Und — die Franzosen wollen nicht recht aus ihren Gräben heraus. Vergeblich rufen die Offiziere ihr ‚En avant! Tout le monde en avant!‘ Vergeblich drohen sie mit dem Revolver. Ihre Leute scheinen mürbe. —

Dann endlich stürzen, stürmen sie doch gruppen-, zugweise vor. Hier und dort glückt's ihnen, in ein Grabenstück einzudringen. Aber die Bayern verstehen es falsch: sie haben ihre Granaten bereit. Sie brüllen: ‚Wart' nur, die Bayern sind da!‘ Wer nicht die Hände hoch hält, wird niedergemacht. Eine neue Welle bricht im Maschinengewehrfeuer zusammen. Nach anderthalb Stunden ist der ganze Angriff abgeschlagen. Auch hier trat Ruhe ein: was man auf der Vimy-Höhe Ruhe nannte!

Ruhe! Langsam, allmählich glitten die heißen blutigen Kämpfe an der ganzen Westfront wieder in den Stellungskrieg über.

Wenn Generalissimus Joffre oder Marschall French sich ehrlich gefragt haben würden: was sie erreicht? — sie hätten sich gestehen müssen: nichts! Nichts was das Opfer der gefallenen, verwundeten Hunterttausende wert war, was auch nur dem ungeheuerlichen Aufwand an Kriegsmitteln aller Art entsprach. An ein paar Stellen hatten sie einen geringen Geländegewinn zu buchen, der im ersten Anlauf errungen worden war. Einen großen Teil davon eroberten wir bald zurück; nur einzelne Punkte, die unseren Führern nicht wesentlich genug erschienen, um kostbares deutsches Blut in neuen Kampf zu setzen, so z. B. Loos, ließen wir dem Feinde. Was bedeutete denn ein Geländegewinn, selbst von 2—4 Kilometer Tiefe, gegenüber dem gewaltigen Gebiet Nordfrankreichs, das wir besetzt und fest in der Hand hielten! Und wenn die Strategen und Politiker der Entente darauf pochten, daß ihre opferreichen Angriffe den schwerbedrängten Russen eine wenigstens mittelbare Hilfe gebracht, daß sie die deutsche Heeresleitung gezwungen hätten, Verstärkungen von der Ostfront nach dem Westen zu senden, so war auch dies mindestens — ein Irrtum. Unsere Heeresleitung bekundete dies schon am 3. September ausdrücklich. Abgesehen davon, daß eine zum Abtransport bestimmte Division beim Einsetzen der Offensive auf dem Westkriegsschauplatz angehalten und dafür eine im Abtransport befindliche andere Division nach dem Bestimmungsort der ersten gelenkt wurde, hat der Angriff die Oberste Heeresleitung nicht veranlaßt, auch nur einen einzigen Mann anders zu verwenden, als es seit langer Zeit bestimmt war.

Wir konnten's zufrieden sein. Und stolz waren wir auf die deutsche Mauer aus Eisen und Stahl, die allen übermächtigen Anstürmen auch diesmal Halt geboten hatte.



In den Kämpfen zwischen La Bassée und Arras gefangen genommene Engländer und Franzosen (diese mit dem Stahlhelm ausgerüstet). Phot. A. Grohs



Serbische Truppen auf dem Marsche

Elfter Abschnitt

Die Niederwerfung Serbiens. Bulgarische Politik. Das Bündnis mit Bulgarien. Die bulgarische Armee. Donau- und Saveübergänge; der Fall von Belgrad; Vormarsch der zur Heeresgruppe des Feldmarschalls von Mackensen gehörenden drei Armeen v. Köveß, v. Gallwitz, Bojadjieff; die bulgarische Südarmee. Die Einnahme von Nisch. Auf dem Amselfeld. Flucht des Restes des serbischen Heeres nach Albanien. Die Besetzung von Monastir. Der siegreiche Angriff des bulgarischen Südheeres gegen die Saloniki-Armee des Generals Sarrail.

An der Donau, an der Save tauchten schon im Spätsommer deutsche Pickelhauben auf. Sie zeigten sich bald hier, bald dort, einzeln, in kleinen Abteilungen. Die Serben wurden stutzig. Aber dann berichteten ihre Flieger, französische Flieger, die die Ströme überkreuzten: es hätte nichts auf sich; es handele sich nur um winzige Verbände, um den üblichen schwachen Grenzschutz in Verbindung mit den österreichisch-ungarischen Truppen. Die serbische Sorge und Vorsicht schlief bald wieder ein. Ganz gewiß: es war nichts als eine deutsche Demonstration!

Bis dann plötzlich, jäh ganze, starke Heere der Mittelmächte an den Ufern standen — bis die Geschütze gegen die Zitadelle von Belgrad und die Zinnen von Semendria donnerten.

Wir müssen zurückschauen.

Die zweimalige Offensive der Donaumonarchie gegen Serbien hatte, wie wir im siebenten Abschnitt des ersten Bandes sahen, keine dauernde Erfolge zu erringen vermocht. Seit Mitte Dezember 1915, seit die österreichisch-ungarischen Truppen das kurz vorher eroberte Belgrad räumten, beschränkten sich die Kämpfe auf kleinere Gefechte längs der Grenzgebiete. Die Abrechnung mit dem hinterlistigen Nachbar,

dem die eigentliche Blutschuld am Ausbruch des großen Krieges blieb, mußte verschoben werden. Verschoben — aufgegeben wurde sie nie.

Als die Zeit zu reifen begann, in der Serbiens Niederwerfung wieder möglich erschien, zu Beginn der großen russischen Niederlagen von Galizien bis Kurland hinauf, nahmen auch ältere politische Pläne der Mittelmächte greifbare Gestalt an. Es handelte sich nicht mehr um Serbien allein, sondern um den Balkan überhaupt. Es handelte sich darum, festen Anschluß an einen oder den anderen der Balkanstaaten zu gewinnen und eine dauernde Verbindung mit unseren Verbündeten am Bosporus zu sichern.

Rumänien, das durch seinen leitenden Minister Bratianu in einer fortgesetzt schwankenden Neutralität erhalten wurde, kam seit dem Tode des edlen Königs Carol nicht mehr in Frage. Desto stärker aber Bulgarien, dessen Herrscher, Zar Ferdinand, unbedingt einer der klügsten und zielbewußtesten Monarchen der Zeit war; ein Mann von ganz ungewöhnlicher Einsicht, außerordentlicher Zähigkeit, gleich groß im geduldigen Abwarten wie im schnellen, tatkräftigen Zufassen; äußerst geschickt auch in der Behandlung der politischen Parteien innerhalb seines eigenen Volkes.

Seit Jahr und Tag ging das Intrigenspiel der Ententemächte auf dem Balkan seinen unruhigen Gang, in dem Versprechungen und Drohungen ständig abwechselten und russisches, englisches, französisches Gold reichlich rollte. Auch die Entente wollte sich vor allem Bulgariens versichern. Man bot in Sofia alle nur erdenklichen Entschädigungen an für den Verlust, den der Staat im zweiten Balkankrieg erlitten. Man bot ihm Adrianopel und Teile von Rumelien — nur hätte dies Gebiet, das fest in türkischer Hand war, erst von den Bulgaren erobert werden müssen. Man bot Bulgarien große Stücke von Süd-Mazedonien an — nur waren diese im griechischen Besitz, und Griechenland dachte gar nicht daran, so sehr es von Frankreich und England bedrängt wurde und so glänzende Austauschverheißungen man ihm machte (mit dem Nordepirus, mit Smyrna, sogar mit der Insel Cypern), sich jene vor kurzem erst mit gutem Blut eroberte Landesteile aus dem Leibe reißen zu lassen. Schließlich kam Serbien an die Reihe. Es sollte das übrige Mazedonien an Bulgarien abtreten, wofür ihm nach der ja sicher bevorstehenden Zertrümmerung Österreich-Ungarns Kroatien, Bosnien, Nordalbanien mit dem Hafen Durazzo zugesagt wurden. Aber selbst Serbien dankte nach langem Verhandeln. Selbst König Peter, so fest er im übrigen in den Schlingen der Verbündeten saß, sah ein, daß alle Versprechungen eigentlich doch nur Gebiete betrafen, die für Serbien gleichsam im Monde lagen. Ja, wenn Rußland ein großes Heer nach dem Balkan hätte werfen können, dann hätte sich wohl über die Sache reden lassen. Aber


Der serbische Generalstabschef Putnik

Väterchen Zar war ja selbst in Nöten; seine Truppen brauchte er anderswo, auch war der Transport stärkerer Verbände über das Schwarze Meer bedenklich, sintemalen dort außer der ehemaligen ‚Göben‘ und ‚Breslau‘ auch schon deutsche U-Boote gute Wacht hielten, und endlich war man in Bukarest denn doch noch nicht so gefügig, daß man einen Durchmarsch durch Rumänien gestattet hätte.

Kurz und (für uns) gut: es war für die Entente kein Geschäftchen auf dem Balkan nach Wunsch zustande zu bringen, trotz aller Anstrengung der Herren Gesandten und außerordentlichen Missionen, trotz ungeheurer Bestechungen und dem künstlerisch vollendeten Aufreizen aller Parteileidenschaften.

Vor allem aber versagte sich Zar Ferdinand allen Anstrengungen der Entente. Klar und bestimmt sah er sein Ziel vor sich, die Abrundung Bulgariens zu einem nationalen Staat unter Einschluß der im serbischen Joch seufzenden Stammesgenossen, die Schöpfung eines Groß-Bulgariens. Von Sentimentalitäten hielt er sich dabei ganz fern: zumal Rußland gegenüber, das sich immer noch, sich in die Brust werfend, als Schöpfer der bulgarischen Freiheit und Selbständigkeit aufspielte und nach wie vor dafür Dank, Dank und nochmals Dank begehrte. Zar Ferdinand, der kluge Rechner, und nicht minder sein ebenso gescheiter erster Berater, der Ministerpräsident Radoslawow, sie wußten ganz genau, welche Bedeutung jeder ernstliche Machtzuwachs Rußlands auf dem Balkan auch für die Fortentwicklung, für alle Zukunftsmöglichkeiten seines Reiches bedeuten würde. Und zudem lohte in ihnen, wie im bulgarischen Volke, der abgrundtiefe Haß gegen Serbien, das Bulgarien um alle Früchte der schweren früheren Balkankämpfe gebracht hatte.

Die Ententemächte haben es dann offen bekannt, daß sie von der Diplomatie der Mittelmächte auf der ganzen Linie geschlagen worden sind: geschlagen, das muß man immer wieder betonen, dank auch der hohen Einsicht des Bulgarenzaren.

August/September 1915 Verständigung zwischen Bulgarien und der Türkei. — Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte

Im August 1915 fiel der erste Streich. Eine friedliche Verständigung zwischen Bulgarien und der Türkei wurde herbeigeführt: die Türkei verstand sich zu einer an sich geringfügigen Grenzberichtigung bei Adrianopel, durch die aber den Bulgaren der Zufahrtsweg nach dem Hafen von Dédéagasch geöffnet wurde. Mitte — oder Ende September (der Tag des Abschlusses und seine Einzelheiten sind noch nicht bekannt) folgte ein bindender Vertrag zwischen Bulgarien, dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn. Er kam augenscheinlich einem Bündnis auf Biegen oder Brechen gleich; er sicherte den Mittelmächten die tatkräftige Mitwirkung Bulgariens in einem Kampf gegen Serbien, und er gab Bulgarien die Gewißheit, daß das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn ihm zur Erfüllung aller seiner nationalen Wünsche, vor allem zur Eroberung Mazedoniens rücksichtslosen Beistand leisten würden.

Mitte Oktober Kriegserklärung Bulgariens an Serbien

Noch einmal richtete Rußland ein „Ultimatum“ nach Sofia; es wurde abgelehnt. Dafür aber erklärte Mitte Oktober 1915 Bulgarien an Serbien den Krieg, nachdem die Gesandten des Vierverbandes schon am 7. Sofia verlassen hatten. Die Würfel waren gefallen.

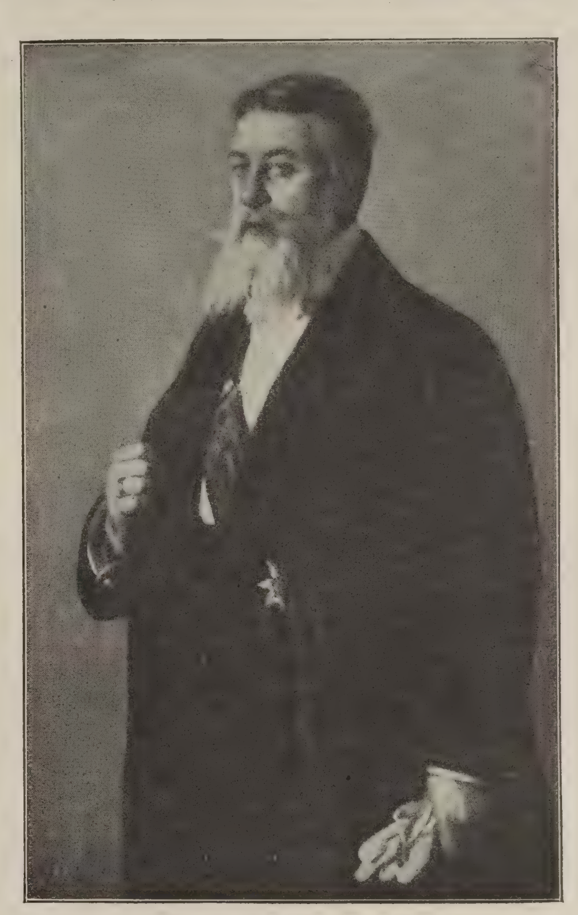
Über die serbische Armee haben wir schon einmal geschrieben. Sie war durch die Kämpfe der letzten Jahre, zumal aber durch Seuchen, die in sie eingeschleppt



Ferdinand, Zar der Bulgaren. Gemälde von Prof. Nicola Michailow

worden waren, der Zahl nach stark geschwächt, dürfte kaum mehr als 250 000, höchstens 300 000 Mann umfaßt haben. Die wiederholt zugesagte Hilfe der Verbündeten war ausgeblieben, abgesehen von nicht allzu zahlreichen Geschützen und einigem Material für den Flugdienst; abgesehen weiter von Geldmitteln, die mindestens dem Hofe König Peters ziemlich reichlich zugeflossen zu sein scheinen.

Wenn die serbische Armee verhältnismäßig klein war, so wurde sie wesentlich unterstützt durch die Beschaffenheit des Schauplatzes, auf dem sie fechten mußte. Durch die großen Ströme, die sich dessen Nord- und Westfront vorlagerten, durch das stark gebirgige Gelände mit seinen vielfachen Abschnitten, tiefeingeschnittenen Tälern und schwierigen Paßübergängen. Dem serbischen Soldaten selbst kann man nur ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Er hat sich fast überall sehr tapfer geschlagen und die ungeheuren Anstrengungen, zumal des späteren Rückzuges, opfermutig auf sich genommen. Die sehr berechtigte, aber freilich vergebliche Hoffnung, daß ihm seitens der Ententemächte noch rechtzeitig Hilfe kommen müsse, hielt die moralische Kraft des kleinen Heeres bis zum Letzten aufrecht.



Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow
Gemälde von Prof. Nicola Michailow

Die bulgarische Armee hatte in den Balkankriegen stark gelitten. Aber Zar Ferdinand hatte in der knappen Zwischenzeit, die ihm geblieben, auch den Wiederaufbau seines kampferprobten Heeres mit großer Einsicht und Tatkraft gefördert. Genaue Angaben über die Stärke und Gliederung des Heeres liegen nicht vor. Man wird aber kaum fehlgehen, wenn man die Heeresstärke, bei einer Einwohnerzahl von rund fünf Millionen, nach Abschluß der neuen, Mitte September 1915 einsetzenden Mobilmachung auf 4—500 000 Mann schätzt. Der Bulgare war stets ein vortrefflicher Soldat: tapfer, zähe, gewohnt an Anstrengung und Entbehrung, gehorsam, seinem Kriegsherrn unbedingt ergeben — man hatte ja schon früher die Bulgaren die Preußen des Balkans genannt. Sehr viel war für die Heranziehung eines guten Offizierkorps geschehen. Die Führung bewährte sich daher durchweg gut; sowohl die untere, wie — nicht zuletzt — die obere,

immer zielbewußte Leitung; der Generalstabschef, General Schostow, verdient besondere Anerkennung. Ein kraftvoller Offensivgeist lebte im ganzen Heere. — —

In der ersten Oktoberhälfte also erklärte Bulgarien den Krieg; worauf am 15. die Kriegserklärung Englands, am Tage darauf die Frankreichs erfolgte.

Längst vorher standen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zum Einbruch in Serbien bereit. In aller Stille, unter meisterhafter Verschleierung war ihr Aufmarsch an der serbischen Nordgrenze, längs der Donau und Save erfolgt. Vielleicht ist noch niemals ein kriegerisches Unternehmen großen Umfangs so geschickt vorbereitet, so gut vor den Späheraugen des Gegners verborgen worden, wie dieser Aufmarsch, bei dem es sich doch um die Loslösung bedeutender Truppenmassen von anderen Fronten und um deren Überführung nach einem weit entfernten Kriegsschauplatz handelte. Der nächste Erfolg war eine fast völlige Überraschung der Serben; wenn diese überhaupt einen stärkeren Angriff über ihre Grenzflüsse in den Kreis ihrer Erwägungen gezogen hatten, so erwarteten sie ihn sicher nicht jetzt, sondern erst für einen späteren Zeitpunkt. Eine weitere Überraschung aber bedeutete der Vorstoß auch für die gesamte Entente. Gegen Bulgarien zwar war man an der Newa, in Paris und London, auch in Rom längst mißtrauisch und traf Gegenmaßregeln. Schon Anfang Oktober waren die ersten Landungen englischer und französischer Truppen im griechischen Saloniki erfolgt; ermöglicht durch die heimtückische, in artige Proteste eingewickelte Zustimmung des griechischen Ministerpräsidenten Venizelos, der sich damit bereits damals in scharfen Gegensatz zu seinem König Konstantin setzte. Dieser, der unbedingt an der Neutralität seines Landes festzuhalten willens war, entließ denn auch seinen bisherigen ersten Berater, konnte sich aber unter dem Druck der englischen Flotte doch nicht gegen die sich stetig steigernden Eingriffe in seine Machtbefugnisse genügend wehren und mußte die fortgesetzten Verstärkungen des neu gebildeten, freilich stark zusammengewürfelten Ententeheeres in Saloniki, wenn auch unter immer wiederholten Protesten, hinnehmen. Bis zum Tage der bulgarischen Kriegserklärung scheinen etwa 60000 Mann in Saloniki gelandet zu sein, die



General Schekow,
der Oberbefehlshaber der bulgarischen Armee

König Konstantin von Griechenland und Venizelos



Der bulgarische Generalstab. In der Mitte des Bildes, am Tische, General Schekow mit dem Chef des Generalstabs, General Schostow. Phot. Leipziger Presse-Büro

dann unter den Befehl des als tatkräftig bekannten französischen Generals Sarrail traten, der bisher im Abschnitt Verdun kommandiert hatte.

General Sarrail in Saloniki

Noch war, mit 60 000 Mann, diese Armee viel zu schwach, um dem bulgarischen Heere ernstlichen Schaden zufügen zu können; erst recht zu schwach, um Serbien wirkliche Hilfe zu leisten. Aber man rechnete wohl in London, weniger scheinbar in Paris, damit, daß mit der Salonikiarmee mindestens eine starke Drohung gegen Bulgarien ausgeübt würde; man hoffte, es noch in letzter Stunde einzuschüchtern, wohl auch Griechenland völlig in das Fahrwasser der Entente hinüber zu zwingen, wobei man die längst nicht mehr zutreffenden Abmachungen des älteren serbisch-griechischen Vertrages fleißig ins Feld führte und allmählich, mehr und mehr, dazu überging, König Konstantin als ‚deutschen Söldner‘ zu kennzeichnen. Ein Eingreifen starker deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen scheint man für ganz ausgeschlossen gehalten zu haben. Als die Kanonen an der Donau zu donnern begannen, war man vollkommen überrascht.



General Naydenow, bulgarischer Kriegsminister

Unsere Streitkräfte an Serbiens Nordgrenze standen unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, den sein um-

Die Heeresgliederungen zum Einmarsch in Serbien

sichtiger Stabschef General v. Seeckt auch nach Südungarn begleitet hatte. Die gesamte Heeresgruppe gliederte sich in eine westliche und eine östliche Armee: jene bestand, unter General v. Köveß, aus deutschen und österreichischen Truppen und war zunächst zum Stoß auf Belgrad bestimmt; diese, unter General v. Gallwitz, setzte sich ganz aus deutschen Truppen zusammen und wirkte gegenüber dem Raum von Semendria. An die Armee des General v. Köveß schloß sich, an der Drina, eine kleinere österreichisch-ungarische Armeegruppe (General Sarcotic); an die Armee v. Gallwitz schloß sich östlich ebenfalls eine schwächere Gruppe an, die später mehrfach als Orsowa-Gruppe bezeichnet wurde, und der zunächst die Aufgabe zufiel, die Donaulinie etwa von Bazias bis zur Grenze Rumäniens scharf unter Augen zu halten. Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls Mackensen trat ferner nach den rechtzeitig getroffenen Abmachungen die 1. bulgarische Armee (General Bojadjieff), die zwischen Widin an der Donau und Sofia in der Versammlung begriffen war. Die Hauptmasse des bulgarischen Heeres (General Todorow) aber zog sich mit dem linken Flügel etwa bei Strumica, mit der Mitte um Dzumaja an der Struma, mit dem rechten Flügel bei Küstendil zusammen, Front also ungefähr gegen Westen gerichtet, gleich befähigt, gegen Serbien vorzubrechen, wie zur Abwehr etwaiger Angriffsgelüste der französisch-englischen Saloniki-Armee.

Serbische Aufstellung

Von einem strategischen Aufmarsch des serbischen Heeres kann man eigentlich kaum sprechen. Die Heeresleitung stand aber seit langen Monaten vor der äußerst schwierigen Aufgabe, sowohl die ausgedehnte Nordgrenze an den Stromläufen der Donau und Save, wie die Ostgrenze gegen das allezeit mit Mißtrauen betrachtete Bulgarien und endlich die Westgrenze gegenüber einer Bedrohung von Bosnien aus decken zu müssen. Diese Aufgabe zwang zu einer starken Zersplitterung der Kräfte. Immerhin lassen sich drei Gruppen unterscheiden: Die 1. Armee (General Misic) im wesentlichen gegenüber der Armee v. Köveß; die 2. Armee (General Bojovic) im wesentlichen gegenüber der Armee v. Gallwitz; die stärkste 3. Armee (General Stepanovic) und die 4. (General Turistic-Sturm) gegenüber der bulgarischen Grenze. Der Oberbefehl lag in den Händen des Kronprinzen Alexander, dessen Generalstabschef General Pavlovic war; eine reichliche Schar französischer, russischer, englischer Offiziere war, als bisher so ziemlich einzige Hilfe der Entente, im Hauptquartier eingetroffen. — —



General Todorow, der Führer der 2. bulgarischen Armee
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft



General Bojadjieff, Führer der I. Bulgarischen Armee



Übersichtskarte zur Niederwerfung Serbiens
(September—Oktober 1915)

Aus den rot eingesetzten Tagesangaben ist das Fortschreiten des von drei Seiten vorgetragenen Angriffs ersichtlich

Vor dem Generalfeldmarschall v. Mackensen lag als erste Aufgabe selbstverständlich die Bezwingung der großen Stromhindernisse, der Donau und der Save. Es ist nun allerdings eine durch die Kriegsgeschichte aller Zeiten bestätigte, den Laien merkwürdig berührende Tatsache, daß die Verteidigung langgestreckter Flußläufe höchst schwierig ist, ihre Überwindung durch den Angreifer bei geschickter Anordnung fast immer gelang. Hier lagen die Verhältnisse freilich für die Verteidigung scheinbar sehr günstig: die Ströme haben eine Breite bis zu 700 Metern, sind vielfach stark reißend, zumal wenn die Kossava, der Herbststurm, sie aufwühlt; die Berge der Südufer überhöhen das Nordufer meist beträchtlich und gestatten eine ausgiebige Artilleriewirkung; einzelne in den Flüssen gelagerte Inseln kamen dafür wieder dem Angreifer zugute. Dagegen hatten die Serben fleißig geschanzt, die aus älterer Zeit stammenden Befestigungswerke neuzeitlich ausgebaut und vielfach durch Batterien, Feldwerke und Gräben verstärkt.

An zwei Stellen beabsichtigte der Feldmarschall das Stromhindernis gleichzeitig mit starker Kraft anzupacken: einmal die Donau mit der Armee v. Köveß bei Belgrad, wo die Große Kriegsinsel der Zitadelle vorgelagert ist und westlich der Stadt die Save, wo die Große und die Kleine Zigeunerinsel im Strome liegen; zum andern sollte die Armee v. Gallwitz in drei Teilen den Donauübergang erzwingen, im sogenannten Donaubogen bei Ram, über die Temes-Insel und endlich gegenüber Semendria.

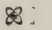
Meisterhaft waren wiederum auch die Vorbereitungen im einzelnen getroffen. Auf das sorgfältigste hatten die Pioniere jede Übergangsmöglichkeit ausgekundschaftet; Pontons waren reichlich bereitgestellt, sogar eine Marineabteilung war von der Ostsee mit kräftigen Kähnen herangeschafft worden, so daß auch die Blaujacken teil am Erfolg hatten. Für die schwere Artillerie wurden Wege gebaut, Batteriestellungen vorbereitet. Und das alles in größter Heimlichkeit.

6./7. Oktober 1915. Übergang Mackensens

So kam der 6. Oktober heran, und die Geschütze begannen zu donnern. Es galt die feindlichen Batterien möglichst schnell niederzukämpfen, dann, wiederum möglichst schnell, einige Truppen über die Ströme zu werfen und am Südufer flüchtige Brückenköpfe zu schaffen, um unter deren Schutz weitere Verbände und das Kriegsmaterial nachzuziehen.

Einer unserer ausführlichen Heeresberichte schreibt:

Am späten Nachmittag des 6. Oktober stießen im Beisein des Generalfeldmarschalls v. Mackensen die ersten Freiwilligen bei Palank vom ungarischen Donauufer ab. In schneller Fahrt wurde der reißende Strom überwunden, und in gespanntem Schweigen begleiteten die zurückgebliebenen Kameraden jene braven Thüringer, die als erste Deutsche serbischen Boden betraten. Noch immer hatte sich beim Feind nichts gerührt, zeitweise grüßte ein serbischer Kanonenschuß von der Anatema-Höhe aus, sonst schien das feindliche Ufer wie ausgestorben. Direkter Widerstand war demnach hier nicht zu erwarten. Trotzdem entschied man sich, den Übergang der Massen an dieser Stelle nicht in die Nacht hinein vorzunehmen. Die steil vom Ufer aus steigende Gorica-Höhe konnte in ihren Schluchten feindliche Kräfte bergen, deren Vorstoß bei Dunkelheit den Unseren verhängnisvoll werden konnte. Am frühen Morgen des 7. begann der Übergang der Infanterie an drei verschiedenen Stellen. Komitatschis (Freischärler), die sich in dem Dorfe



Deutsche Truppen setzen bei Nacht über die Donau. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Ram und seinem hart am Fluß gelegenen malerischen Kastell zur Wehr setzen wollten, wurden überrannt. Was den deutschen Kolben nicht kennen lernte, wanderte auf den zurückfahrenden Pontons in guten Gewahrsam. Mit Bergstöcken ausgerüstet, begleitet von zahllosen kleinen Pferden, deren Rücken Munition und Maschinengewehre trugen, so erkletterte unsere Infanterie das wegelose, ungewohnte Höhengelände. Schwache, mit ungenügenden Kräften geführte Gegenstöße der Serben vermochten das Fortschreiten deutscher Truppen nicht aufzuhalten. Bis zum Abend war die Gorica-Höhe in unbestreitbarem deutschen Besitz, starke Infanterie hatte sich eingegraben, Maschinengewehre waren eingebaut, und Gebirgsgeschütze lauerten in Stellung auf den Versuch des Feindes, uns das besetzte Gebiet wieder zu entreißen.

Übergang bei Belgrad

Anders stand es um den Übergang bei Belgrad; dort verfügte der Feind, schon zum Schutze seiner Hauptstadt, über starke Artillerie. Englische und französische Geschütze krönten, gemeinsam mit serbischen, den Kalimegdan, jene der Hauptstadt vorgelegene, weithin sichtbare Zitadelle, und mittlere und schwere Kaliber harrten auf den überragenden Höhen des Topcider und Banovo ihrer Ziele. War die Wirkung von der Karasmündung her eine mehr moralische, so galt es hier, im schweren Artillerieduell erst seine Überlegenheit zu beweisen. Noch war es nicht geglückt, die zum Teil gut eingedeckten, schwer auffindbaren Geschütze zum Schweigen zu bringen, als bereits die Zeit für den Übergang gekommen war. Die gegen Sicht schützende Nacht mußte hier helfend beistehen. Als der Morgen graute, lagen vier österreichisch-ungarische Bataillone am Fuße der Belgrader Zitadelle. Notdürftig durch einen Bahndamm gedeckt, mußten jene Tapferen in schwerem Kampfe zwölf Stunden ausharren, bis die Nacht ersehnte Verstärkungen brachte. Deutsche waren unterdessen in fortlaufendem Übersetzen auf die vom Feind besetzte, südwestlich Belgrad gelegene Große Zigeunerinsel gewesen. Hier lauerte im dichten Buschwerk ein gut bewaffneter, zäh sich verteidigender Gegner. Trotzdem viele Pontons, von Schüssen durchbohrt, kenterten oder auf Minen liefen, trotzdem die Strömung manches Fahrzeug mit sich riß, trotzdem durch Handgranaten und Maschinengewehrfeuer große Lücken in die Reihen gerissen wurden, die braven Mannschaften ließen sich nicht aufhalten, sie drangen vorwärts und entrissen im Bajonettkampf dem Feinde Schritt für Schritt. Die Verbindung zum nördlichen Ufer war abgerissen, da sämtliche Übersetzgelegenheiten zerstört, die sie bedienenden Pioniere außer Gefecht gesetzt waren. Sechs Kompagnien aber hielten gegen starke Überlegenheit im heldenhaften Kampfe eine notdürftig mit dem Spaten geschaffene uneinnehmbare Stellung. Der Abend brachte Verstärkungen, und bis zum frühen Morgen des 7. war das östliche Drittel der Großen Zigeunerinsel in deutschem Besitz. Unverzüglich wurde der Übergang auf serbisches Festland jetzt fortgesetzt, das Säubern der Insel von dem noch haltenden Feind war nunmehr in zweite Linie gerückt, der Vormarsch zu den die Stadt beherrschenden Höhen war in den Vordergrund getreten. Aber auch dieser Weg mußte den sich zäh verteidigenden Serben mit Blut entrissen werden. Auch hier waren es wieder die schweren Kaliber, die der Infanterie den Weg zum Siege ebneten. Ihre verheerende Wirkung war den Serben bis dahin nicht bekannt. Am Abend des 8. stand die Infanterie eines



Die große Donau-Schiffbrücke bei Semendria. Phot. W. Braemer

deutschen Armeekorps auf den Topcider Höhen und besiegelte damit den Fall der Stadt Belgrad. In ihr kämpften österreichisch-ungarische Truppen am Nordrand um die Zitadelle einen erbitterten Straßen- und Häuserkampf. Eine von Topcider aus zur Verbindung mit den Verbündeten entsandte deutsche Abteilung erreichte am frühen Morgen die Mitte der Stadt. Ihr Führer war jener Hauptmann, der in den Augusttagen in Südpolen als erster mit seiner Truppe eines der Westwerke von Brest-Litowsk erstiegen hatte. Er erstürmte am 9. Oktober bei Tagesanbruch das serbische Königsschloß, das noch vom Feinde besetzt gehalten wurde, und hißte auf ihm die deutsche Flagge. Gleichzeitig hatten sich die Verbündeten den Zugang zum Kalimegdan erkämpft und die Zitadelle mit der österreichischen Kaiserstandarte gekrönt. Um dem Druck der Umfassung zu weichen, hatten die Serben Hals über Kopf ihre Hauptstadt geräumt.

8. Oktober 1915 Besetzung von Belgrad

Von Belgrad und der Gorica-Höhe schritt die Offensive langsam vorwärts. In der berechtigten Annahme, der Feind werde dorthin die Kräfte seiner Nordfront zusammenziehen, konnte zur schwierigsten Arbeit, dem Übergang gegenüber der Morawamündung, geschritten werden. In einem deckungslosen, beiderseits des Stromes von Sümpfen durchsetzten Gelände, ohne ausreichende Artilleriestellungen, von serbischen Höhen überragt, mußte hier der Strom überwunden werden. Brandenburger und Bayern sollten an jener Stelle Schulter an Schulter den Feind deutsche Ausdauer und Kraft lehren. Die einsetzende Kossava erhöhte die Schwierigkeit. Nach mehrtägigem Ringen mit menschlicher und elementarer Kraft wurde auch hier die Arbeit vollbracht. Im Anschluß an die Truppen, die mittlerweile in mehr oder weniger leichten Kämpfen die Anatema-Höhe überschritten hatten, ging es in fortschreitendem Angriff nach Süden weiter, während

Brandenburger und Bayern beim Übergang an der Morawamündung

sich Teile nach dem stark verteidigten Semendria und dem westlich gelegenen, vom Feinde besetzten Höhengelände wendeten. Es kam jetzt darauf an, möglichst schnell die Verbindung mit dem linken Flügel der Armee Köveß herzustellen, um den Donauweg von Belgrad her freizumachen und der Armee Gallwitz das stromaufwärts bereitgehaltene Brückenmaterial zuführen zu können. Tatkräftig konnte hier die österreichisch-ungarische Donauflottille, die sich schon bei Belgrad Lorbeeren erworben hatte, die Kämpfe auf dem Lande unterstützen. Am 18. Oktober räumte der Feind die hartnäckig verteidigten Höhen bei Grocka. Die Verbindung der beiden Armeeflügel war hergestellt, das Donauufer von Belgrad bis Bazias vom Feinde frei. —

18. Oktober 1915. Das Donauufer von Belgrad bis Bazias vom Feinde frei

Von den Schwierigkeiten, auf welche die zuerst übersetzenden Truppen trafen, gibt ein packendes Bild die lebendige Schilderung, die zuerst im ‚Hannoverschen Kurier', dann auch in anderen deutschen Zeitungen erschien, von der Teilnahme des deutschen Reserve-Infanterieregiments Nr. 208 erzählt und jedenfalls auf amtlichen Quellen fußt:

. . . Ende September 1915 hatte sich das XXII. Reserve-Armeekorps, dem das Regiment 208 angehörte, zwischen Neusatz und Semlin versammelt, um an dem serbischen Feldzuge teilzunehmen. Ihm fiel zunächst die Aufgabe zu, den Übergang über die Save unmittelbar westlich von Belgrad zu erzwingen.

Seit langer Zeit hatten sich hier die Truppen der Serben und Österreicher an den beiden hohen Uferdämmen des Flusses in stark befestigten Stellungen gegenübergelegen. Am 5. Oktober nahmen Regiments- und Bataillonsführer eine Erkundung der dem Regiment zugewiesenen Übergangsstelle vor. Um die Aufmerksamkeit der Serben nicht auf die Anwesenheit deutscher Truppen zu lenken, hatten alle Beteiligten österreichische Mützen aufgesetzt. Die Erkundung ergab die ungeheuren Schwierigkeiten des Anmarschweges bis zum Save-Damm, durch eine überschwemmte Niederung und die beherrschende Lage der feindlichen Stellungen auf den Höhen am südlichen Save-Ufer, wo sich starke Feldbefestigungen, gut eingebaute Batterien und mehrere Scheinwerfer befanden, die in monatelanger Arbeit aufs beste gegen einen Angriff vorbereitet waren.

Dennoch sollte ein solcher in überraschender Weise gelingen. Schon für die Nacht vom 6. zum 7. Oktober wurde der Übergang angeordnet.

6./7. Oktober 1915 Die Reserve-Infanterie-Regimenter Nr. 207 und 208 erzwingen den Übergang über die Save

Am Abend des 6. Oktober, nach Einbruch der Dunkelheit, um 6 Uhr, trat die 88. Infanterie-Brigade (Regimenter 207 und 208) den Vormarsch von Jakovo nach dem etwa 5 km entfernten Save-Damm an.

Der Weg führte durch eine breite, offene Niederung, die größtenteils durch frühere Dammdurchstiche unter Wasser gesetzt war und völlig im Bereiche der feindlichen Geschütze und Scheinwerfer lag. Der Feind konnte von seinen hochgelegenen Stellungen das ganze baumlose Anmarschgelände, insbesondere den etwa 1,5 km langen, schmalen Brückensteg, der über das überschwemmte Gebiet hinführte, genau übersehen.

Dieser Brückensteg bot der Brigade die einzige Anmarschmöglichkeit. Er mußte im Schutze der Dunkelheit überschritten werden, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes zu erwecken. Die feindliche Artillerie hätte sonst nicht nur große



Österreichisch-ungarische Ulanen führen ihre Pferde durch schwieriges Gelände. Aufnahme der Kilophot-Ges.

Verluste bringen, sondern durch Zerstörung des Steges, wenn auch nur an einer Stelle, die Fortsetzung des Vormarsches auf längere Zeit verhindern können.

Es wurden große Mengen von Stroh voraufgefahren und auf dem Stege ausgebreitet, um das Geräusch der Fußtritte zu dämpfen. Ferner waren auf die ganze Länge des Steges Posten der Pionierabteilung mit Handwerkszeug und Baumaterial verteilt, um kleinere Beschädigungen sofort auszubessern.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln würde der Anmarsch dem Feinde wohl kaum verborgen geblieben sein, wenn nicht der Himmel in ungewöhnlicher Weise zu Hilfe gekommen wäre. Ein furchtbares Herbstgewitter mit strömendem Regen setzte gerade in dem Augenblick ein, als die Spitze des Regiments den Brückensteg erreichte. Der fortwährend rollende Donner im Verein mit dem Krachen unserer schweren Geschütze, die nun mit der Beschießung Belgrads einsetzten, übertönten jedes andere Geräusch. Der wolkenbruchartige Regen nahm den suchenden feindlichen Scheinwerfern jede Fernwirkung.

Dagegen erhöhten die blendenden Blitze für unsere Truppen die Unsicherheit bei dem Vorgehen in der tiefschwarzen Dunkelheit. Der schmale Steg ließ nur ein Vorgehen zu ‚Einem‘ zu. Fehlstellen der Bohlen und häufige Lücken des Geländers geboten die allergrößte Vorsicht. Jeder Mann war eifrigst bedacht, den Rockzipfel seines Vordermannes nicht aus der Hand zu lassen. Jeder Fehltritt kostete ein kühles Bad. Mancher Abgestürzte stand triefend unten im Wasser, sich an dem Stege festhaltend, um sich am Ende der Kolonne wieder anzu-



Festnahme serbischer Frauen, bei denen Waffen gefunden wurden
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft



Kleiner zweiräderiger Sanitätswagen, wie er in den serbischen Bergen von den Verbündeten verwendet ward. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

schließen. Wohl keiner hat den von Regen und Lehm schlüpfrigen Steg überschritten, ohne nicht mehrere Male hingefallen zu sein.

Die Richtung der Lichtkegel der feindlichen Scheinwerfer, die fast nur den Flußlauf absuchten und nur selten das Anmarschgelände streiften, sowie das Schweigen der feindlichen Artillerie ließen erkennen, daß der Feind nichts gewahr wurde. Nach einiger Zeit stellten sogar die Scheinwerfer ihre Tätigkeit ganz ein.

So erreichte die Brigade — der Kommandeur an der Spitze — unbehelligt den Save-Damm. Hinter diesem hatte sie noch einen etwa 7 km langen Weg bis zur Übergangsstelle über den Fluß zurückzulegen. Dieser Weg war kaum weniger beschwerlich. An der steilen Dammböschung lief nur ein ganz schmaler, ausgetretener Fußweg hin. Auf dem durchweichten und schlüpfrigen Lehmboden drohte bei jedem Ausgleiten wiederum ein unfreiwilliges Bad am Fuße des Dammes. Infolge der Ermüdung der in der Kolonne mit vorrückenden Maschinengewehr- und Munitionsträger traten unvermeidlich immer häufigere kurze Halte ein, die sich durch die ganze lange Reihe fortpflanzten und die Truppe ganz außerordentlich anstrengten, da bei jedem Antreten nach einem Halt die Verbindung abzureißen drohte und meist durch Laufen wiederhergestellt werden mußte. Und was das Schlimmste war, diese Stockungen wiederholten sich nach wenigen Schritten stets von neuem. Der nur 12 km lange Marsch von Jakovo bis zur Übergangsstelle, die gegen 2 Uhr morgens am 7. Oktober erreicht wurde, hatte 8 Stunden gedauert.

Diese Einbootungsstelle befand sich etwas oberhalb des Westendes der Großen Zigeunerinsel, einer von zwei breiten Wasserläufen umspülten Flußinsel der Save.

An der Übergangsstelle beträgt die Breite der Save 800 m. Die Stromgeschwindigkeit beträgt hier etwa 3 m in der Sekunde. Nahe an dem diesseitigen Ufer liegt eine kleine, langgestreckte Flußinsel, die sogenannte Österreicherinsel, die mit dichtem Buschwerk bewachsen ist.

Hinter dem Westende dieser Insel lagen die in der Nacht von den Pionieren unter großen Schwierigkeiten herangeschafften fünfzehn Pontons für das Regiment 208 bereit. Jeder dieser Pontons faßte außer vier Ruderern zehn Mann. Hinter dem Ostende der Österreicherinsel lagen zehn Pontons, die Teile des Regiments 207 nach dem westlichen Teil der von den Serben besetzten Großen Zigeunerinsel übersetzen sollten. Die östliche Hälfte war der 43. Reserve-Division zugewiesen.

Für die schwere Aufgabe des ersten Überganges war eine Freiwilligen-Kompagnie des Regiments 208 gebildet, die aus vier Zügen mit zusammen 150 Mann bestand. Obgleich nur Schwimmkundige zugelassen wurden, waren die freiwilligen Meldungen überreichlich erfolgt.

Unter gewaltiger Steigerung des Feuers unserer gesamten Artillerie begann nun das Übersetzen. Bei den Serben machte sich jetzt große Aufregung bemerkbar. Auf der Zigeunerinsel und am serbischen Saveufer stiegen fortwährend Leuchtraketen auf. Die Lichtkegel der serbischen Scheinwerfer strichen hastig flußauf und flußab, und schärfstes Infanteriefeuer aus allen serbischen Stellungen setzte ein.

Mit fieberhafter Eile arbeiteten die braven Pioniere völlig ungedeckt unter Aufbietung aller Kraft an ihren Rudern, während die Besatzung auf dem Boden der Pontons Schutz suchte. Nach einer guten Viertelstunde war der reißende Strom durchquert. Die Mannschaft sprang ins Wasser und stürzte sich an das nur etwa 50—60 m von dem hohen feindlichen Straßendamm entfernte 2—3 Meter hohe, steile Ufer. Sofort wurden Leuchtkugeln in die Luft geschossen, das verabredete Zeichen für die eigenen Truppen am österreichischen Ufer, daß die serbische Seite erreicht war, jedoch zugleich für den Feind das Signal zur wütendsten Feuersteigerung gegen die Landungstruppen.

Unsere Landungstruppen, unterstützt durch kräftiges Feuer unserer schweren Artillerie, erwiderten das Feuer auf das lebhafteste und warfen hart an der Wasserlinie notdürftige Deckungen auf. Galt es doch jetzt, den gewonnenen Uferstreifen unter allen Umständen zu halten, bis die Pontons zurückruderten und neue Truppen herüberbrachten. Rastlos und unverdrossen arbeiteten wieder die Pioniere an ihren Rudern. Beim ersten Übersetzen im Schutze der Dunkelheit waren die Verluste verhältnismäßig gering gewesen. Als aber gegen 4 Uhr der Morgen graute, gaben die dunklen Boote auf der blanken Wasserfläche die besten Ziele.

Im Hagel der Infanteriegeschosse und durch die mit hochaufspritzendem Gischt ringsherum einschlagenden feindlichen Granaten wurden die Boote mehr und mehr durchlöchert, Ruderer und Besatzung getroffen. Hier trieben einige nur noch mit Toten und Verwundeten angefüllte Pontons führerlos im Strome ab, dort ging ein allzustark durchlöchertes Boot unter, da die Löcher mit gegengestemmten Händen, Füßen oder Rücken nicht mehr dicht gehalten werden konnten.

Gegen sechs Uhr morgens standen nur noch sechs von den fünfzehn Pontons als brauchbar zur Verfügung. Das weitere Übersetzen mußte eingestellt werden, wenn man sich nicht jeder Verbindungsmöglichkeit mit den übergesetzten Truppen



Deutsche Truppen bei den Vorbereitungen, einen Fluß zu überschreiten. Aufnahme der Phototthek

begeben und diese dem sicheren Verderben preisgeben wollte. Bis dahin war es gelungen, fast das ganze erste Bataillon überzusetzen. Dieses hatte einen äußerst schweren Stand dem stark überlegenen Gegner gegenüber. In der nahen Entfernung von nur 60 Metern tobte den ganzen Tag über unaufhörlicher scharfer Feuerkampf, in dem viele der Unsrigen in ihren mangelhaften schnell aufgeworfenen Deckungen ihr Leben lassen mußten. Als Munitionsmangel drohte, schwamm ein braver Mann durch den breiten, reißenden Strom im vollen Kugelregen zurück, um Meldung davon zu überbringen. Ein Sanitätssoldat vollbrachte dieselbe kühne Tat, um Verbandsmaterial anzufordern. Beide erreichten unversehrt das nördliche Ufer. Ein Ponton brachte das Gewünschte unter Feuerschutz unserer auf dem nördlichen Damm in Stellung gebrachten Maschinengewehre und einer dort ebenfalls befindlichen österreichischen Gebirgsbatterie glücklich hinüber.

Auch die beiden anderen noch der Überbootung harrenden Bataillone des Regiments 208 hatten unter dem schweren Feuer des Feindes, das sich mit aller Macht auf die Einbootungsstelle richtete, stark zu leiden. Am Abend des 7. Oktober nach Einbruch der Dunkelheit wurde das Übersetzen unter großen Verlusten fortgesetzt. Es gelang bis zum Morgen des 8. Oktober, das ganze zweite und einen Teil des dritten Bataillons und mehrere Maschinengewehre überzubooten.

Die übergesetzten Truppen hatten Befehl, sobald sie sich stark genug fühlten, die serbische Stellung zu stürmen. Es waren wohl die schwersten Stunden, die das Regiment, das in Flandern und Russisch-Polen so manche verhängnisdrohende Gefechtslage durchgemacht hatte, jetzt durchlebte.

Auf der Zigeunerinsel tobte ein wütender Kampf, von dem zahlreiche abirrende Geschosse die Einbootungsstelle bestrichen und viele Verluste brachten.

Dazu ertönte, einem Erdbeben gleich, die Beschießung von Belgrad und die Erwiderung der serbischen Feuerschlünde. Der Schlachtenlärm war so gewaltig, daß es schien, als ob die Welt aus den Fugen gehen wollte. Endlos erschienen allen die dahinschleichenden Nachtstunden, und selten wohl wurde der neue Morgen mit gleicher Sehnsucht erwartet. Er mußte die Entscheidung bringen, ob das Wagestück gelingen oder ob die tapferen Übergesetzten einem ruhmvollen Untergange geweiht sein sollten.

Da, als eben der junge Tag seine ersten Lichter über den Strom gleiten ließ, erscholl wie aus Himmelshöhen ein donnerndes ‚Urra' auf der serbischen Seite.

Atemlos lauschte am anderen Ufer alles, ob diese Siegesrufe aus deutschen Kehlen erklangen, oder ob ein slawisches Hurra den Untergang der Unsrigen anzeigte. Doch schnell löste sich der Zweifel. Immer lauter und freudiger erklangen die Siegesrufe über den Strom, und die schnell nacheinander aufsteigenden Leuchtkugeln gaben völlige Gewißheit, daß der schwere Wurf gelungen.

Ohne einen Befehl abzuwarten, waren gegen fünf Uhr morgens Mannschaften auf dem rechten Flügel aus eigenem Antriebe vorgestürmt und hatten so die ganze Linie mit vorgerissen. In einem einzigen Anlauf war der schmale Trennungsstreifen zum Feinde durcheilt und der hohe Straßendamm erklettert. Im blutigen Handgemenge wurde ein großer Teil der Serben niedergemacht und der Rest gefangen genommen. Durch diesen kühnen Vorstoß kamen auch die seitlichen Linien des Feindes, die sich an ihren Flügeln bedroht sahen, ins Wanken. Der Feind räumte seine ganze Save-Dammstellung auf mehrere Kilometer Länge und zog sich fluchtartig zurück.

In siebenundzwanzigstündigem heißen Kampfe hatte das Regiment 208 sein Ziel erreicht! Es stand als erstes aller deutsch-österreichischen Truppen auf serbischem Boden, dem Übergang der anderen war damit der Weg gebahnt. Um gegen Rückschläge gewappnet zu sein, wurde sofort ein starker Brückenkopf gebildet.

Ein Bataillon des Regiments nahm die Verfolgung des Feindes auf, ein anderes sicherte nach der rechten Flanke, während das dritte Bataillon nach Osten in der Richtung auf Belgrad vorging. So schuf das Regiment 208 einen Schutzwall für den Übergang der anderen Teile der Brigade. Es stand um 10 Uhr vormittags im Rücken der auf der Zigeunerinsel kämpfenden Serben, die sich nun in regelloser Flucht über die Brückenstege auf das serbische Ufer ergossen und teils dort, teils auf der Zigeunerinsel zu Gefangenen gemacht wurden. Das Räumen der Zigeunerinsel geschah so eilig, daß keine Zeit blieb, die Brückenstege zu zerstören. Um vier Uhr nachmittags war auch diese Aufgabe gelöst. Das Regiment 208 trat nun an zum Angriff auf den Hauptstützpunkt der Belgrader Verteidigungslinie, die Banovo-Höhe.

Angriff auf die Banovo-Höhe

Diesem Vorgehen stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Bis zum Fuß des Berges war eine zwei Kilometer breite, baumlose Sumpfniederung unter den Augen des Feindes zu durchschreiten. Das Vorrücken der Bataillone des Regiments, die in zwei Linien vorgingen, vollzog sich in dem weichen Boden nur langsam. Knietief sanken die Leute in den Schlamm ein, und vielen blieb der Stiefel stecken. Die Verluste bei diesem Vorgehen waren nur gering, da unsere schwere Artillerie den Feind unter Druck hielt.

Das Regiment erreichte den Fuß des Berges in ganzer Linie und hatte nun einen etwa 30 Meter hohen, schroffen und zerklüfteten Abhang zu erklimmen, an dessen oberen Rande sich ein feindlicher gut ausgebauter Schützengraben befand.

Trotz seiner außerordentlich guten Stellung hielt der Feind dem Ansturm des Regiments nicht stand, und in unaufhörlichem Vorwärtsschreiten drang das Regiment ihm nach gegen die Kuppe des Berges. Zwei weitere feindliche Schützengrabenlinien wurden nacheinander genommen und auch auf dem Kamm des Berges der Feind aus seiner stärksten Stellung geworfen, die er in eiliger Flucht räumte. Drei feindliche Geschütze, 10 Protzen und ein großer Scheinwerfer fielen dem Regiment als Beute in die Hand.

Die Banovo-Höhe war unser! Aufsteigende Leuchtkugeln verkündeten dies sofort unserer auf den Höhen des nördlichen Save-Ufers stehenden schweren Artillerie, deren gewaltiges Feuer auf die Höhe sofort verstummte. Mit der untergehenden Sonne ging ein glänzender, ruhmvoller Tag für das Regiment 208 zur Neige. Nunmehr war Belgrads Fall unvermeidlich! Die in unseren Händen befindliche Banovo-Höhe bildete den Brückenkopf für den Übergang der anderen Teile des XXII. Reservekorps. Schon am folgenden Tage fiel Belgrad nach heftiger Gegenwehr in deutsch-österreichische Hände. Das feste Tor zum Balkan war gesprengt!

Unter dem Eindruck eines Ereignisses von weltgeschichtlicher Bedeutung — im stolzen Bewußtsein unwiderstehlicher deutscher Kraft — im Anblick der wundervollen Landschaft, — über die sich auf der einen Seite die letzten Schimmer eines herrlichen Abendrotes ergossen — in der Mitte zogen die gewaltigen Feuer- und Rauchsäulen der brennenden Fabriken Belgrads wild lodernd dahin, auf deren anderer Seite die Burg von Belgrad unter dem Feuer schwerster Geschütze wie auf einem Vulkan stehend erschien, — stimmte das auf der eroberten Höhe versammelte Regiment in unbeschreiblicher Begeisterung ein weithinbrausendes ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ an. Der schönste Augenblick in aller Soldaten Leben! Auf ewig unvergeßlich denen, die diese Stunde miterlebten!

Nach dem beklemmenden Druck des siebenundzwanzigstündigen schweren Kampfes am Flußufer, nach der atemlosen Erstürmung der gefahrdrohenden, fast uneinnehmbar scheinenden Höhe, löste das tausendstimmige Vaterlandslied einen Freudenrausch sondergleichen aus, und ein stolzes Siegesgefühl trat an die Stelle der ungeheuren inneren Bewegung! Es ließ für kurze Zeit die großen Opfer dieser Kämpfe vergessen. Nicht weniger als 7 Offiziere und 108 Mann hatte der Tod für immer aus unseren Reihen gerissen, 9 Offiziere und 205 Mann waren verwundet worden. Mit stolzer Freude vernahm das Regiment den Ausspruch des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, der den Übergang über die Save mit folgenden Worten kennzeichnete: Die Kämpfe um die Stadt Belgrad, so erbittert sie waren und so heldenhaft sie zu Ende geführt wurden, waren ein Kinderspiel angesichts des unerhörten Flußübergangs. Die Überquerung eines so breiten Stromes angesichts des Feindes, ohne Brücke, lediglich auf Pontons, stellt eine in der Kriegsgeschichte der Welt bisher noch nie dagewesene Großtat dar. —

Die Schilderung findet wiederum eine schöne Ergänzung in einem amtlichen Bericht, der durch Wolffs Telegraphen-Bureau verbreitet wurde. Er behandelt die gleichzeitigen schweren Kämpfe um die Große Zigeunerinsel.

... Schon lange waren unsere Vorbereitungen für einen Übergang über die Save getroffen, jede Einzelheit war wohl erkundet und jede Möglichkeit in Betracht gezogen. Unsere Brigade sollte im Abschnitt Kirche Bezanija—Zuckerfabrik und 115 südl. Zemun—Eisenbahnbrücke den Übergang machen. Das Regiment sollte sich zunächst in den Besitz der kleinen Zigeunerinsel setzen, die auf einem Damm erreicht werden konnte, während wir die Große Zigeunerinsel nehmen sollten.

Letzteres war eine äußerst schwierige Aufgabe. Jeder Mann wußte, daß die Insel stark besetzt war, daß drüben im Buschwerk ein zäher und gut schießender Gegner lauerte und daß Minen und andere Überraschungen während des Überganges auf ihn warteten. Trotzdem gingen unsere braven Kerls heran wie immer!

Am 6. Oktober 12 Uhr mitternachts stand das Regiment hinter dem Save-Damm bereit. Inzwischen belegte unsere Artillerie die Festungswerke Belgrads, die Ufer der Save und die Inseln mit stärkstem Feuer. Unaufhörlich flogen die Granaten gegen die Höhen Belgrads, zersprangen in dem Buschwerk der Inseln und zischten gegen die Ufer der Save. Detonation folgte auf Detonation!

Punkt 1 Uhr 15 Minuten Vormittag begannen die Minenwerfer ihr Feuer und schleuderten Minen aller Größen gegen die Inseln. Jetzt steigerte sich auch das Artilleriefeuer zu größter Heftigkeit. Dumpf grollte der Donner in den Tälern der Donau und Save, hell zeichneten die durch die Luft fliegenden Geschosse ihre Bahn im Dunkel der Nacht wie Meteore, und grell leuchteten die einschlagenden Granaten. Es war ein schaurigschöner Anblick! Jetzt war es Zeit, die Pontons, die im Galovica-Kanal versteckt lagen, in die Save zu bringen. Leise trugen die wackeren Pioniere die Fahrzeuge über den Damm hinunter ans Wasser, und lautlos bestiegen sie unsere Leute. Pünktlich 2 Uhr 10 Minuten Vormittag stießen die Pontons vom Ufer ab. Bis dahin hatte der Feind sich völlig still verhalten und weder auf unsere Artillerie noch Minenfeuer irgend eine Antwort gegeben.

Beinahe hatte es den Anschein, als ob er überhaupt nicht mehr da wäre. Kaum näherten sich jedoch unsere Pontons der Insel, als sie von einem rasenden Infanteriefeuer überschüttet wurden. Gleichzeitig setzte die serbische Artillerie mit heftigem Feuer ein. Schneller arbeiteten die wackeren Pioniere in den Booten, vorwärts heran an das Ufer! Trotzdem viele Pontons von Schüssen durchbohrt versackten oder auf Minen liefen, trotzdem die Strömung manches Fahrzeug mit sich riß, trotzdem die landenden Leute durch Handgranaten und Maschinengewehrfeuer schwere Verluste erlitten, unsere Helden drangen vorwärts und arbeiteten sich am Ufer empor.

Zurück fuhren die leeren Pontons, die ersten Leute ihrem Schicksal überlassend, bald kehrten sie vollbeladen wieder. So gelang es dem unvergleichlichen Heldenmute der Pioniere, nach und nach sechs Kompagnien und drei Maschinengewehre hinüber zu schaffen — mehr ging nicht, da sowohl Menschen, wie Material zu Ende waren. Fast sämtliche Ruderer waren tot oder verwundet, von den Pontons nicht ein einziger mehr gebrauchsfähig. Die Kompagnien drangen nun trotz heftigen Widerstandes der Serben im Handgemenge Mann gegen Mann durch das dichte Ufergestrüpp weiter und setzten sich in den Besitz zweier feindlicher Stellungen. Hier hielten sie zunächst an, da es zu schwierig war, im Dunkeln



Bulgarische Kavallerie auf dem Marsch. Phot. Leipziger Presse-Büro

weiter vorzudringen. Der Spaten arbeitete, und er arbeitete gründlich! Denn manches blutige Spatenblatt legte Zeugnis ab von seiner Verwendbarkeit als Waffe.

Die Serben setzten sofort zum Gegenangriff an, um sich wieder in den Besitz der Insel zu setzen. Hin und her wogte der Kampf, fünfmal mußten die Unsrigen vor der Übermacht zurück, aber immer wieder drangen sie vor und behaupteten sich schließlich in der erstgenommenen Stellung. Unterdessen belegten die Serben den Strom, das Ufergelände und die Unterstützungen hinter dem Save-Damm mit schwerem Granatfeuer.

Als der Morgen graute und man den Schauplatz der nächtlichen Tätigkeit überblicken konnte, war von unseren Helden auf der Insel nichts zu sehen. Tote nur lagen am Ufer, und hier und dort bewegte sich ein Verwundeter im Grase. Das heftige Gewehrfeuer jedoch ließ vermuten, daß unsere Leute tapfer bei der Arbeit waren, und so war es auch! Unsere Kompagnien hatten trotz der serbischen Überlegenheit ihr Vordringen fortgesetzt und waren bis fast an den Südrand der Insel gelangt. Dicht am Wasser hielten sich die Serben noch. Leider fing jetzt die Munition an knapp zu werden, so daß nur äußerst sparsam geschossen werden durfte. Die Serben, die die Schwäche unserer Leute erkannt hatten, versuchten sie zu umzingeln, — es gelang ihnen nicht. Von allen diesen Vorgängen hatte das übrige Regiment keine Ahnung. Abgeschnitten von den Kämpfen auf der Insel durch den Verlust der Boote war es nicht möglich, Meldungen oder Nachrichten zu erlangen, oder Munition oder Verstärkungen hinüberzuschicken. Nur das Infanteriefeuer zeigte, daß unsere Leute schwer zu kämpfen hatten.

Da gelang es am Nachmittag einem mutigen Offizier, mit einigen Leuten die Save zu durchschwimmen und Meldung von dem Stande des Gefechts zu bringen. Mittels eines Pontons, der von einer anderen Division, die oberhalb überzugehen versuchte, abgetrieben war und von zwei Schwimmern herangeholt wurde, brachte man schleunigst Munition hinüber.

Natürlich brannte das ganze Regiment, nachdem es von den Ereignissen auf der Insel gehört hatte, darauf, an den Feind zu kommen, aber erst gegen Abend konnte man darangehen, auf den notdürftig geflickten Pontons Truppen überzusetzen. Das 3. Bataillon ging zuerst über, dann der Rest der anderen Bataillone. Als alles herüber war, — reichlich Munition war mitgenommen — faßte ein Bataillonsführer die übergesetzten Teile zusammen und warf den Feind aus seiner letzten Stellung heraus. 6 Uhr Vormittag war das östliche Drittel der Großen Zigeunerinsel in unserem Besitz. Wunderbarerweise hatten die Serben eine Floßbrücke von der Insel zum anderen Ufer unversehrt gelassen, so daß die Möglichkeit gegeben war, das andere Ufer zu erreichen. Nachdem die Artillerie die serbischen Stellungen, die Gebäude der Saveufer unter Feuer genommen hatte, nachdem die unter der Brücke vorgefundenen Sprengkörper von einer Offizierspatrouille beseitigt waren, griff das Regiment an und setzte sich um 5 Uhr nachmittags in den Besitz des südlichen Saveufers. Der Übergang war gelungen!

In noch nicht zwei Tagen hatte das Regiment den Übergang erzwungen und eine herrliche Waffentat, eine neue Glanzleistung seinen früheren Erfolgen hinzugefügt. Für die Nacht besetzte das Regiment die Lederfabrik und Zuckerfabrik



General der Infanterie Hermann Kőveß von Kőveßháza

Zeichnung von Prof. Arnold Busch

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

mit zwei Bataillonen, während ein Bataillon noch auf der Großen Zigeunerinsel verblieb. Patrouillen stellten fest, daß sich der Gegner in südlicher Richtung zurückzog.

Manch stummer Held ruht aus auf der Zigeunerinsel, manches Auge ist noch trotz liebevoller Behandlung gebrochen, mancher brave Mann windet sich verwundet in Schmerzen — das Regiment wird nie diese Männer vergessen, die Helden von der Zigeunerinsel . . .

An der Donau und Save, besonders auch bei Belgrad, hatten die Serben schwere, blutige Verluste, dazu große Materialverluste erlitten. Aber ihre Widerstandskraft war keineswegs gebrochen. Durch die gebirgige Gestaltung des Landes, das immer der Verteidigung neue Abschnitte darbot, begünstigt, gingen sie nur Schritt um Schritt zurück. Für sie war Zeitgewinn die Losung, denn sie hofften immer noch auf eine baldige tatkräftige Hilfe ihrer Verbündeten, sei es von seiten Rußlands, sei es von Saloniki her.

Umgekehrt galt es für Feldmarschall Mackensen, den Vormarsch seiner Armeegruppe möglichst zu beschleunigen. Er konnte dabei unbedingt auf die ihm unterstellten Truppen und deren Führer vertrauen: was Mannschaften und Offiziere in diesen Wochen des Einbruchs in Serbien nicht nur im Kampf, sondern noch mehr an Märschen auf schier unergründlichen Straßen, bergab — bergauf, an Anstrengungen und Entbehrungen aller Art willig ertrugen, grenzt an das Fabelhafte. Der große Siegeswille half über alle Schwierigkeiten fort. Unerhörtes leistete zumal auch die Artillerie, deren tätige, nie versagende Mitwirkung den schnellen Vormarsch zum guten Teil ermöglichte. Von den deutschen Truppen bewährten sich neben den Bayern die aus ausgesprochenem Flachland stammenden Märker auch in diesem schwierigsten aller Gebirgskämpfe vortrefflich.



Auf Serbiens Landstraßen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Noch während der Rest der Verbände und die Trains und Kolonnen über die Donau nachgezogen wurden, über die die braven Pioniere überraschend schnell eine neue Brücke schlugen, eroberte die Armee Köveß am 11. und 12. Oktober die serbischen Stellungen südlich Belgrad und nahm schon am 16. nach dreitägigem heftigen Kampf die kräftig ausgebaute Hohe Avala. Am 22. wurde die Kosmaj-Stellung, am 26. die Stellung Lazarevac-Arangjelovac, am 2. November die besonders starke Stellung vor Cacak genommen, am 7. November Kraljewo gestürmt, wobei brandenburgische Bataillone den Löwenanteil des Erfolges einheimsen durften. — Alle diese Namen bezeichnen zugleich Linien, die die abschnittsweise Verteidigung der Serben und ihr allmähliches Zurückweichen von Nord nach Süd zum Ausdruck bringen.

16. Oktober 1915. Die Armee v. Köveß erobert die Avala-Stellung

7. November 1915. Brandenburgische Bataillone in Kraljewo

Nicht anders die Armee von Gallwitz. Trotzdem der Gegner gerade gegen sie starke, von Süden herangezogene Verstärkungen warf, drang sie Schulter an Schulter mit Köveß vor, eroberte am 10. Oktober Semendria, nahm schon am 15. Pozarevac, mittelst dessen die Serben vergeblich das wichtige Morawatal zu sperren suchten, setzte beiderseits dieses Flusses, der Lebensader Serbiens, den Vormarsch fort und erreichte am 1. November die alte Hauptstadt des Landes, einen der wichtigsten Waffenplätze mit großen Arsenalen und Fabriken, Kragujevac; der Feind war abgezogen, der Ort wurde um 4 Uhr 30 Min. von einem Parlamentär einem Zuge der 7. Kompagnie eines deutschen Reserveregiments, wie einer unserer Heeresberichte meldete, „feierlich" übergeben. Am 8. November fiel Krusevac in deutsche Hand.

10. Oktober 1915. Die Armee v. Gallwitz besetzt Semendria, am 1. November Kragujevac

8. November 1915. Krusevac in deutscher Hand

In einem knappen Monat, bei fast ununterbrochenen Kämpfen schoben sich damit die verbündeten Streitharste fast 150 km in Feindesland vor.

Inzwischen hatte die Orsovagruppe — wir erinnern uns: sie deckte ursprünglich den linken Flügel der Armee v. Gallwitz längs der Donau bis zur rumänischen Grenze — ihrerseits am 23. und 24. Oktober bei Orsova und dem Eisernen Tor den Übergang erzwungen und den Vormarsch südlich der Donau angetreten. Hier gab es am 26. Oktober hellen Jubel. Überraschend tauchte aus Berg und Wald vor den ungarischen Husaren eine bulgarische Reiterpatrouille auf: man darf den Namen des kühnen Führers wohl der Nachwelt aufbewahren: Leutnant Gedjeff hieß er! Die erste Verbindung mit der bulgarischen 1. Armee war gewonnen. Und mehr bald: Serbien war endgültig von Rumänien getrennt, ein Keil war zwischen sie getrieben und zugleich damit auch zwischen Serbien und Rußland. Der mächtige Donauweg war frei. Die österreichisch-ungarische Donauflottille, bald auch deutsche Motorboote säuberten den Strom von den zahlreichen Minen, und unter ihrem Schutz steuerten die schweren Frachtdampfer, die in den südungarischen Häfen nur zu lange unfreiwillige Rast hatten halten müssen, nach den Handelsstätten des befreundeten bulgarischen Ufers. Sie brachten wertvollstes Material, das nun auch sicheren Weg nach Konstantinopel, nach der immer noch bedrohten Halbinsel Gallipoli finden konnte!

23./24. Oktober 1915. Die Orsova-Gruppe überschreitet die Donau

26. Oktober 1915. Die Verbindung mit der bulgarischen I. Armee wird aufgenommen

Der junge bulgarische Ulanenleutnant, der bei Brza Palanka mit den ungarischen Husaren Gruß und Handschlag wechselte, kam von der Armee des Generals Bojadjieff, die, wie wir wissen, dem Feldmarschall v. Mackensen unterstellt war. Gute Arbeit hatte auch sie getan. Im breiten Vormarsch gegen



Deutsche Truppen auf dem Marktplatz in Kraljewo. Phot. Frankl

Westen drückte sie den serbischen Ostflügel tatkräftig zurück. Als dann die Verbindung mit der Armee v. Gallwitz gewonnen war, schob sie sich in mehr südwestlicher Richtung vor, warf in breiter Front die sich auch hier wacker wehrenden Serben von Stellung zu Stellung zurück, erreichte Anfang November die ungefähre Linie Boljevac (an der Straße Zajecar—Paracin) mit dem rechten Flügel und erstürmte am 3. November mit ihren mittleren Kolonnen den Kalafat, etwa 10 km nordöstlich von Nisch — gleichzeitig fast setzte der Kampf um die zweite, stark befestigte serbische Hauptstadt selbst ein, und am 6. November konnte der Heeresbericht bereits melden, daß Nisch „gegen zähen Widerstand" erobert worden wäre!

6. November 1915. Eroberung von Nisch

Ins graue Altertum reicht die Geschichte von Nisch zurück. Schon die Römer hatten die Stadt Naissus zu einer starken Festung ausgebaut; hier schlug Claudius die Goten und rettete dadurch noch einmal das Reich, hier wurde Konstantin der Große geboren. Dann eroberten und zerstörten die Hunnen die Stadt, Justinian baute sie wieder auf, aber jeder der Völkerzüge längs der großen Straße von Belgrad auf Byzanz schrieb ihr seine Blutspuren auf. Avaren, Slawen, Bulgaren kämpften um sie. Nach der Schlacht auf dem Amselfelde herrschte auf 245 Jahre der Halbmond hier; dann gelangten vorübergehend einigemale die Österreicher in ihrem Besitz. Serbisch wurde sie spät; am 15. Januar 1878 konnte König Milan seinen triumphierenden Einzug halten.

Die Entente hatte unzweifelhaft auf einen längeren Widerstand von Nisch gerechnet, gehofft. Vom Besitz der Stadt hing für sie unendlich viel ab, zumal weil sie die Bahnverbindung Belgrad—Sofia—Konstantinopel sperrte. Sie sollte sich halten, bis Hilfe kam: wiederum entweder russische . . . oder von Saloniki her. Eine Hoffnung war so trügerisch wie die andere. Die

Bulgaren packten mit eiserner Faust zu. Am 3. November hatte General Bojadjieff die Außenwerke niedergekämpft, am 4. wichen die Serben in die Stadt zurück, am 6. opferten sie ihre Nachhut und zogen über die Morawa gen Westen ab.

Erst jetzt machten sich im serbischen Heere mehr und mehr die Zeichen der Auflösung bemerkbar. Die Zahl der Gefangenen steigerte sich, ebenso die Zahl der genommenen Geschütze. An ein wirkliches Operieren, an ein Verschieben der Truppenkörper, besagt einer unserer ausführlicheren Heeresberichte, konnte die serbische Führung kaum noch denken. Wir schrieben ihr die Rückzugsrichtung vor. In den waldreichen, zerklüfteten Kopaonik, den unwirtlichsten Teil des Landes, fluteten die Massen nach Süden und Südosten zurück. Noch einmal versuchte die serbische Leitung durch einen Gegenstoß das drohende Unheil aufzuhalten oder doch Zeit zu gewinnen. Sie warf am 6. November westlich Leskovac 4 Divisionen der Armee des Generals Bojadjieff entgegen. Es kam zu sehr heftigen Kämpfen. Der greise König Peter, dem man, so unsympathisch seine Person im übrigen war, für diese Zeit eine gewisse heldenhafte Haltung nicht absprechen kann, feuerte selbst seine Truppen an, die sich aufopfernd schlugen. Es gelang den Serben wirklich, vorübergehend die rastlos drängenden Verfolger abzuschütteln. Aber schon am 13. meldeten Flieger den Abmarsch einer 10 km langen Infanteriekolonne auf Kursumlja. Die Serben hatten den ungleichen Kampf aufgeben müssen; es war ihnen jedoch immerhin gelungen, sich der drohenden Umklammerung zu entziehen.

6. November 1915 u. ff. Serbischer Gegenstoß bei Leskovac

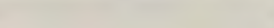
An den harten Kämpfen westlich Leskovac hatte auch der Nordflügel der bulgarischen Südarmee (General Todorow) Anteil gehabt. Auf ihre Operationen müssen wir jetzt einen wenigstens kurzen Blick werfen.

Ein dreifaches Ziel war diesen vorgezeichnet: die Armee sollte so schnell als möglich nach Westen vordringen, so schnell als möglich große Teile Mazedoniens besetzen. Dabei sollte sie sich gleichsam als Riegel den gegen Feldmarschall Mackensen kämpfenden Serben vorschieben, ihren Rückzug in südlicher Richtung versperren, ihre Umklammerung anbahnen helfen. Endlich mußte sie die in Saloniki gelandeten Truppen des Vierverbandes beschäftigen, deren Vormarsch nach Norden, ihre Vereinigung mit den Serben unterbinden.

Die Südarmee hat diese schwierigen Aufgaben glänzend gelöst. Ein musterhafteres Zusammenwirken, als es sich in den Operationen der Südarmee mit denen, die die Armee Mackensen zeigt, ist kaum auszudenken. Auch die Schnelligkeit ihres Handelns stellt die Südarmee den Bewegungen der anderen Streitkräfte gleichwertig zur Seite. In vier Teilen stieß sie fächerförmig gen Westen vor: auf Vranja zu, das schon am 15. Oktober genommen wurde; gegen Üsküb; gegen Veles und endlich in südwestlicher Richtung auf Krivolak am Wardarfluß. Besonders die beiden Mittelgruppen trafen auf sehr heftigen Widerstand, zumal am Grenzgebirge Sultan-Tepe, östlich Egri-Palenka, bei Kumanowa und Stip. Vielfach bedurfte es schwerer Kämpfe, bis die Serben wichen. Etwa am 28. Oktober hatte die Südarmee jedoch eine Linie erreicht, die sich etwa von westlich Leskovac im weiten, westlich ausbuchtenden Bogen an Vranja, Üsküb — wo die Bulgaren bei ihren Einzug am 23. von der Bevölkerung als Befreier jubelnd begrüßt worden waren — weiter westlich Veles,

15. Oktober 1915. Vranja genommen

23. Oktober 1915. Besetzung von Üsküb



Kaiser Wilhelm II. und Zar Ferdinand von Bulgarien in Nisch. Phot. A. Grohs

Negotin vorüber bis nach Walandowo am Wardar hinzog. Unaufhaltsam ging es weiter. —

Unaufhaltsam drangen auch die Streitharste der Generale v. Köveß und v. Gallwitz südwärts, die Armee Bojadjieff westwärts vor. Die Schwierigkeiten freilich wuchsen fast von Tag zu Tag.

Das Nachführen von Munition und Verpflegung, schrieb einer unserer Heeresberichte, stieß bei dem schnellen Folgen und den trostlosen Witterungsverhältnissen auf derartige Schwierigkeiten, daß die vierfache Anzahl von Nachschubmitteln nicht genügte, das Nötigste heranzuschaffen. Was bisher zum Transport für ein Korps genügte, es reichte kaum mehr für eine Brigade aus. Kolonnen konnten nur selten mehr verkehren; man war zumeist auf Tragtiere angewiesen. Trotzdem durfte nicht locker gelassen werden. Brandenburger, Bayern, Thüringer und Preußen waren es, die gemeinsam mit ihren Bundesbrüdern den letzten Teil Altserbiens kämpfend durchmaßen, den selbst die Reste des feindlichen Heeres nicht billig hergaben. Manch harter Gegenstoß mußte hier ausgefochten werden, manch erstem Anstoß folgte ein zweiter, ein dritter, um eine Höhe, einen Abschnitt sein eigen nennen zu können. Die Zeichen der Auflösung mehrten sich. Täglich wurden neue Gefangene eingebracht, in Zivilkleidern ging man massenweise zum Sieger über, Hunderte von feindlichen Verwundeten, notdürftig versorgt, wurden in sorgsame Pflege genommen; deutsche und österreichische Gefangene wurden von ihren Brüdern befreit.

Von den Hindernissen, die die Beschaffenheit des Landes und die Witterungsverhältnisse dem Vormarsch der siegreichen Heere entgegenstellten, gibt eine Schilderung von Colin Roß, einem Mitkämpfer, in der ‚Vossischen Zeitung‘ zuerst erschienen, ein packendes, lebensvolles Bild.

. . . Drei Wochen Regen, schrieb er Mitte November, haben die Straßen hoffnungslos ruiniert. Straßen? Der Name ist der reine Hohn! Wir sind von Rußlands Steppen und Sümpfen her nicht verwöhnt und erwarten von Pfaden, Wegen, Land- und Gemeindestraßen gewiß nichts. Aber wenn nicht einmal die Haupt- und Staatsstraßen, die auf der Karte so schön mit zwei dicken Strichen eingezeichnet sind, etwas anderes sind als Sumpf- und Schlammkanäle, so kann einem wohl der bange Zweifel kommen, wie es da weitergehen soll.

Solange es regnete, war es fast noch besser. Da war der Schlammbrei auf den Straßen dünnflüssig und passierbar, mochte er auch knöcheltief und stellenweise knietief sein. Roß und Reiter waren zwar bis zur Helmspitze schmutzüberspritzt, die Infanteristen bis zum Leibgurt einfach wandelnder nasser Lehm, aber die Kolonnen kamen doch durch. Jetzt nach ein paar schönen Tagen ist der grundlose Brei so zäh geworden, daß die Pferde anfangen stecken zu bleiben und die Hufe zu ziehen. Es gibt einen unheimlich glucksenden Ton. An den Rädern klebt der Brei wie Leim. Die Infanterie verliert die Stiefel.

Auf der Paßstraße, die von Kragujevac nach Süden führt, stauen sich die Kolonnen. Ein schwarzer Heerwurm ohne Ende zieht sich vom Tal die Berge hinauf. Von drei Divisionen drängt alles, was nicht weg- und pfadlos über die Gebirgskämme marschieren kann — und das vermögen nur die Infanterie und die Tragtierformationen — auf dieser einen Straße zusammen. Hintereinander stehen



Auf einer serbischen Gebirgsstraße: Munitions- und Proviantttransport mittels Tragtieren. Aufnahme der Kilophot-Ges.



Sanitätsabteilung eines bayrischen Alpenregiments auf dem Wege zur Front in Serbien
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

da: Kanonen- und Haubitzenabteilungen, Verpflegungsfahrzeuge, Proviantkolonnen, Mörserbatterien und wieder Haubitzen und Kanonen. Preußen, Hessen und Bayern.

Vor drei Jahren im Balkankriege sah ich um die gleiche Jahreszeit in Thrazien das türkische Heer. Dem nur deutsche Manöverbilder Gewöhnten erschienen die Türken in ihren abgerissenen Uniformen, mit ihren Ochsen- und Büffelkolonnen wie ein wandernder Zigeunerhaufen. Jetzt sehen königlich preußische Truppen nicht viel besser aus. Ein jedes Land gibt eben dem darin kämpfenden Heere den ihm gemäßen Charakter.

Vor dem Übergang wurden sämtliche Truppen in Süd-Ungarn neu eingekleidet. Jetzt starren Mantel, Rock und Hose von Dreck und Lehm. Die Akaziendornen und spitze Felsen haben manches Loch gerissen, das zu flicken noch keine Zeit war. Jeder Fußgänger hat sich einen tüchtigen Stock zugelegt. Die Gebirgsformationen sind bereits zu Hause damit ausgerüstet worden. Die Kopfbedeckungen wechseln vom alten Helm über den neuen spitzenlosen mit Nackenschutz bis zur Feldmütze und Wollmütze. Dazu kommen die vielen zugeteilten Österreicher in ihren verschiedenartigen Uniformen: teils bunt, teils feld-, teils hechtgrau. Dann die Zivilkutscher! Ungarn, Rumänen, Russen und Serben. Sie stecken zum Teil in Uniformen, tragen Fellmützen und Hüte, Schafpelze, buntgestickte Jacken und Opanken.

Das Bunteste aber sind die Fahrzeuge mit ihren Bespannungen. Die vorschriftsmäßigen schweren, alten Kastenwagen mußten fast durchweg zurückbleiben. Statt dessen sind die zweckmäßigen Fahrzeuge der Gebirgskolonnen gekommen, schmale, handliche Karren, die im Tandem gefahren werden. Auch solche Feldküchen haben wir. Im Vergleich zu den alten sehen sie winzig aus, wie Puppen-

küchen. Aber sie reichen bei weitem nicht. Herhalten muß alles, was Räder hat und rollen kann. Da sind Wagen dabei, die noch aus Frankreich stammen, viele aus Rußland, die Mehrzahl aus Ungarn und dem Lande selbst.

Und davor gehen Pferde aller Rassen im Zuge: schwere, knochige Belgier und Normannen, wendige Kosakenpferde, kleine ausdauernde Galizier, Ungarn und Serben. — Wo die Pferde nicht reichen, helfen Ochsen aus. Ochsen und Büffel. Die schweren Munitionskolonnen sind zum großen Teil mit den schwarzen, langhaarigen, indischen Büffeln bespannt, die so unendlich langsam, aber auch absolut sicher gehen. Ochsen aber wurden überall aus den Ställen und von den Feldern geholt, wo man sie kriegen konnte. Sie helfen die Feldküchen ziehen, die schweren Wasserwagen und die unhandlichen Trinkwasserbereiter. Oft sind Ochsen und Pferde hintereinander gespannt, oder schwere Belgier und winzige Galizier. Die ersteren in der tadellosen Beschirrung, die erst vor kurzem aus der Heimat kam, die letzteren in Sielen aus einem Gurt und Halftern aus Stricken. Auf dem Sattelpferd sitzt ein brauner Bub in Opanken und Leinenkittel, eine deutsche Soldatenmütze auf dem Kopf, und schwingt unter lautem Schreien die Peitsche.

Wir stecken mit unserer Haubitz-Abteilung, zu der ich jetzt kommandiert bin, mitten darunter. Nach dem Übergang über die Lepenica und dem Fall von Kragujevac stießen die Vortruppen auf den südlichen Höhen auf neuen starken Widerstand. Wir vermeinten, nun endlich vor der schon fast sagenhaft gewordenen starken Bergstellung zu sein. Über die Kämme zogen sich eingedeckte Gräben, und unsere Infanterie bekam massiertes Artilleriefeuer, auch aus schweren Kalibern.



Deutsche Proviant- und Munitionstruppen beim Abkochen im serbischen Bergland
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Die Gebirgsgeschütze und Feldkanonen reichten nicht aus, und so mußten die Haubitzen und Mörser heran. Die Mörser hatten es bequem. Sie konnten bei Korman am Eingang des Bergtales stehen bleiben. Während des Anstieges flogen uns zur Begleitung ihre schweren Zuckerhüte über die Köpfe.

Anfangs ging es. Der Weg verlor sich zwar bald im Bergbach, aber der Untergrund war fester Stein. Polternd rumpelten die schweren Haubitzen über die Felsblöcke. Um 3 Uhr nachts waren wir aufgebrochen. Nun stand die Sonne hoch am Himmel. Ein strahlend schöner Tag. In allen Farben schimmerte das Herbstlaub. Doch wir hatten keine Zeit darauf zu achten. Eines nach dem andern krochen die Geschütze den unmenschlich steilen Hang hinauf. Die Pferde keuchten, den Mannschaften rann der Schweiß in Strömen von der Stirn, die Stimmen der Offiziere waren rauh und heiser. Ein Bataillon Infanterie war zur Hilfeleistung angestellt. Die Serben hatten gemeint, daß in den Bergen die Infanterie die Unterstützung unserer schweren Artillerie würde entbehren müssen. Sie sollen sich täuschen. Um Mittag standen zwei leichte und zwei schwere Haubitzbatterien oben in den Bergen. Die „leichten" waren noch um ein Stück höher geklettert. — In der klaren Luft hoben sich die serbischen Stellungen deutlich ab. Die Gräben auf halbem Hang waren geschickt angelegt und vollkommen überwachsen, so daß sie sich im Farbton um nichts von den grünen Matten unterschieden.

Die Serben aber räumten unter dem Granatfeuer Graben auf Graben. Am zweiten Tage schon hatten wir nichts mehr zu tun. Die Infanterie war dem fliehenden Feind über die Berge nach. Wir konnten nicht folgen. Wir mußten den Berg, den wir mühsam hinaufgeklettert, unter den gleichen Schwierigkeiten wieder hinunter. Und dann kam unsere Abteilung als die am weitesten rechts auf die Paßstraße des Nachbarkorps. Da steckten wir nun. Vorn wurde noch gekämpft. Die Batterien und Kolonnen, die versucht hatten, einander vorzufahren, konnten nicht weiter, standen in doppelter und dreifacher Reihe auf der Straße. Von hinten wurde nachgedrängt. Am späten Nachmittag gab es ein wenig Luft, aber unendlich langsam. Ein schrittweises Vorrücken mit halbstundenlangen Pausen. Die Paßstraße ist steil, aufgeweicht und von den abziehenden serbischen Kolonnen in Grund und Boden gefahren. Acht-, zehn- und zwölfspännig werden die Geschütze die Steigung kurz vor dem Sattel hinaufgebracht. Die schweren Munitionswagen bleiben stecken. Ein Karren versinkt im Schlamm. Die Fahrzeuge müssen erleichtert werden. Infanteristen und Kanoniere schleppen keuchend, bis zu den Knien im Kot, Patronenkisten und Geschoßkörbe. Die Höhe herunter kommen in langer Reihe die Vorspannpferde.

Ein neues Anfahren. Neue Mühe. Peitschenschlagen, Rufen, Schreien, immer neues Antreiben, verzweifeltes Ziehen und Schieben. Die Pferde bleiben stehen, zitternd, mit schlagenden Flanken. Die Peitschen knallen, ziehen blutige Striemen. Die Fahrer schlagen die Sporen ein. Wildes Hüh und Hoh! Ein neuer Versuch. Der Dreck spritzt. Ein Pferd stürzt. Wieder steht der Wagen. Es geht nicht. Alles stockt. Pioniere kommen vor, füllen die schlimmsten Löcher mit Steinen, legen Bohlen und Bretterstege. Neue Arbeit. Neues Keuchen und Schreien. Ein Trupp Gefangener kommt den Berg herunter, ein paar hundert — das Gefecht steht gut. Der Kommandeur hält sie an. Sie werden auf die Geschütze verteilt und müssen helfen. Dämmerung und Nacht. Die Kolonnen biwa-



Der Vormarsch in Serbien: Endlose Kolonnen von Fahrzeugen aller Art sorgen für ununterbrochenen Nachschub von Verpflegung und Kriegsmaterial. Phot. Frankl

kieren auf der Straße. Wo der Berg freien Raum läßt, werden die Bespannungen im Feldstall untergebracht; die übrigen bleiben im Geschirr. Auf steilem Pfad klettern die Pferde zur Tränke, zum Fluß hinunter. Auf und unter den Fahrzeugen strecken sich die Leute zur Ruhe. Rote Feuer glimmen in der Nacht. —

Eng und enger zog sich der Gürtel um die Serben zusammen. Fast schien es, als ob es gelingen würde, den größeren Rest ihrer Wehrkraft völlig einzukesseln.

Auf dem äußersten rechten Flügel machte sich die Einwirkung der Visegrad-Gruppe des österreichisch-ungarischen Generals Sarcotic erkennbar, die bisher hauptsächlich gegen Montenegro gesichert hatte, jetzt aber im erfolgreichen Vormarsch auf Nova-Varos war. Sie hatte damit auch bereits Fühlung mit der unmittelbar östlich von ihr vordringenden Armee v. Köveß gewonnen, die sich Mitte November den Grenzen des Sandschak Novipazar näherte, das ehedem unter österreichisch-ungarischer Verwaltung gestanden hatte; am 20. nahmen in ihrem Verband fechtende deutsche Truppen Novipazar; in der Nacht vom 23. zum 24. November besetzten sie die Hauptstadt Mitrovica, wobei ihnen über 12000 Gefangene und reiches Kriegsmaterial in die Hand fielen. Am 18. hatte die Armee Gallwitz Kursumlja genommen. Beide Armeen — Köveß und Gallwitz — blieben im unaufhaltsamen Vormarsch auf das Amselfeld, auf dem einst das Schicksal Serbiens auf Jahrhunderte hinaus durch den Sieg Sultan Murads entschieden worden war. Man hatte Grund zur Annahme, daß sich hier die Serben noch einmal östlich der Sitniza stellen würden. So war auch die Armee des Generals Bojadjieff in gleicher Richtung angesetzt; schon am 20. stritt sie wacker im Raum von Pristina.

23./24. November 1915 Besetzung von Mitrovica

Von drei Seiten her, von Norden und Nordwesten durch General v. Köveß, von Norden und Nordosten durch General v. Gallwitz, von Osten und sogar von Südosten durch die Bulgaren wurden die Serben gleichzeitig scharf angefaßt. Am 23. nahmen deutsche Truppen Pristina; am 24. wurden die letzten serbischen Nachhuten vor der Front des Feldmarschalls v. Mackensen geworfen. Die Serben wichen auf der ganzen Linie. Ihrem schwächeren Versuch, nördlich Prisren an der Grenze Albaniens, noch einmal Halt zu machen, bereitete die Armee Bojadjieff ein schnelles Ende. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit hatte sie nachgestoßen und nahm schon am 29. Prisren, wobei noch 15000 Serben die Waffen streckten.

23. November 1915 Pristina besetzt

29. November 1915 Besetzung von Prisren

Damit war das Schicksal der serbischen Armee besiegelt. Ihr völlig erschütterter Hauptteil — doch wohl mehr, als man ursprünglich annahm — flüchtete, sich immer mehr auflösend, über die verschneiten Paßwege nach Albanien. Augenzeugen haben grauenvolle Bilder dieses Rückzuges gezeichnet, der an Furchtbarkeit dem Rückzug der großen französischen Armee von Moskau nicht nachgestandenzu haben scheint. Einzelne Verbände waren über die montenegrinische Grenze entkommen, wo sie sich den Streitkräften Nikitas anschlossen; eine geringere Zahl scheint sich auf Saloniki durchgeschlagen zu haben. Bruchteile mögen über Rumänien russische Boote erreicht haben.

Und wieder setzten die verbündeten Heere zur Verfolgung ein, trotzdem der Winter scharfen Einzug gehalten hatte. Die Armee v. Köveß wendete sich westwärts, um mit den Montenegrinern Abrechnung zu halten; am 8. Dezember besetzte sie Ipek. Die Bulgaren unter General Bojadjieff verfolgten die durch Albanien flüchtenden, die Wehrpflichtigen jüngsten Jahrgangs und leider viel Gefangene aus der Zeit der ersten österreichischen Offensive mit schleppenden Serben,

8. Dezember 1915. Armee v. Köveß besetzt Ipek



Brand in einer serbischen Stadt, der durch „Feldgraue“ gelöscht wird. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

nahmen ihnen noch die kümmerlichen Reste ihrer Artillerie und ihres Trosses ab und schoben Vorhuten bis Elbassan vor. Die Armee v. Gallwitz endlich trat, im Anschluß an Teile der bulgarischen Südarmee, sofort den Vormarsch in südlicher Richtung an; schon am 3. Dezember konnte sie ihren Einzug in Monastir — Bitolia — halten. Freilich nicht, ohne daß sie vorher die tapfere Abwehr der verhältnismäßig schwachen serbischen Truppen, die auf Monastir hatten ausweichen können und nun unter Oberst Wassic brav wie überall kämpften, blutig hätte brechen müssen.

3. Dezember 1915. Deutsche und bulgarische Regimenter besetzen Monastir

Knapp zwei Monate waren seit der Bezwingung der Donau und Save vergangen, und in dieser knappen Frist waren die großen Ziele des Feldzuges vollkommen, bis zum letzten erreicht worden. Über 150 000 Gefangene, etwa 500 Geschütze, ungeheure Munitionsmassen, Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Automobile waren die Kriegsbeute. Die serbische Armee war zerschmettert, auf lange Zeit hinaus waren selbst die Reste kampfunfähig; mühsam wurden sie erst an der albanischen Küste und auf Korfu, das die Entente trotz des Einspruchs des neutralen Landesherrn, Griechenlands, besetzte, wieder hoch gebracht. Nicht zuletzt aber: Die starke Barriere, die Serbien zwischen den Mittelmächten und der Türkei gebildet, war zerschnitten. Schon war der Donauweg offen, schon arbeiteten Pioniere und Eisenbahntruppen eifrig an der Wiederherstellung der Schienenstränge nach Konstantinopel. Es währte nicht allzulange, bis der erste ‚Balkanzug‘ aus deutschen Landen zum Goldenen Horn fahren konnte.

Und wo war das Saloniki-Heer der Entente geblieben? Wo die so innig versprochene Hilfe Frankreichs und Englands für die serbischen Bundesbrüder?



Serbische Gefangene vor ihrer Weiterbeförderung auf einem Bahnhof
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft



König Peter von Serbien auf der Flucht aus seinem Lande. Phot. Underwood & Underwood

Allmählich hatten die fortgesetzten Landungen diese ‚Orientarmee' auf wohl über 100000 Mann gebracht, doch sie befand sich in einer Lage, wie sie ähnlich kaum ein anderer Abschnitt der Kriegsgeschichte für ein großes Heer gekannt hat. Zwischen ihr eingekeilt standen nämlich starke griechische Divisionen, zwar in der durch den Verrat des griechischen Ministerpräsidenten erzwungenen wohlwollenden Neutralität, aber immerhin hemmend wirkend. Außerdem war die Armee des Generals Sarrail schon damals ein merkwürdiges Gemengsel französischer Territorial- und Kolonial-Truppen, von Senegalesen und Marokkanern, von weißen und farbigen Engländern, von versprengten Serben. Viel mit ihr anzufangen war keineswegs — selbst für einen tüchtigen Führer, wie Sarrail es wohl war. Vorläufig schanzte er.

Schon Anfang November hatte General Todorow mit seiner bulgarischen Süd-armee dem Feinde gegenüber gut gewählte Stellungen nördlich der griechischen Grenze bezogen. Leichtere Angriffe wies er mühelos ab — und wartete. Wartete, bis die Kämpfe gegen die Serben in der Hauptsache entschieden waren, bis Ende November. Dann ging General Todorow angriffsweise vor, nahm die feindlichen Vorstellungen und schlug zwischen dem 9. und 12. Dezember an der Straße Strumica—Walandowo—Doiran die Engländer, im Tal des Wardar gleichzeitig die Franzosen so kräftig, daß sie auf der ganzen Front den Rückzug antraten. Am 13. Dezember konnte gemeldet werden: „In Mazedonien hat die Armee des Generals Todorow die Orte Doiran und Gewgheli genommen. Kein Engländer und Franzose befindet sich in Freiheit auf mazedonischem Boden."

9./12. Dezember 1915 General Todorow: Siegreicher Vormarsch der Bulgaren in der Richtung Saloniki

Damit war — vorläufig — das Ziel der Bulgaren, die sich auch in diesem Abschnitt des Feldzuges auf das tapferste geschlagen, erreicht. Nicht militärische,

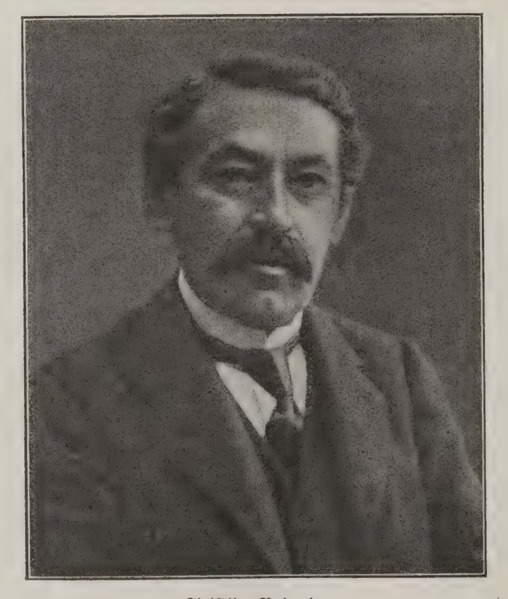
sondern politische Rücksichten — die Rücksicht vor allem auf Griechenland — stellten sich der weiteren taktischen und strategischen Ausnutzung des Sieges entgegen.

Scharf aber hatte sich die Einwirkung der serbischen Niederwerfung schon vorher auf die innere Politik der Vierverbandsländer geltend gemacht. Vor allem auf Frankreich. Am 18. Oktober nahm einer der Hauptheter zum Kriege, der französische Minister des Äußern, Delcassé, seinen Abschied, wobei er seinen Entschluß öffentlich mit „Meinungsverschiedenheiten über die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten" begründete. Das ganze Kabinett brach kurz darauf zusammen. Ende Oktober übernahm der ehrgeizige redegewandte Briand die Neubildung. Die Grundzüge der Politik Frankreichs wurden freilich dadurch nicht geändert, da ja der selbstbewußte, verschlagene Advokat Poincaré an der Spitze der Republik blieb. Am 31. Oktober erklärte der frühere Botschafter in Berlin, Jules Cambon, jetzt als Generalsekretär Briands eine der treibenden Kräfte im Kabinett: „Unsere Losung bleibt Friede nur durch Sieg und die Zerschmetterung des deutschen Militarismus."

Ende Oktober 1915. Briand an der Spitze des französischen Kabinetts

Der deutsche Militarismus: das war das große neue Schlagwort. Von dem französischen Militarismus, der die letzte Volkskraft des Landes opferte, von dem russischen Zarismus, der immer neue Hunderttausende zur Schlachtbank schleppte, gar von dem britischen Marinismus, der bekanntlich nur für die Freiheit der Meere und das Wohl der neutralen Kleinstaaten stritt: von ihnen durfte in den Ländern des Vierverbandes niemand sprechen. Übrigens sollte England außer dem Marinismus bald auch den Militarismus haben, die Nachformung der geschmähten deutschen allgemeinen Wehrpflicht. Nachdem schon Ende Mai das Große Koalitionsministerium gebildet worden, das zum ersten Male in der Geschichte Englands aus beiden Parteien, den Liberalen und den Torys, die sich vereinten (bei welcher Gelegenheit auch der bisherige Marineminister, der großsprecherische Churchill, ausgeladen worden ist), wurde zunächst ein hartes Munitionsgesetz durchgedrückt, das die Beschaffung ungeheurer Vorräte sichern sollte und zu diesem Zweck etwaige Streikgelüste der Arbeiter — es hatte daran nicht gefehlt — unterbinden sollte. Darauf wurde in der sogenannten Registrierungsbill eine Vorstufe zur Wehrpflicht geschaffen, vor der man noch etwas Scheu heuchelte. Noch betrieb ja Lord Derby, der Rekrutierungslord, mit allen nur erdenklichen Reklamemitteln den Rekrutenfang; aber es genügte nicht, so daß just am Jahresschluß Mister Asquith im Unterhaus erklären mußte: er würde nunmehr die Annahme des Dienstzwanges beantragen.

Ende 1915 Anbahnung der Allgemeinen Wehrpflicht in England



Aristide Briand, französischer Ministerpräsident



Unterkunft österreichisch-ungarischer Truppen im Karst. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Zwölfter Abschnitt

Entlastungsoffensiven. — Die dritte und vierte Isonzoschlacht. — Das Scheitern der Dardanellen-Unternehmung.

Bei den Ententegenossen dämmerte es wohl, daß es in der bisherigen Weise nicht weiter gehen könne, wenn wirklich der selbstverständlich „ganz sichere, endgültige" Sieg erfochten werden sollte. Es rang sich der Gedanke größerer Einheitlichkeit des Handelns durch. Noch nicht in der Form, die er später annahm, als wirklich der Versuch festeren Zusammenwirkens der verschiedenen Glieder und Fronten gemacht wurde. Aber schon jetzt wurde die sogenannte „Entlastungsoffensive" auf den Schild erhoben. Mit anderen Worten: geriet der eine Teil mehr oder minder, sei es im Angriff, sei es in der Verteidigung, in die Klemme, so sollte ein anderer zum schleunigen tatkräftigen Handeln übergehen, um mindestens zu verhindern, daß wir, die Mittelmächte, unsere inneren Linien und unsere überlegenen Bahnen voll ausnutzen, Korps und Divisionen schnell von einer Front zur anderen werfen könnten.

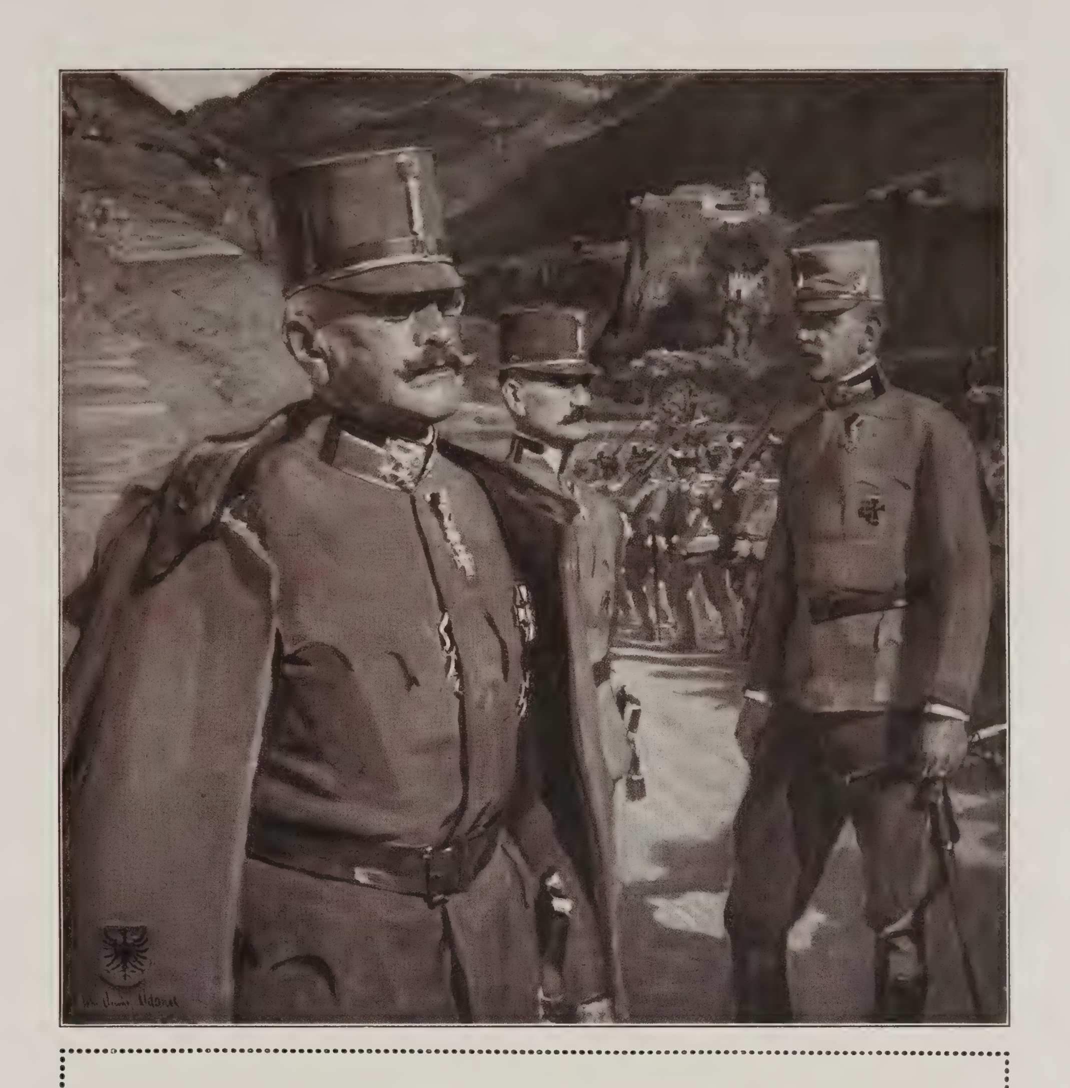
Der Gedanke war an sich nicht übel. Nur hatte diese Entlastungsoffensive zunächst die Eigentümlichkeit, eigentlich immer zu spät zu kommen. Joffre und die Engländer griffen, wie wir gesehen haben, in Frankreich erst an, als der russischen Dampfwalze in Galizien, in Polen und Kurland schon längst der Atem ausgegangen war und ihre Räder rückwärts rollen mußten. Das Saloniki-Unternehmen

das König Peter und die Serben retten sollte, kam überhaupt nicht zur Handlungsreife. Nicht anders erging es Cadorna, dem italienischen Oberstrategen.

Selbstverständlich sollte auch Italien „entlasten", sollte die österreichisch-ungarische Heeresleitung zwingen, alle ihre an den Südgrenzen des Kaiserstaats in der Front befindlichen Kräfte dort, wo sie standen und kämpften, zu belassen. Angreifen sollte Cadorna deshalb und immer wieder angreifen. Dazu ließ er sich denn auch bereit finden, wie man ihm und dem italienischen Heere denn überhaupt den offensiven Geist nicht absprechen kann. Aber das Angreifen und die damit verbundenen schweren Blutopfer genügten nicht. Auch eingreifen sollte Cadorna — auf dem Balkan nämlich, als der serbische Peter auf die schiefere Ebene geriet und die Maschinerie um Saloniki stille stand. Italien sollte starke Kräfte nach Saloniki werfen, sollte an der östlichen Adriaküste landen. Gegen das erstere Begehren sträubte sich Cadorna, sehr mit Recht, bis aufs äußerste. Er wußte, daß er im Bereich der „Unerlösten," gegen die feste Mauer der österreichisch-ungarischen Verteidiger sein ganzes Heer gebrauchte, wenn er überhaupt einen Erfolg ernten wollte. Gegen den zweiten Wunsch zeigte er sich schließlich, aber wiederum sehr spät, etwas williger; denn am Ostufer der Adria gab es immerhin italienische Bestrebungen, alte italienische Interessen zu vertreten: Albanien und Epirus winkten von dorther lockend genug. Davon werden wir später noch hören.

In der ersten und zweiten Isonzoschlacht, im Juni und Juli 1915, hatten sich die Italiener, ohne irgend nennenswerte Fortschritte zu erlangen, blutige Köpfe geholt. Als Ende Juli die zweite Isonzoschlacht abzuflauen begann, war Cadorna seinem ersten Hauptziel, Görz, kaum um einen Schritt näher gekommen, von dem größeren Ziel aller Angriffe — Triest — ganz zu schweigen. Wenn dann am Isonzo das härteste Ringen großen Umfangs vorläufig stockte, so hörten die Kämpfe darum nicht auf. Fast täglich lagen die österreichischen Stellungen unter schwerem Geschützfeuer, fast täglich wußten die Heeresberichte von Teilvorstößen und deren Abwehr zu berichten.

Nicht anders war es an den übrigen Fronten, in denen sich die österreichisch-ungarische Armee dem Vordringen der Italiener entgegenzustemmen hatte: fest blieben die aus dem venetianischen Gebiet ins Kärntner Land hinüberführenden Pässe, zumal die Übergänge bei Pontebba und Plöcken, in der Hand des Verteidigers. Auch an der Tiroler Front vermochte der Gegner keine Vorteile von irgend welcher Bedeutung einzuheimsen. Verschlossen und verriegelt blieben den Italienern die Zugänge zu dem dritten Ziel ihrer Wünsche, gegen Trient. Vergebens ließ hier Cadorna seine Bataillone wieder und wieder Sturm laufen; vergeblich suchte er die tapferen Verteidiger, die General von Dankl zu immer neuer Standhaftigkeit aufzuspornen verstand, aus westlicher und östlicher Richtung, vom Stilfser Joch und vom Tonale her, wie vom Brentatal aus, zu fassen; vergebens versuchte er in der Front, im fruchtbaren, schönen Etschtal, wie über die Hochebene von Lafraun (Lavarone) weg den Stier an den Hörnern zu packen. Hier und dort durfte Cadorna den fieberhaft erregten Gemütern seiner Italiener einen kleinen Geländegewinn melden, der in Wirklichkeit gar nicht wertete. Ebensowenig wertete, wie die langdauernden verlustreichen Kämpfe, die er in strategisch richtiger Erkenntnis gegen die Bahnlinie Franzensfeste—Villach einleitete: auch hier, in den



Generaloberst Viktor Dankl mit seinem Stab

Gemälde von J. Q. Adams

(Im Besitz des k. u. k. Heeresmuseums in Wien)

Dolomiten, um Schluderbach, im Sextental, am Monte Cristallo, kamen die Italiener über kleine örtliche Gewinne nicht hinaus. Vielleicht genügte es auch. Der „Piazza“ nämlich, dem Straßenpöbel der italienischen Großstädte, Roms und Mailands vor allem.

Übrigens waren in Tirol auch deutsche Truppen anwesend: die deutsche Reichsregierung hatte beim Abbruch der diplomatischen Beziehungen, nach der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn, durch den Fürsten Bülow ausdrücklich dem wackeren Herrn Sonnino erklären lassen: daß die Italiener auch auf deutsche Truppen treffen würden, wenn sie zum Angriff schritten. Daraus den Kriegsfall gegen das Deutsche Reich herzuleiten, hielten die geschäftskundigen Herren in Rom damals nicht für zweckmäßig. Erst viel später kamen sie, auf das Drängen ihrer politischen und militärischen Verbündeten in Paris und London hin — und durch die Wutschreie der „Piazza“ zu dem Entschluß, dem Reich den Krieg zu erklären.



General Joffres Besuch an der italienischen Front. Im Bilde rechts im Vordergrunde König Viktor Emanuel

So kam allmählich der Herbst 1915 heran, und Cadorna rüstete zu einem neuen großen Stoß gegen die Isonzofront. Man hatte ja ohne Zweifel gelernt. Von Joffre gelernt, der sogar höchstselbst nach Italien gekommen war und in Begleitung des Königs und Cadornas die italienischen Maßregeln besichtigt und begutachtet hatte. Zwar war Joffres gewaltige Offensive in der Champagne und im Artois wahrhaftig nicht gerade geglückt; immerhin ließen sich aus Erfolgen und Mißerfolgen Lehren ziehen. Vor allem Lehren über die Notwendigkeit einer ungeheueren Artillerievorbereitung, über das Bereitstellen der Angriffsmassen und über die Angriffsart in dichten, aufeinanderfolgenden Wellen.

Aber auch die Österreicher waren nicht müßig gewesen. An ihrer Front hatten sie in der Zeit verhältnismäßiger Ruhe unausgesetzt gearbeitet, immer tiefere Gräben dem Fels abgerungen, neue Zugangswege geschaffen, gute Unterkunftsräume, teilweise unter Benutzung gewaltiger Höhlen für die Reserven, weitere günstige Artilleriestellungen gefunden. Überallhin waren Telephon- und Telegraphenleitungen verlegt, von den vordersten Gräben bis zu den höchsten Kommandobehörden. Überall waren große Geschoßreserven aufgehäuft, überall waren auch für die Verpflegung selbst der in erster Linie liegenden Kampf-

truppen umfassende Vorbereitungen getroffen. Man trat dem erwarteten Angriff anders, besser gerüstet gegenüber als in den beiden ersten Isonzoschlachten, wo vieles in kurzer, knapper Zeit improvisiert werden mußte.

Von den Stellungen unserer Verbündeten entwarf während des Kampfes der bekannte italienische Kriegsberichterstatter Luigi Barzini, dem man in der Tat eine scharfe Beobachtungsgabe nachrühmen muß, eine eindrucksvolle Schilderung:

Die von den Österreichern getroffenen Vorbereitungen im österreichisch-italienischen Kampfgebiet wurden durch die Erfahrungen des großen Krieges unterstützt. Sie sind mit allen raffinierten Hilfsmitteln des modernen Krieges versehen. Dieser Tatsache gegenüber war es notwendig, sich von Anfang an in Geduld zu fassen. Das Frontgebiet ist mit Fallgruben übersät; und vor manchen Stellungen sind die Drahthindernisse in besonderer Weise liegend auf der Erde angebracht, damit die gegnerische Artillerie sie nicht zerstören kann. Sie sind unsichtbar; doch wenn ein Sturm unternommen wird, ziehen die Verteidiger das Ganze mit einer Seilvorrichtung hoch, und die Hindernisse nehmen, unerwartet und unbeschädigt, ihre Stellung ein. Manchmal, wenn das Feuer unserer Geschütze sich als ganz zielsicher erweist, oder wenn eine heimliche Truppenbewegung vor sich gehen soll, werden die österreichischen Stellungen in dichten, den Blick abwehrenden Rauch gehüllt. Auf diese Art wurden die wichtigsten Stellungen in Festungen verwandelt. Da die Bodenerhebungen den strategischen Notwendigkeiten nicht genügten und die natürlichen Schutzwehren nicht ausreichten, hat der Gegner die künstlichen Hindernisse ins Unendliche vervielfacht. Stahl und Zement, Stacheldrahtverhaue und andere Drahthindernisse, die sich wie die Gewebe einer ungeheuren Spinne über die Abhänge breiten, sind die hervorragendsten Behelfe dieser Kriegstechnik. Die Straßen hinter der Schlachtfront sind keineswegs verödet. Ein seltsames, von ferne kaum sichtbares Leben kriecht hinter den Fronten hin und her, bis zu den friedlichen Zeltlagern der Reserven. Die österreichischen Geschütze senden einen Schauer von Feuer gegen die Straßen; sie suchen die Adern zu entdecken, die dem Herzen der Front die Nahrung zuführen. Und mit klopfendem Atem verfolgt man die Abenteuer der Begleitmannschaften, die sich auf diesen Straßen bewegen. Manchmal, zwischen dem fortrollenden Donner der Kanonen, hört man ein Brüllen, tiefer und mächtiger als die übrigen Stimmen, das jedes andere Geräusch übertönt. Das sind die berühmten österreichischen Haubitzen. Und die Landbevölkerung, die aus dem bombardierten Gebiet nach rückwärts zieht, bringt einen Schwarm von Berichten über diese neuen Kriegswaffen. Der hauptsächlichste Zielpunkt dieser Ungeheuer war Carmone. Bei der ersten gewaltigen Detonation, die alle Gebäude erzittern ließ, verbreitete sich das Gerücht, daß ein Munitionslager explodiert sei. Eine Menge von Soldaten und Beamten rannte umher. „Was ist geschehen? Wo?" rief man hastig durcheinander. Eine Welle von Rauch wälzte sich aus dem Feld heran. Als die Wolke sich verzogen hatte, erblickte man ein Loch in dem Erdboden von 15—20 Fuß im Durchmesser und 10—12 Fuß Tiefe. In diesem Augenblick entstand ein lautes, langgezogenes Brüllen in der Luft. Und gleich darauf wurde eine neue Rauchwolke sichtbar, und es ertönte eine neue Explosion. Das waren die ersten schweren Schüsse . . . Das große Schlachtgebiet ist nur in Umrissen zu erkennen. Einzel-

Skoda-Mörser im Feuer. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

heiten entziehen sich jedermanns Beobachtung. Donner und Rauch — das ist's, was man hört und sieht. Die Linien des modernen Kampfes sind in den weiten Landstrichen so gut wie unkenntlich. Doch von allen Stellungen dringen Berichte zu uns, kurze, atemlose, lakonische Meldungen, von schnellen Boten, die hierhin und dorthin eilen. Die Örtlichkeiten, die in diesen Berichten genannt werden, liegen in blassem Nebel, und doch vermeinen wir sie schon zu kennen. Ihre Namen erklingen uns freundlich oder feindlich, gleichgültig oder wild und drohend, je nach den Berichten, die wir über sie vernehmen. Und so wird die Natur im weiten Umkreis der Kampfzone selbst lebendig. Das ganze Gebiet ist von einem dämonischen, atmenden Leben erfüllt. Das Profil von Podgora erscheint grausam und widerspenstig, und der düstere, hohe Sabotino scheint Wache zu halten wie ein Spion. Dahinter erhebt sich der Monte Santo, unter dessen schneebedeckter trügerischer Kuppe österreichische Artillerie verborgen ist. Und weiter abseits liegt der für uns unsichtbare Monte Caterina, dessen Hänge sich von Geschützmündungen sträuben sollen. In dem Krieg von heute sind die Soldaten unsichtbar. Sie sind klein geworden in dem ungeheuerlichen Umfang des Gebietes ihrer Tätigkeit. Aber in der scheinbaren Verlassenheit des Schlachtfeldes sind die Orte selbst mit den verschiedenartigen Eindrücken des Landschaftsbildes gleichsam die eigentlichen Kampfgegner geworden. Gespenstische Kämpfer, voll Wildheit, Leidenschaft und Kraft. Von Berg zu Berg schallt dieses Gigantenduell in den rollenden Tönen des Donners. — — —

Gliederung des italienischen Angriffs

Zwei große Armeen setzte Cadorna ein, neun Armeekorps mit mindestens 24 Infanterie-Divisionen, zwischen denen noch einzelne Alpinigruppen eingeschoben waren. Gegen die Hochebene von Doberdo sollte die 1. Armee des Herzogs von Aosta, nördlich davon die 2. Armee unter General Frugoni vorgehen: zusammen etwa 320000—350000 Mann mit rund 200 schweren und wenigstens 1300 Feld- und Gebirgsgeschützen. Am 18. Oktober begann die Artillerievorbereitung, die sich bald zum heftigsten Trommelfeuer steigerte. Vorher schon und während des Geschützkampfes suchten die Italiener, entgegen ihrer früheren rücksichtslosen Angriffsart, sich in Sappen an die Hauptangriffspunkte heranzuarbeiten. Sappeure nutzten die Nachtstunden, um die Minen vor der österreichischen Linie zu sprengen, in die Drahtverhaue Eingangspforten zu schneiden. Es blieb nicht unbemerkt. Man hörte die Arbeiten: das Knirschen der Meißel im Stein, das Klingen der Drähte; die Scheinwerfer spielten, und in ihren Lichtbündeln suchten die Geschütze ihre Ziele. Dann wurde es wieder still — still vor dem Sturm.

Artillerie-Vorbereitung 18. Oktober 1915

Bisher hatten sich die italienischen Truppen, zumal die Norditaliener, niemals schlecht geschlagen; die Alpinis sogar vorzüglich. Trotzdem hielt es Cadorna für notwendig, die Angriffstüchtigkeit der Seinen durch einen besonderen Befehl anzuspornen, der immerhin ein seltsames Licht auf die Stimmung im italienischen Heere wirft. Bei einem Gefallenen fand man den Runderlaß:

Armeeoberkommando, Operationsabteilung, Büro für verschiedene Angelegenheiten, Sektion für Instruktionen und Disziplin.

Zirkularerlaß Nr. 3525 (an alle Offiziere ausgegeben).

In Ergänzung der im Zirkularerlaß Nr. 1 festgelegten Grundsätze über die Disziplin im Kriege gebe ich noch nachfolgendes bekannt und verlange, daß es sofort in die Tat umgesetzt werde:

1. Die Disziplin ist die geistige Flamme des Sieges. Es siegen die bestdisziplinierten Truppen, nicht die bestausgebildeten. Es siegt, wer im Herzen den hartnäckigen Willen zum Siegen und die unerschütterliche Zuversicht auf Erfolg hat.

2. Wahre Disziplin zeigt sich im Geist und in der Form: Sie muß aus innerstem Herzen hervorgehen und Vorgesetzte und Untergebene in heiliger Liebe verbinden. Sie muß aber auch stets unbedingten Respekt in allen Handlungen, auch in Äußerlichkeiten, fordern.

3. Jeder Soldat muß sicher sein, in seinem Vorgesetzten im Notfall Bruder oder Vater zu finden. Er muß aber auch überzeugt sein, daß der Vorgesetzte die heilige Vollmacht besitzt, Widerspenstige oder Feiglinge niederzumachen.

4. Jeder muß wissen, daß im Angesicht des Feindes nur ein Weg für alle offen steht: jener der Ehre, der zum Siege oder Tode in den feindlichen Linien führt. Jeder muß wissen, daß, wer versuchen sollte, sich zu ergeben oder zurückzuweichen, raschestens, noch bevor er diese Schande auf sich ladet, vom Blei der hinter ihm stehenden Truppen oder von den Kugeln der hinter den Kampftruppen zur Beaufsichtigung verwendeten Karabinieri ereilt werden wird, wenn er nicht schon früher von seinem Offizier kalt gemacht wurde.

5. Wem es gelingen sollte, diesem heilsamen, abgekürzten Verfahren zu entkommen, der wird der unerbittlichen, exemplarischen und sofortigen Aburteilung durch die Militärgerichte verfallen. Zur Schande des Betreffenden und zum warnenden Beispiel für die anderen ordne ich an, daß die Todesstrafen stets in Anwesenheit von entsprechenden Abordnungen der Truppenkörper zu vollziehen sind.

6. Wer sich ergibt und lebend in die Hände des Feindes fällt, wird sofort in contumaciam verurteilt werden. Die Todesstrafe wird nach Beendigung des Krieges vollzogen werden.

Die Vorgesetzten aller Grade sind mir persönlich für die genaueste Durchführung aller dieser Bestimmungen verantwortlich. — — —

Fünfzig Stunden dauerte das Trommelfeuer. Dann mochte die italienische Führung hoffen, glauben, was die Franzosen in der Champagne gehofft und geglaubt hatten: daß alles Leben in den österreichischen Gräben getötet wäre. Der Sturm brach los.

Kämpfe vom 18.—28. Oktober 1915

Aber wie sich die Franzosen täuschten, so irrten auch die Italiener. Aus den zerschossenen Gräben und Unterständen erhoben sich die Verteidiger, ihr Feuer flutete vernichtend über die Angriffswelle. Die gut geborgenen Maschinengewehre sprühten. Und wenn und wo die Italiener bis an die vordersten Linien herankamen, warfen sich ihnen die Österreicher, die Ungarn mit dem Bajonett entgegen, schleuderten sie ihre Handgranaten in den Hexenkessel. Tag um Tag, Nacht um Nacht währte das blutige Ringen, um am 28. Oktober seinen Höhepunkt zu erreichen. Noch einmal setzte die italienische Führung neu herangezogene Reserven ein. Sechsmal hatten die Italiener die vorderen Stellungen auf der Hochebene von Doberdo, bei Sagrado, am Monte Michele schon in der Hand — sechsmal wurden sie von heraneilender Reserve herausgeworfen; dreimal wiederholte sich das furchtbare Spiel am Görzer Brückenkopf und bei Sante Lucia, dreimal nördlicher

im Krngebiet am heiß umstrittenen Mrzli Vrh. Immer wieder siegte der kraftvolle Gegenstoß. Lemberger Infanterie, die braven Honved-Regimenter Nr. 3 und 4, kernige Dalmatiner, die so gar nicht zu den „Unerlösten“ gerechnet werden mochten, unter die sie die Italiener gern einreihen wollten, zeichneten sich besonders aus.

Hören wir, was ein Augenzeuge, der Kriegsberichterstatter Geyer im „Berliner Lokalanzeiger“ über die dritte Isonzoschlacht schrieb:

Um Görz

Wenn man vom Giardino Publico in Görz auf die Höhe der Podgora blickt, die einst ein Kastanienwald gewesen ist, in den aber so viele tausend Granaten fegten, daß auf dem jetzt kahlgefressenen Bergrücken nur noch ein paar einsame Baumstämme ragen und drei Steinkreuze die Beschießung überdauern, dann hat man ein Bild des Kampfes um Görz. Zu Füßen eines Bergplateaus liegt die Stadt da, als müßte der Italiener bloß mit der Hand über den Berg greifen, sie an sich zu nehmen. An keinem anderen Abschnitt unserer südwestlichen Front mag von den Italienern ihre Hilflosigkeit und vergebliche Mühe tragischer empfunden werden, als wenn sie vom Kirchturm in San Floriani auf die leuchtende Stadt Görz blicken, die Cadorna seinem Publikum so oft versprochen hat. Seit dem 18. Oktober leiten die italienischen Beobachter in den zwei grauen Fesselballons am Himmel von Görz ihren Granathagel gegen unsere Stellungen auf der Podgora und am Monte Sabotino. Salve folgt auf Salve, manchmal kracht es ganz in der Nähe. Da ist dann eine Granate über den Bergkamm nach Görz gefahren. In der Gegend des Bahnhofs von Sankt Peter platzen italienische Schrapnells, aber der Verkehr geht ungehindert weiter. Dort oben auf den Hängen der Podgora, wo abends in den Unterständen elektrische Lichter aufflammen, halten Dalmatiner, galizische und ungarische Truppen dem Ansturm der Italiener, den sie seit fünf Monaten aushielten, auch in diesen schweren zwei Wochen der dritten Görzer Schlacht stand. In den Erzählungen der Offiziere, die sie mit erlebten, wachsen die Heldentaten unserer Soldaten zu wunderbarer Größe. Es gab Tage wie den 28. Oktober, wo auf der Podgora und dem Monte Sabotino allein an 5000 schwere Granaten gezählt wurden, und keiner unserer Soldaten wankte. Die feindliche Artillerievorbereitung gegen die Brücken-



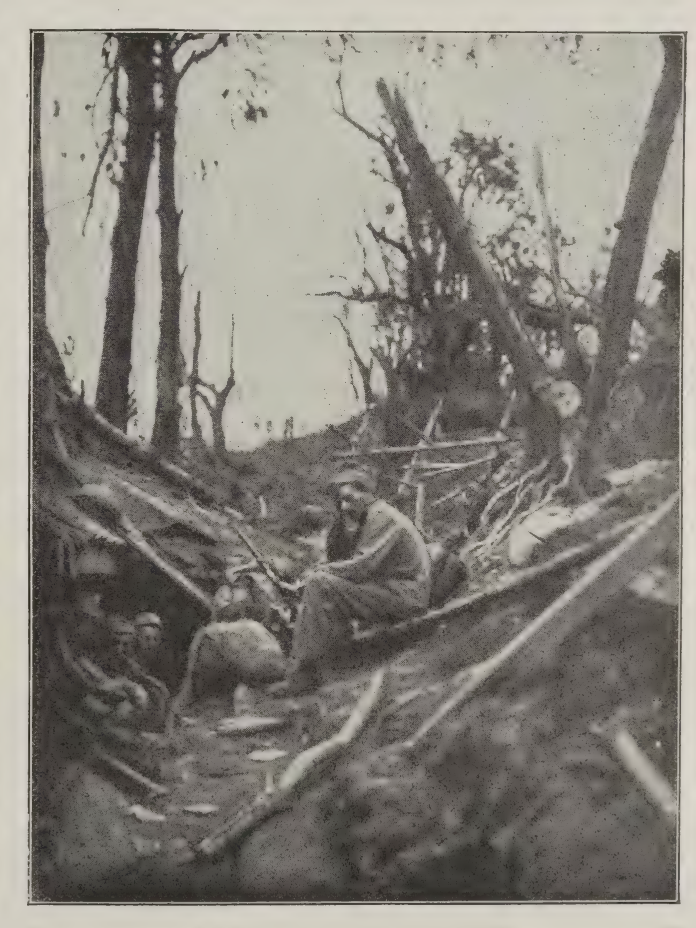
General Zeidler (×), der tapfere Verteidiger von Görz

Dalmatiner, Galizier, Ungarn in der Abwehr

kopfstellung gehört zu den gewaltigsten Artillerieanstrengungen, die in diesem Kriege unternommen wurden. Bei der in ihrer Gesamtheit fast unveränderten Umrißlinie unserer Stellungen hatten die Italiener seit fünf Monaten Zeit, sich mit ihrer brillant arbeitenden Artillerie auf verschiedene Punkte genau einzuschießen. Sie taten es auch, und die Zielsicherheit ihres Feuers war oft überraschend. Aber unsere Infanterie hielt allen Kalibern stand. Es war bewundernswert, wie die Leute am Donnerstag, den 28. Oktober, einem der denkwürdigsten Tage aller Isonzoschlachten, ihre Gräben auf der Podgora wieder in Besitz nahmen, nachdem die Italiener bereits einzelne Grabenstücke besetzt hatten. Die Hornisten bliesen das Signal zum Sturm, während dalmatinische Landwehr und Lemberger Infanterie mit gefälltem Bajonett unter lauten Rufen in die Gräben drangen, die die Italiener schon in sicherem Besitz wähnten. Unser Maschinengewehrfeuer half den Stürmenden, so daß sie nach kurzem Handgemenge wieder in ihren Gräben waren, aus denen sie nun erst viele italienische Leichen räumen mußten, denn die Bajonette hatten ihre Schuldigkeit getan. Die zurückflutenden feindlichen Kompagnien wurden von unserem Maschinengewehrfeuer so dezimiert, daß das Terrain vor unseren Stellungen mit Leichen der Feinde übersät war. Die Italiener arbeiteten bei ihren Angriffen viel mit Wurfgranaten, auch Sprenggelatinebüchsen kamen in Verwendung. Die Artillerievorbereitung, mit der sie die Infanterieangriffe einleiteten, schwankte bei einzelnen Unternehmungen in Zeiträumen von zwei bis sechs Stunden.

Gegenstoß auf der Podgora 28. Oktober 1915

Die 50stündige Beschießung, die vom 18.—21. Oktober die Offensive begann, erfolgte aus über 150 schweren und der zehnfachen Zahl von leichteren Geschützen. Unsere Artillerie erwiderte ununterbrochen, so daß das gegnerische Geschützfeuer an manchen Punkten vorübergehend aussetzte und auch ganz verstummte. Am



Schützengraben auf der Podgora-Höhe

1. November brachte der Gegner neue Kräfte gegen den Brückenkopf ins Treffen, wieder wurden nach stundenlanger Artillerievorbereitung mehrere Infanteriestürme angesetzt, und es gelang dem Feind, zerstörte Grabenstücke und Granattrichter vorübergehend zu besetzen, bis diese wieder in unsere Hände fielen. Die mit genauester Präzision schießende österreichisch-ungarische Artillerie nahm ganze Sturmkolonnen unter Feuer, so daß die Italiener auch in den ersten Novembertagen wieder immense Verluste hatten. Bei der Heftigkeit dieser Kämpfe versteht es sich, daß unsere Verluste nicht gering sind, aber sie stehen in gar keinem Verhältnis zu dem ungeheuren Aufgebot, mit dem dieser Angriff in Szene gesetzt wurde, und den kolossalen Verlusten, die unsere Verteidigung dem Feind zufügte.

Italienische Flieger

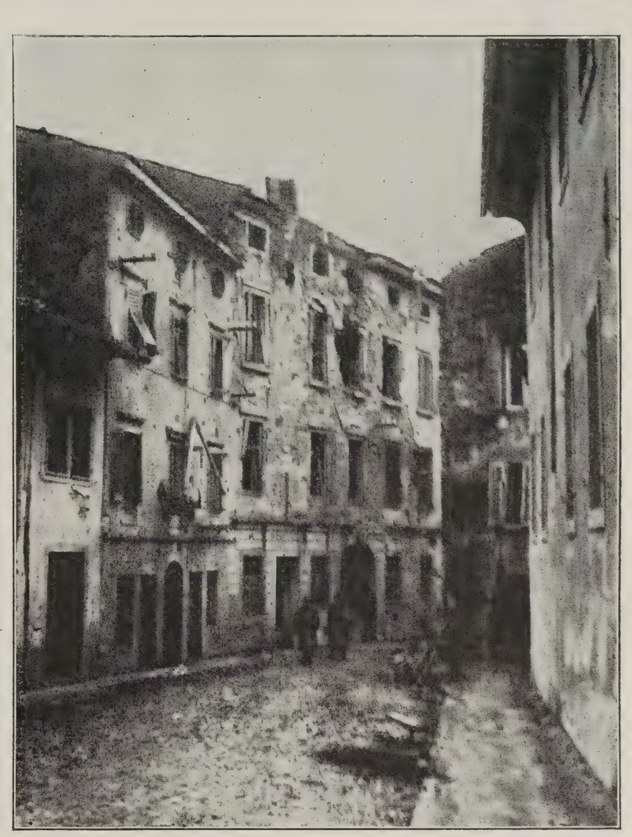
Italienische Flieger entwickelten während der Schlacht bei Görz eine sehr rege Tätigkeit. Ihre neuen Kampfflugzeuge vom Caproni-Typ, die mit ihrem übermäßig langen Rumpf wie gepanzerte Riesentauben aussehen und, mit beweglichen Maschinengewehren ausgestattet, von zwei Motoren eine Energie von mehr als 200 Pferdekräften beziehen, kreuzten öfters über der Stadt. Einmal erschien auch des Nachts ein lenkbares Luftschiff und warf an mehreren Punkten Bomben ab, die aber an dem völligen Mißerfolg des allgemeinen Angriffs gegen den Brückenkopf von Görz nichts änderten und nur kleine Beschädigungen verursachen konnten. Inzwischen donnern die Kanonen weiter, und Infanteriestürme bleiben auf der Tagesordnung. Offiziere, die mitten in den Kämpfen stehen, sagen mir, sie hätten nicht den Eindruck, als wäre die Schlacht am unteren Isonzo bereits zu Ende. Die Italiener sind allerdings außerstande, das atemlose Tempo der letzten Oktobertage augenblicklich weiterzuhalten, denn die Zahl ihrer Verluste ist ungeheuer groß. Unsere Beobachter melden, daß auf den italienischen Bahnlinien ein Lazarettzug nach dem anderen rolle. Bei der schweren Artillerie scheint außerdem Munitionsmangel eingetreten zu sein, was bei dem Eifer bei ihrer Arbeit in den letzten zwei Wochen nicht weiter zu verwundern ist. Aus Befehlen und Aufzeichnungen, die bei toten und gefangenen Offizieren gefunden wurden, geht hervor, daß die italienische Heeresleitung diesmal das Äußerste versuchen will, irgendwo einen Durchbruch zu erzielen. Der Wortlaut aller dieser Befehle der kommandierenden Generale wendet sich an die Ehre und Tapferkeit des Offiziers und der Soldaten, auf die das Volk hoffe und durch die diesmal der Sieg errungen werden müsse, koste es, was es wolle. So ist meiner Ansicht denn auch zu erwarten, daß die Italiener mit neuen Truppen, die sie von der Dolomitenfront und aus Reserveformationen des Hinterlandes ergänzen, die augenblicklich ein wenig ruhende Offensive gegen unsere Isonzostellungen bis zur neuen völligen Erschöpfung wiederaufnehmen werden.

Wiederaufflammen der Kämpfe am 10. Novbr. 1915

Es kam in der Tat so. Nachdem Ende Oktober die Schlacht abgeflaut war, setzte sie schon am 10. November von neuem ein, erbitterter fast, als bisher. Wieder hatten die Italiener Reserven herangeführt, frische Truppen und neu aufgefüllte Divisionen. Wieder richteten sich, nach heftigster Artillerievorbereitung, die Infanterieangriffe sowohl gegen die Hochebene von Doberdo, zumal den Monte Michele, vier — besonders stark — gegen den Görzer Brückenkopf, die Stellungen um die Podgorahöhe, den Abschnitt von Oslavia; nördlich dehnten sie sich zeitweise bis zum Tolmeiner Brückenkopf aus. Der Erfolg blieb aus. Wohl drangen

die Angreifer mehrfach in die österreichisch-ungarischen Stellungen ein: immer wurden sie durch frische Gegenstöße wieder herausgeworfen; meist aber brachen die Vorstöße, die teilweise mit erstaunlicher Wucht ausgeführt wurden, fünf-, sechsmal hintereinander, bei Tag und bei Nacht, schon im Feuer zusammen. Verlief der eine Tag etwas ruhiger, so setzte der Kampf am nächsten stets desto schärfer ein. Der 22. war ein Ruhmestag für die Dalmatiner Landwehr, die, wacker unterstützt durch ein Krainer Regiment, bei Oslavia den Italienern, die sich in einem Teil der Gräben festgesetzt hatten, blutigste Lehre erteilte; am 23. erging es den Angreifern am Monte San Michele und vor San Martino nicht besser; hier holten sich ungarische und kärntner Bataillone frische Lorbeerreiser; am gleichen Tage zeichneten sich die Steirer bei Selz aus. Am 25. warfen, wiederum am Monte San Michele, die alpenländischen Infanterieregimenter Nr. 7 und Nr. 27 den Feind; am 27. brach bei Oslavia das dalmatinische Infanterieregiment Nr. 22 sechs wütende Stürme; am 29. bewährte sich Egerländer Landsturm bei San Martino. Es war ein herrliches Wetteifern unter den Truppen: alle Stämme der Habsburger Monarchie kämpften mit gleicher Todesverachtung gegen den verhaßten Feind.

22. Novbr. 1915. Dalmatiner und Krainer bei Oslavia; 23. Novbr. 1915. Kärntner bei San Michele; Steirer bei Selz; 29. Novbr. 1915 Egerländer bei San Martino



Blick in die Via Morelli in Görz, in der fast alle Häuser von Granaten getroffen wurden.

Doppelt verhaßt jetzt: dieser Gegner! Denn er überschüttete nun die Stadt Görz selbst, die er bisher leidlich geschont, mit seinen schwersten Geschossen; am 18. November allein warf er über dreitausend Granaten auf den schönen blühenden Ort. Schon bei Beginn der neuen Kämpfe hatten Gefangene ausgesagt: wenn es diesmal nicht gelinge, Görz zu erobern, solle die Stadt einem Trümmerhaufen gleich gemacht werden. Und so geschah es. Bald loderten überall die Flammen auf; der militärische Schaden blieb gering, der Sachschaden stieg von Tag zu Tag, unter der Einwohnerschaft mehrten sich die Toten und Verwundeten. Je mehr die italienische Heeresleitung während des stattfindenden Ringens die Nutzlosigkeit ihrer Angriffe einsehen mußte, desto stärker wurde das Bombardement,

desto zahlreicher wurden Bomben und Brandgranaten auf die Häuserzeilen geworfen. Geradezu planmäßig wurde Görz in Trümmer gelegt. Am 26. November meldete der österreichische Tagesbericht: der bisherige Schaden an Baulichkeiten ist mit 25 Millionen zu bewerten, jener an Privateigentum, Kunstwerten und Sammlungen überhaupt nicht einzuschätzen.

Und draußen, an der Front tobte das Ringen weiter, als könne es kein Ende finden. Ein Mitkämpfer, Franz Friedrich Oberhauser, gab ein packendes Bild von diesem blutigen, erbitterten Kampf.

Schrapnells und Granaten, schrieb er, zerrissen die Nebelbänder des jungen Tages. Die Schrapnells übertrommelten das Granatendonnern und wollten durchaus eine Steinriegelwand demolieren, hinter der, nachlässig gedeckt, zwei Fässer mit rostigen Ofenröhren standen. Brüllend und wütend krachten die schweren Granaten ein, warfen furchende Steinlawinen in die Luft und arbeiteten, wie sie an dem einzig höllischen Ansturm der letzten zehn Tage der „Lissaschlacht", wie wir sie nennen, gearbeitet hatten. Die leichten Geschütze hasten salvenweise. Die schweren fetzenden Granatenbatterien verdoppeln sich zwischen Artillerie und Infanterie und überschütten die Schützengräben, reißen die schnellgebauten Steinwände zusammen und steigern die Qual der Infanterie, auszuharren, bereiten um sie eine glühende Hölle. Heiß und schwüler wird es. Kein Mensch hat auch nur eine Vorstellung von jenem Feuerwall, der am Morgen beginnt, den ganzen Tag über anhält, daß die Hänge brennen, das Gestein in Krachen fliegt, die Bäume am Hang oben splittern. Die Welt scheint unterzugehen, unsere Braven aber halten treue Wacht. Schaut auf zu ihnen, die jene unter den Menschen sind, die am nächsten und tiefsten dem Tode ins Angesicht geschaut.

Sie halten den Graben. Nur eins bitten, fiebern sie, eisern gebannt: Stürmen!

Es ist Abend geworden. Es kommt die Nacht. Überernst spannt sie eine dunkle überflimmerte Schleierwand auf, ein stiller Mond geht durch die Nacht, und drunten in der weißen Ebene am Isonzo verlöschen die Feuerblitze der Batterien. Ein Wind steigt auf, rafft eine Wolkenherde zusammen, springt hart in die Nacht. Plötzlich wird es schwarz. Blitze reißen in die Nachtwand, vorne grollt es. Ein Gewitter kommt. Und auch unten beginnt es sich zu rühren. Da rüsten sich die Unseren zum Empfang des stürmenden Feindes. Noch ist alles still, wieder vergeht eine Weile in Bangnis und Unsicherheit. Manchmal blitzt unten ein Schein auf, ein Licht in den Isonzowirbeln. Da steht ein Lichtkegel in den Himmel, fliegt über die Schützengräben, aber die Unseren sind ruhig und gedeckt. Plötzlich wieder ein Granatenschrei unter den Gräben vor uns. Und da reißt es weit vorne den Lichtkegel ab. Das feindliche Licht scheint nimmermehr, der Turm der Kirche fiel. Mitternacht. Der Feind zögert. Die Nacht dehnt sich, das Wetter hat Himmel und Nacht zerrissen, rauscht, singt und klopft. Blitze grellen, die Erde hallt den Donner wider, und der Regen rauscht, die Wolken lichten sich. Tausend Bilder steigen, die Frage bangt in die Nacht, dort vorne ist der Feind, vielleicht hundert Schritte nah. Eine wundersame Sicherheit füllt einen mitten unter unseren Leuten, die in einer der größten Schlachten das Vaterland verteidigen. Und dieses eiserne Aushalten führt den Feind zur Verzweiflung, der tages- und wochenüber hundert-



Leichtverwundete vor einem Bauernhaus im Görzischen

salvig die Stunde ausschreit, bis man die Schüsse nicht mehr zählen kann, wie sie erbarmungslos einherspringen. Unsere harren: nun komme, Feind!

Aber vor dem Morgengrauen kam er nicht. Wir hatten alle Erwartung auf einen Sturm aufgegeben. Da brüllte plötzlich ein Schuß weit in die Ebene. Und wie eine heulende Meute rasselten Tausende andere nach. Klopften trommelnd an die lichte Wand der Nacht. Der Sturm begann. Die ganze Front brannte. Eine Feuerzeile, die zuckte, sprang, wogte. Der Regen hörte auf. Es lichtete sich der Himmel. Noch stand die Nacht am Himmel. Sterne blinkten wieder und der Mond stieg in die lichtende Tagfrühe. Der Sturm reift. In wurrlender, wirbelnder Nacht drang es über die Grabenränder und flutete vor, und da war ein einziger Schrei: „Hurra — — a!“ Und der Spielmann blies zum Sturme.

Da prallten sie zusammen. Ich weiß nicht, wie seltsam einem da ist, wenn ferne die Bajonette blitzen. Die Kolben fliegen und sausen krachend nieder. Dem Mann im Wirbel versinkt die Welt links und rechts, er sieht nur die Schande brennender Untreue, sieht flüchtig die Millionen bittender Hände — hilf dem Vaterlande! Der Anprall wird immer wütender; weichend teilen sich langsam die Bersaglieri in die nachkommenden Kompagnien. Der Morgen steigt licht auf — das Morgenrot beginnt zitternd mit sanftem Schein über das Feld zu fliegen. Dann springt es hell auf, blutet im Himmelsrund, groß kommt die Sonne. Und wir schlagen die Italiener zurück. — — —

Bis in die zweite Dezemberwoche dauerte die vierte gewaltige Isonzoschlacht. Am 7. Dezember flammte das Geschützfeuer noch einmal zu größter Stärke auf;

noch einmal wagte der Feind am Nachmittag dieses Tages einen großen Infanterieangriff, drang in dichten Massen gegen die Hochebene vor, gegen den Monte San Michele, gegen San Martino. Wieder schien sich ihm zunächst das Waffenglück zuzuneigen; er gewann an einzelnen Stellen Boden. Aber als der Abend dämmerte, war er überall geworfen, vielfach im heißen Handgemenge.

Es war — vorläufig — der letzte Versuch gewesen. Ruhe trat ein. Nur die Geschütze sprechen noch fort.

Italienische Verluste

Hunderttausende hatte Italien vor der Isonzofront liegen lassen, hingeopfert. Diese Front aber stand fest und unerschüttert. Es war durchaus zutreffend, wenn der österreichisch-ungarische Bericht vom 23. November kündete: „Heute, ein halbes Jahr nach der Kriegserklärung unseres einstigen Bundesgenossen, sei mit aller Deutlichkeit festgestellt, daß wir die zu Beginn des Krieges gewählte Verteidigungsfront allenthalben, am Isonzo nun schon in der vierten Schlacht, siegreich behaupten. Seit Beginn der Kämpfe vermochte der Feind sich nicht einmal jenen Zielen zu nähern, die er im ersten Anlauf zu erreichen hoffte. Wohl aber hat ihn der Krieg an Toten und Verwundeten bereits eine halbe Million Männer gekostet."



General der Infanterie von Boroevic (×)

Eine halbe Million! Und die ‚Piazza' jubelte zu den eingebildeten Erfolgen Cadornas.

Ruhig und gesichert lag hinter der Front Triest — — — Der wackere General von Boroevic und sein tapferes Heer hatten gesiegt. Rundweg gesiegt: es gibt auch einen Sieg der Abwehr!

In jenen ereignisreichen Monaten bereitete sich auch der Schicksalsschluß für das große, mit so vielen Hoffnungen begonnene, schon in seinen Anfängen verfehlte, dauernd von Mißerfolgen schwerster Art begleitete Dardanellen-Unternehmen der Entente vor, um kurz nach Jahresende ein überaus klägliches Ende zu finden.

Wir müssen zurückgreifen in unserer Darstellung.

Im dritten Abschnitt dieses Bandes hatten wir die Ereignisse auf der Halbinsel Gallipoli bis zum Monat Mai verfolgt, bis zur erfolgreichen Abwehr der ersten Landungen, dem Festnageln der Ententetruppen hart am Strande an der Südspitze der Halbinsel und bei Ari Burun, und bis zum erfolgreichen Ein-

greifen der ersten deutschen Unterseeboote, durch welche die schweren englischen und französischen Panzer fast dauernd in achtungsvoller Entfernung von der Meerenge gehalten wurden.

Wir wiesen darauf hin, wie die leitenden Herren der feindlichen Heerführung damals einsehen mußten, widerwillig genug, daß sie mit der bisher geübten Angriffsweise nicht weiter kamen, daß der Einsatz ganz anderer Kräfte nötig wurde, um wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges zu gewinnen.

Der Kampf ging zunächst in eine Art von Stellungskrieg über, freilich unterbrochen durch häufige Vorstöße, bei denen bald die Türken, bald die Engländer die Angreifer waren; immer sind dabei die beiden Hauptgruppen des Ringens, die Südgruppe an der Südspitze der Halbinsel, die nördliche Gruppe an der bei Ari Burun, später an der Suvlabucht und bei Anaforta, zu unterscheiden. Einzelne Teile der Schützengräben wechseln den Besitzer, einen bleibenden Erfolg erringt keiner der Kämpfer. Allmählich bringt der Feind aber mehr und mehr schwere Geschütze an Land; das Ringen der Artillerie wird stärker und stärker. Leider müssen die Türken sehr vorsichtig mit der Munition umgehen, die zeitweise recht knapp ist. Am 4. und 5. Juni folgen lebhafte Infanteriekämpfe bei Eltschi-tepe. Die Engländer greifen an; Marschall Liman-Sanders befiehlt den Gegenstoß: die verlorenen Gräben, so lautet der Befehl, müssen unter allen Umständen zurückerobert werden. Und es gelingt. Die Hoffnung der Verbündeten, die englische und französische Flagge vom Gipfel des Eltschi-tepe flattern zu sehen, schreibt ein Stabsoffizier aus dem Stabe des Marschalls in seinem schönen Büchlein „Gallipoli“ (Verlag Aug. Scherl in Berlin), versinkt auf immer in ungewisse Ferne ... am 9. Juni kann der Draht nach Konstantinopel berichten, daß an der Südfront wieder Ruhe herrscht ... Nach dem tosenden Flammenmeer der Feldschlacht glimmt der unausgesetzt zehrende Funke des Stellungskrieges fort. Mit roher Gewalt, mit all den Zerstörungsmitteln, die Kultur und Technik des 20. Jahrhunderts nur zu ersinnen vermochten, auf der einen, mit Witz, List und orientalischer Verschlagenheit auf der anderen Seite, wird jener Auflösungsprozeß vollführt, der noch einmal die Kräfte des modernen Abendlandes an der schon fast zur Sage gewordenen Urkraft des Osmanentums mißt.

4. bis 8. Juni 1915 Kämpfe bei Eltschi-tepe

Fast täglich wird eine Unmenge von Kriegsmaterial eingebracht, und die türkischen Soldaten in den vordersten Schützengräben haben es sich schon fast zu einer Art von Sport gemacht, nachts auf eigene Faust Streifzüge in die feindlichen Stellungen zu unternehmen. Nie kehren sie leer heim. Einmal sind es ein paar Gewehre, die sie mitbringen, ein anderes Mal ein Scherenfernrohr, bei einer dritten Gelegenheit wiederum schleppen sie gleich ein ganzes Maschinengewehr samt der dazu gehörigen Munition herbei. Besonders die letzteren sind eine überaus beliebte Beute. Die Zahl der Maschinengewehre, die uns entweder im Kampfe oder durch nächtliche Streifzüge in die Hände fallen, wächst allmählich so an, daß man im Armee-Oberkommando der 5. Armee darangehen kann, aus ihnen ganze Kompagnien zu bilden, die mit englischer Munition nun gegen die früheren Besitzer in Tätigkeit treten.

Bringt der Tag dem Marschall auch noch so viel Mühe und Arbeit, er läßt es sich nie nehmen, diese Kompagnien zu besichtigen, die einen doppelt erfreulichen

Zuwachs der Streitkräfte bilden. Der Fliegerabteilung ist aus Deutschland eine ganze Anzahl von Tauben und Kampfflugzeugen zugeflogen, und Hauptmann Serno, der Feldflugchef, versteht es gründlich, seinen Fliegern beim Feinde zu Ansehen zu verhelfen. Allenthalben und zu jeder Stunde, bei ruhigem Wetter oder bei Sturm sausen die türkischen Fliegerbomben den Verbündeten auf Schiffe und Magazine, in Munitionslager, Kolonnen und Reservestellungen. Zahlreiche Erkundungsflüge, die über das Ägäische Meer, über Samothraki, Imbros, Lemnos und Tenedos führen, werden unternommen. Neben den feindlichen und natürlich auch den eigenen Stellungen, über deren Ausbau, Vordringen und Zurückebben, sind doch die Schützengräben immer in einer gewissen, fast unmerklichen Bewegung, worüber die Fliegerphotographie die zuverlässigste Auskunft gibt, sieht der Beobachter hoch oben in den Lüften manches, was dem an die Scholle Gebundenen entgeht. Auffällig ist da zunächst die Einteilung der ganzen, jetzt öden Halbinsel in unzählige Rechtecke von verschiedener Breite und Länge. Es sind dies die verlassenen Felder früherer Generationen. Jahrhunderte mögen verflossen sein, da fleißige Ackerbauern auf diesen Flächen hier sorgfältig die Steine absammelten und den hölzernen Pflug hinter dem Büffelgespanne durch den fetten Boden führten. Wuchern da auch jetzt Dornen und Gestrüpp, so ist dennoch aus der Vogelperspektive noch deutlich die Spur der alten Kulturarbeit sichtbar und gibt einen erfreulichen Ausblick in die Zukunft, in der all dieser ursprünglich so gute Boden unschwer wieder dem Ackerbau zugänglich gemacht werden kann. Auch dem Archäologen bietet der Flug über das an historischen Ruinen so reiche Land manchen Fingerzeig. Auch des preußischen Oberleutnants, zurzeit osmanischen Hauptmanns Buddeke, der sich hier den hohen Orden Pour le mérite durch Abschuß von sieben feindlichen Flugzeugen erwarb, sei gedacht. — Den „Falken" nannten die Türken den jungen Offizier.



Kampfflieger Hauptmann Buddeke. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Von Mitte Juli ab mehrten sich die Anzeichen, daß die Verbündeten einen neuen großen Schlag vorbereiteten. Das Eintreffen sehr starker Truppentransporte auf den Inseln Tenedos, Imbros, Lemnos wurde gemeldet.

Am 6. August, gegen Mittag, setzten unter stärkster Artillerieunterstützung durch die feindlichen Panzer Kämpfe ein, die zunächst als Scheinangriffe betrachtet werden konnten. Vom Abend dieses Tages an aber entwickelten sie sich zu einer großen Schlachthandlung.



Türkischer Doppeldecker auf einem Erkundungsflug über den Dardanellen
Zeichnung von Professor M. Zeno Diemer
Rechts unten Tschanak Kalessi, gegenüber Kilid Bahr; weiter zurück ganz links Maidos; in der Mitte die Landspitze Nagara, dahinter die nördliche Dardanellenstraße

Wenigstens auszugsweise seien hier die packenden Schilderungen wiedergegeben, die der soeben erwähnte Stabsoffizier in seinem Buch „Gallipoli" über dies blutige Ringen gibt.

Am Abend des 6. August schreitet Hamilton (der englische Oberbefehlshaber) zu jener großzügig angelegten Unternehmung, die den Verbündeten vom Kodja Djemendagh aus die Dardanellen öffnen und gleichzeitig die türkische Armee von ihren rückwärtigen Verbindungen abschneiden soll. Wäre diese Operation geglückt, so war dann der Weg nach Konstantinopel frei, dem bedrängten Rußland konnte über das Schwarze Meer die ersehnte Hilfe kommen, die türkische Armee auf Gallipoli geriet in eine äußerst bedrängte Lage, und Sir Jan Hamilton hätte seinen Namen für ewig in das Buch der großen Strategen dieser Welt einzeichnen können.

Jeder, der die nun folgenden Kämpfe mit angesehen hat, wird ohne Zögern dem Todesmut und der Tapferkeit der in der Suvlabucht gelandeten Truppen das höchste Lob zollen. Die „Anzaks", wie die englischen Blätter das „Australian Newzealand Armycorps" nannten, kämpften wie die Löwen. Schlug die so glänzend erdachte Unternehmung fehl, so hat eben Sir Hamilton im Führer der 5. türkischen Armee (Marschall Liman-Sanders) einen Meister gefunden, der das angedrohte Schach in wenigen Zügen mit Schachmatt beantwortete.

Tiefschwarz senkte sich am 6. August die Nacht hernieder. Unaufhörlich hatte es den Tag über geregnet. Kein Schimmer des Mondes, kein Funkeln der Sterne vermag durch die schwere Wolkenwand zu dringen. So dunkel ist es, daß man kaum die Hand vor den Augen sieht. Mit abgeblendeten Lichtern fahren die großen Transportschiffe in die Suvlabucht ein. Nicht einmal ihre Umrisse werden gesichtet. Phosphoreszierend schäumen die Wellen am Strande empor. Dahinter aber dehnt sich die unheimliche Leere der dunklen Nacht. Wie in einen Schleier gehüllt ist alles, was dort vorgeht. Ohne ein Wort, geräuschlos gleiten die Truppen in die mitgeführten Leichter. An der Nord-, an der Südspitze und gegenüber dem Tusla Göl steigen Neuseeländer und Australier wie auf Katzensohlen an Land. Müssen sich auch die türkischen Vorposten vor der erdrückenden Übermacht vor der Hauptstellung am Rande der Höhen, die die Niederung des Tusla Göl im Westen umsäumt, zurückziehen, so meldet doch gleichzeitig das Feldtelephon dem Armeeoberkommando die Landung starker Kräfte. Unverzüglich alarmiert Liman-Pascha die zum Schutze des Sarosgolfes im Nordosten der Halbinsel stehenden zwei Divisionen und zieht sie in Eilmärschen nach Anaforta heran. Gleichzeitig wird auch die Division Djemil-Bei vom rechten Flügel der Südtruppe nach dem Kodja Djemendagh in Marsch gesetzt. Der in der Suvlabucht gelandete Gegner richtet sogleich den Softa- und Lala-tepe zu Brückenköpfen ein, um dort weitere Landungen sicherzustellen.

Ein anderer Teil des Anzak-Korps landet südlich der Suvlabucht, an der Mündung des Asmak-dere. Gleichzeitig marschieren die 13. Kitchener-Division und eine aus Neuseeländern und Australiern gebildete gemischte Division, die die Landungsbrücken bei Ari Burun benutzt hatten, dicht an der Küste entlang nach Norden. In den ausgetrockneten Betten des Sasli-dere, des Aghll-dere und in einer zwischen beiden Tälern parallel laufenden Schlucht wenden sie sich nach Osten



Englisches Lager auf Gallipoli am Strande der Suvla-Bucht. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

dem Kodja Djemendagh zu. Am Morgen des 7. August marschieren zwei weitere Divisionen, die in der Nacht in der Suvlabucht gelandet sind, nach Süden ab, um sich mit den am Asmak-dere Gelandeten zu vereinigen.

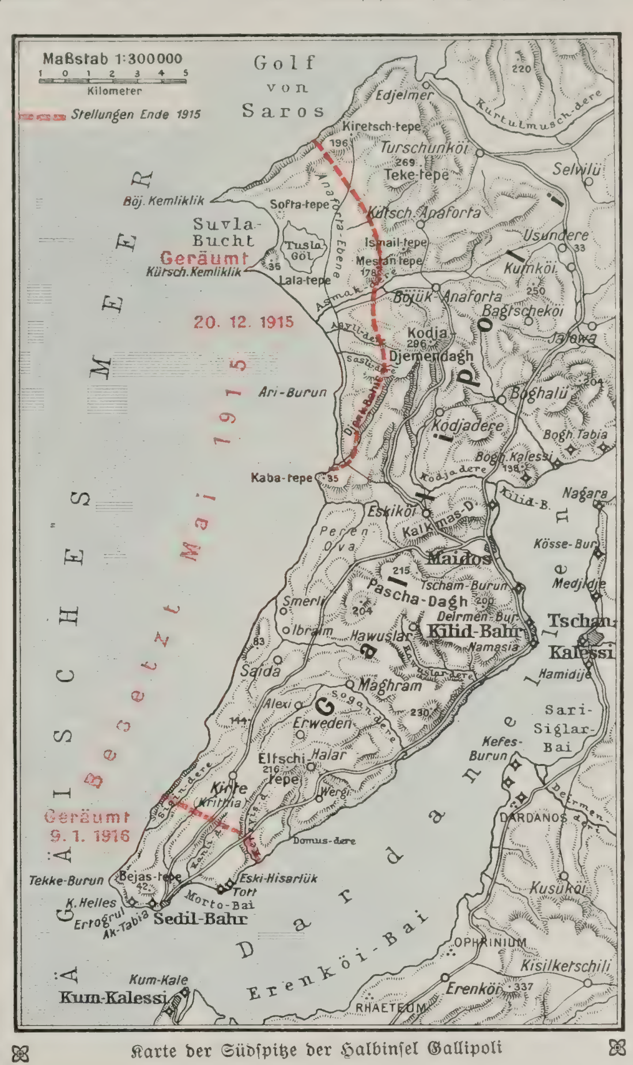
Oberst Kannengießer (Führer einer der türkischen Divisionen) hatte in der Nacht vom 7. zum 8. den Befehl erhalten, nach dem rechten Flügel der Nordgruppe abzumarschieren. Mit dem ersten Licht erreicht er an der Spitze zweier Regimenter den Djonk Bahir, einen südöstlichen Ausläufer des Kodja Djemendagh, just in dem Augenblicke, da sich auch der Feind, der diese Höhen vom Meer aus, geschützt durch das Dunkel der Nacht, unbehelligt erstiegen hat, anschickt, sich dort einzugraben. Schnell ist der Angriffsbefehl erteilt. Ein paar Schnellfeuersalven krachen gegen die gerade mit Schanzarbeiten beschäftigten Anzakleute, dann setzt sich der Führer

selbst an die Spitze seiner Regimenter und führt sie zum Sturmangriff gegen die Überraschten vor. Der Gegner schickt sich gerade an, in wilder Flucht die Höhe zu räumen, da durchschlägt ein Infanteriegeschoß dem Führer, der, seiner Truppe weit voraus, mit gezogenem Degen vorstürmt, die Brust. Vor den Augen seiner Leute bricht er bewußtlos zusammen. Ein Stutzen, ein Stocken geht durch die Reihen der Stürmenden. Hätte sie doch der von allen geliebte Aleman miralai (deutsche Oberst) zum sicheren Siege geführt, nun aber . . . In dem Augenblicke, da die Stockenden, die doch soeben noch so erfolgreich Boden gewannen, langsam zurückweichen wollen, trifft mit der 4. Division Djemil-Bei ein. Er übersieht sofort die Lage, übernimmt das Kommando, und neu belebt geht unwiderstehlich der Angriff vorwärts. Allenthalben werden die Briten von den Höhen geworfen. Auf halbem Hange erst kommen sie zum Stehen und können sich, dort in den Schutzbereich ihrer Schiffsgeschütze gelangt, eingraben.

Etwa ein Regiment des Angreifers war am gleichen Morgen von der Landungsstelle von Softa-tepe, der Nordspitze der Suvlabucht, aus nach dem Kireisch-tepe gerückt und dort auf das Gallipoli-Gendarmeriebataillon, ältere, zum Teil schon weißbärtige Leute, die sich sämtlich von der Halbinsel rekrutieren, gestoßen. Es gelang der Übermacht nicht, die Braven, die ihre Heimat dort oben verteidigten, aus ihren gutangebrachten Stellungen zu vertreiben. Eine andere Abteilung des Feindes war durch den fast völlig ausgetrockneten Tusla Göl und von Lala-tepe her gegen den Mestan-tepe vorgegangen. Hier gelang es dem Angreifer, sich festzusetzen. In der Nacht vom 7. zum 8. werden noch weitere erhebliche Truppenmassen an der Suvlabucht ausgeladen. Sehr empfindlich macht sich nun der Mangel an schwerer Artillerie und ausreichender Munition auf türkischer Seite geltend. Hätte man doch sonst der feindlichen Transport- und Schlachtflotte, die ruhig zwischen den beiden Landzungen der Suvlabucht, durch ein beide Spitzen verbindendes Stahlnetz gegen U-Bootangriffe geschützt, ankert, den Aufenthalt unmöglich machen und die Landung ganz erheblich erschweren können.

Noch ruht die Nacht auf Gallipoli, als sich der Heerführer, nur von seinem Adjutanten begleitet, auf die Höhen nördlich von Anaforta begibt, um selbst zu sehen, was der anbrechende Morgen des 8. August bringen wird. Mehr als dem spähenden Auge wahrnehmbar ahnt das Gefühl dort drüben am Strande den gewaltigen Heerwurm, der sich in raupenhaften Windungen von der Suvlabucht der Küste entlang nach Süden zieht. Ab und zu glaubt man das kurze Aufblitzen einer Taschenlampe zu bemerken. Keinen Laut erhascht das aufmerksam lauschende, spürende Ohr. Von den Schiffen in der Bucht ist noch nichts zu erkennen. Da blitzt ein Licht auf: kurz, lang, kurz, kurz. Signale! Gegen fünf Uhr wird es heller . . . Und nun setzt ein wahrer Orkan von Eisen und Blei ein. Die gesamte Flotte dort draußen richtet ihr Feuer gegen den Kodja Djemendagh, der bald völlig den Anblick eines tätigen Vulkans bietet. Der ganze Bergkegel ist in eine Wolke von vielfarbigem Rauch, Staub und Gischt gehüllt. Noch regt sich nichts auf türkischer Seite. Dann aber, gerade als das Höllenkonzert seinen Höhepunkt erreicht hat, setzen die in der letzten Nacht unter ungeheuren Anstrengungen auf die Höhen nördlich und südlich von Anaforta in Stellung gebrachten türkischen

Haubitzen ein. Vereinzelt nur fällt da und dort ein Schuß. Muß doch auf unſerer Seite mit der ſo koſtbaren Munition gewaltig hausgehalten werden. Sehr geſchickt hat der Angreifer an den Landungsſtellen Feldlazarette, von denen weithin ſichtbar das Zeichen des Roten Kreuzes flattert, aufgeſtellt. Sie müſſen laut Armeebefehl auf das ſtrengſte reſpektiert werden . . . Der Marſchall ſteigt zu Pferde. Iſt ſeine Anweſenheit doch an anderer Stelle erforderlich. Oben am Kodja Djemendagh ſtehen zwei Diviſionen unter dem Befehl Djemil-Beis. Er hat ſeine Leute in den zahlreichen Hängen, Spalten und Schluchten des Bergmaſſivs ſo geſchickt untergebracht, daß ihnen das Höllenfeuer der Schiffsartillerie nicht allzu weh tut. Bei der Flotte blitzen Signale auf, und plötzlich, wie mit einem Schlage, verſtummt das Feuer aller Schiffsgeſchütze. Dieſen Moment aber hat Djemil-Bei nur erwartet. Seine Anweiſungen ſind gegeben. Raſch eilt er in den Beobachterſtand der Gebirgsartillerie, die hoch oben auf dem Djonk Bahir in vorderſter Linie ſteht. Richtig, da kommen ſie in breiten Sturmkolonnen die Höhen herauf, die Anzaks. Gut ausgerichtet, ſoweit es die Schwierigkeit des Geländes erlaubt. Auch die neuen Kitchener-Truppen haben viel gelernt in der kurzen Zeit ihrer Ausbildung. Vergeblich blickt der Artilleriekommandeur, der in der Aufregung des Jagdeifers zittert, Djemil-Bei fragend an. Hat ihn doch deſſen Befehl bisher zur Ruhe verurteilt, und noch weiteres Warten gebietet der Eiſennervige. Jetzt ſind die Angreifer, die ſich in den Schluchten und Spalten bei mühſeligen Aufſtiegen zu dichten Klumpen zuſammendrängen, auf zweitauſend Meter heran, auf fünfzehnhundert nähern ſie ſich, auf tauſend. Weiße Steine, nur dem Verteidiger ſichtbar, da die andere Seite dunkel gefärbt wurde, bezeichnen den Türken genau



Karte der Südſpitze der Halbinſel Gallipoli

Die ‚Anzaks‘ und die Kitchener-Truppen

die Entfernungen im Vorgelände. Mit Salven setzt nun die Gebirgsartillerie ein, das Knattern und Tacken der Maschinengewehre beginnt, aus den Schützenlinien saust ein Hagel von Geschossen den Anzaks entgegen. Das Bild vom grauenhaft wütenden, alles niedermähenden Tode! . . . Neue Truppen stürmen in dichten Massen, von jungen sportgewandten und begeisterten Offizieren geführt, heran . . . Die vordersten Reihen stutzen vor den Bergen der gefallenen Kameraden. Zu spät! Hunderte wälzen sich, getroffen von dem andringenden Eisenhagel am Boden, die Nachdrängenden, die jetzt ebenfalls in den Feuerbereich der türkischen Artillerie und der Maschinengewehre geraten, erleiden gleiches Los. Ein furchtbares Chaos entsteht. Erst vereinzelt, dann in Rotten und schließlich in dichten Massen streben die Überlebenden zurück. Das ist das allgemeine Zeichen zum Vorbrechen der türkischen Linien. Mit dem Bajonett, mit dem Kolben braust der osmanische Sturm die Hänge hinab. Furchtbare Verluste erleiden die Anzaks. Nur wenige bleiben leben, viele Hunderte von unverwundeten Gefangenen fallen in die Hände des Verteidigers . . .

Fast allen Gefangenen war das Erstaunen eigen, daß die Türken sich so tapfer schlügen. Sie glaubten ursprünglich, Gallipoli sei von deutschen Armeekorps besetzt.

Noch in der Nacht erteilte Liman-Pascha Mustafa Kemal, der sich in den letzten Kämpfen vielfach bewährt und ausgezeichnet hatte, den Befehl über die Truppen des Anaforta-Abschnittes. Der allgemeine türkische Angriff setzt am Morgen des 9. August ein und gebietet weiterem Vordringen der Anzakleute Halt. Der Kodja Djemendagh ist nicht mehr zu nehmen. Nur zu bald sieht der Gegner dies auch ein und ändert seine Taktik. In der Folge greift er mit zwei Divisionen die Linie Kiretsch-tepe—Asmak-dere an. Als einzige Anhöhe behauptet der Feind den Hügel des Mestan-tepe. Aber auch dieser wird ihm streitig gemacht. Von dem den Mestan-tepe überhöhenden Ismail-tepe aus greift Oberst Salahheddin in wuchtig nach vorn getragenem Sturme den Mestan-tepe an. Die zahlreichen Maschinengewehre, die dort in Stellung gebracht sind, sowie die Schiffsgeschütze der Flotte verwehren den Türken aber die gänzliche Wegnahme des Hügels, obwohl sie den Feind weit zurückgedrängt haben. Die Division stößt südlich vom Asmak-dere vor und drängt den Gegner hier bis dicht an die Küste zurück, ebenso wie nördlich des Mestan-tepe. Gegen Mittag des 9. sind die Engländer mit Ausnahme des Mestan-tepe bis an die Küste zurückgedrängt und graben sich dort ein. Wo das Grundwasser dies nicht gestattet, werden Sandsäcke als Deckungen gelandet.

Der Schwerpunkt der weiteren Kämpfe liegt auf dem Kiretsch-tepe. Dort hält das Gallipoli-Gendarmeriebataillon unter seinem tapferen Führer, dem Hauptmann Kadri-Bei, noch immer großer Übermacht stand. Die von Liman-Pascha heranbeorderten Verstärkungen von der asiatischen Seite treffen am Abend des 9. ein. Am Morgen des 10. setzt sich Mustafa Kemal an die Spitze der frischen Truppen und greift die Anzaks abermals westlich des Kodja Djemendagh an. Ein Geschoß durchschlägt seinen Rock und dringt in die Taschenuhr, wo es stecken bleibt. Als kurz darauf Liman-Pascha eintrifft, überreicht ihm Kemal-Bei die Uhr zur Erinnerung. Der Marschall nimmt das Geschenk an und erwidert es, indem er dem Obersten die eigne wertvolle Uhr zur Erinnerung anbietet.



Mißglückter Landungsversuch englischer und französischer Kolonialtruppen an den Dardanellen. Zeichnung von Max Tilke

Nacht für Nacht ziehen die Engländer neue Verstärkungen heran. Am 13. August endlich hat Sir Jan Hamilton genügende Kräfte beisammen und wagt noch einmal einen verzweifelten Versuch, sich in den Besitz des Kiretsch-tepe, der die türkischen Linien flankiert, zu setzen. Der Oberkommandierende hatte es sich nicht nehmen lassen, hier selbst alle nötigen Vorbereitungen zu treffen, um dem Feinde einen würdigen Empfang zu bereiten. Schwere Haubitzen sind an Punkten in Stellung gebracht, die zu ersteigen anfangs überhaupt nur besonders gewandten Bergsteigern möglich war. In der vordersten Linie sind die Maschinengewehre eingebaut, das Feuer der Feldartillerie wird auf Punkte gezogen, an denen es unmöglich Schaden anrichten kann. So wird den Stürmenden ein heißer Empfang bereitet. Vergebens ist der Heldenmut der im Sturmschritt über Klippen und Felsen rücksichtslos Vordrängenden. Unaufhörlich saust der bleierne Hagel in sie hinein. Immer dünner werden die Reihen der Angreifer, immer mehr lichten sie sich, und wo die Briten unter dem Drucke nachdrängender Massen wirklich in ein vorgeschobenes Grabenstück einzudringen vermögen, setzt sofort die vom Heerführer selbst gruppierte Verstärkung, die aus den frischen Truppen der asiatischen Seite gebildet ist, zu kräftigem Gegenstoße ein. Auch in den nächsten Tagen tobt das Hin und Her des Kampfes vorwiegend auf diesem äußersten rechten Flügel der türkischen Stellung . . .

21.Aug.1915 Letzter großer Durchbruchsversuch der Engländer

Vier Tage vergebens . . . Jede Nacht aber bringt den an die Küste zurückgeworfenen Angreifern auch neue Verstärkung. Unaufhörlich wird auf beiden Seiten geschanzt. Am 21. August versucht der Angreifer nochmals einen letzten großen Durchbruchsversuch auf der ganzen Linie. Wiederum donnern die Geschütze der Flotte. Die Schiffe bleiben diesmal, gewitzigt durch die bitteren Erfahrungen, die sie mit den türkischen Haubitzen gemacht haben, weit draußen liegen. Wie so oft schon, flutet ein Blei- und Eisenhagel aller Kaliber gegen die Linie Saslidere—Kiretsch-tepe. 5000 Mann, darunter eine neueingetroffene australische Kavalleriebrigade, versuchen den Angriff auf den Ismail-tepe. Eine halbe Stunde später setzt auf der ganzen Linie umfassender Infanterieangriff ein. Vergebens. Der Angreifer wird unter schwersten Verlusten zurückgeschlagen. Er rennt sich den Kopf nur ein an den türkischen Stellungen, die nach dem Meer zu fast festungsartig ausgebaut sind. Am Abend setzt ein allgemeiner Sturmangriff der Türken ein, und Handgranate und Bajonett reißen neue furchtbare Lücken in die zu Tode erschöpften Neuseeländer und Australier. Die englischen Zeitungen, wie „Times" und „Daily Chronicle", gaben die Zahl der Verluste in diesen letzten Kämpfen auf 15000 Tote und 45000 Verwundete an. Diese Ziffern scheinen, obwohl an und für sich ja schon hoch genug, noch immer viel zu niedrig gegriffen . . . Der Höhepunkt der britischen Anstrengungen war erreicht.

Der große Ansturm war beendet. Man wußte es in London recht gut: er war vollkommen abgeschlagen. Und wenn man es nicht gewußt hätte, hätten es die niederschmetternden Berichte von Ellis Bartlett, der als Vertreter der englischen Presse an dem Feldzug teilnahm, kund tun müssen. Mit größter Offenherzigkeit erzählte er, wie stark man die Türken unterschätzt hätte, — in London, nicht ganz so an Ort und Stelle.



U-Bootwache auf Deck eines türkischen Truppentransportdampfers

Wenigstens kehrte Admiral Carden, der vom Marineminister Churchill den Befehl erhielt, die Dardanellen zu forcieren, nach Niederlegung seines Kommandos nach London zurück, weil er die ihm gestellte Aufgabe für unausführbar hielt ohne Landungstruppen. Nach ihm machte bekanntlich Admiral de Robeck den Versuch und quittierte mit dem Verlust von mehreren Schiffen. Als Bartlett ihm nachher erzählte, er habe in Rom von dem dortigen türkischen Botschafter gehört, daß die Beschießung durch die britischen Panzer die Zerstörung von zwei türkischen Geschützen verursacht habe, entgegnete der britische Admiral trocken: „Ich glaubte, es sei nur eines gewesen." Nach Ansicht Bartletts unternahm die britische Oberleitung den Feldzug mit zu wenig Truppen und ohne genügende zuverlässige Landkarten. Auch wenn übrigens die britischen Truppen bis zu der Meerenge hätten vordringen können, so wäre deren Bezwingung und die Einnahme von Konstantinopel noch lange nicht die Folge davon gewesen. Auch die Beschießung von Konstantinopel wäre noch kein entscheidender Erfolg gewesen. Dem ganzen Unternehmen klebte nach Bartletts Urteil der Mangel an Voraussicht, an Planmäßigkeit an. Es wäre nun ohne Zweifel das vernünftigste gewesen, das ganze Unternehmen schon Ende August aufzugeben. Dazu aber konnte sich selbstverständlich der englische Stolz, gestützt durch Eigensinn, nicht verstehen. So schleppte der Feldzug sich weiter hin.

Wiederbeginn des Stellungskrieges

Wieder begann der Stellungskrieg. Deutsche Pioniere trieben Stollen vor. Sie hatten sich die Türkei etwas anders vorgestellt, als sie sie fanden. Sie vermißten die Palmen, mit kletternden Affen und bunten Papageien, und an den ewigen Pilaw mit Reis mochten sie sich nicht gewöhnen. Aber ihre Pflicht

und Schuldigkeit taten sie opfermutig, und allmählich lebten sie sich ein, lernten sogar das fremde Wirkungsfeld lieb haben.

Patrouillengefechte, kleinere Kämpfe schoben sich in den eintönigen Stellungskrieg. Packend und anschaulich berichtete Dr. Franz Babinger als Augenzeuge über solch ein Gefecht in der Frankfurter Zeitung.

„Efendim, haiwan hasyrdyr! — Herr, das Pferd steht bereit!" Mit diesen Worten hatte mich um Mitternacht mein Diener Achmed geweckt. Ich trat aus dem Zelt. Eine herrliche klare Nacht, der Mond schien hell, und hinter ihm, in Nebelweiten, schimmerten Millionen von Lichtfünkchen, die Sterne: ein Bild von einer Pracht, wie es nur das Morgenland hervorzuzaubern vermag. Kein Geräusch belebte die Gegend. Nur das feine Zirpen der Heimchen, die in Unzahl die ganze Halbinsel bevölkern, unterbrach manchmal die unheimliche Stille. In unserem Lager hatten sich die müden Kämpfer zu kurzem Schlummer hingestreckt. Unten im Tal wird es lebendig; unsere Pferde scharrten und stampften. Bald saßen wir im Sattel, und vorwärts ging es, langsam und bedächtig suchten unsere Tiere ihren Weg.

Nichts verriet, daß wenige tausend Schritte vor uns der Feind stand; der Feind, den wir im Morgengrauen angreifen, zum Verlassen eines wichtigen Grabens zwingen wollten, den er sich nach langen, schweren Kämpfen erstürmt hatte. Wir kamen nur mühsam vorwärts; denn das Land, in dem man sich bereits am Tage wegen seiner eigenartigen Bodengestaltung schwer zurechtfindet, ist des Nachts, wo alle Pfade im Dunkel verschwinden, ein fast unentwirrbarer Irrgarten. Die Strecke, die ich am Tag oft genug in wenigen Minuten durchritten hatte, erschien mir diesmal fast endlos lang. Endlich kamen wir auf eine Höhe, von der aus man die ganze vom silbrigen Mondeslicht beschienene Kampfgegend in ihren gröbsten Umrissen verfolgen konnte. Ganz draußen schimmerte das unendliche Meer.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer.

Auf der nächtlichen Flut zeigten sich ein paar Torpedoboote. Da, drüben auf Imbros, blitzte plötzlich ein Funke auf, einer, mehrere folgten: Lichtsignale, die der Feind seinen Landungstruppen gab. Hier spürte man überhaupt seine Nähe mehr als drüben in unserem einsamen Lager. Ein schlummerloses Gewehrgeknatter schlug an unser lauschendes Ohr, ein Geknatter, das nicht Kampf ist, sondern Wachsamkeit. Man hat es treffend mit dem Ticken von vielen großen Uhren verglichen: jede will ihre Pflicht tun, keine will stehen bleiben.

Der Gegner muß etwas von unseren Absichten ahnen. Denn gerade aus dem Graben, den wir nehmen wollen, dringt besonders lebhaft das stählerne Geklapper. Dort steigt auch plötzlich eine Rakete auf und überflutet das ganze Gelände mit blendend hellem Lichte. Ein Glück, daß unser kleiner Reitertrupp noch nicht in den Strahlenkegel dieses unheimlichen Feuerwerks gekommen ist. Das Leuchten wird uns nun zum Warnzeichen, daß beim weiteren Vorwärtsdringen doppelte Vorsicht geboten sei. Wir sitzen ab und legen den Rest des Weges zu Fuß zurück. Unser Ziel ist eine Artilleriebeobachtungsstelle. Lange, vielfach ge-

wundene Annäherungsgräben sind es, die wir nach einigen Minuten offenen, tagsüber eingesehenen Geländes schließlich erreichen. Die dort stehende, trefflich eingebaute Batterie hat ihre Vorbereitungen bereits getroffen. Die Bedienung kauert am Boden neben den Geschützen. Aber es ist erst ein Uhr. Und zwei Stunden später, so lautet der Befehl, soll das Feuer eröffnet, der Infanterieangriff eingeleitet werden. Oben im Unterstande haben die Offiziere sich eingefunden. Eine Frage beschäftigt hier alle: wird der Einsatz ausreichen zur Vertreibung des Feindes, der zweifellos gerade dieses Grabenstück seiner Wichtigkeit wegen zähe verteidigen wird? Leichten Kaufes — das wissen wir alle — wird er sicherlich nicht diesen Fleck Erde freigeben. Ich trete an ein Scherenfernrohr und suche das Dunkel der Nacht zu durchdringen. Deutlich läßt sich der Verlauf der feindlichen Schützenlinien mit dem Glase verfolgen. Wie von unzähligen Lämpchen leuchtet es in langen Reihen aus den Gräben heraus. Eine geschlossene, vom Dardanellenufer bis an den Meeresstrand laufende Kette. Dazu das ununterbrochene harte Geknatter der Gewehre. Drunten an der Spitze bei Tekke Burun liegt hellerleuchtet das Hospitalschiff der Verbündeten, sonst breitet sich über die ganze vom Feind besetzte Landspitze tiefe Finsternis.

Mittlerweile ist die Stunde des Angriffs gekommen. „Atesch!" ertönt plötzlich neben mir eine laute Befehlsstimme. Der Batterieführer hat feuern lassen. Wir drängen uns alle an die verfügbaren Scherenfernrohre, um die Wirkung zu beobachten. Der Hauptmann gibt eine Verbesserung; die folgenden Schüsse liegen gut, fassen ihr Ziel: den feindlichen Graben. „Iki gurup!" (zwei Gruppen), lautet das nächste Kommando. Mit Fauchen und Zischen bahnen sich



Türkischer Truppentransport. Phot. Frankl



Türkische Batterie im Feuer. Phot. A. Melkenstein

die Geschosse den Weg durch den grauenden Morgen. Die dritte Stunde ist vorbei, und im Osten beginnt der junge Tag heraufzuziehen.

Die Artillerie hat ihr Werk getan, nun muß die Infanterie den Rest besorgen, freilich das schwerere Stück Arbeit. Da, unten am Fuße des Eltschi-tepe (Atschi-Baba, wie die englischen Berichte den Berg heißen), wo die grauschwarzen Häuserruinen des zerschossenen Kirte oder Krithia ihren Anfang nehmen, lösen sich aus dem Helldunkel schwärzliche Gestalten ab, schleichen bedächtig nach vorne, eine nach der andern. Es ist das türkische Fußvolk, das dem Befehl zum Angriff Folge leistet. Der Feind hat inzwischen gemerkt, was ihm bevorsteht, und das Dröhnen der englischen Haubitzen läßt erkennen, daß man sich des Nötigen zu versehen sucht. Freilich ist es für ein Eingreifen der Artillerie nun etwas spät. Denn das Handgemenge mit den aus den Gräben gesprungenen, zur Abwehr vorgehenden britischen Territorials hat bereits begonnen. Das grausige Schauspiel verzweifelter Nahkämpfe bietet sich unseren Augen durch das Glas. Die englischen Granaten schlagen bald hier, bald dort ein, Freund und Feind Tod und Verderben bringend. Ein Teil der Türken dringt schon in den Graben. Wird es gelingen, ihn seiner ganzen Länge nach zu nehmen? Das regelmäßige Knattern der Maschinengewehre setzt ein. Tack, tack, tack, tack! Die Verteidigung nimmt die Formen eines Verzweiflungskampfes an. Eine Viertelstunde fiebernder Aufregung mag verstrichen sein, als die Meldung von vorne kommt: der Graben ist vom Feinde gesäubert und von unseren Truppen besetzt. Die Türken haben wieder eine glänzende Probe ihrer ungestümen, kein Hindernis kennenden Tapferkeit abgelegt. Der überlegene Gegner hat ihrem Ansturm aller verzweifelten Gegenwehr zum Trotze weichen müssen. Ein wichtiges Stück Boden, von dem aus man unsere Linien hätte von der Flanke fassen können, ist in Besitz genommen.

Unsere enge Beobachtungsstelle füllt sich mählich mit der Helle des heraufsteigenden Morgens; eine Lerche schwingt sich lustig zwitschernd in die Lüfte. Ich schaue immer noch durchs Fernrohr. Die leichten Schleier, die sich über Täler und Höhen gelegt haben, sind der wachsenden Sonne gewichen. Das ganze Gefilde breitet sich jetzt deutlich vor meinen Augen aus. Vorn, an der Landspitze, bei Fort Ertogrul und am Bejas-tepe blitzen die englischen Geschütze auf. Rasch aufeinander folgen die Schüsse; es ist, als ob der Feind in seiner Wut das Versäumte einzuholen trachtet. Alle Granaten und Schrapnelle gelten dem vorigen Kampfgelände, und besonders unsere Batterie hat man sich als Ziel auserkoren; vielleicht der beste Beweis, daß sie wirksam gearbeitet hat. Unten bei Kirte, da wo vorhin das Gefecht tobte, heben sich von dem ausgetrockneten, braunroten Erdreich hellere Streifen ab. Viele, viele. Da zu dicken Klumpen zusammengedrängt, dort einzelne. Das sind Stummgewordene, Leute, die ihr Leben lassen mußten, die Opfer der ungeheuren Hekatombe zu mehren, die Mars hier Tag für Tag dargebracht wird.

Wir treten den Rückzug an, unsere Pferde stehen noch da, wo wir sie verlassen haben. Und wir reiten in einen Sommermorgen hinein, voll Glanzes und märchenhafter Schönheit. — — —

Dann kam die frohe Kunde von dem siegreichen Feldzug gegen Serbien. Der Eisenstrang nach Konstantinopel war geöffnet. Reichlich und immer reichlicher trafen Munition und Geschütze ein. Schon am 27. November feuerten österreichische Skoda-Mörser bei Anaforta. Den Franzosen und Engländern wurde



Von den Engländern an der Halbinsel Gallipoli angelegte Landungsstelle, zu deren Schutz versenkte Schiffe verwendet wurden. Phot. Emil Listenow

7.—9. Juni 1916 Letzte Kämpfe auf Gallipoli

der Aufenthalt auf der Halbinsel immer unbehaglicher. Und die bedrängte Saloniki-Armee brauchte notwendig Unterstützung, Hilfe. In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember begannen die Engländer an der nördlichen Gruppe und bei Anaforta abzubauen. Sofort stießen die Türken nach und ernteten reiche Beute. Am 7. Januar, in der Nacht dann vom 8. zum 9. folgten die letzten Kämpfe an der Südspitze der Halbinsel. Mit Müh und Not, unter völliger Aufopferung des tapferen Staffordshire-Regiments, das der Nachfolger Hamiltons, General Monroe, den anstürmenden Türken entgegenschickte, retteten sich die Reste der Ententetruppen auf ihre Schiffe.

Aufgabe des gescheiterten Unternehmens

Das Dardanellen-Unternehmen war beendet. Gegen 300000 Mann Verluste und einen Aufwand von mindestens 5 Milliarden Mark hatte es gekostet. Wohl rühmten die Ententeblätter zunächst den „glorreichen Rückzug". Der Rest aber war Schweigen — bitteres Schweigen!

Die Meerenge und Konstantinopel waren von jeder Gefahr befreit. Und mit der Niederlage der Franzosen und Engländer und ihrer farbigen Hilfsvölker wurden auch Rußlands Hoffnungen auf Byzanz zu Grabe getragen.

Kaiser Wilhelm aber richtete Mitte Januar an Marschall Liman von Sanders nach Konstantinopel das nachstehende Telegramm, das zugleich seine Anerkennung und ein hohes Lob für das türkische Heer aussprach:

„Mit der endgültigen Vertreibung der Feinde von der Halbinsel Gallipoli hat ein Kriegsabschnitt sein Ende gefunden, in dem Sie an der Spitze der anderen nach der Türkei entsendeten deutschen Offiziere und der Ihnen von Seiner Majestät dem Sultan anvertrauten tapferen osmanischen Armee unvergänglichen Lorbeer errungen haben. Ich und das Vaterland danken es Ihnen, daß Sie mit eiserner, nie ermüdender Tatkraft die Wacht an den Meerengen hielten und alle Anschläge der Gegner zunichte machten. Als Zeichen meiner Anerkennung verleihe ich Ihnen das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite." — — —





Schaumünze auf den Weltkrieg. Für das österreichische Komitee des türkischen Roten Halbmondes entworfen und modelliert von Bildhauer A. R. Weinberger



Kriegsrat des Vierverbandes im französischen Hauptquartier. Im Vordergrunde von links nach rechts: General Porro, Marschall French, Generalissimus Joffre und General Schilinsky 

Dreizehnter Abschnitt

Kämpfe in Wolhynien, in Ostgalizien und der Bukowina bis zur „Neujahrsschlacht". — Die Niederwerfung Montenegros.

Die Entente hatte sich nun wirklich eine Art „Großen Kriegsrat" geschaffen, der vor allem die Einheitlichkeit des Handelns auf allen Fronten verbürgen sollte. Die leitenden Persönlichkeiten aller unserer Feinde gehörten ihm an, und er „tagte" meist auf französischem Boden, in einer jener Städte Nordfrankreichs, die freilich nur noch dem Namen nach französisch waren, in Wirklichkeit längst englischen Charakter angenommen hatten. Wir dürfen annehmen, trotzdem selbstverständlich die Beratungen vom Schleier des Geheimnisses, soweit das möglich war und für zweckmäßig befunden wurde, umgeben waren, daß man ebensosehr über politische wie über militärische Fragen in diesem Kriegsrat verhandelte, und daß man in ihm nicht immer so einig war, wie man zu sein sich nach außen den Anschein gab. Man schwur sich ewige Liebe und Treue, verpflichtete sich, immer treu zueinander zu halten, jeden Gedanken an einen Sonderfrieden auszuschließen; trotzdem wird es wohl erst, wenn dereinst die Geheimakten sich erschlossen haben, zu Tage treten, ob alle beteiligten Staaten derartige Verpflichtungen ganz klar und ganz unzweideutig angenommen und unterzeichnet haben; gemeinhin läßt man sich ja gern ein Hintertürchen offen. Auch über die Kriegsziele ist selbstverständlich weidlich

gesprochen worden, und darüber sickerte dann meist doch etwas in den Parlamenten durch. Die Kriegsziele blieben ja für die Entente immer noch die gleichen: die völlige Zerschmetterung Deutschlands, das Zerbrechen des deutschen „Militarismus" für ewige Zeiten; die Räumung Nordfrankreichs und Belgiens; die Zahlung ungeheuerlicher Kriegsentschädigungen; die Wiederherstellung des Königreichs Serbien und (bald auch) Montenegros. Dazu hatte jeder Ententebruder seine Sonderwünsche. Frankreich wollte Elsaß-Lothringen wiederhaben, sich womöglich bis zum Rhein, der bekannten „natürlichen Grenze", ausdehnen; Italien wünschte sich Südtirol, Görz, Triest, die ganze Ostküste der Adria; für Rußland stand die Gewinnung Konstantinopels obenan; Belgien träumte von einer Vergrößerung auf Kosten Deutschlands, ja der Niederlande; Serbien sollte sich zu einem „Großserbien" auswachsen. England aber dachte nicht in letzter Linie an wirtschaftliche Vorteile, an die Auslieferung unserer Kriegs- und Handelsflotte, an die völlige Unterbindung aller Verkehrsmöglichkeiten für das Deutsche Reich auch nach dem Kriege. Es zeigte sich, womöglich noch deutlicher als vorher, daß Englands Krieg im letzten Grunde ein Handelskrieg war, ein Handelskrieg aus Neid und Mißgunst getragen, mit der äußersten Erbitterung geführt.

All diesen Forderungen und Wünschen konnten wir ruhig gegenüberstehen. Bisher hielten wir überall das Heft fest in der Hand, standen militärisch glänzend da, hatten Faustpfänder von ungeheurer Ausdehnung und höchstem Wert mit dem Schwert erobert. Wir und unsere Verbündeten: Belgien bis auf einen kleinen Zipfel Landes, Nordfrankreich, Polen, Litauen, Kurland, neuerdings Serbien. Unsere „Kriegskarte" war gut, und es frommte den Feinden wenig, wenn sie in ihre Gegenrechnung mit großem Gewicht einstellten, daß diese europäische Kriegskarte nicht allein entscheidend wäre, daß man auch die uns abgenommenen Kolonien in Rechnung bringen müßte. Gewiß war uns der Verlust unserer Kolonien schmerzlich; für die Entscheidung konnte er jedoch nicht ins Gewicht fallen.

Immerhin: unterschätzen durfte man die gemeinsamen Beratungen der Entente nicht. Man mußte in ihnen vor allem die ungeheure Macht erkennen, mit der England alle seine Bundesgenossen zusammenzuhalten wußte. England, immer wieder England! England „finanzierte" ja eigentlich den ganzen Krieg gegen uns. Gewiß war sein Reichtum nicht unerschöpflich; es mußte schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 ungewöhnlich hohe Zinsen zahlen, um die weiteren Mittel zur Fortführung des Kampfes im eigenen Lande und in Nordamerika aufzubringen. Aber es brachte diese Mittel auf: nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den größten Teil seiner Kampfgenossen, mittelbar und unmittelbar. Von seiner Gnade hatte Serbien gelebt; es stützte Frankreich, dessen Kredit bereits arg erschüttert war und das mit seiner ersten großen Anleihe, stolz „Siegesanleihe" genannt, recht schlechte Erfahrungen gemacht hatte; immer wieder reiste der russische Finanzminister Bark nach London, um neue Riesensummen für den Riesenbedarf der löcherigen Börse des Zarenreichs aus dem englischen Geldbeutel herauszuschöpfen. Zu allen diesen Opfern traten die gewaltigen Summen, welche England für Kriegsmaterial an Nordamerika zahlen mußte. Aber — das muß zugestanden werden — nicht nur die Londoner Regierung, sondern das ganze

britische Volk brachte all diese Opfer willig dar. Zu fest hatten Regierung und Presse ihm den Begriff der Notwendigkeit des furchtbaren Kampfes einzuhämmern verstanden und die schöne Phrase — eine der verlogensten Phrasen des Weltkrieges — daß England nicht allein für die (angebliche) Freiheit der Meere, sondern für die Freiheit der ganzen Menschheit ringe!

Joffre, Commandant en chef des armées françaises

Auch wichtige militärische Entschlüsse, wenn er auch noch lange nicht die gewünschte „Einheit der Front" heraufzauberte, brachte der Große Kriegsrat. Der wichtigste war vielleicht die Ernennung des Generalissimus Joffre zum „Commandant en chef des armées françaises". Es war doch nicht nur, wie es scheinen könnte, eine Rangerhöhung dem Namen nach. Jetzt, am 3. Dezember 1915 erst, gab man dem bewährten, kaltblütigen Heerführer die vollkommene Handelsfreiheit, räumte, mindestens vorübergehend, ihm eine Gewalt ein, die ihn auch in gewissem Maße gegenüber den Engländern stark machte, schuf die Möglichkeit einer leidlich einheitlichen Leitung nicht nur auf französischem Boden, sondern auch im Raume von Saloniki. Zur Seite wurde Joffre als erster Generalstabschef der General Curiere de Castelnau gestellt. Als Kriegsminister war General Gallieni in das Ministerium getreten; damit löste den Zivilisten Millerand ein zäher Soldat ab, der, wie wir wissen, sich schon in den Tagen der Marneschlacht als tüchtig erwiesen hatte, den dann freilich eine schwere Operation bald hinraffte; sein Nachfolger wurde General Roques.



General Sir Douglas Haig, der englische Oberbefehlshaber an der Westfront als Nachfolger des Marschalls French

General Sir Douglas Haig englischer Oberbefehlshaber an der französischen Front

England folgte dem französischen Beispiel, indem es den Führer seines auf Frankreichs Boden stehenden Heeres, den Marschall French, gleichfalls zum Oberkommandierenden aller englischen Streitkräfte, also auch der auf den Kriegsgebieten in Mazedonien, Ägypten, Mesopotamien kämpfenden ernannte. Diese Ernennung, die von allen nur erdenklichen Ehren begleitet war, hatte aber einen seltsamen Beigeschmack: sie enthob nämlich French seines bisherigen unmittelbaren Befehlsbereichs; er wurde für den französischen Kriegsschauplatz durch General Sir Douglas Haig ersetzt. Fast scheint es, daß man mit seiner Leitung denn doch nicht recht zufrieden gewesen war. Im übrigen ruhte die eigentliche Gesamtleitung wohl nach wie vor in Lord Kitcheners eisernen Händen, der auch damals wohl in Wirklichkeit der einzige „Große Mann" Englands war.

❀ ❀ ❀

Am Schluß des neunten Abschnitts dieses Bandes ward bereits darauf hingewiesen, daß die russische Heeresleitung, so furchtbare Schläge sie erhalten, schon im September

wieder zu einem neuen Angriff größeren Umfangs sich aufraffte, daß dieser die ostgalizische und vor allem die neu gewonnene galizische deutsche und österreichisch-ungarische Front treffen sollte und daß die aus allen Teilen des Riesenreichs zusammengeholten Truppenmassen dem Befehl des Generals Jwanow unterstellt waren. Amerikanische und japanische Lieferungen waren eingetroffen und hatten dem bedenklichsten Munitionsmangel der Artillerie abgeholfen.

Schon Anfang September setzte die russische Offensive mit starken Angriffen gegen die Front des Generals Grafen Bothmer ein. Bedeutende Massen brachen am 8. über den Sereth vor, wurden aber größtenteils durch preußische Gardebataillone unter Führung des Oberst von Leu wieder zurückgeworfen. Immerhin wurde es am 11. September unvermeidlich, die am Sereth kämpfenden Truppen zum Teil auf die Höhen östlich der Strypa zurückzunehmen. Die neue Linie erwies sich aber als eisenhart, und Gegenstöße führten sogar bald zu durchgreifenden Erfolgen. Am 17. trat der Russe nach äußerst starken Verlusten den Rückzug an den Sereth an, in ziemlicher Hast, unter Aufgabe beträchtlichen Materials.

8. September 1915 Beginn der neuen russischen Offensive unter General Jwanow gegen die Front des Generals Grafen Bothmer und des Generals v. Boehm-Ermolli

Inzwischen waren die in Wolhynien kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen noch im Vorschreiten geblieben. Am 6. schlug die Armee von Boehm-Ermolli die Russen empfindlich bei Podkamien und Radsiwilowo, östlich Brody, und zwang die Russen in einer Frontbreite von 90 Kilometer zum Rückzug hinter die Ikwa; am 8. wurde Dubno genommen, österreichische Landwehrreiter rückten in die Festung ein (die zweite der drei wolhynischen Festungen; Luzk war schon seit 30. August in österreichischer Hand). Am 10. erreichten österreichische Truppen Derazno am Gorhn, überschritten am Tage darauf diesen Fluß und die Ikwa.

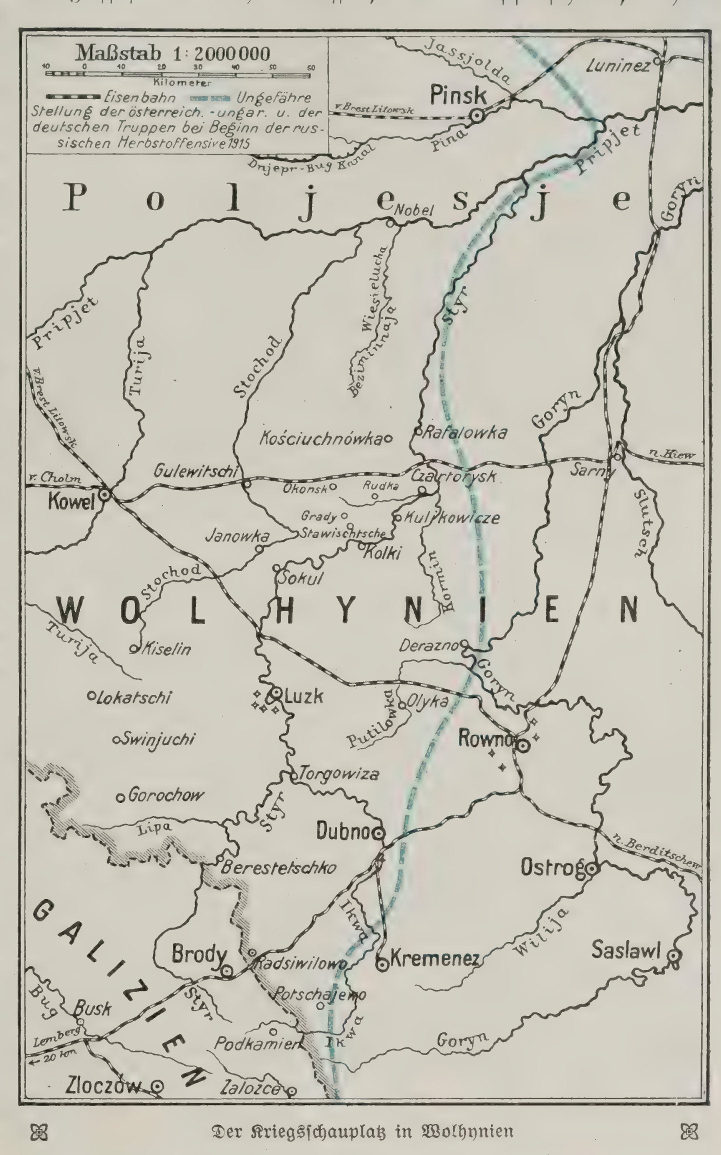
Nun aber, am 13., begann der starke russische Gegenstoß. Er wurde zunächst abgeschlagen, die nördlicher kämpfende Armee kam sogar noch weiter vorwärts im Sumpfgebiet des Styr und des Pripjet. Am 17. mußte jedoch bereits ein Teil der wolhynischen Front zurückgebogen werden, am 19. gewannen die Russen das Westufer der Ikwa; am Styr entwickelten sich heftige Kämpfe. Dann jedoch griffen herangezogene Teile der Armee Linsingen in das Ringen ein. Am 28. finden wir im deutschen Tagesbericht zum ersten Male die Bezeichnung „Heeresgruppe Linsingen" und damit den Beweis, daß der bewährte deutsche General den Oberbefehl übernommen hatte. Die Wirkung dieses Eingreifens von Nordosten her machte sich sofort fühlbar. Die neugebildete Heeresgruppe erzwang den Übergang über den Styr unterhalb von Luzk, das von den Österreichern schon aufgegeben worden war und nun neu besetzt werden konnte; die Russen wichen hinter die Putilowka und den Korminbach zurück. Der erste Teil der russischen Offensive war abgeschlossen.

28. Septbr. 1915. Eingreifen der Heeresgruppe v. Linsingen

Aber nur der erste Teil! Fast erscheint dieser erste Teil nur als ein Vorspiel.

General Jwanow füllte seine zusammengeschossenen Bataillone neu auf, zog weitere Reserven heran, bekam wieder bedeutende Munitionsverstärkungen. Jedenfalls wurden auch bereits beträchtliche Teile einer Reservearmee herantransportiert, die Rußland, vielleicht hauptsächlich aus politischen Gründen, an der rumänischen Grenze und in Südrußland gesammelt hatte; auch die Kaukasusfront mußte einzelne Verbände abgeben. So kam zwar ein äußerst zahlreiches Heer zusammen,

das jedoch in seiner Zusammensetzung sehr ungleichmäßig war. Neben kampferprobten Truppen standen darin Divisionen, die ganz aus schnell ausgebildeter Reichswehr gebildet waren. Für die in der russischen Infanterietaktik beliebten, sich immer mehr steigernden Angriffsform in dichten Massen, die keine Opfer scheute, reichten schließlich aber auch sie aus. Auch ihnen fehlte damals noch nicht der blinde Gehorsam, den Hindenburg später einmal als die wertvollste Eigenschaft des russischen Soldaten bezeichnete.



Der Kriegsschauplatz in Wolhynien

Anfang Oktober schon begann es sich fast an der ganzen Ostfront zu rühren. In ihrem nördlichen Teil, bis Dünaburg und Riga hinauf, hatten russische Vorstöße wohl nur den Zweck, die deutsche Heeresleitung am Abziehen von Verstärkungen nach dem eigentlichen Angriffsraum zu hindern. Sie trugen örtlichen Charakter und wurden überall abgewiesen.

Bald zeichneten sich denn auch die Hauptrichtungen der feindlichen Offensive deutlicher ab. Der stärkste Angriff richtete sich gegen die neuen Stellungen der Heeresgruppe Linsingen im südlichen Teil der Poljesje und zumal längs der Bahnstrecke Sarny—Kowel; die Absicht war hier unverkennbar, einen Keil zwischen die Heeresgruppe und die sich nördlich anschließenden deutschen Verbände zu treiben; das strategische Ziel war zunächst Kowel. Die russische Mitte stieß in der allgemeinen Richtung auf Brody vor, mit dem weiter gesteckten Ziel Lemberg; glückte ihr Angriff, so war zugleich die rechte Flanke Linsingens schwer bedroht. Eine dritte Armee wurde von General Iwanow gegen die Front des Generals

Grafen Bothmer angesetzt; hier scheiterte, um das vorweg zu nehmen, schon in der Nacht zum 30. September ein starker Durchbruchsversuch westlich Tarnopol, und auch in der Folge holten sich die Russen dank der Tatkraft und Umsicht des bayrischen Führers und seiner wackeren Truppen immer wieder blutige Köpfe.

Die heftigsten Kämpfe spielten sich im sumpfigen, waldigen und unübersichtlichen Ufergelände des Styr ab. Ihr Umfang und ihre Bedeutung sind anscheinend vielfach bei uns übersehen worden, da gerade damals unser Sinnen mehr auf den Abschluß der großen Champagneoffensive und auf das Ringen in Serbien hingelenkt war. Erst einer späteren Zeit wird es wohl vorbehalten bleiben, die sich durch Wochen hinziehenden, wechselvollen Kampfhandlungen voll zu würdigen; schon heute aber ist man vollauf berechtigt, von der großen Schlacht am Styr zu sprechen.

Oktbr 1915 Kämpfe im Styrgebiet

Bereits Ende der ersten Oktoberwoche griffen die Russen unter großem Munitionsaufwand mit starken Kräften nördlich von Dubno und an der Putilowka an, wurden aber abgeschlagen; auch bei Kolki, wo es ihnen vorübergehend gelang, auf das Westufer des Styr zu gelangen, warfen deutsche und österreichisch-ungarische Bataillone sie schnell aus den gewonnenen Gräben heraus. Ebenso wurde der Gegner von den deutschen Truppen bei Czartorysk geworfen. Das Ringen ging einige Tage herüber — hinüber, ohne greifbare Erfolge für die Russen. Deutsche Reiterei, die die linke Flanke deckte, warf sogar die russische Kavallerie bis hinter die Beziminnaja und Wiesielucha entscheidend zurück. Die Lage erschien um so aussichtsvoller, als westlich Tarnopol der Russe — der drei Glieder tief, das erste Glied nur mit Schutzschilden ausgerüstet, angriff — unter großen Verlusten abgewiesen wurde; auch am Styr und am Kormin ließen sich die fortgesetzten Kämpfe gut an.

Am 16. Oktober setzte jedoch stärkeres Artilleriefeuer ein, und Verschiebungen fast an der ganzen russischen Front machten sich bemerkbar. Am Frühmorgen des 17. folgte ein äußerst heftiger Angriff mit mindestens fünf Divisionen am Styr. Bei Rafalowka wurden österreichisch-ungarische Truppen zurückgedrängt, setzten sich aber sofort wieder in einer günstigen rückwärtigen Stellung bei Kosciuchnowka. Im Styrbogen selbst war inzwischen der Einbruch erfolgt. Sorgsam ausgebaute Brückenköpfe auf dem rechten Ufer fielen in die Hände der Russen trotz tapferster Gegenwehr.

Ein furchtbarer Kampf, schrieb der Kriegsberichterstatter Rolf Brandt in einer zusammenfassenden, lebendigen Darstellung, spielte sich in dem Sumpfwald an der Okonka ab. Die Russen gingen über Stellen vor, die man bis dahin für unpassierbar gehalten hatte. Sie sprangen in flaches Wasser, dessen Grund trug, und vermieden Wiesenflecke, die den Mann, der den Sprung wagte, versinken ließ. Gleichzeitig etwa, um 7 Uhr, waren die Russen auch an den Brückenkopf von Kulikowicze heran und nahmen ihn. Damit war die gesamte Brückenkopfstellung gefallen, die Lage der Truppen in Czartorysk war entschieden. Noch glaubte man, nach rechts Anschluß zu haben, weil eine preußische Kompagnie, die sich über die Okonka zurückgezogen hatte, den Flügel bildete, aber die Lücke war schon tief. Die Okonka war Grenzfluß gegen die Russen geworden.



Graf Felix Bothmer
K. bayr. General der Infanterie
Oberbefehlshaber der Kais. deutschen
Südarmee.

Aufnahme aus dem Atelier Elvira, München



Karte zu den Kämpfen im Raum von Czartorysk

Am 18., im Morgengrauen, wurde Czartorysk von drei Seiten angegriffen. Die sibirischen Schützen stürmten in dichten Massen. Ein paar Kompagnien ostpreußischer Grenadiere, die vom linken Flügel noch hereingeworfen wurden, konnten den Truppen in Czartorysk nicht mehr helfen. In schweren und blutigen Bajonettkämpfen fiel die Stadt, fiel ein Teil des heldenmütigen Regiments, das sich löwentapfer schlug.

Gleichzeitig waren russische Massen über Kulikowicze gegen Rudka von Süden her herangekommen und drängten am Abend noch bis Kukle weiter. Am 19. kamen schon russische Patrouillen bis zum Stochod. Sofianowka wurde von schwachen Kräften besetzt, Jablonka fiel in russische Hand. Die Russen standen also etwa 20 km tief in der deutsch-österreichischen Front, das russische Zentrum war an diesem 19. Oktober Kukle.

Nur zögernd gingen die russischen Spitzen weiter. Unleugbar war ein, wenn auch begrenzter, Erfolg errungen, aber ihn rücksichtslos auszunutzen, dazu fehlte den Russen die Entschlossenheit, während die deutsche Armeeleitung alle Kräfte zusammennahm, um den unangenehmen spitzen Keil zurückzutreiben. Die ganze Sumpfebene des Styrbogens war ein einziges großes Schlachtfeld darüber geworden.

Die nächste Sorge der deutschen Armeeleitung mußte es sein, die Spitze der Russen zum Stehen zu bringen und im Norden und Süden eiserne Mauern gegen jeden Versuch, die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien von der Seite aufzurollen, zu errichten. Im Norden hielten ostpreußische Truppen in zäher Linie

Lisowo, Sawerynowka, Okonsk. Im Süden wurde mit herangezogenen Reserven aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen ein Vorstoß in drei Gruppen von Kolki aus angesetzt.

Die Vorhut der Truppen, die am 20. von Kolki vorwärts gingen, bildeten zwei preußische Kompagnien unter zwei Leutnants. Man marschierte bei gelegentlichem Kugelwechsel durch sumpfigen Wald weiter, russischer Widerstand, der sich von Zeit zu Zeit bemerkbar machte, wurde bald erledigt. In der Nacht vom 20. zum 21. wurde die Vorhut aber von dem Gros, das sich wegen starker seitlicher russischer Angriffe zu einer vorläufigen Rückwärtsbewegung entschließen mußte, abgetrennt. Man war bis vor Groski gekommen. Da merkten die beiden Kompagnien, daß die Russen ihnen mit immer stärkeren Kräften im Rücken waren. An der Brücke von Stawischtsche hielt man Kriegsrat. Man sah ein, daß man sich am Tage wohl halten könne, daß aber die Nacht Unheil bringen müßte. Man beschloß den Durchbruch. Von den Gefechten des Tages vorher gab es Verwundete. Unter keinen Umständen wollte man die Kameraden den Russen lassen. Noch hatte man den Tag vor sich und hielt die Brücke. Tragbahren wurden gezimmert, die Verwundeten darauf gebettet. Alle Liebesgaben, die man bei sich hatte, wurden gleichmäßig verteilt. Man wußte, worum es ging. Bei einsetzender Dämmerung begann man den Durchbruch nach Süden. Die Russen waren von dem energischen Angriff überrascht. 150 Gefangene machten die beiden Kompagnien und brachten sie mit allen Verwundeten aus der Umkesselung zurück.

Ein Heldenstück, das der kommandierende General zu Kaisers Geburtstag ausdrücklich anerkannte:

Nach dem mir erst jetzt vorliegenden Gefechtsbericht haben die 9. und 11. Kompagnie des . . . Infanterieregiments in den Kämpfen bei Grady und Butka unter ihren Kompagnieführern sich mit heldenhafter Tapferkeit geschlagen. Mehrfach von der Masse des Feindes umzingelt, ist es den beiden tapferen Kompagnien unter ihren tapferen und unverzagten Führern immer wieder gelungen, sich freie Bahn zu schaffen, den Feind zu schlagen und Gefangene zu machen. Den beiden Kompagnien gebührt somit ein Hauptanteil an unseren Erfolgen bei Grady und Butka. Sie zeigten in vorbildlicher Weise, daß nur derjenige im Gefecht verloren ist, der sich verloren gibt. Die Ruhmestaten der 9. und 11. Kompagnie des . . . Infanterieregiments werden in der Geschichte des Regimentes für alle Zeiten verzeichnet sein. Im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs verleihe ich am Geburtstage Seiner Majestät den beiden Kompagnieführern (es waren die Leutnants Simmig und Sandrock) das Eiserne Kreuz erster Klasse und bitte von jeder Kompagnie mir außerdem zehn Mann für die Verleihung des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse vorzuschlagen.

Grady wird von den Russen geräumt . . . Von Süden her rückten jetzt die deutschen und österreichisch-ungarischen Kräfte in der Richtung auf Jablonka vor, während vom Norden und vom Westen her gleichzeitig angegriffen wurde.

Vier Bataillone wurden in Front gegen den stark besetzten Westrand von Jablonka, ein Bataillon wurde zur Sicherung gegen Zagorowka aufgestellt, da immer noch russische Kräfte in Sofianowka festgestellt waren. Andere Bataillone



Österreichisch-ungarische Offiziere beobachten in Wolhynien von einer Mariensäule aus den Feind
Phot. Welt-Preß-Photo

wurden auf den linken Flügel gegen die Straße Jablonka—Okonsk angesetzt. Um Mitternacht wurde der Angriff begonnen und bis zu einer Waldlichtung vorgetragen. Hier grub man sich im heftigen Feuer ein. Starke Brände im Dorf hinter der russischen Stellung loderten hoch und färbten den Nachthimmel. Am 21. Oktober um 5 Uhr morgens ging der Angriff weiter. Inzwischen hatten andere Bataillone auf dem linken Flügel die Straße von Okonsk nach Jablonka leicht genommen und begannen vom Norden durch den sumpfigen Wald gegen den Dorfrand vorzudringen. Da brach bei den Russen Panik aus. Sie verließen in regelloser Flucht ihre Stellungen. 3 Offiziere, 300 Mann, 3 Maschinengewehre fielen in die Hand der stürmenden Infanterie.

Die von den südlichen Gruppen heraufkommenden Patrouillen fanden darauf mittags das stark befestigte Dolzyca geräumt. Der Fall von Jablonka hatte die Räumung mit entschieden. Die russischen Kräfte in Sofianowka waren sogar am Tage vorher auf das Nahen des Beobachtungsbataillons hier abgezogen.

Es war ein erster, entscheidender Erfolg erreicht. Die Offensive der Russen war zum Stillstand gekommen. In den ganzen Kämpfen waren sie von nun an die Angegriffenen, die nur mit Stoß und Gegenstoß den sich ihnen aufzwingenden

Willen des deutschen Führers aufhalten, aber nicht mehr nach eigenem Willen handeln konnten. Die Russen waren auf ihre starken Stellungen auf den Hügeln um Kukle zurückgegangen. Hier lag ihre gutausgebaute Verteidigungsanlage. Deutsche Kräfte suchten sie am 21. Oktober vom Norden her vergeblich zu nehmen. Man kam im rasenden Infanteriefeuer näher, aber die Stellung war zu stark.

Noch am 21. nachts waren Verfolgungskompagnien über Jablonka nach Kukle weiter geschickt, die bis zum Waldrand vor Kukle durchkamen. Auch die Südgruppe (deutsche, österreichische und ungarische Kräfte) war inzwischen über Grady und Dolzyca gegen Kukle und den Welikoje-Sumpf, den die Russen hielten, vorgerückt, so daß am 22. Dorf und Stellung Kukle von drei Seiten umfaßt war.

Die Armeeleitung beschloß nun den entscheidenden Vorstoß über Podgacie auf Czartorysk. Um aber diesen Fangstoß geben zu können, mußte zunächst Kamienjucha, von wo aus die Russen hätten flankieren können, genommen werden. Stärkere Kräfte wurden angesetzt, während gleichzeitig die Südgruppe gegen Rudka vorging. Die leichten Höhen von Kamienjucha, die von kahlem Gelände umgeben sind, wurden von den Russen zäh gehalten: außerdem wurde die russische Verteidigung durch schwere Artillerie unterstützt, während die Verbündeten ihre Artillerie durch das Sumpfgelände nicht heranbekamen. Während dreier Tage schieben sich die Angreifer im Schrapnellregen weiter. Es sind vier Grad Kälte. Die Mannschaften liegen oft bis zu den Hüften in Eiswasser.

Auch der Angriff gegen Rudka geht sehr langsam vorwärts. Am 28. Oktober sind die österreichisch-ungarischen Truppen unter starkem Feuer in das westlichste Haus des Dorfes eingedrungen, aber es ist weiter kein Boden zu gewinnen. Da stürmt am 29. eine preußische Brigade trotz blutigster Verluste den Windmühlenberg bei Kamienjucha und erzwingt den Ort im Bajonettkampf. Am 30. abends merkt darauf die Südgruppe ein Nachlassen des russischen Widerstandes in Rudka und stellt um Mitternacht das Abziehen des Feindes fest. Österreichisch-ungarische Truppen und preußische Truppen dringen darauf auch in Rudka ein, wo gerade die Russen ein Bataillon ablösen wollten.

Über Budka hinaus und über Bielgow sollte nun gegen Czartorysk weiter gestoßen werden. Aber die Lage Budkas war für die Truppen, die den Ort halten und aus ihm vorstoßen mußten, besonders schwierig. Durch unüberschreitbaren Sumpf führt ein einziger schmaler Weg in das langgestreckte Dorf, dessen Häuser wie auf kleinen Inseln in dem Sumpfwasser standen. (Heute kann man die Stelle, wo das Dorf Budka lag, kaum mehr erkennen; Aschenreste und Kreuze auf Gräbern, das ist das Dorf Budka heute.) Von beiden Seiten lag das ganze Nest im flankierenden russischen Artilleriefeuer. Trotzdem stießen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen durch. Bis sie im Sumpfwald hinter Budka von starkem russischen Flankenstoß gefaßt wurden und zurück mußten in die Hölle dieses Dorfes. Bis zum 9. November erfolgte an jedem Tag ein russischer Angriff. Haus für Haus fraßen die Flammen. Es sprach keiner mehr in den eisigen Erdlöchern vor Budka, in denen das Grundwasser stieg.

Inzwischen war oben nördlicher bei Kosciuchnowka am 4. November den Russen ein Durchbruch gelungen. Bei Budka kam es — es war der letzte Einsatz der Russen — noch einmal zum russischen Stoß. Südlich von Budka wurde am



Pflanzer Baltin G.d.C.

Aufnahme von Frankl

9. die Stellung im Sumpf durchbrochen und die Besatzung von Budka im Rücken gefaßt. Zwar stürmten die schon erwähnten Kompagnien wieder unter ihren Leutnants noch am gleichen Tage in das Dorf hinein mit dem Angriffsruf: Rache für Czartorysk! Zwar wurde im Bajonettkampf, bei dem sich ungarische Husaren hervorragend beteiligten, die gesamte russische Besatzung niedergemacht, aber Budka war nicht mehr zu halten. Man mußte sich begnügen, den Südrand jenseits des Sumpfes zu besetzen. Durch Budka ging der Stoß nicht zu führen, trotzdem die Russen sichtlich zermürbt waren.

Immer stärkere Artillerie hatte man nun trotz des Geländes zusammengezogen. An einer Stelle gegen Bielgow wurde schließlich am 13. November die Artillerievorbereitung in großem Maßstabe begonnen. Mit großer Stärke setzten die Geschütze ein. Unter dem rasenden Hämmern der schweren Granaten wurde die Stellung bei Bielgow durchbrochen. Die russische Widerstandskraft war in dem vierwöchigen Kampf zerbrochen. Sie räumten den Styrbogen, räumten Czartorysk. Führer und Truppen hatten schweren Sieg erfochten. Der Korpsbefehl vom 14. November lautete:

13. Novbr. 1915 Czartorysk genommen

Der Feind ist geschlagen über den Styr zurückgegangen. Unsere gefallenen und verwundeten Kameraden haben nicht umsonst geblutet. Todesmutige Tapferkeit, unerschütterliche Ausdauer haben ihn niedergerungen. Was deutsche und österreichisch-ungarische Infanterie, Kavallerie und Pioniere an zähem Festhalten des weit überlegenen Feindes in den Wäldern und Sümpfen geleistet haben, oft in übermenschlicher Anspannung und Hingabe auch der letzten Kräfte, was die verbündeten Artillerien als Schildhalter und Sturmbereiter der ringenden Schwesterwaffen gewirkt haben, das darf sich kühn jeder Tat dieses Krieges zur Seite stellen. Ich spreche Führern und Mannschaften meinen Dank und meine volle Anerkennung aus. Nun durch und festgehalten bis zum endlichen Siege!

Das war das Heldenlied von Czartorysk. — — —

So war Mitte November der große Ansturm am Styr zusammengebrochen, die hier eingesetzten russischen Divisionen befanden sich im vollen Rückzug. Der Gegner, der sich auf dem Westufer des Flusses schon „häuslich" eingenistet, nicht nur weitausgedehnte Stellungen ausgehoben, sondern auch für den Winter große Hüttenlager und zahlreiche Blockhäuser erbaut hatte, war unter riesigen Verlusten geworfen worden. Auch gegenüber der Armee von Boehm-Ermolli längs der Bahn auf Brody und ebenso gegenüber General Graf Bothmer an der Strypa, bei Siemikowce, nördlich Buczacz, bei Bieniawa, waren die Russen schließlich überall abgewiesen worden. Die Taktik der rücksichtslosen Massenstürme hatte wohl hier und dort Anfangserfolge gezeitigt, brach aber dann völlig zusammen. Wenn die russische Heeresleitung geglaubt hatte, auf eine durch Abtransport nach dem neuen Balkankriegsschauplatz geschwächte Front zu treffen, so hatte sie sich gründlich getäuscht.

Aber die Russen sind zäh. Nachdem die Offensive in Wolhynien und gegen Ostgalizien gescheitert war, hielten sie zwar kurze Zeit Ruhe. Es war jedoch nur gleichsam eine Atempause. Was dort nicht gelang, mußte an anderer Stelle aufs neue versucht werden.

Wieder rollten die Bahnzüge. Schon von Mitte Dezember an, diesmal nach der bukowinisch-bessarabischen Front, wo General von Pflanzer-Baltin Wache hielt. Außer anderen Verbänden, Reserven aus dem Innern und dem Süden des ungeheueren Reiches wurde die schon erwähnte Armee herangezogen, die an der rumänischen Grenze gebildet worden war. Wenn die russischen Zeitungen, denen bisweilen von der sonst so strengen Zensur eine seltsame Geschwätzigkeit gestattet wird, ausgeplaudert hatten, daß diese Armee für einen Durchmarsch durch Rumänien gegen Bulgarien bereitgestellt werde, so zeigte sich jetzt, daß sie eigentlich doch eine andere Bestimmung hatte, daß sie zum Angriff auf die Bukowina bestimmt war. Und weiter schwatzte die russische Presse aus, der Zar hätte befohlen, daß seine Truppen zu Neujahr in Czernowitz einziehen sollten.

24. Dezbr. 1915. Beginn der sogen „Neujahrsschlacht"

In den Tagen unmittelbar vor dem Fest begann eine stärkere russische Fliegertätigkeit, an die sich ein sich stetig steigerndes Artilleriefeuer anschloß, das am 27. Dezember bei Toporoutz, und westlich von Bojan, nur 15 km von Czernowitz entfernt, zur größten Heftigkeit anschwoll. Dreihundert Geschütze aller Kaliber hatten die Russen hier auf verhältnismäßig engem Raum eingesetzt. In den ersten Nachmittagsstunden folgte ein wilder Infanteriesturm, 15—16 Reihen tief. Er brach meist schon im Abwehrfeuer zusammen. Hier und dort gelang es zwar den Russen, bis an die Hindernisse zu kommen, ja in die Drahtverhaue einzudringen. Am frühen Morgen des 28. waren sie herausgeworfen. Wieder versuchten sie es, wie vor Jahr und Tag in den Karpathen, wie jüngst in Wolhynien, mit dem Anlauf in dichten Wellen, unterstützt durch das Joffresche Rezept gewaltiger Artillerievorbereitung, die die wichtigsten Einbruchsstellen sturmreif machen sollte. Wieder trommelten sie aus allen Geschützen, wieder stürmten sie an, nach der Angabe eines Berichterstatters mit 36 Infanterieregimentern, wieder wurden sie abgeschlagen. Hoch türmten sich Verwundete und Tote vor den Verhauen.

Am 29. Dezember erweiterten die Russen ihr Angriffsfeld. Nicht nur gegen die bessarabische Front, auch gegen die Linie östlich der unteren und mittleren Strypa griffen sie unter Einsatz starker Massen an, das Schlachtgebiet bis an die Front des unerschütterlichen Grafen Bothmer ausdehnend, restlos wurden die Stellungen gehalten. Am 30. war an den meisten Kampfstellen etwas Ruhe, nur zwischen Buczacz und Wisniowczyk an der Strypa wiederholten sich die Angriffe. Am 31. setzte das Ringen der „Neujahrsschlacht" mit erneuter Heftigkeit, unter einer Mißachtung menschlichen Lebens, die einen fast neronischen Zug in sich trägt, wieder ein, und hielt mit kurzen Unterbrechungen, bis gegen den 20. Januar an. Der österreichisch-ungarische Heeresbericht besagte darüber u. a. am 15. und 18. Januar:

Die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Grenze dauert fort. Wieder war der Raum von Toporoutz und östlich von Rarancze der Schauplatz eines erbitterten Ringens, das alle früheren auf diesem Schlachtfelde sich abspielenden Kämpfe an Heftigkeit übertraf. Viermal, an einzelnen Stellen sechsmal, führte der zähe Gegner gestern seine 12—14 Glieder tiefen Angriffskolonnen gegen die heißumstrittenen Stellungen vor. Immer wieder wurde er — nicht selten im Nahkampf mit dem Bajonett — zurückgeworfen. Für die Verluste des Feindes gibt die Tatsache, daß im Gefechtsraum einer österreichisch-ungarischen

Brigade über 1000 russische Leichen gezählt wurden, einen Maßstab. Zwei russische Offiziere und 240 Mann wurden gefangen genommen. Die braven Verteidiger haben alle ihre Stellungen behauptet, die Russen nirgends auch nur einen Fußbreit Raum gewonnen. An der Strypa und in Wolhynien keine besonderen Ereignisse. Am Kormin wies Wiener Landwehr einen überlegenen russischen Vorstoß ab. —

Da auch der gestrige Tag (der 17.) keine besonderen Ereignisse brachte, kann die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Front als abgeschlossen betrachtet werden. Unsere Waffen haben an allen Punkten des 130 Kilometer breiten Schlachtfeldes einen vollen Sieg davongetragen. Unsere über jedes Lob erhabene Infanterie, die Trägerin aller Entscheidungskämpfe, hat — von der Artillerie sehr verständnisvoll und geschickt unterstützt — alle Stellungen gegen eine örtlich oft vielfache Überlegenheit behauptet.

Karte zu den Kämpfen in der Bukowina

Die große Neujahrsschlacht im Nordosten Österreichs begann am 24. Dezember vergangenen Jahres und dauerte, nur an einzelnen Tagen durch Kampfpausen unterbrochen, bis zum 15. Januar, also insgesamt 24 Tage lang. Zahlreiche Regimenter standen in dieser Zeit 17 Tage im heftigsten Kampf. Russische Truppenbefehle, Aussagen von Gefangenen und eine ganze Reihe von amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen aus Petersburg bestätigen, daß die russische Heeresleitung mit der Offensive ihres Südheeres große militärische und politische Zwecke verfolgte. Diesen Absichten entsprachen auch die Menschenmassen, die der Feind gegen unsere Fronten angesetzt hat. Er opferte, ohne irgend einen Erfolg zu erreichen, mindestens 70000 Mann an Toten und Verwundeten hin und ließ nahezu 6000 Kämpfer als Gefangene in unserer Hand. Der Truppenzusammensetzung nach haben am Sieg in der Neujahrsschlacht alle Stämme der Monarchie Anteil. Der Feind zieht neuerlich Verstärkungen nach Ostgalizien. — — —

18. und 19. Januar 1916 Nochmaliges Aufflammen der Kämpfe östlich Czernowitz

Wenn die österreichisch-ungarische Heeresleitung nach ihrem Bericht vom 18. die Neujahrsschlacht als abgeschlossen betrachtete, so hatte sie freilich geirrt. Schon am Tage darauf mußte sie den Beginn neuer schwerer Kämpfe melden — die russischen Reserven waren doch noch nicht erschöpft und wurden nach wie vor erbarmungslos vorgetrieben. Das Ringen loderte in dem alten Kampfgebiet östlich von Czernowitz bis Toporoutz und Bojan mit wütenden Anstürmen auf und nahm am 19. seinen Fortgang. Der Gegner drang diesmal mit überlegenen Kräften einige Male, wie es im Bericht heißt, in unsere Schützengräben ein, wurde aber immer wieder im Handgemenge — einmal durch einen schneidigen Gegenangriff der Honvedregimenter Nr. 6 und Nr. 30 — unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Das Vorgelände unserer Verschanzungen ist mit russischen Leichen übersät, im Gefechtsraume einzelner Bataillone wurden 800—1000 gefallene Russen gezählt.

Nun endlich flaute die Schlacht ab. Nun endlich schien die russische Angriffskraft erschöpft. Gegenüber Czernowitz, wie an der galizischen Grenze, wie vorher in Wolhynien. Nur Artillerie- und Minenkämpfe währten noch an und oft freilich sehr blutige Einzelunternehmungen örtlicher Art, wie in den letzten Januartagen gegen die Brückenschanze von Uscieczko am Dnjester. — — —

❧ ❧ ❧

Der entscheidende Umschwung, den die Entente erst von den französischen Angriffen in der Champagne, dann von der großen russischen Offensive erwartet hatte, war ausgeblieben. Nicht einmal auf die Balkankämpfe hatten alle diese blutreichen Anstrengungen irgend welchen Einfluß gehabt.

Denn auf dem Balkan war jetzt nach Serbien das kleine Montenegro an die Reihe gekommen, von der Landkarte ausgelöscht zu werden. Wenn aber die Niederwerfung Serbiens, mindestens in Anbetracht der tapferen Gegenwehr der Armee, einigermaßen an eine Tragödie gemahnen konnte, so mischten sich in die Zerschmetterung Montenegros manche groteske Züge, die zuletzt fast komödienhaft anmuteten.

Nicht als ob es den Montenegrinern an Tapferkeit gefehlt hätte. Sie kämpften, wo noch ein Widerstand möglich war, zum Teil sogar wie die Verzweifelten. Aber die Entbehrungen zweier Kriegsjahre, der Hunger — schlechtweg: der Hunger! — hatten ihre Kräfte vielfach schon gebrochen, und in ihrer Führung mochte sich auch die schwere Enttäuschung, die die mangelhafte Unterstützung durch die Entente wach rief, geltend machen. Die wunderlichsten Ranken, welche die Kriegshandlung schließlich aufwies und das Interesse an ihr zurückdrängten, waren jedoch auf den einst als Helden aller Helden gefeierten Herrscher, auf Nikita, zurückzuführen. Eingeweihte freilich hatten ihn längst richtig eingeschätzt und zwar — als ein Pumpgenie allergrößter Art, das auch gelegentliche Börsengewinne in Wien nicht verachtete.

Nachdem der Feldzug gegen Serbien im wesentlichen beendet, war die Armee des Generals von Koeveß gegen die Ostgrenze Montenegros angesetzt worden. Sie räumte hier in Nachhutgefechten mit versprengten serbischen Resten auf, besetzte am 11. Dezember Korita, am 12. Ipek, machte reiche Beute an Gefangenen und Geschützen und stieß bis zur Tara vor. Das letzte Stück bosnischen Bodens, auf dem sich die Montenegriner noch eingenistet, wurde ihnen südöstlich

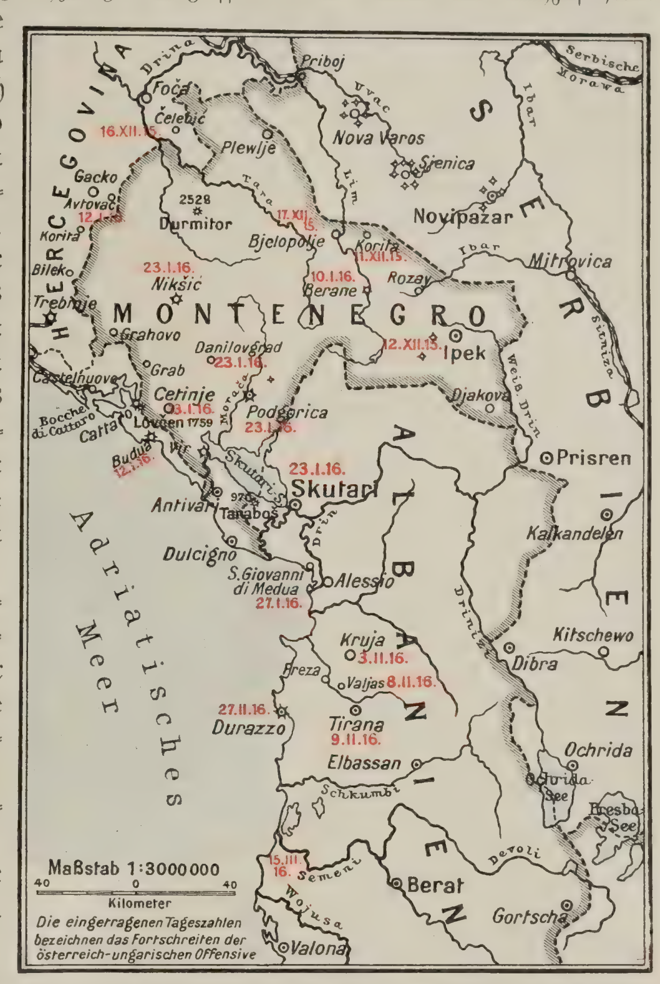


Besetzte Gebiete im Osten bei Jahresschluß 1915

von Celebic am 16. entrissen; am 17. wurde durch umfassenden Angriff Bjelopolje genommen.

General von Koeveß gegen Montenegro

Im winterlichen Gebirge, in Schnee und Eis trat dann hier eine Kampfpause ein, bedingt durch eine weitausgreifende Umgruppierung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte. Die Heeresleitung beabsichtigte, den Endkampf gegen Montenegro durch einen gleichzeitigen Angriff von drei Seiten aus durchzuführen. So wurden bedeutende Verbände der siegreichen Armee von Koeveß durch bosnisches Gebiet und mittels der dalmatinischen Kleinbahnen nach der Adriaküste gebracht. Es scheint, daß diese Operation unter glücklichster Wahrung des Geheimnisses durchgeführt wurde, so daß General von Koeveß von Cattaro aus ganz überraschend eingreifen konnte. Gleichzeitig mit diesem Eingreifen sollte dann der Angriff von Osten her fortgesetzt werden, während in der Herzegowina andere Truppen bereitgestellt wurden, um über die Linie Foca—Trebinje in Montenegro einzubrechen.



Karte zur Niederwerfung Montenegros und zum Vorstoß nach Albanien

Es ließ sich voraussehen, daß der kleine Staat, der wohl kaum noch mehr als 50000 Mann in Waffen hatte, diesem dreifachen Stoß nicht gewachsen sein würde. Zumal die österreichisch-ungarische Flotte die Adria scharf unter Wacht hielt und auch die Lebensmittelzufuhr, auf die Montenegro angewiesen war, verhinderte.

Am 5. Januar setzten die an der Ostgrenze verbliebenen Teile der Armee von Koeveß mit ihrem Angriff ein. Sie stießen nördlich von Berane und westlich von Rozaj vor, schlugen den Gegner an den nächsten Tagen darauf empfindlich, nahmen Berane am 10. und gelangten in Besitz der in Brand gesteckten Limbrücke. Der Angriff blieb, trotz rühmlichen Widerstandes, im Fortschreiten. Am 12. wurden auch im Nordosten die Montenegriner südlich Avtovac überfallen und geworfen.

Vor allem aber: am 10. Januar wurde der sagenumwobene Lovcen, der Löwenberg, nach dreitägigen harten Kämpfen erstürmt, nachdem schon seit dem 4. starke Artillerie, vor allem durch Geschütze der in der Bocche di Cattaro liegenden Flotte, gegen ihn in Tätigkeit getreten waren.

Der Lovcen galt nicht nur den Kindern der Schwarzen Berge als ihre stärkste, als eine schier unüberwindliche Naturfeste an der Adria, als der mächtigste Schutz ihrer Hauptstadt Cetinje. Er galt auch der Entente, zumal aber Italien, als ein Noli me tangere. Wiederholt hatten sich schon, ehe in Rom der große Treubruch zur Tatsache wurde, Gerüchte verbreitet, daß Österreich-Ungarn diesen Berg, der jetzt plötzlich zu einer europäischen Berühmtheit wurde, an sich zu reißen versuchen würde. Und als in den schicksalsschweren Tagen des August 1914 Italien sich neutral erklärte, drahtete der österreichische Botschafter in Rom sogar nach Wien: „Wenn Österreich-Ungarn Lovcen nicht besetzt und Gleichgewicht von Adria nicht stört, wird Italien niemals gegen Österreich-Ungarn vorgehen." Papierne Worte, papierne Versprechung! Sie zeigen aber, welche Bedeutung man dem Felsblock in Italien beimaß, der der Schlüssel nicht nur zu Montenegro, sondern auch zu Nordalbanien sein sollte.

In Cetinje selbst scheint man, bis General von Koeveß zum entscheidenden Schlage ausholte, die Sachlage noch immer leidlich ruhig angesehen zu haben. Man meinte, daß die Geländeschwierigkeiten an der Ostgrenze dem Gegner kaum überwindliche Schwierigkeiten bieten würde, daß die Stellungen an der Taraschlucht mindestens längere Zeit standhalten würden, man hoffte noch immer auf ein Eingreifen Italiens, und der Lovcen — der Lovcen war ja uneinnehmbar! Uneinnehmbar schon im Sommer, ganz uneinnehmbar jetzt im Winter! Außerdem war der 1707 m hohe Fels ja stark befestigt und gespickt mit mehr oder minder neuen, mehr oder minder guten Geschützen, die die Entente angeliefert hatte.

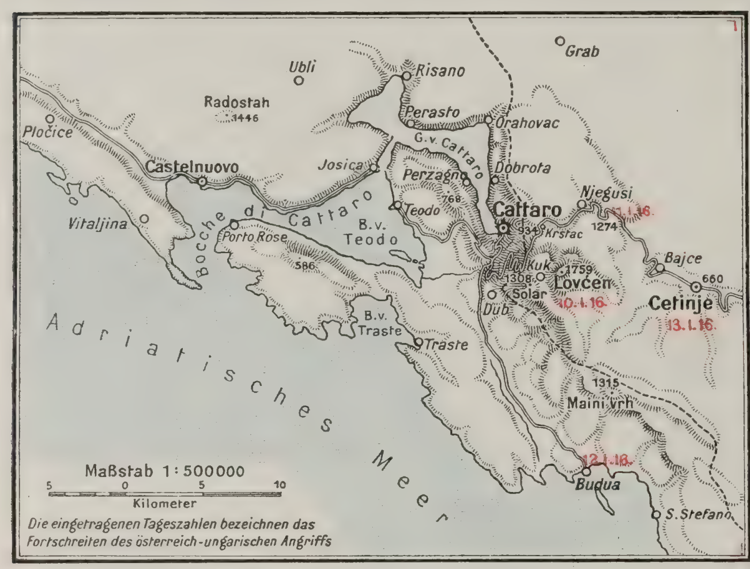
Erst als die österreichisch-ungarischen Riesenkanonen und großen Mörser zu donnern begannen, wurde man unruhig. Es wird erzählt, daß König Nikita in Cetinje öffentlich seine Getreuen mit erhobenen Händen angefleht hätte, auf den heiligen Berg zu eilen und an dessen Verteidigung mitzuwirken. Wenn sie folgten, die Getreuen — so kamen sie zu spät. Der Lovcen! Nach einer alten Sage der Montenegriner soll Gott, als er über die Erde ging, um die Steine zu verteilen, den Sack, in dem er sie trug, zerrissen und die ganze Masse über Montenegro ausgeschüttet haben. Ein guter Teil ist dann jedenfalls an der Stelle niedergerutscht, an der sich heute drohend der Lovcen erhebt. Hoch oben, wo selbst im Sommer vielfach Schnee liegt, haust in einer der unzähligen Felsspalten Iwan Czernogaric, Montenegros Barbarossa, bereit, in der Stunde der Gefahr sein Volk zu schützen. Aber auch er vermochte nichts gegen die österreichischen Granaten und die opfermutig Stürmenden, die nicht rasteten, bis der Doppelaar der Donaumonarchie auf des steinernen Riesen höchstem Gipfel aufgepflanzt war.

Der eigentliche Angriff auf den Lovcenpaß erfolgte von zwei Seiten aus. Im Norden über die Höhen von Krstac, in südlicher Richtung über den Solar. Fast drei Tage dauerte der Aufstieg, der an sich eine alpine Leistung ersten Ranges war; dann stießen die beiden Gruppen fast gleichzeitig in die Hauptstellung, stürmten sie und brachen den letzten Widerstand der Montenegriner.



Vormarsch von österreichisch-ungarischer Infanterie gegen die Taraschlucht. Phot. Kilophot

Die Vorbereitungen zum Angriff auf den Lovcen, so schilderte in einem lebendigen Bilde der Kriegsberichterstatter Eugen Lennhof, waren am 7. Januar abgeschlossen. An diesem Tage war der Aufmarsch der in der Bocche di Cattaro und Castelnuovo gesammelten Angriffstruppen beendet. Schon während der letzten Aufmarschtage hatte sich die Artillerie eingeschossen, und in der Morgendämmerung des 8. Januar begann sie die feindlichen Stellungen mit einem orkanartigen Feuer zu überschütten. Auf einen Schlag setzten alle die vielen Geschütze ein, die in der letzten Zeit zur Unterstützung der Werksartillerie des Festungsgebietes herangebracht worden waren: die großen Mörser, die schweren Haubitzen. Der große Feuerbogen ward erweitert durch die schweren Schiffsgeschütze der in der Bucht von Teodo aufgefahrenen Kampfflottengruppe, die Rücken und Flanke der Montenegriner bloßlegten. Ein furchtbarer Geschoßhagel ging auf die Einbruchsräume nieder. Klar hoben sich die vom Gegner gehaltenen Höhen aus der Bocche. Erst nachmittags setzten Regen und Schnee ein.



Die Boche di Cattaro mit dem Lovcen

Gegen drei Uhr erging an die bei Cattaro und südlich der Stadt gesammelte Infanterie der Befehl, auf die Höhen vorzugehen. Bereits eine Stunde später kletterten dünne Linien über die Felshänge empor. Die feindliche Artillerie suchte den Aufstieg zu hindern, aber die ansteigenden Kolonnen wußten sich an der steilen Böschung so gut zu decken, daß ihnen das Feuer wenig Abbruch tat. 800 m klommen sie empor. Der hereinbrechende Abend ließ angesichts des mit Absturzgefahr drohenden kahlen Terrains ein weiteres Vordringen nicht rätlich erscheinen. In Gefechtsstellung kauerten die Infanteristen an den steilen Felsen nieder.

Bei eisiger Kälte, die durch eine unbarmherzige Bora fast unerträglich wurde, lagen die Braven während der ganzen Nacht im Schnee. Nebel wogte am folgenden Morgen um die Kuppen. Von neuem stiegen die Schwarmlinien an. So unsichtig war das Wetter, daß die Artilleriebeobachter mit der Infanterie vorgingen. Sie führten Telephonapparate an langen Drahtspulen mit, die sie beim Aufstieg langsam abhaspelten, um das Feuer telephonisch leiten zu können. In der Mittagsstunde waren dem Felsgestein wiederum 200 m abgerungen. Der Rand des Plateaus, aus dem der Lovcen sich erhebt, war erreicht. Hier warteten der Angreifer schwere Kämpfe. 1362 m hoch sprang als stark ausgebauter Be-



Bagagewagen. Im Hintergrund der Lovcen. Phot. Frankl

festigungswinkel die montenegrinische Hauptstellung des Solar vor und wehrte den Weitermarsch. In heftigem Schneetreiben wurde sie angegriffen und, trotzdem die Montenegriner in ihren Steindeckungen kräftige Gegenwehr leisteten, bezwungen.

Eine entscheidende Lücke war geschlagen. Vor den Eroberern des Solar ragte breit und trotzig, um 700 m höher, der Lovcenrücken auf. Doch noch eine Linie mußte genommen werden, bevor der eigentliche Kampf um ihn beginnen konnte. Wieder lagen die Truppen eine lange Nacht im Freien. Die eben eingenommene feindliche Stellung bot ihnen nur geringen Schutz gegen die scheußliche Witterung, da die Deckungen von der k. und k. Artillerie fast gänzlich zusammengeschossen worden waren. Am 10. Januar setzte der Angriff auf die Höhe ein, die ebenfalls zum starken Bollwerk ausgebaut worden war. Gleichzeitig wurde auch der Sattel des Krstac von einer weiteren Gruppe angegriffen. Beide erlagen dem Ansturm.

Ein Gelöbnis flog von Kompagnie zu Kompagnie: Heute noch muß der Lovcen unser werden! — Mit begeistertem Kampfesmut wurde um die zweite Lovcenstellung gerungen. Gegen Abend war der Feind beiderseits des Bergstockes zurückgedrängt. Das letzte Stück Arbeit begann. Mohammedanische Freiwillige, die zur Besatzung des Kriegshafens Cattaro gehörten, dunkle, sehnige Gestalten, mit dem Gelände von Kindesbeinen an vertraut, und Egerländer Landstürmer, wetterharte Deutschböhmen, klommen, während die Montenegriner in der Richtung auf Njegusi zurückgingen, hinauf und nahmen unter Führung von Hauptmann Kraus um 7 Uhr 30 Minuten die Lovcenspitze für die k. und k. Armee in Besitz. —

10. Januar 1916. Der Lovcen durch das Armeekorps des Feldmarschalleutnants Trollmann erobert



Feldmarschalleutnant Trollmann. Weltpreß-Photo

Das Verdienst des schnellen und mit nur ganz geringen Verlusten erkauften Sieges gebührt — außer dem General von Koeveß — hauptsächlich dem Führer des in erster Linie beteiligten Armeekorps, dem Feldmarschalleutnant Trollmann. Aber auch der treuen Mitwirkung der Flotte, deren schwere Geschütze den tapferen Truppen die Bahn öffnen halfen, muß gedacht werden. 26 Geschütze fielen dem Angreifer auf der Bergeshöhe in die Hand, einige waren unversehrt und konnten sofort gegen die flüchtenden Montenegriner verwendet werden.

Es ging jetzt rasend schnell vorwärts. Die Widerstandskraft des Feindes war augenscheinlich völlig gebrochen. Am 11. schon wurde von einer österreichisch-ungarischen Kolonne, die über den Lovcen vorgestoßen war, Njegusi, die Geburtsstadt Nikitas, genommen, am 12. von einer anderen, die an der Meeresküste vorging, Budua besetzt und der nördlich der Stadt steil aufragende Maini Vrh erobert. Am 13. gelangte Cetinje in österreichische Hand. Die Stadt war durchaus ruhig; 154 Geschütze, 10000 Gewehre, 10 Maschinengewehre, sehr, sehr viel Munition wurden erbeutet. Die Verfolger überschritten die Linie Budua—Cetinje—Grab—Grahovo, drangen von Bilek und Avtovac aus vor; auch die Offensive an der Ostgrenze machte schnelle Fortschritte.

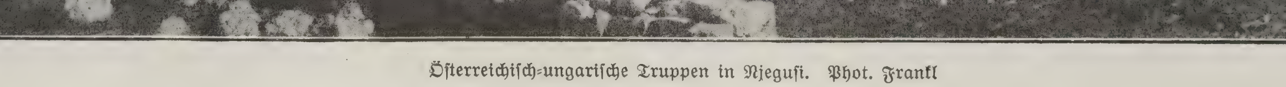
11. Januar 1916 Njegusi besetzt

13. Januar 1916 Besetzung von Cetinje

Das Ränkespiel König Nikitas

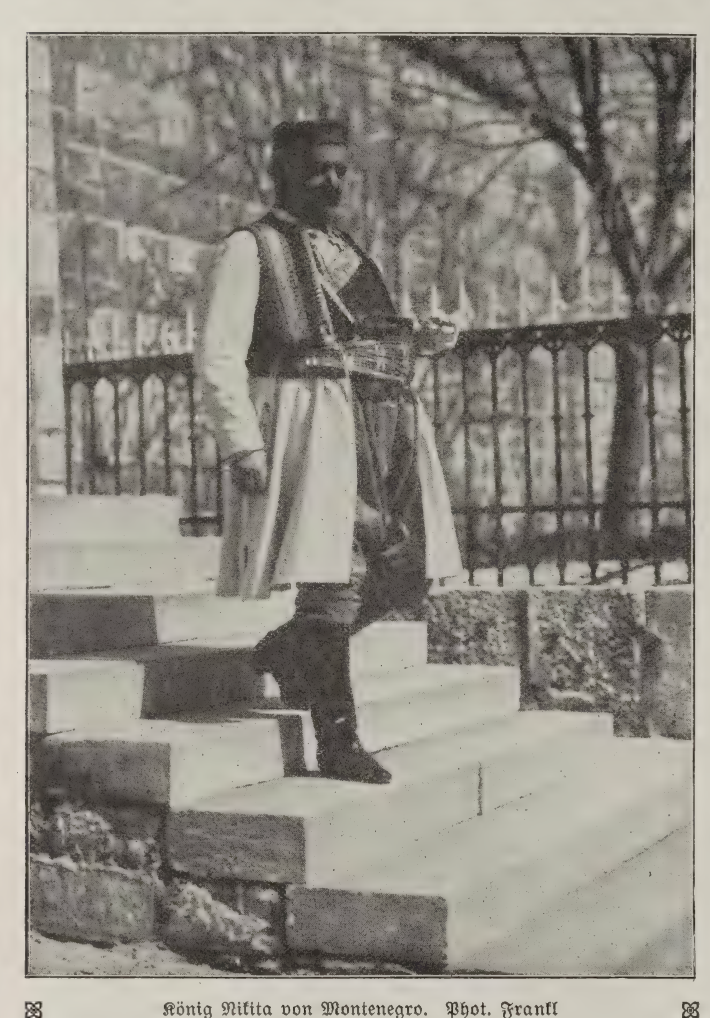
König Nikita war ein schlauer Herr. Er tat zunächst das klügste, was er tun konnte, um aus dem Zusammenbruch zu retten, was noch zu retten war: er wandte sich an die Großmut des Siegers.

„Nachdem die Truppen Eurer Majestät heute meine Hauptstadt besetzt haben," depeschierte er an den Kaiser Franz Joseph, „befindet sich die montenegrinische Regierung in der Notwendigkeit, sich an die k. und k. Regierung zu wenden, um sie unter Einstellung der Feindseligkeiten um Frieden zwischen den Staaten



Österreichisch-ungarische Truppen in Njegusi. Phot. Frankl

Eurer Kaiserlichen Majestät und meinem Lande zu bitten. Da die Bedingungen eines glücklichen Siegers hart sein können, richte ich im voraus an Eure Majestät die Bitte, sich für einen Frieden einzusetzen, der ehrenvoll und würdig des Prestiges eines Volkes ist, das in früheren Zeiten Ihr Hohes Wohlwollen, Ihre Achtung und Ihre Sympathien genossen hat. Ihr edles und ritterlich empfindendes Herz wird, hoffe ich, diesem Volke keine Demütigung antun, welche es nicht verdient."



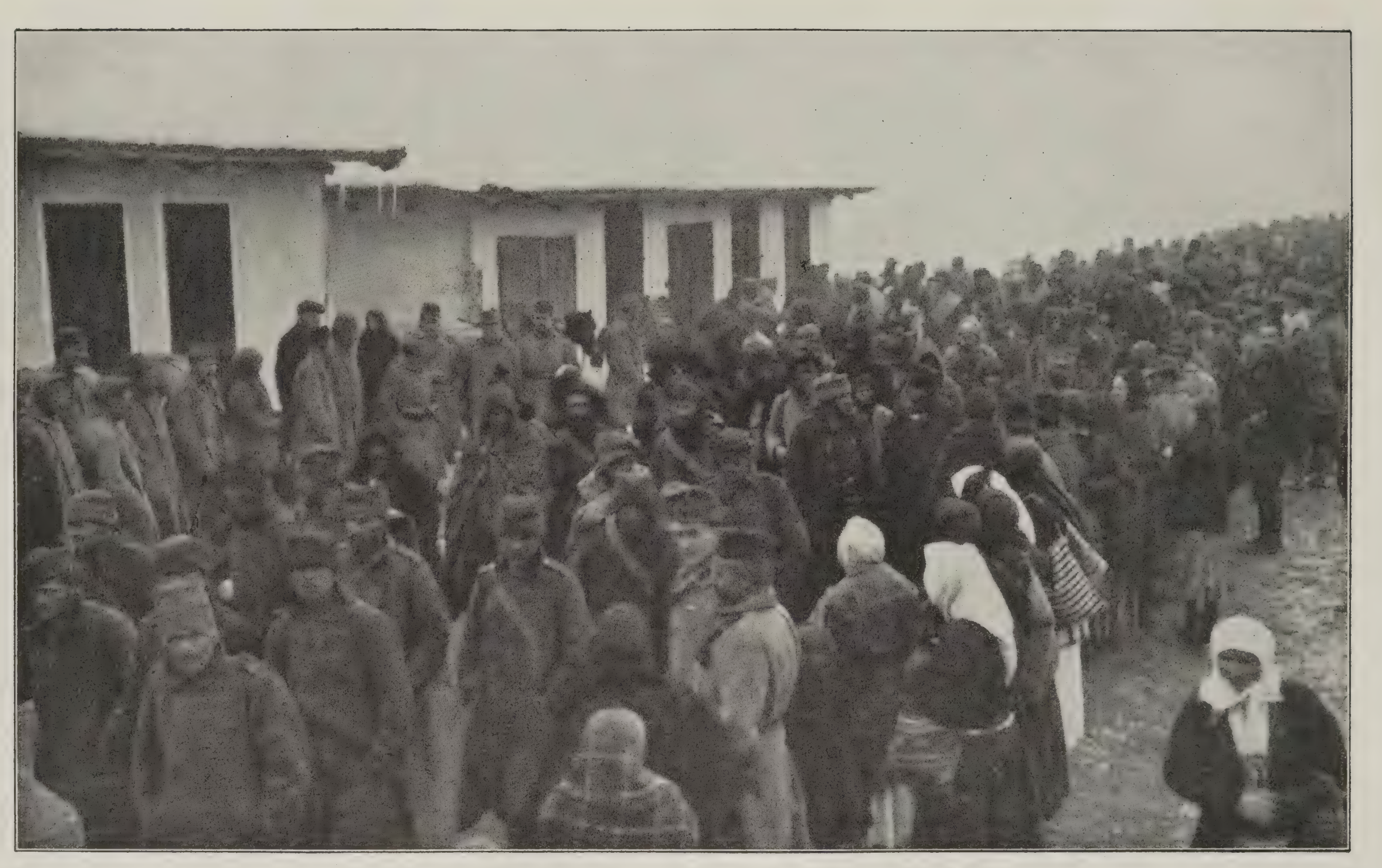
König Nikita von Montenegro. Phot. Frankl

Die Antwort auf dieses Bittgesuch, vom 14. Januar 1916 datiert, hat folgenden Wortlaut:

„Es gereicht mir zur Genugtuung, daß Eure Majestät sich bereit erklären, den nunmehr zwecklos gewordenen Widerstand aufzugeben. Die Bedingungen der Einstellung der Feindseligkeiten sind Eurer Majestät bereits im Wege Meines Armeeoberkommandos bekanntgegeben worden. Auf den Vorschlag der montenegrinischen Regierung wird derselben die Antwort Meiner Regierung zugehen.

Franz Joseph."

Es schien also alles auf gutem Wege. Zumal auch gleichzeitig mit der Bitte des Königs, von allen Ministern unterzeichnet, ein inhaltlich gleiches Ansuchen der Regierung um Waffenstillstand und die Einleitung von Friedensverhandlungen eingelaufen war. Auf Grund früherer Erfahrungen mit Montenegro und seinem Herrscher bewahrte man aber in Wien und beim österreichisch-ungarischen Armee-Oberkommando kühles Blut und ein gesundes Mißtrauen; man mußte auch mit Fug und Recht auf irgend welches Dazwischentreten, auf politische, wenn nicht militärische Maßnahmen der Entente rechnen. So verlangte man denn mit aller Entschiedenheit, daß jeder Friedensverhandlung die unbedingte Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres vorangehen müßte. Die



Abmarsch von montenegrinischen Truppen nach der Waffenablieferung. Phot. Kilophot

gegnerische Regierung gestand das am 16. Januar zu. Tags darauf trafen ihre Abgesandten in Cetinje (der König hatte seine Hauptstadt verlassen, man wußte anscheinend noch nicht genau, wohin er eigentlich geflüchtet) ein. Die Verhandlungen begannen. Fast sofort wurden aber in ganz nebensächlichen Fragen von montenegrinischer Seite Weiterungen veranlaßt, die es dringend wünschenswert erscheinen ließen, noch vor dem Abschluß der Vereinbarungen den allseitigen Vormarsch in das Innere des Landes fortzusetzen und die Reste der gegnerischen Armee überall zu entwaffnen, wo man sie traf. So meldete denn am 22. der amtliche österreichisch-ungarische Heeresbericht:

„Die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres, die die Vorbedingung für weitere Friedensverhandlungen bildet, ist im Gange. Die österreichisch-ungarischen Truppen traten zu diesem Zweck, jede Feindseligkeit unterlassend, den Vormarsch in das Innere des Landes an. Die montenegrinischen Soldaten haben, wo sie mit unseren Abteilungen zusammentreffen, die Waffen abzugeben und können, wenn dies ohne Widerstand geschieht, in ihren Heimatsorten unter angemessener Aufsicht ihrer Beschäftigung nachgehen . . ." —

23. Januar 1916 Skutari besetzt

Schon am 23. war Skutari besetzt, ohne daß der gefürchtete Berg Tarabos verteidigt wurde, ebenso Niksic, Danilovgrad und Podgorica, um das sich Montenegros kleine Kornkammer breitet. Auf Widerstand traf man nicht. Einige tausend versprengte Serben, die die Besatzung von Skutari gebildet hatten, waren kampflos nach Süden abgezogen. „Die Entwaffnung des Landes vollzog sich", besagte der Tagesbericht vom 24., „ohne Reibungen. An einzelnen Punkten haben die montenegrinischen Abteilungen das Erscheinen unserer Streitkräfte erst gar nicht abgewartet, sondern die Waffen schon vorher niedergelegt, um heimkehren zu können. Anderenorts zog der weitaus größte Teil der Entwaffneten die Kriegsgefangenschaft der ihnen freigestellten Heimkehr vor. Die Bevölkerung empfing unsere Truppen überall freundlich, nicht selten mit Feierlichkeit." Und am 25. konnte hinzugefügt werden, daß sogar zahlreiche Abteilungen aus Gegenden, die noch nicht besetzt waren, bei den Vorposten ihre Bereitwilligkeit zur Waffenstreckung angemeldet hätten.

Der Bericht vom 25. enthielt aber noch eine andere, höchst merkwürdige Meldung: König Nikita hatte sein Land und sein Heer verlassen. In wessen Händen die tatsächliche Regierungsgewalt liege, wäre noch nicht mit Bestimmtheit festzustellen, „ist aber für das militärische Ergebnis des Feldzuges völlig bedeutungslos."

Wahrhaftig: der Alte vom Berge hatte sich anders besonnen. Richtiger: die Entente hatte ihm mit Versprechungen, wohl auch mit Drohungen so zugesetzt, bis sich seine oft bewährte Schlauheit überschlug. Er wollte noch schlauer sein, als bisher, flüchtete aus Skutari an die Küste und über Medua nach Rom und von dort nach Frankreich. Nach Frankreich, das ja von altersher das gelobte Land der ‚Könige im Exil' war!

Er verließ aber sein Land auch, ohne Vorsorge irgend welcher Art für Armee und Regierung zu treffen. Nur der erste Minister, Miuskovic, erließ von Paris aus einen papiernen Protest. In Montenegro blieb die völlige Verwirrung zurück. Prinz Mirko, der zweite Sohn Nikitas (der Kronprinz war auch ‚zu Schiff nach Frankreich' gegangen), der Serdar Vukotic und einige Minister versuchten vergebens eine Art Regierung zu bilden. Österreich-Ungarn mußte über sie zur Tagesordnung über-



Von den Montenegrinern auf der Flucht zurückgelassene Munitionskisten und -Karren. Phot. Kilophot

gehen. Die Militärbehörden schufen Ruhe und Ordnung — und die militärischen Operationen wurden unbeirrt fortgesetzt. An 350 Geschütze, über 50 Maschinengewehre, über 50000 Gewehre konnten schon am 29. als Kriegsbeute gemeldet werden.

28. Januar 1916. Alessio und S. Giovanni di Medua besetzt

Am 27. Januar wurde Alessio und der Adriahafen San Giovanni di Medua besetzt. Die Truppen betraten jetzt albanisches Gebiet, das vielumstrittene. Am 3. Februar erreichte die Heeresspitze Kruja und den Ischmi-Fluß. Am 8. kam es zu leichten Gefechten im Raume von Preza und Valjas; der Gegner, der sich hier den Österreich-Ungarn entgegenstellte — Reste serbischer Verbände, Söldner des albanischen Kondottieren Essad Pascha und, zum ersten Male, Italiener — wich nach Süden und Südosten aus. Am 9. fiel Tirana in die Hand unserer Verbündeten. Vielfach und in wachsender Zahl schlossen sich jetzt auch Albaner den österreichischen Truppen an. Am 27. Februar — wir greifen weit voraus — wurde das wichtige Durazzo genommen. Die Italiener, die es besetzt hatten — wir werden davon noch hören — erlitten eine empfindliche Niederlage. Mitte März standen unsere Verbündeten hart nördlich Valona. Damit war hier das vorläufige Ziel der Kriegshandlung erreicht.

27. Februar 1916 Durazzo den Italienern entrissen

Die Niederwerfung des kleinen Montenegros hatte in den Ententeländern fast noch größeres Entsetzen ausgelöst, als die Zerschmetterung des größeren Serbiens. Der tiefere Grund dafür lag wohl, besonders für Italien, darin, daß Österreich-Ungarn nun in weiter Ausdehnung unmittelbar an der Adria festen Fuß gefaßt hatte. In Italien faßte man das Schicksal Montenegros geradezu als ein nationales Unglück auf. Die führenden italienischen Zeitungen wehklagten unter allerlei Anklagen gegen die anderen Ententemächte und auch gegen die eigene Regierung. Der Corriere della Sera erklärte nach dem Fall des Lovcen, nicht mit ein paar alten Geschützen hätte man helfen müssen, sondern mit einem

wohlgerüsteten Expeditionskorps. Der Secolo schrieb von den schweren Unterlassungssünden, die sich Frankreich auf dem Balkan hätte zuschulden kommen lassen. Die Idea Nazionale sprach von kopfloser Nachlässigkeit der Entente.

All der Schrecken führte denn auch zu dem ebenso kopflosen Bestreben, König Nikita von seinem ersten gescheiten Entschluß der Friedensbitte an Österreich-Ungarn abzubringen. Noch immer hoffte man wohl, er würde die Reste seines kleinen Heeres sammeln, würde in seinem Berglande verzweifelten Widerstand leisten. Es war zu spät: Nikita brach zwar sein Wort, aber er hatte kein Land mehr, das er hätte verteidigen, kein Heer mehr, das er zum Kampf hätte aufrufen können. Nur die Flucht blieb ihm. Und in Paris war man ja reich — man würde auch für ihn als flüchtigen König standesgemäß sorgen . . . Das wenigstens hatte er sich doch um die Entente verdient. —

Dann sollte, mußte Italien der Salonikiarmee helfen: so verlangten es Frankreich und England. Aber Cadorna wollte nicht, auch jetzt nicht; er erklärte immer wieder mit Recht, daß er seine Isonzofront nicht schwächen dürfe. Immerhin verstand er sich schließlich dazu, eine Division nach der Adriaküste abzugeben, deren Führung er dem General Botazzi anvertraute. Wir sind ihren Vortruppen bei Valjas und Durazzo begegnet, wo sie den Angriffen der Österreicher nicht gerade allzu rühmlichen Widerstand entgegensetzten. Valona wurde dann zum Hauptstützpunkt des sehr allmählich verstärkten Expeditionskorps erkoren. Es saß dort in einem ziemlichen Sack fest, und erst nach fast Jahresfrist machte es wieder von sich reden.

Der Hauptteil der geflüchteten Serben war nach den griechischen ionischen Inseln, nach Korfu geschafft worden, um dort für neue Blutopfer aufgepäppelt und neu ausgerüstet zu werden. Das griechische Korfu, neutrales Land! Doppelt neutral, darf man sagen: denn, außer Österreich-Ungarn und Preußen, hatten auch Rußland und England im Jahre 1863 die Neutralität der Jonischen Inseln ausdrücklich gewährleistet. Doch was kümmerte das die Entente? Sie wütete zwar noch immer, Deutschland hätte die Neutralität Belgiens verletzt. Sie selbst aber besetzte jetzt ohne Bedenken die Jonischen Inseln, ebenso wie sie trotz aller Einsprache Griechenlands Saloniki besetzt hatte. Daß man nebenbei auch das Achilleion, das schöne Schloß des deutschen Kaisers auf Korfu, in Besitz nehmen konnte, war ja eine ganz angenehme Zugabe. Und Griechenland — das arme Griechenland, der wackere König Konstantin, der so treulich seine neutrale Haltung zu wahren suchte, sie mußten sich fügen. Es war ja im Grunde so einfach: fügte Griechenland sich nicht, so sperrten ihm die Flotten der Entente alle Häfen, schnitten jede Zufuhr ab, bis der Hunger das getreidearme Land bezwang. Die Tragödie Griechenlands begann immer schärfere Formen anzunehmen.

18. Januar 1916. Kaiser Wilhelm trifft in Nisch mit dem Zaren Ferdinand von Bulgarien zusammen

An demselben Tage fast, an dem französische Truppen das Achilleion auf Korfu durchstöberten, angeblich, um nach einer Versorgungsstätte für deutsche Torpedoboote zu suchen, am 18. Januar, traf Kaiser Wilhelm, die neueröffnete Bahnstrecke nutzend, in Nisch ein, um den Zaren Ferdinand von Bulgarien, seinen treubewährten Bundesgenossen zu begrüßen und ihm den Feldmarschallsstab des Preußenheeres zu überreichen.

Mitte Januar rollte auch der erste Orientexpreßzug in Konstantinopel ein. Die unmittelbare Verbindung von Berlin und Wien mit der türkischen Hauptstadt war wiederhergestellt. Auch sie ein Wahrzeichen unserer Siege.



Infanterie auf dem Marsch in den Bergen Albaniens. Phot. Frankl



Die in Trümmer geschossene Ortschaft Somme-Py. Phot. Leipziger Presse-Büro

Vierzehnter Abschnitt

Winterkämpfe 1916 an der Westfront. — Die Tätigkeit unserer Flotte, unserer Zeppeline und Flieger. — Die Türken im Kaukasus und im Irak. — Der Tod des Feldmarschalls von der Goltz. — Der Fall von Kut el Amara.

Unser großer Moltke schrieb einmal, in der Einleitung zu seiner Geschichte des Krieges von 1870/71: Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen. Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen; kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel. —

Der Meister hatte auch hier recht. Es gab im Kriegswinter 1915/16 — dem zweiten Kriegswinter — gewiß an der Ost- und an der Westfront Räume, in denen der Kampf in seinen härtesten Formen, die Kriegshandlungen größeren Umfangs stockten, fast stille zu stehen schienen; in denen man sich — hier in weiterer, dort in näherer Entfernung gegenüberlag, sich auf gelegentliche Artillerieduelle und kleinere Aufklärungsunternehmungen beschränkte. Hart, bitter hart war das Dasein unserer Feldgrauen auch auf solchen Strecken. Der Winter war zwar,

selbst im Nordosten, verhältnismäßig milde; doch litten die Kämpfer unter Schnee und Regenströmen vielfach fast mehr als im klingenden Frost.

Wenn man aber die lange Reihe der verschiedenen Heeresberichte durchgeht, findet man, daß immer wieder, heute hier, morgen dort, überraschend oft aus scheinbarer Ruhe, das blutige Ringen wieder aufflammte. Und man weiß zudem, daß jene, unsere Heeresberichte es im allgemeinen verschmähten, über kleinere, für das große Ganze ergebnislose Kämpfe zu berichten, daß sie immer nur das Wichtige herauszuheben streben. Anders freilich die englischen, französischen und besonders die russischen Berichte: sie müssen Tag um Tag ihren Lesern etwas zu melden, zu erzählen haben; das geringste Ereignis wird dabei aufgebauscht und mit mehr oder weniger Geschick aufgeputzt; man hört Ortsnamen und Bezeichnungen, die selbst auf den größten Karten nicht zu ermitteln sind; aus der Mücke entsteht überall, wo es irgend möglich ist, der bekannte Elefant.

Hinter den Fronten spann sich die Arbeit weiter, jene rastlose Arbeit, die mit dem Dasein der Heeresmassen unlöslich verbunden ist. Da wurde exerziert und instruiert; Rekruten in den Depots wurden ausgebildet und an das Leben im Felde gewöhnt; Feldbahnen gebaut, Straßen gebessert; Wälder gefällt, um das Holz für den riesigen Bedarf in den Gräben und Unterständen zu schaffen. Tag und Nacht rollten die Verpflegungs- und Munitionszüge, um große Vorräte in den Magazinen einlagern zu können — über den Winterverbrauch hinaus für das kommende Frühjahr und seine neuen Aufgaben. Auch der landwirtschaftliche Betrieb ruhte nicht, hier und dort wurde er, nicht nur im Etappen-, sondern auch im Operationsgebiet, bis dicht hinter die vorderen Linien, fortgeführt. Jeder



Hinter der Front: Schwemme bei Baccarat an der Meurthe. Phot. Hoffmann

geeignete Mann, der vorne irgend entbehrt werden konnte, wurde für ihn dienstbar gemacht, jedes entbehrliche Zugpferd. Es muß das besonders hervorgehoben werden: denn diese emsige Tätigkeit der Befehlsbehörden hat reiche Früchte getragen, hat die Heimat wesentlich entlastet, die Heimat, in der sich doch schon die Wirkungen der englischen Abschnürungspolitik, der Absperrung der Zufuhr, bemerkbar zu machen begannen. —

Wir schieden im 10. Abschnitt dieses Bandes von der Westfront, als im Beginn des Oktobers die große Champagneschlacht und die heißen Kämpfe im Artois ausklangen; als am 30. Oktober die Tahurehöhe, am 3. November die Höhe 199 nördlich Massiges, die wir verloren hatten, in unwiderstehlichem Ansturm zurückerobert wurden. Das wechselseitige Ringen flackerte noch ein paarmal auf, dann trat etwas Ruhe ein, bis wir am 7. Dezember nordöstlich Souain gegen die Höhe 193 und am 9. Januar in der Gegend der sogenannten „Champagne-Häuser", und westlich Massiges, erfolgreich vorstießen; am 27. Februar endlich bemächtigten wir uns — um dies vorwegzunehmen — in einem glänzend durchgeführten Angriff beiderseits der Straße Somme-Py—Souain des Gehöfts Navarin und der anstoßenden Gräben in einer Ausdehnung von 1600 Metern und nahmen dabei über 1000 Franzosen gefangen. Damit waren so ziemlich alle Verluste, die uns die Champagne-Offensive gebracht, wieder wettgemacht. —

7. Dezember 1915 bis 27. Februar 1916 Deutsche Erfolge in der Champagne bei Souain, in den Champagne-Häusern und bei Somme-Py

Gegen Jahresschluß war es auch an einem anderen Teil der Westfront wieder zu einer schweren Kampfhandlung gekommen, auf einem schon so oft heiß umstrittenen Gebiet in den Vogesen. Am 21. Dezember griffen die Franzosen unter Einsatz erheblicher Kräfte den Hartmannsweilerkopf und den Hirzstein (nördlich von Wattweiler) an. Es gelang ihnen, die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes — die übrigens nach ihrem Heeresberichte schon seit Ende April in ihrem Besitz sein sollte — und ein kleines Grabenstück am Hilsenfirst zu nehmen. Ein Teil ihres Gewinnes wurde fast umgehend zurückgewonnen, lange sollten sie sich auch des Restes nicht erfreuen. Am 22. brachen nämlich die tapferen Regimenter der 82. Landwehrbrigade — der amtliche Bericht nennt die Brigade ausdrücklich — im kräftigsten Ansturm über den Feind herein und warfen ihn von der Kuppe herunter. Sie schlugen nicht schlecht drein, die Landwehrmänner, alte erprobte Vogesenkämpfer: die Franzosen bezahlten die schnell vorübergehende Freude am Gewinn des Felsens mit außerordentlich schweren Verlusten und mußten 23 Offiziere, 1530 Mann als Gefangene uns überlassen. Unsere Heeresmeldung machte bei dieser Gelegenheit eine interessante Mitteilung, die ein ganz eigenes Licht auf die Färbung der französischen Tagesberichte wirft: diese hatten nämlich behauptet, daß die Franzosen am 21. über 1300 Gefangene gemacht hätten — wovon mindestens die Hälfte erlogen war.

21. Dezember 1915. Französische Vorstöße gegen den Hartmannsweilerkopf. Erfolgreicher Gegenstoß der 82. Landwehrbrigade

Am 23. Dezember wurden auch die letzten Franzosennester gesäubert. Am 28. brach ein feindlicher Vorstoß am Hirzstein erfolglos zusammen, und am Abend desselben Tages scheiterten starke Gegenangriffe auf den Hartmannsweilerkopf. Einige Grabenstücke, die bei dem zweiten dieser Angriffe den Franzosen geblieben waren, wurden tags darauf zurückgewonnen. Die Kämpfe zogen sich, mit längerer oder kürzerer Unterbrechung, noch einige Zeit hin. Bis wir dann am 8. Januar am Hirzstein noch einmal kräftig vorstürmten, die Franzosen auch hier



Wirkung einer Minensprengung an einer französischen Stellung. Phot. Paul Lamm

aus einigen Grabenresten warfen und die schöne Beute von 20 Offizieren und 1085 Alpinis, außerdem 12 Maschinengewehre, heimholten.

Über die Weihnachtskämpfe am Hartmannsweilerkopf berichtete fast unmittelbar nach ihrem Abschluß, unter dem frischen Eindruck des Selbsterlebten, einer der Mitkämpfer in der Straßburger Post. Die Schilderung ist nicht zuletzt dadurch fesselnd, daß der Schreiber augenscheinlich von einem etwas zurückgezogenen Teil der Stellung aus, mit leidlicher Ruhe, die ersten Abschnitte des blutigen Ringens betrachten konnte.

Schon wochenlang, heißt es da, hatten unsere Nachtposten von auffallendem Wagenverkehr auf der Thanner Straße gemeldet, und schon wochenlang vorher konnten wir aus verschiedenen Anzeichen ersehen, daß etwas gegen uns im Werk war. Und dann, am 21. Dezember, vormittags, früher als wir gedacht hatten, ging's los... Gegen 10 Uhr fing die Schießerei der Franzosen an, und zwar gleich mit einer Heftigkeit, wie wir sie hier im Elsaß noch nie gehört haben. Das fauchte, zischte, heulte, rasselte und jagte durch die Lüfte wie die wilde Jagd, und mit donnerndem Krachen platzten die großen Eisendinger auf der Kuppe des Hartmannsweilerkopfes. Aha, dem galt es! Nun wußten wir, was die Uhr geschlagen hatte, jetzt wurde es bös, denn nun kamen wir auch dran, wenn wir auch nur die Abfälle zugeworfen bekamen, die oben auf dem Kuppentisch übrig waren. Und bei Gott, wir haben Abfälle bekommen, daß uns Hören und Sehen verging. Allerdings richtete sich das Hauptfeuer der französischen Geschütze in den ersten zwei Stunden auf die Kuppe des Berges, nur einige kleinere Geschütze bedachten uns mit ihrem Segen. Doch gegen 1 Uhr nachmittags kamen auch die größern und größten Brummer zu uns geflogen, und jetzt konnten wir zeigen, ob wir in den Monaten stummen und erbitterten Harrens in unsern Schützengräben feuerfest geworden waren.

Und wir haben die Feuerprobe bestanden, denn als nach 3 Uhr die Franzosen zum Sturm ansetzten, um uns zu vertreiben, fanden sie uns zum Empfang bereit. Beim ersten Alarm unserer Posten stürzte alles aus den Unterständen, in denen wir seit Stunden gewartet hatten, und in unglaublich kurzer Zeit war die Stellung besetzt. Jetzt ratterten unsere Maschinengewehre, krachten unsere Büchsen, platzten Gewehr- und Handgranaten in die Reihen der anstürmenden Feinde. Die hervorbrechende Flut stockte, die ersten Reihen warfen sich zu Boden, soweit sie nicht getroffen waren, und die nachfolgenden Wellen der Feinde konnten nicht recht weiter. Trotz verzweifelter Anstrengungen kamen sie nicht über unsern Drahtverhau. Sie mußten zurück, verfolgt von unserm Feuer und einem weithinschallenden Hurra. Der erste Angriff gegen unsere Stellung war abgeschlagen. Doch auf der Kuppe des schon so oft heiß umstrittenen Hartmannsweilerkopfes sah es gar bös aus. Seit den Mittagsstunden war das französische Artilleriefeuer zu vorher nie gehörter Stärke angewachsen, der ganze Berg stand in Rauch und Flammen. Mit Gigantenfäusten trommelten die schweren Granaten an die Felsen des Berges, zertrümmerten die Schützen- und Laufgräben, zerrissen in wilder Wut die wenigen auf der Kuppe noch stehenden Baumstümpfe, schleuderten Felsgestein, Holz und Erde haushoch in die dampfende, qualmende Luft. Uns, die wir hin und wieder, trotz des auch uns reichlich bedachten Segens, zur Kuppe

hinaufspähten, packte ein Grausen ob des furchtbaren Vernichtungsorkans oben auf dem Berge, und ein inniges Mitgefühl mit der braven Besatzung des Berges, die uns seit Monaten bekannt und vertraut geworden war, ließ unsere Herzen erbeben.

Obgleich unsere Artillerie vollauf ihre Schuldigkeit tat und die französischen Stellungen, sowie den Molkenrain heftig beschoß, wußten wir, daß der Berg für uns verloren war, denn allzugut hatte der Feind seine Vorbereitungen getroffen, zu viele seiner Batterien schleuderten ihre Geschosse auf den Hartmannsweilerkopf. Ein schwach zu uns widerhallendes Geschrei der Franzosen kündete den Hauptangriff auf die Kuppe an. Allmählich merkten wir an dem Fall der Schüsse, daß der Feind Boden gewonnen hatte, daß die Unsern zurückgingen, und daß der Berg für heute verloren sei. Eine wilde Wut packte uns, am liebsten wären wir vorgestürmt, unsern Kameraden zu Hilfe. Doch das ging nicht, wir mußten bleiben, wo wir waren und unsere Stellung bis zum äußersten halten, damit die Franzosen nicht weiter vordringen konnten. Und als sie nun wiederum gegen unsere Gräben vordrangen und gar versuchten, uns in der Flanke zu fassen, kamen sie wiederum schlecht an, denn wir wußten, was auf dem Spiel stand und wehrten uns demgemäß. Bis tief in die Nacht hinein schlugen wir uns mit den immer wieder vorstürmenden Franzosen herum, bis tief in die Nacht hinein dauerte an einzelnen Stellen unserer Front der Kampf Mann gegen Mann, endlich, endlich gaben sie Ruhe, sie hatten genug. Der große Vorstoß, den sie offenbar geplant hatten, war mißlungen: außer dem Hartmannsweilerkopf hatten sie nichts erobert.

Wie viele Regimenter an dem Angriff beteiligt waren, kann ich nicht sagen, auf jeden Fall war es eine ganze Reihe. Allein gegen unseren Abschnitt stürmten nacheinander drei feindliche Regimenter an, wie wir nachher an den zahlreichen Toten feststellen konnten. Und lauter junge Truppen, schöne kräftige Gestalten waren es, die nun vor und in unseren Drahtverhauen lagen, stumm, kalt. Sie hatten wacker gekämpft, die jungen Franzosensöhne, sehr wacker. — Die Nacht verging uns mit Schanzen und wieder Schanzen, und als der Morgen graute, sahen unsere Schützengräben wieder einigermaßen schützengrabenmäßig aus. Und dann begann unser Gegenangriff. Wiederum donnerten die Geschütze. Wiederum hüllte sich der so oft und heiß umstrittene Berg in Feuer und Flammen, und noch während unsere Artillerie schoß, stürmten die braven Regimenter einer Brigade mit, fast möchte ich sagen jubelndem Hurra gegen den Feind. Und wiederum standen auch wir unter schwerem Feuer, wiederum stürzten Schützengräben und Laufgräben zusammen, stürmte die französische Infanterie in blinder Wut gegen unsere Stellung, um durch einen Gegenstoß unseren Angriff aufzuhalten. Wiederum wurde sie zurückgeschlagen, mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Und während unsere braven Kameraden ungestüm vordrangen und die Franzosen bald überflügelt hatten, sahen wir mit tiefer Freude, daß der Berg bald wieder in unseren Händen sein werde, denn die Franzosen wichen überall zurück. Und jetzt, wo ich dieses schreibe, ist die ganze Stellung ganz in unserem Besitz. Wir sind wieder Herren des Berges. — — —

Daheim fragte man nicht selten: wie weit entfernt stehen wir eigentlich von Paris? Die Antwort darauf konnte, wer da wollte, fast täglich in einem Pariser

Blatt finden, das der französischen Heeresleitung auch im Winter 1915/16 immer erneut den bitteren Vorwurf entgegenschleuderte: Die Boches sind noch in Noyon — 85 Kilometer von Paris.

In diesen Winkel der deutschen Front führt uns Dr. Max Osborn, dem wir schon wiederholt als einen der umsichtigsten Kriegsberichterstatter und als glänzenden Schilderer begegneten. Er gibt in seinem, zuerst in der Vossischen Zeitung veröffentlichten Beitrag zugleich ein packendes Bild deutschen Soldatenlebens in den Wintertagen.

. . . Lehm, Schmutz, Schlamm, Wasser, schrieb er aus Noyon, — vier Elemente, innig gesellt, regieren hier. Schnee und Regen, Frost und Tauwetter haben in buntem Wechsel den armen Boden malträtiert. Das Ergebnis ist ein unbeschreiblicher Zustand. Die alte Erde scheint ihre Festigkeit verloren zu haben. Ihre Rinde ward eine zerkochte, schleimige Brühe, ein endloser Brei. Das quallt und schwappt, glitscht und spritzt. Der Fuß findet beim Auftreten kaum einen Widerstand, sinkt in eine ungeheure braune Sauce oder begibt sich vertrauensvoll und gottesfürchtig, einfach in eine Wasserschicht. Desto mehr Widerstände findet er beim Hochziehen des Beines. Nur zögernd kommt der Stiefel wieder ans Tageslicht, nimmt ein Stück Frankreich mit oder trieft wie ein Taucher.

Oft verliert man die Balance und muß sich an den Grabenwänden festhalten. Dann wird man „einheitlich". Denn während man bisher nur in der unteren Partie systematisch verschmodderte, erst knöcheltief, dann wadentief, dann knietief, gleichen sich nun auch Hände, Arme, Rücken, Schultern der dort schon vorhandenen Gesamtcouleur an. Nun kann einem nichts mehr geschehen. Auch Fuß und Stiefel spotten aller weiteren Anfeindungen mehr und mehr. Um sie hat sich ein doppelter Panzer von Lehm festgepappt, der sich als undurchdringlich erweist.

Dieser naßkalte, charakterlose nordfranzösische Winter ist ein unerbittlicher Gegner aller Schützengräben. Er nagt und frißt an ihnen, mit gierigen schnellen Bissen und mit heimtückischem, langsamem Bohren. Gerade die häufigen Witterungsumschläge bringen die Not. Das Erdreich, bald zusammengepreßt, bald wieder sich ausdehnend, zerbröckelt, weicht auf und gehorcht nicht mehr. Anlagen, die unendliche Arbeit gemacht haben, wanken und verlieren ihren Halt. Mit einer Mühsal ohnegleichen und ohne Aufhören muß das ausgebessert, wieder ins Lot gebracht werden. Kein Mensch, der es nicht mit eigenen Augen gesehen, macht sich eine Vorstellung von den Anstrengungen, die das kostet. Ganz abgesehen einmal von der ständigen Gefahr, unter der sich diese Tätigkeit abspielt. Nicht nur in den vorderen Linien selbst, sondern im gleichen Maße in den Laufgräben, den Zugangs- und Verbindungswegen. Denn sie nimmt der Feind mit Vorliebe unter Feuer. Ja, wenn die ersten Verteidigungsstellungen nahe beieinander liegen — wie hier, wo man sich auf dreißig, vierzig Meter gegenüber sitzt —, so befunken die Herrschaften drüben naturgemäß am zärtlichsten die rückwärtigen Gänge, weil ihre Artillerie fürchten muß, beim Schießen auf unsere Hauptstellung die eigenen Gräben zu treffen.

Da stehen sie denn, die tapferen, unermüdlich standhaften Burschen, auf dem Posten oder bei der Arbeit, über und über mit wüstem Schmutz bedeckt, völlig durchnäßt, in der schlammigen Suppe fast versinkend, dazu noch von Regen und

Sturm gegeißelt, und tun ihre Pflicht. Und ich schäme mich, daß ich als gewerbsmäßiger Frontbesucher, der doch immer nur Stunden oder halbe Tage diese Unbilden kennen lernt, davon ein Wesen mache, während sie wochenlang tagaus tagein die Widerlichkeiten ertragen, ohne zu murren, höchstens einmal mit einem derb schimpfenden Witz. Und eine Wut steigt in mir auf, wenn ich daran denke, daß es in der Heimat, in der Sicherheit geheizter Stuben und gepflasterter Straßen, Leute geben soll, die brummig sind, weil die Butter knapp wird oder Torten und Makronen vielleicht ein bißchen weniger wohlschmeckend zubereitet werden müssen. Es geht hier das Gerücht, solche Leute könnte man in Deutschland antreffen. Schade, daß sie nicht hören können, was die Truppen draußen darüber sagen . . .

Von Noyon aus waren wir nach Südwesten aufgebrochen. Erst durch das Häuserviertel, das die „Pariser Vorstadt" heißt und damit schon andeutet, daß wir hier bereits nicht allzu weit von der Hauptstadt entfernt sind. Das taucht ja auch immer wieder in den französischen Zeitungen auf: „daß die Deutschen noch immer Noyon besetzt halten." Dies Menetekel ist ihnen peinlich. Vorab Clemenceau versäumt nicht, in seinem ‚Homme enchainé' mit stets neuen Wiederholungen darauf hinzuweisen.

Dann ging es über das wellige Gelände, das rings zu weiten und schönen Ausblicken lädt, an dem zerschossenen Schlosse Mont Renaud und der grotesken Architektur von Schloß Chiry vorbei, dessen wilden, gotisch-assyrisch-verrückten Turm einige kunstfreundlich gesinnte Granaten erledigt haben. Weiter durch zertrümmerte Orte und Dörfer, in denen der Franzose Reserven vermutet und ohne Unterlaß mit saftigen Kalibern herumfuhrwerkt. Kreuz und quer ziehen sich nun



Eingang zu den großen Steinhöhlen bei Ville in der Nähe von Chiry. Phot. Gebr. Haeckel

die Annäherungsgräben, kilometerlang aus dem Lehmboden geschachtet. In einem Dorfe führen sie durch den Friedhof, an seine Mauer vorüber, zwischen den Gräberreihen hin, und auf der Böschung liegen verstreute Reste der gräßlichen Drahtkränze und Porzellanblumen, mit denen die Franzosen ihre Hügel schmücken.

Die deutsche Linie läuft hier von Nordwesten nach Südosten, hart an den in unserem Besitz befindlichen Dörfern Orval, Dreslincourt und Pemprez vorbei, überschreitet dann die von Noyon kommende Oise und schneidet mitten durch das Dorf Bailly, dessen südliche Häusergruppe schon dem Feinde gehört. Ribécourt, gegenüber Dreslincourt und Pimprez, ist dann ganz französisch. In Pimprez stand übrigens — es sei gestattet, das nebenbei in Klammern zu erwähnen — mehrere Monate hindurch Alexander Moissi, der berühmte Berliner Schauspieler. Sein Divisionskommandeur erzählte mir, er habe an dem frischen, tapferen und bescheidenen Soldatentum des Künstlers seine besondere Freude gehabt.

Der Hauptpunkt dieser Strecke aber ist Dreslincourt. Der Ort ist natürlich eine Ruinensammlung. Und er entwickelt sich noch täglich auf diesem Wege weiter. „Im Durchschnitt fallen hier an Tagen, wo es lebhafter zugeht, etwa hundert Granaten herein," sagt unser Führer Leutnant W. Das hält allerdings das stärkste Dorf auf die Dauer nicht aus. Es ist überhaupt eine freundliche Gegend hier. Als Leutnant W. uns empfing, hatte er gleich einige hilfreiche Beutelchen mitgebracht, die für den Fall eines überraschenden französischen Gasangriffs Gegenmittel enthielten. In Dreslincourt wird wegen dieser dauernden Knallerei auch kaum aufgeräumt. Es lohnt nicht.

Beobachtungsposten am Fernsprecher. Aufnahme von Dr. Hans Böhm

Fünfundachtzig Kilometer ist es von hier bis zur Hauptstadt Frankreichs. Das ist nicht sehr weit. Ein gutes Auto fährt die Strecke bequem in fünfviertel Stunden. Vom Anhalter Bahnhof in Berlin bis nach Wittenberg sind es schon 95 Kilometer. Man kann den Franzosen nachfühlen, daß ihnen diese Situation nicht sehr behaglich ist. Alle Hochachtung vor der Macht der geschwollenen Phrasen und Selbstbeschwindelungen, die ihnen ermöglicht, trotz solcher Bedrohung



Eine von uns genommene Stellung. Phot. E. Benninghoven

seit fünfzehn Monaten uns als am Rande des Abgrunds stehend zu bezeichnen! Ja, als die eigentlich „Geschlagenen", denen man nächstens die furchtbarsten Vae-victis-Bedingungen diktieren wird!

Die ‚Nase' thront auf einem Hügel, der das umliegende Gelände beherrscht. Ursprünglich befand sich hier eine vorgeschobene Feldwache, die man dann ausbaute, mit den Linien der Gräben verband und im Laufe der Zeit zu einer gewaltigen Erdbefestigung gestaltete. Es ist eigentlich mehr eine richtige Gurke als eine bürgerliche Nase, und der Divisionskommandeur hat mir versprochen, meinen Vorschlag, die frech vorspringende Ausbuchtung als ‚Gurkenstellung' umzutaufen, in wohlwollende Erwägung zu ziehen. Die Wurzel dieses Riesenzinkens ist nicht größer als etwa 150—200 Meter in der Querlinie. Dann verbreitert er sich, und auch die Spitze ist breiter als der Ursprung. Kriecht man durch das Grabengewirr seiner Adern, so muß man sich fortwährend gegen Sicht und Flankenfeuer vorsehen. Aber alle Versuche des Feindes, diesen hypertrophischen Gesichtserker der deutschen Stellung durch einen operativen Eingriff abzuzwacken, sind gescheitert und werden weiter mißglücken. Die mächtige Defensivherrichtung, die hier durchgeführt ist, und der eigentümliche Lauf der benachbarten Linien sichern uns den Besitz.

Noch einen freundlichen Gruß hinüber zu den französischen Drahtverhauen, hinab nach Ribécourt und zu den kleinen Waldungen, die unsere Leute das ‚Schultze-Wäldchen' und das ‚Müller-Wäldchen' nennen — dann geht der Weg weiter. Er führt einen Hohlweg hinauf, der wegen seiner lieblichen Ausblicke den überaus treffenden Namen ‚Zillertal' erhalten hat. Und nun allerdings steigt die suppenhafte Verschlammung des Bodens zu ungeahnten Höhen empor, was beim

Berganklettern besonders angenehm empfunden wird. Der Brei hat hier eine grüne Färbung angenommen. Irgendein Erdbestandteil, der infernalisch stinkt, bringt das zuwege. So setzt sich an unserer Leiblichkeit über der gelben Schicht des schon getrockneten und der braunen des frischen Lehms noch eine grüne an. Gelb=braun=grün sei's Panier! Als alte Tirolfahrer aber klimmen wir unentwegt, goethisch zu reden, „mühsam Berg hinan". Die Franzosen entbieten uns dabei ihren Willkomm. Ich überlege mir gerade, was zu tun sei, wenn unserm lieben und aufrichtig verehrten Zensor, Rittmeister v. B., der uns diesmal begleitet, das Monokel in die grüne Tunke fallen würde — keine Sorge: es fiel nicht —, als die erste Granate über uns weg näselte. Und oben in der ‚Berliner Hütte', die selbstverständlich im Zillertal nicht fehlen darf, will sagen: in einem Kompagnie=unterstand, der diesen Namen führt, steht der Hüttenmeister, will sagen: der Kom=pagnieführer, und erzählt uns gutmütig: „Eben sind hier oben beim Ausgang des Weges zwei Treffer eingeschlagen. Nehmen Sie sich ein bißchen in acht!"

Es war zwar nicht ganz klar, wie man sich vor solchen Dingern ‚ein bißchen in acht nehmen' soll. Doch man tut, was man kann. Und hatten die holde Alpengegend bald glücklich hinter uns. Unten aber, in der von Wasser und Schlamm verschnupften ‚Nase', standen die braven Jungen weiter auf ihrem Posten und lugten weiter scharf nach Südwesten aus, in der Richtung auf Paris. — —

Wie in der Champagne, gelang es uns auch im Artois im Lauf der Winter=monate, jedesmal nach sorgsamster Erkundung und Vorbereitung, einen großen Teil der „Druckbeulen", die seit der Herbstschlacht in unseren Stellungen zurück=geblieben waren, wieder auszugleichen. Der Angriffsgeist von Führung und Truppe bewährte sich immer aufs neue.

Zum Hauptkampfgebiet wurde dabei um Ende Januar der Raum von Vimy, zwischen der ganz zerschossenen Kohlenstadt Lens und Arras. Am 24. Januar griffen wir östlich Neuville im Anschluß an erfolgreiche Minensprengungen — der Krieg unter der Erde gewann überhaupt in diesem Winter steigende Bedeutung — die vordersten französischen Gräben erfolgreich an und bauten in den nächsten Tagen, unter gleichzeitiger Abwehr heftiger Gegenstöße, den errungenen Erfolg aus. Der 28. Januar brachte dann den Hauptschlag. Wieder nordöstlich Neuville, bei dem kleinen Gehöft La Folie, stürmten unsere Braven — Bayern waren es — die feindliche Stellung im ersten Anlauf. Auf vier Uhr nachmittags war der Angriff befohlen: um vier Uhr acht Minuten war, wieder nach heftigem Trommel=feuer unserer Artillerie und starken Sprengungen, der Graben in unserer Hand! Aber mehr als das: ursprünglich hatte die Leitung nur den Sturm auf ein kleineres Grabenstück von etwa 400 Meter Breite, beiderseits eines großen Unter=standes, geplant; den Bayern aber war das zu wenig — den Vorstürmenden schlossen sich ohne Befehl, rechts und links, andere Kompagnien an. Und so wuchs der Gewinn auf eine Raumausdehnung von 1500 Meter an und griff sogar noch um 200 Meter in die feindliche zweite Linie hinein!

28. Januar 1916 Bayrische Bataillone stürmen im Artois feind=liche Gräben; schlesische Bataillone Frise, südlich der Somme

Am gleichen 28. eroberten südlich der Somme, um deren Lauf sich später so blutige Kämpfe abspielen sollten, schlesische Truppen das Dorf Frise und die an=schließenden Gräben auf 3500 Meter Länge und in einer Tiefe von 1000 Metern.



Deutsche Kriegsbrücke über die Somme. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Nicht weniger als 17 Offiziere, 1270 Mann wurden dabei gefangen genommen; darunter auch Engländer, die in diesem Raum damit zum ersten Male auftauchten.

Vergeblich versuchten die Gegner in den nächsten Tagen das bei Neuville und um Frise verlorene Gelände zurückzugewinnen. Sie wurden überall unter starken Verlusten abgeschlagen. Und abgeschlagen wurden sie auch sonst überall, wo sie an der Westfront vortasteten: in den Argonnen bei La Chalade (27. Januar und 16. Februar), auf den Combreshöhen (28. Januar), bei Messines in Flandern (31. Januar), südlich des Kanals von La Bassée (4. Februar), im Raum von Obersept in den Vogesen (13. und 14. Februar). Vorübergehend entwickelten sich auch um Ypern neue heftigere Kämpfe, die uns zumal am 15. und 20. Februar schöne Erfolge brachten; ebenso wurde östlich Souchez am 21. Februar von uns mit Glück vorgestoßen.

Dann kam das große Ereignis, das auf lange Wochen hinaus die Kampfhandlungen an der Westfront völlig beherrschte: die Schlacht um Verdun begann. Über sie muß später in einem geschlossenen Abschnitt ausführlicher berichtet werden. — — —

Unsere schöne stolze Flotte hatte wacker ihre Pflicht getan.

Es darf hier wohl eine kurze Einschaltung über ihre Aufgaben gemacht werden. Die Engländer hätten es selbstverständlich am liebsten gesehen, wenn unsere Flotte sich, ohne Rücksicht auf jede Gefahr, der britischen mehr als doppelten Überlegenheit zum Kampf gestellt, die englische Flotte in den englischen Gewässern aufgesucht haben würde. Wenn sie — wie der Admiral Hollweg einmal schrieb — mit verbrauchten Brennstoffen vielleicht dort gewartet hätte, bis jene „ihr die

Ehre antat, sie auf großen Entfernungen mit überlegener Macht an Zahl und Geschützkalibern risikolos niederzuknallen". Den Gefallen taten wir den Briten freilich nicht. Dafür wirkte unsere Flotte, ihrer Größe und den geographisch-strategischen Verhältnissen angepaßt, als ständiges Risiko für die „fleet in being". Sie war immer da, in steter Bereitschaft, hielt die eigenen Küsten frei und die Häfen offen. Das aber sicherte uns die ständige Durchführung unseres Handelskrieges. Sie zwang weiter die englische Flotte zur steten Wachsamkeit, nötigte Großbritannien dazu, einen Schutzapparat zu unterhalten, den kein Friedensbudget in England vorsah, der der Armee, dem Handel, der Industrie, der Fischerei große Menschenmassen entzieht und der zu den täglichen Kriegskosten von 100 Millionen Mark nicht wenig beiträgt. In Ablehnung der Churchillschen Renommistereien schrieb daher später auch die englische Zeitung „Globe" — worauf Admiral Hollweg mit Recht scharf hinweist:

„Die Auslassungen Mr. Churchills über die deutsche Flotte lassen die Schlußfolgerung zu, daß sie eine Null in diesem Kriege bedeute. Demgegenüber wollen wir einige Tatsachen aufzählen, die die deutsche Marine zustande gebracht hat. Sie hat uns gezwungen, unsere Aufgaben für die Flotte zu vervierfachen, 300000 Mann in Marinedienst zu unterhalten, Hunderte von Dampfern und Tausende von kleineren Booten ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zu entziehen und für die Marinezwecke zu beschlagnahmen, den Bau von Handelsschiffen trotz unserer großen Verluste fast ganz aufzugeben, um unsere Herrschaft zur See zu sichern, 100000 Mann in die Marine einzustellen, die sonst in der Armee kämpfen könnten. Vor allem aber zwingt sie uns, die deutsche Küste unbehelligt zu lassen."

... Was wäre das Schicksal unserer Handelsstädte der ganzen Ost- und Nordseeküste, des ‚Kielkanals', der sonst immer als das erste und wichtigste Angriffsziel englischer Kriegführung genannt wurde, geworden, wenn nicht die deutsche Flotte als Wächter dieser Werte vorhanden gewesen wäre? Was ist aus all den Renommistereien geworden, die die Vernichtung der German Fleet in Aussicht stellten, noch ehe die Kriegserklärung überreicht war! Was aus der angedrohten Niederbrennung Hamburgs? Was aus der Churchillschen Redensart, ‚vom Ausgraben der deutschen Ratten aus ihren Löchern'? Was von all dem, was als selbstverständlichstes Kriegsziel Englands hingestellt wurde, ist bisher erreicht worden? Man ist bescheidener geworden in England und sieht heute die Aufgabe des kostspieligen Kriegsinstrumentes, das die Flotte darstellt, nur in der wirtschaftlichen Absperrung Deutschlands. Das Ziel hätte sich vielleicht billiger erreichen lassen. Unsere Achtung vor den militärisch-seemännischen Eigenschaften der englischen Seeoffiziere, die wir in ihrer Gesamtheit mit den feigen ‚Baralong'-Mördern nicht identifiziert sehen wollen, ist so groß, daß wir überzeugt sind, ein großer Teil von ihnen bedauert lebhaft die klägliche Rolle, zu der die Politik ihres Landes die tapfere englische Flotte verurteilt . . .

. . . Die englische Rechnung seit Beginn des Krieges ist leicht zu übersehen. Im Anfang glaubte man, die russische Dampfwalze und der französische Elan würden sehr bald genügen, um das Deutsche Reich durch die plumpe Übermacht der Zahlen zu Boden zu zwingen . . . Als Hindenburgs Siege diese Schlüsse störten und die Dampfwalze stillstand, mußte Italien mit. Die Flotte sollte

weiter geschont werden. Es begann seinen ‚Verteidigungskrieg' gegen das von Rußland, Serbien und Montenegro schwer bedrängte Österreich. Die englische Seemacht wurde dann auf den Rat des Herrn Churchill vor den Dardanellen eingesetzt. Dort schien ein großer Erfolg gefahrloser erreichbarer, als in der Nordsee, wo die deutsche Flotte den Torwächter spielte. Das Ergebnis ist bekannt . . . Die englische Land- und Seemacht holte sich bei den tapferen türkisch-deutschen Dardanellenverteidigern die schwerste Niederlage, die ihre Geschichte kennt. Das englische Prestige im fernen Osten wankte. Um dem starken russischen Drängen auf Hilfe zur See zu entsprechen, half man sich mit der Entsendung einiger weniger U-Boote in die Ostsee. Nach wenigen Anfangserfolgen hat man von ihren Wirkungen kaum noch etwas gehört. Der dem Durchbruch von Gorlice folgende Siegesmarsch der deutschen Armeen durch Polen und Rußland schuf dann eine neue Lage. Ungestüm drängten die Bundesgenossen Englands zum wirklichen Einsatz von Kräften. England mußte Entschlüsse fassen. Mancherlei, der Außenwelt verborgene maritime Pläne wurden gewälzt — wie die „grand fleet" nun endlich militärisch für den Krieg nutzbar zu machen sei. Aber das Risiko ihres Einsatzes schien schließlich den englischen Staatslenkern wieder zu groß. England wählte einen anderen Weg. Es stieg, untreu allen seinen Traditionen, mit Volksheeren an das Land, die allgemeine Wehrpflicht kam, die Flotte blieb so erhalten.

. . . Die Armee, die England aufbringen mußte, weil es kein anderes Machtmittel, die Flotte, schonen wollte, kostet Milliarden an Geld, entzieht der englischen Volkswirtschaft die Arbeiter, hindert den geldbringenden Export und macht dadurch den Krieg für England zu einem schlechten Geschäft. In jedem seiner zahllosen früheren Kriege hat bisher England wenig Menschen eingesetzt und viel Geld verdient. Heute ist das Gegenteil vorhanden. Frachtraumnot und Menschenmangel machen den Krieg auch für England verlustreich. England wird die Wirkungen des Krieges später noch lange am eigenen Leibe ernsthaft zu fühlen haben. — — —

Es wäre nun aber sehr falsch, anzunehmen, daß unsere Flotte sich gleichsam nur auf eine ‚Fernwirkung' beschränkt hätte. Das Gegenteil war der Fall. Wo sich die Gelegenheit bot, war sie rührig und wagelustig im höchsten Grade. Neben dem Unterseeboot-Krieg, der in unserer Berichtszeit aus politischen Gründen einigermaßen eingeschränkt war, gingen zahlreiche kleinere und größere Unternehmungen her.

August 1915 Deutsche Fahrzeuge im Rigaer Meerbusen

In der ersten Augustwoche 1915 setzte ein Vordringen in den Meerbusen von Riga mit dem Zurücktreiben russischer Torpedoboote an dessen Mündung, unter heftigen Kämpfen mit englischen und französischen U-Booten, ein. Der durch zahlreiche Minen und Netzsperren gehinderte Eingang wurde, nicht ohne harte Verluste, möglichst gesäubert; südlich der Insel Ösel stießen unsere Schiffe weiter vor, vernichteten vier Kanonen- und ein Torpedoboot, sperrten den Hafen von Pernau durch versenkte Fahrzeuge, beschossen erfolgreich die Küstenbatterien und kehrten am 21. August zurück. Bei dieser Gelegenheit war zuerst das Vorhandensein englischer U-Boote in der Ostsee festgestellt worden, die sich in der nächsten Zeit als recht lästige Gegner erwiesen. Von Baltischport und den Alandsinseln, die die Russen ungeachtet der Rechte des streng neutralen Schwedens zu befestigen fortfuhren, unternahmen die Engländer fortgesetzt Streifzüge zur Schädigung hauptsächlich

unseres Handels. Wir hatten in der Tat manche Verluste zu beklagen; außer Handelsschiffen fiel am 23. Oktober unweit Libau unser Panzerkreuzer „Prinz Adelbert", Kommandant z. S. Brunnemann, am 7. November der Kreuzer „Undine", während er die deutsche Fähre von der schwedischen Küste nach Rügen begleitete, am 17. Dezember der Kreuzer „Bremen", Kommandant Kapitän Walter, nebst einem Torpedoboot, feindlichen Angriffen zum Opfer. In London herrschte bereits heller Jubel: der deutsche Handel in der Ostsee gesperrt, vernichtet, die deutsche Ostseeflotte aufs schwerste geschädigt!! Allmählich vollzog sich der Umschwung. Mehr und mehr wurden die feindlichen U-Boote auf ihre Stützpunkte zurückgedrängt; von ihren anfänglichen Erfolgen wurde es, wie schon erwähnt, recht still — und der Handel mit Schweden, der den Briten ein ewiger Dorn im Auge blieb, konnte wieder mit Sicherheit aufgenommen werden.

In der Nordsee trat die englische Riesen-Hochseeflotte kaum ernstlich in die Erscheinung. Um so tätiger waren unsere Schiffe.

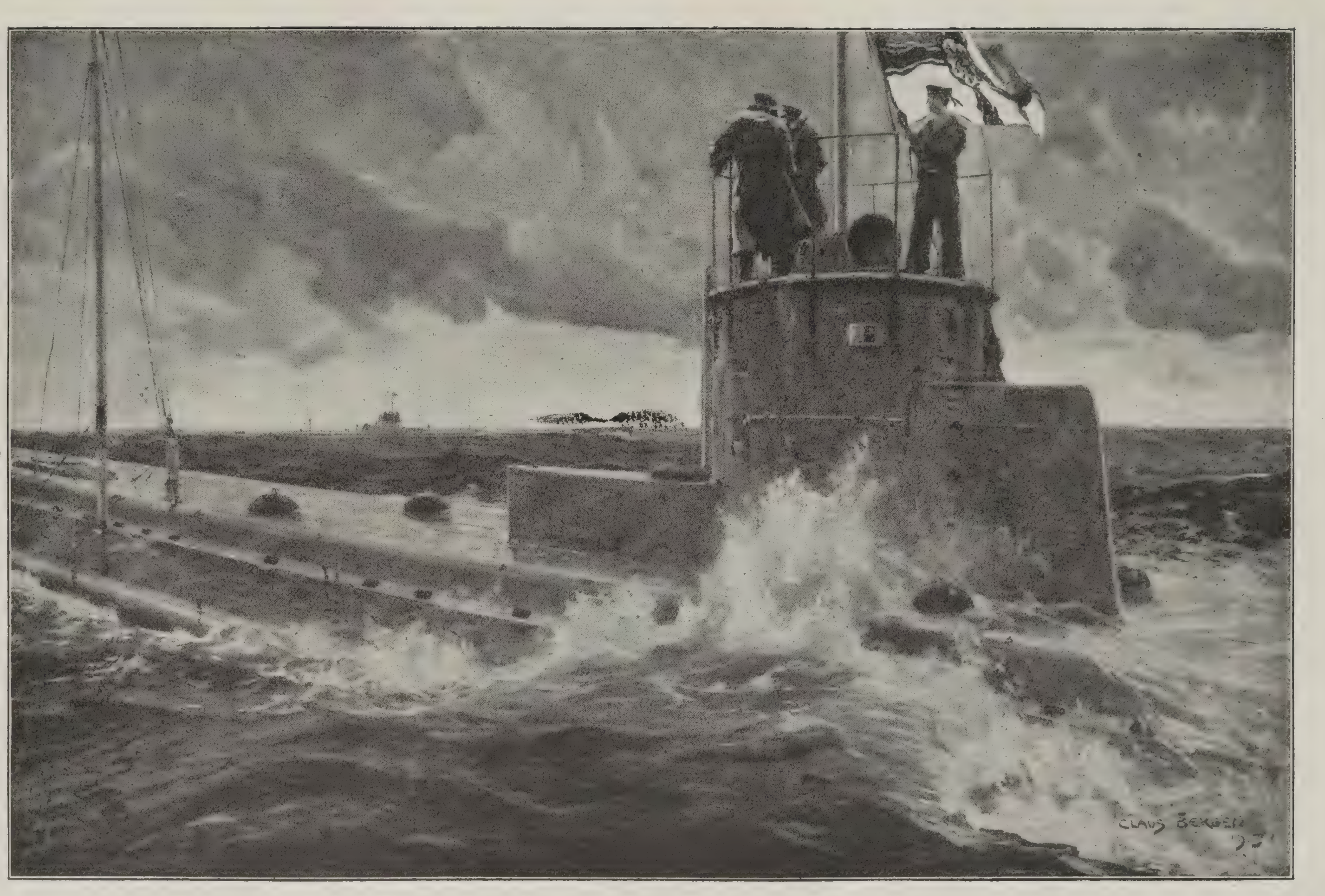
Der „Meteor" unter Korvettenkapitän v. Knorr

Am 7. und 8. August hatte unser kleiner Hilfskreuzer „Meteor" unter Korvettenkapitän von Knorr die Linie der überaus zahlreichen Bewachungs- und Patrouillenfahrzeuge an der englischen Ostküste erfolgreich durchbrochen und die Küste an verschiedenen Stellen reichlichst mit Minen verseucht. Als ihn dabei der größere englische Hilfskreuzer „The Ramsey" zu stören versuchte, machte er kurzen Prozeß und brachte ihn schnell zum Sinken. Dann trat der „Meteor" den Heimweg an; er versenkte auf diesem noch einen dänischen Schoner „Jason", der mit Grubenholz (Bannware) nach England unterwegs war, erhielt aber durch den Funkspruch eines unserer Marineflugzeuge die Meldung, daß vier bis fünf englische Kreuzer auf der Jagd gegen ihn wären. Bald wurden auch die Rauchsäulen des feindlichen Geschwaders sichtbar. An ein Entkommen war nicht zu denken. So entschloß sich Kapitän von Knorr, sein Schiff in die Luft zu sprengen, brachte aber sich und seine Mannschaft nach mancherlei Abenteuern glücklich in den Heimatshafen zurück. — Am 17. August vernichtete eine unserer Torpedoflottillen in der Nähe der jütländischen Küste einen englischen Kreuzer der Arethusa-Klasse und einen Torpedobootszerstörer; am 19. traf eines unserer U-Boote in der Irischen See, nachdem es schon drei Tage vorher bei Harrington eine bedeutende Benzolfabrik in Brand geschossen hatte, auf den großen Dampfer der White-Star-Linie, die „Arabic"; der Riese von 15000 Tonnen fuhr ohne Flagge und Neutralitätsabzeichen und derart, daß der Kommandant unseres U-Bootes, als dieses auftauchte, annehmen mußte, er wolle ihn rammen. Ein Torpedoschuß brachte den Dampfer schnell zum Sinken. Darob die übliche gewaltige Entrüstung in London, die ebenso übliche Entrüstung in Amerika und der gleichfalls übliche Notenwechsel zwischen Berlin und Washington: sollte die „Arabic" doch außer 8 Millionen Mark in englischen Wertpapieren auch einige „Schutzengel" amerikanischer Herkunft an Bord gehabt haben.

19. August 1915. Die ‚Arabic' von einem U-Boot versenkt

Wahrhaftig: mehr Grund, als Engländer und Amerikaner, zur Entrüstung hatten wir.

Am gleichen Tage, an dem die „Arabic" versenkt wurde, spielte sich nämlich, ebenfalls in der Irischen See, ein Vorgang ab, der in der Geschichte der Seekriege fast beispiellos ist. Unser U-Boot 27, das schon am 10. August westlich der Hebriden



Begegnung deutscher U-Boote. Aquarell von Claus Bergen

einen stattlichen englischen Kreuzer der Amethyst-Klasse zur Strecke gebracht hatte, traf am 19. auf den Dampfer „Nicosian", der mit einem Mauleseltransport (Bannware) unterwegs war. Er wurde angehalten. Gerade als dies geschehen war, näherte sich aber ein zweiter Dampfer, der die amerikanische Flagge führte und außerdem diese deutlich sichtbar auf der Bordwand aufgemalt trug. Plötzlich geht auf diesem Dampfer die englische Flagge hoch; er eröffnet auf kürzeste Entfernung Feuer auf das U-Boot, es sinkt, die Besatzung, soweit es ihr noch an Bord zu kommen gelang, springt in die See, will sich schwimmend an Bord des „Nicosian" retten: Kapitänleutnant Bernd Wegener und elf Mann sind es. Da geschieht das Unerhörte, ewig Schmachvolle: von Bord des „Baralong" — so hieß der Engländer — wird auf die Wehrlosen geschossen. Kapitänleutnant Wegener und fünf Matrosen sinken; die wenigen Überlebenden erreichen zwar den „Nicosian", werden hier aber auf Befehl des Kommandanten des „Baralong" niedergeknallt! William Mc Bride hieß der Edle!

19. August 1915 Kapitänleutnant Wegener und die Baralong-Mörder



Leutnant z. S. und Kommandant Hans Berg
Phot. A. Nedell

Erst Mitte Oktober erfuhr man in Deutschland von dem Verbrechen, das durch eidliche Aussagen mehrerer Amerikaner von der Besatzung der „Nicosian" belegt wurde. Die deutsche Regierung erhob selbstverständlich Protest in London. Der Vertreter Greys, Lord Crewe, beantwortete die deutsche Note aber in so empörender Weise, daß man in Berlin erklärte: man würde die Ahndung für das jeder Menschlichkeit hohnsprechende Verbrechen selbst in die Hand nehmen. In der Sitzung des deutschen Reichstages vom 15. Januar 1916 kam die Angelegenheit zur Erörterung, und alle Parteien des Hauses waren selbstverständlich einig in der Verurteilung des Verhaltens Englands, standen wieder einmal fest hinter den Entschlüssen der Regierung. England hat nicht zuletzt diesem furchtbaren ‚Baralong-Fall' die immer fleißiger werdenden Besuche unserer Zeppeline, von denen noch die Rede sein wird, zu verdanken! —

Januar 1916 Die ‚Appam' in Amerika unter Leutnant z. S. Berg

Ende Januar 1916 war es, daß uns aus Amerika eine ganz seltsame Kunde kam. Es lief dort im Hafen von Norfolk unter deutscher Kriegsflagge ein großer englischer Westafrika-Dampfer ein, „Appam", der unter dem Kommando des deutschen Leutnants z. S. der Seewehr Berg stand und außer einer deutschen Besatzung 160 nicht freiwilliger Gäste, darunter die englischen Gouverneure von Nigeria und Sierra Leone, an Bord hatte.

Die „Appam" war eine Prise des deutschen Kreuzers „Möwe", und allmählich erfuhr man dann auch im Deutschen Reiche mehr über deren schier märchenhafte, unvergleichlich kühne Fahrten. Ende Dezember 1915 war die

„Möwe" unter ihrem schneidigen Führer, Korvettenkapitän Burggraf Nikolaus zu Dohna-Schlodien, im Heimatshafen zur Abfahrt bereit gewesen, hatte an der englischen Küste Minen ausgestreut — auf eine dieser Minen war am 9. Januar das britische Flaggschiff „King Edward VII", 16600 Tonnen groß, gelaufen und untergegangen — und hatte dann, alle englischen Beobachtungslinien durchbrechend, ihre wunderbar erfolgreichen Beutezüge angetreten. Schon in der zweiten Januarwoche wurden acht große Engländer gekapert und zum Teil versenkt; einen der ersteren, die „Appam", sandte dann, von den Kanarischen Inseln aus, Graf Dohna mit Besatzung und Passagieren der übrigen sieben, nach Nordamerika. Er selbst setzte seine Kreuzerfahrt fort, um endlich am 4. März wohlbehalten und unbeschädigt die Heimatsküste wieder zu gewinnen. Nicht weniger als 15, fast nur besonders große Engländer und Franzosen waren seine Beute gewesen, zusammen 57835 Tonnen umfassend, im Wert auf über 40 Millionen Mark geschätzt. Außerdem brachte die „Möwe" 4 englische Offiziere, 29 englische Matrosen und Seesoldaten, 166 Mann Dampferbesatzungen — und Gold im Werte von fast einer Million Mark mit heim. Der Jubel im Reich war groß. Die ganze Besatzung, Mann für Mann, die sich ausgezeichnet geführt, Tag um Tag größere Opferwilligkeit erwiesen hatte, erhielt das Eiserne Kreuz, mehrere Offiziere und Mannschaften das I. Klasse; Graf Dohna wurde sofort in das Große Hauptquartier berufen, wo ihm der Kaiser selbst den Pour le mérite überreichte. —



Korvettenkapitän Graf und Burggraf Nikolaus zu Dohna-Schlodien. Phot. Rud. Dührkoop

Ein zweiter Versuch, mit einem kleinen Kreuzer die feindliche Beobachtungslinie zu durchbrechen, gelang leider nicht. Der „Greif" wurde schon in der Höhe der Shetlands-Inseln von dem großen englischen Hilfskreuzer „Alcantara" (15800 Tonnen) angefallen; er schickte den Gegner zwar durch einen glückhaften Torpedoschuß in die Meerestiefe, hatte aber während des Gefechts so schwer gelitten, daß ihm die Abwehr weiterer Angriffe unmöglich war. Vielleicht wäre es ihm noch gelungen, auch einen zweiten feindlichen Hilfskreuzer „Andes" abzuschütteln, obwohl die Flammen schon im Mittelschiff wüteten, die Rudermaschine zerstört, die Zufuhr von Munition zu den meisten Geschützen unmöglich geworden war; als sich aber noch ein weiterer Kreuzer und zwei Zerstörer näherten, beschloß der Kommandant, Fregatten-Kapitän Tietze, sein Schiff zu versenken. Die noch lebende Besatzung würde aller Wahrscheinlichkeit nach vollzählig gerettet worden sein — wenn die britischen ‚Kameraden' dies ehrlich gewollt hätten. Sie zogen es aber vor, nach anfänglicher Beteiligung am Rettungswerk, die Leute vom „Greif" noch einmal mit Feuer zu überschütten, wodurch außer dem Kommandanten drei Offi-



Die Offiziere von S. M. S. „Möwe“. Von links nach rechts: Marine-Zahlmeisteraspirant Schönwald, Oberlt. z. S. Bethke, Lt. z. S. Meisel, Vize-Wachtmstr. d. Res. Wellenstek (an Bord als Vize-Steuermann d. Res. eingestellt), Korv.-Kapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien (×), Torpeder Oberlt. Kuhl, Kapitänlt. Wolf (Fritz), Oberlt. z. S. d. Res. Pohlmann, Lt. Köhler, Assistenzarzt Dr. Pietsch. Hofphot. Kloppmann

ziere und mehrere Matrosen den Heldentod fanden. Der Rest fiel in Gefangenschaft. Offiziere und Mannschaften der „Alcantara“ wurden in London gebührend gefeiert und belohnt: selbstverständlich mit Geld! Das Prisengericht zahlte ihnen 32000 Mark aus.

11. Februar 1916. Kampf an der Doggerbank

An der Doggerbank, etwa 20 Seemeilen von der englischen Küste, überfielen am 11. Februar 1916 einige unserer schnellen Torpedoboote ein kleines englisches Geschwader. Die Briten wollten den klügeren Teil erwählen, drehten ab; trotzdem glückte es, zwei Fahrzeuge zu vernichten. Der Name des einen konnte nicht zweifelsfrei festgestellt werden; das zweite war die ganz neue „Arabis“ von 1600 Tonnen. — —

Unser U-Bootskrieg hatte infolge diplomatischer Schwierigkeiten, zumal mit Nordamerika, wo man in unentwegter Neutralität englische Interessen vertrat, mancherlei Einschränkungen erfahren müssen; immerhin konnten unsere kühnen U-Bootsführer Ende 1915 eine Jahresbeute von 1072204 Tonnen Schiffsraum verzeichnen.

15. März 1916. Rücktritt des Großadmirals v. Tirpitz; Nachfolger Admiral v. Capelle

Eine Folge der politischen Lage, die durch die Fragen des U-Bootkrieges hervorgerufen, war der Rücktritt des Großadmirals von Tirpitz als Staatssekretär des Reichsmarine-Amts, der am 15. März stattfand — nach 17jährigem erfolgreichen Wirken an leitender Stelle. In ganz Deutschland, darf man gewiß sagen, wurde das Scheiden des hochverdienten, allverehrten Mannes mit tiefer Betrübnis aufgenommen, und unser aller Dank folgte ihm in den Ruhestand. Sein Nachfolger wurde Admiral von Capelle. —

Inzwischen hatten aber unsere Marineflugschiffe, die uns für Aufklärungszwecke dauernd die allerwichtigsten Dienste leisteten, begonnen, dem Herzen Englands ihre höchst ernsthaften Besuche abzustatten. Im Schlußabschnitt des ersten

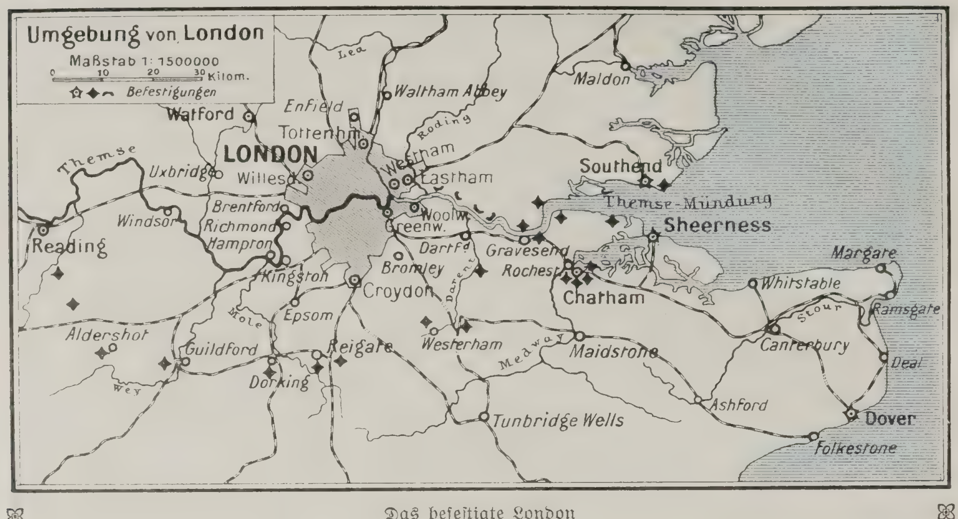
Bandes berichteten wir bereits, wie Anfang Januar 1915 deutsche Flugschiffe an der Ostküste erschienen waren, wie England über diese unglaubliche Frechheit wütete, wie der greise Graf Zeppelin auf die Frage eines amerikanischen ‚Aushörers' — Interviewers — ob es im Plane läge, London mit einer Zeppelinflotte anzugreifen, höchst gelassen erwiderte: „Das ist eine Frage, die Sie der Admiralität und dem Generalstab vorlegen müssen." Wir bemerkten dazu, daß die Antwort später nicht durch Worte, sondern durch Taten erteilt worden war.

In der Nacht vom 9. zum 10. August 1915, dann am 12.—13., endlich am 17. bis 18. erschienen unsere Luftschiffe über der Themse, belegten die dort liegenden Kriegsschiffe, dann die Londoner Docks, den Torpedoboot-Stützpunkt Harwich, militärische Anlagen am Humber — und die City von London mit Bomben. Im September folgten drei weitere Besuche, in denen wiederum auch London beehrt wurde; am 13. bis 14. Oktober, am 31. Januar, am 1. und am 5. März, am 20. März wurden die Angriffe auf die Küste wiederholt. Anfang April galten verschiedene Vorstöße London, Enfield, Waltham-Abbey, Cambridge, Stow Market, Lowestoft, dann weiter Edinburgh, Leith, Newcastle, Great Yarmouth, Whitby, Hull und Leeds, später, unter Beteiligung von Heeresluftschiffen und Flugzeugen, wiederum London, außerdem aber zahlreichen Plätzen der englischen Industriebezirke, in denen für den Armeebedarf gearbeitet wurde.



Admiral Eduard von Capelle, als Nachfolger des Großadmirals von Tirpitz, Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts. Phot. Atelier Albert Meyer (Inh. Arthur Schulz)

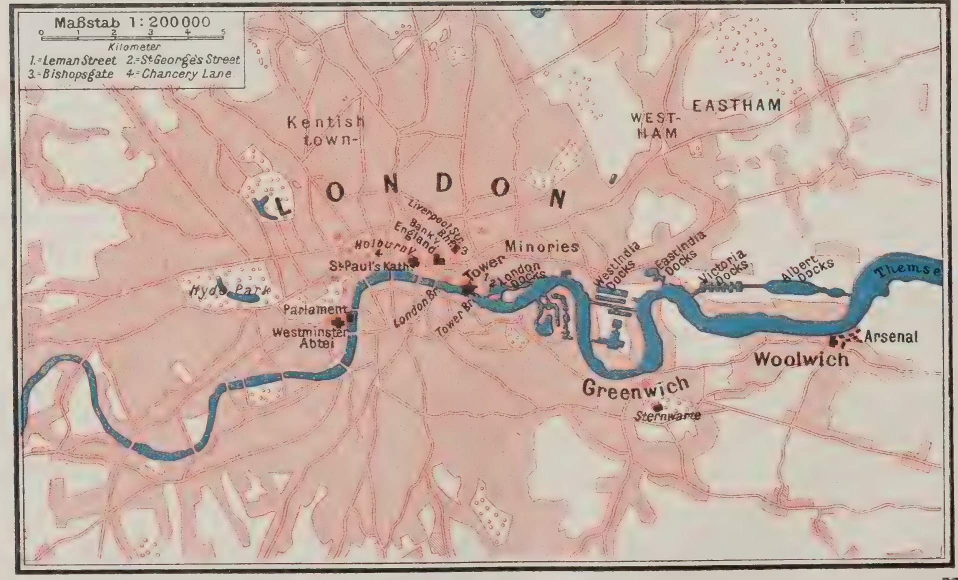
Der Schrecken, das Entsetzen in England war riesengroß und steigerte sich mit jedem Angriff — jeder neue freilich steigerte sich auch in seinen verheerenden Wirkungen. Vergeblich bemühte sich die englische Regierung, die deutschen Erfolge abzuleugnen oder mindestens zu verkleinern: die Wahrheit sickerte stets durch neutrale Quellen durch, trotz der strengsten Zensur. Vergeblich schienen auch zunächst alle, die schärfsten Abwehr- und Vorsichtsmaßregeln den in immer gewaltigerer Höhe dahinsegelnden, wie von unsichtbaren Kräften geleiteten Zeppelinen. Vergeblich verdunkelte man mit peinlichster Sorgfalt alle Städte, am meisten London; vergeblich schuf man große Scheinwerfer, errichtete Batterie neben Batterie: die Zeppeline kamen und warfen ihre Bomben ab. Wahrhaftig nicht, um das Leben feindlicher



Das befestigte London

Bürger zu vernichten. Wir bedauerten diese Opfer auf das innigste. Aber wir mußten England, das unser Volk durch seine Absperrung vom Weltverkehr der Aushungerung preisgeben wollte, fühlbar machen: was Krieg ist! Außerdem galt es jedoch, das englische Wirtschaftsleben ins Herz zu treffen. Der Luftkrieg hat den Engländern jedenfalls Schwierigkeiten aller Art gebracht: einmal den Sachschaden selbst, gegenüber dem sie vorerst keinen Schutz fanden, und anderseits eine volkswirtschaftliche Belastung durch die notwendig werdenden Vorkehrungsmaßnahmen und die Schadloshaltung des einzelnen Getroffenen gegenüber ökonomischen Verlusten.

Selbstverständlich wurde, wie schon bemerkt, von amtlicher Seite jeder Angriff zwar als brutale Grausamkeit, aber als erfolglos hingestellt: ein paar armselige Häuser waren vernichtet, ein paar bedauernswürdige Menschen, fast stets Frauen

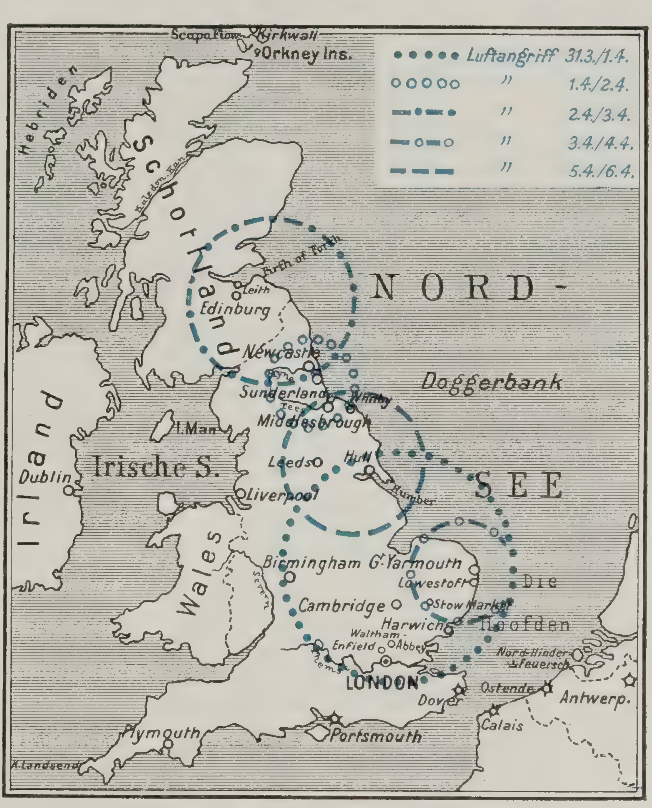


Plan der Stadt London

und Kinder, waren getötet oder verwundet, außerdem noch ein Pferd, ein paar Hunde. Hören wir demgegenüber, was von der Wirkung eines einzigen Oktoberangriffs auf London einwandsfrei festgestellt worden ist:

1. Die Londoner Hafenanlagen (die sogenannten Docks) und ihre anliegenden Stadtteile. Im einzelnen: In den East India Docks brannte ein großer Schuppen, der zum Teil Munition und anderes Kriegsmaterial enthielt, vollständig nieder. In den London Docks wurden die Kaimauern und Lagerhäuser auf weite Strecken niedergelegt. Mehrere Schiffe wurden getroffen, zum Teil völlig vernichtet. In den Victoria Docks geriet ein großer Baumwollspeicher in Brand und wurde völlig zerstört. Die in der Nähe der Docks gelegenen Straßen, insbesondere die St. George Street und die Leman Street haben schwer gelitten.

2. Die City und das Zeitungsviertel sind mit besonders gutem Erfolge angegriffen worden. Insbesondere wurden mit Bomben belegt: der mit Geschützen versehene Tower nebst Towerbrücke, die Chancery Lane, die Liverpool Street, die Morgate Street, die Bishopsgate, die Altgate, die Minories. In diesen Straßen sind zahlreiche Häuser zerstört worden,



Die Luftangriffe auf England im April 1915

zum Teil ganze Häuserblocks. Im einzelnen: Die South Western Bank brannte bis auf die Grundmauern nieder. Erhebliche Summen an Geld und Wertpapieren sollen vernichtet worden sein. Unter den Trümmern wurde noch tagelang nach Geld und Papieren gesucht. Auch eine Filiale der London Bank wurde eingeäschert. Im Zeitungsviertel wurde das Gebäude der Morning Post besonders schwer beschädigt. Der Untergrund- und Eisenbahnbetrieb durch London mußte infolge von Zerstörungen teilweise eingestellt werden.

3. Vororte. Woolwich: Im Arsenal sind schwere Beschädigungen angerichtet worden. Ein Teil ganz neuer Maschinen und Einrichtungen ist vernichtet worden. Enfield: Eine Batterie mit Scheinwerfern, von der die Luftschiffe heftiges Feuer bekommen hatten, wurde mit Bomben belegt und zum Schweigen gebracht. Die Scheinwerfer erloschen zum Teil unmittelbar nach den ersten Bombenwürfen.

Hampton: Die Pump- und Kraftstation wurde beworfen. Bei der guten Beobachtungsmöglichkeit wurden gute Treffergebnisse festgestellt. Croydon: Es wurde eine Reihe großer Fabrikanlagen beworfen und mehrere große Brände beobachtet. Kentistown (im Norden Londons): Hier wurde eine besonders starke Scheinwerferbatterie ausgiebig mit Bomben belegt und zahlreiche Treffer beobachtet. Nach einem mitten in der Batterie gelegenen Treffer erlosch sofort eine Reihe von Scheinwerfern. In Westham und Eastham wurden große Fabrik- und Eisenbahnanlagen beworfen. Es konnte sehr guter Erfolg festgestellt werden. Ipswich: Es wurde eine Batterie beworfen, deren Feuer nach wenigen Bombenwürfen merklich schwächer wurde.

Die Luftschiffe wurden während des ganzen Angriffs außerordentlich heftig beschossen. Aus allen Teilen Londons hagelte es Schrapnells und Sprenggranaten. 4 Flugzeuge bemühten sich, die Abwehr der Luftschiffe zu unterstützen, mehr als 26 Scheinwerfer traten in Tätigkeit. Aus dieser lebhaften Abwehr ergibt sich allein schon für uns die Berechtigung, London als einen außerordentlich gut befestigten Platz anzusehen und dementsprechend zu behandeln . . .

Herr von Wiegand, der von uns schon mehrfach genannte, überaus gewandte amerikanische Journalist, hatte sich die Möglichkeit einer Unterredung mit Kapitänleutnant Mathey, einem unserer erfolgreichsten Luftschiff-Führer, der später den Heldentod fand, verschafft. Es sei erlaubt, aus dieser Unterhaltung einige der wichtigsten und fesselndsten Stellen mitzuteilen:

London ist ein wichtiger militärischer Mittelpunkt und eine militärisch verteidigte Stadt von jedem Standpunkte aller geschriebenen und ungeschriebenen Kriegsgesetze aus betrachtet. London ist daher für einen Luftangriff ganz besonders geeignet. Große militärische Depots befinden sich dort, ebenso wie große Eisenbahnstationen, Banken, Docks, Schiffswerften und industrielle Anlagen aller Art. Wenn irgend jemand London als eine nicht verteidigte Stadt ansehen sollte, so hätte er in der vorderen Gondel meines Zeppelins, bei unserem letzten Angriff auf London, den wir vor einigen Nächten unternahmen, neben mir stehen sollen. Dort würde ihn das wilde, rote Aufflammen der Abwehrkanonen und der platzenden Schrapnelle bald eines anderen belehrt haben. Zwei Jahre Dienst auf den großen Zeppelinkreuzern der deutschen Luftflotte hat mich überzeugt, daß wir erst am Beginne dessen stehen, was der Luftkrieg in Wirklichkeit in der Zukunft sein wird. Wir stehen am Anfange einer großen Entwicklungsära der Luftfahrzeuge. Sie werden einen großen Einfluß auf künftige Kriege haben . . .

Mathey ist ein Mann von ungefähr 34 Jahren, mit kurz geschnittenem Haar, das ihn beinahe kahl erscheinen läßt, und glattem Gesicht, mit einer Figur, so schlank wie die einer jungen Frau. Er war vorher Kommandant eines Zerstörers in der Torpedoflottille. Wie die Offiziere der deutschen Unterseeboote, denen ich begegnet bin, machte er den Eindruck, ganz aus Nerven von Stahl zu bestehen. Mathey hat mit seinem Zeppelin an allen Angriffen teilgenommen, die bisher auf England ausgeführt wurden. „Was man Glück nennen darf, hat bei mir eine große Rolle gespielt," erklärte er . . .

Da nichts die öffentliche Einbildungskraft so sehr beschäftigt wie der Luft- und Unterseekrieg, bat ich Herrn Mathey, mir seinen letzten Luftangriff auf London



Blick auf die Londoner City mit der Towerbrücke und einen Teil der Docks

zu erzählen, was er unter der Bedingung zugab, daß ich alles, was als militärisches Geheimnis betrachtet werden könne, für mich behalten werde. Sogar die Geheimnisse der berühmten deutschen Unterseeboote werden nicht so eifersüchtig bewahrt wie die der Zeppeline. Ich bin an Bord eines der größten Unterseeboote gewesen, habe durch die Periskope geblickt und das Boot vom Heck bis zum Steven begangen; aber ich habe niemals auch nur auf Schußweite an einen Zeppelinkreuzer herankommen können. Sogar die Offiziere und Mannschaften der Zeppeline sind immer sorgfältig von jeder Begegnung besonders mit Kriegskorrespondenten ferngehalten worden. Nachdem ich Mathey versprochen hatte, ihm keine Fragen zu stellen, die ihm unbequem sein könnten, begann er folgendermaßen seine Erzählung:

Es war gerade meine hundertste Fahrt auf einem Zeppelin, wenn ich alle Übungsfahrten einrechne, und ich fragte mich, ob ich von diesem hundertsten Ausfluge wohl ebenso heil zurückkehren werde, wie bei den früheren, bei denen ich jedesmal wertvolle Erfahrungen gesammelt hatte, die mir bei dem nächsten Besuche zustatten kamen. Das erstemal, als ich nach England flog, war es wie die Entdeckung eines neuen Landes, und alle Eindrücke waren viel lebhafter, als sie es jetzt sind. Trotz unserer Übungsfahrten blieb uns noch viel zu lernen übrig. Luftstrategie ist eine Kunst, die man erst lernen muß. Außerdem mußten wir erst genau ausfindig machen, wo die militärisch wichtigen Punkte lagen, denen laut Instruktion unsere Angriffe zugedacht waren. Dazu kommt das Studium der Luftschichten und Luftströmungen über der Nordsee. Bisher hatte es sich nur um Aufklärungen gehandelt. Dieses letzte Mal war der erste wirkliche Angriff auf verschiedene wichtige Punkte Londons, die Eisenbahnstationen usw. Ich hatte die striktesten Befehle, alles mögliche zu tun, um Beschädigungen von St. Pauls und anderen Kirchen, der Museen, Paläste, der Westminster Abtey, des Parlaments sowie der bewohnten Distrikte zu vermeiden. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es keinen Offizier und keinen Mann in der Luftflotte gibt, der nicht tief betrübt wäre, wenn er erfährt, daß Frauen und Kinder oder andere Nichtkämpfer getroffen oder gar getötet worden sind. Er fühlt das ebenso tief, wie die Bedienungsmannschaft der großen Geschütze, wenn sie hören, daß ihre weittragenden Geschosse nicht genau dort eingeschlagen sind, wohin sie gezielt waren. Es ist sicher, daß ein jeder Seemann lieber auf dem Deck eines Schiffes oder eines Torpedobootes, Schiff gegen Schiff, fechten möchte, als einen Luftangriff gegen eine Stadt zu leiten, nicht etwa der Gefahr wegen, denn diese ist in letzterem Falle viel größer. Wie sehr im übrigen das Gelingen einer Zeppelinfahrt nach England und zurück von Wind und Wetter abhängt, brauche ich wohl kaum zu betonen.

Aber Sie wünschen mehr Näheres über meine letzte Fahrt nach London zu hören: Die Wetterstationen und meteorologischen Beobachtungsposten hatten günstige Bedingungen vorausgesagt. Je kühler das Wetter ist, desto größere Lasten können wir mitnehmen. Die Luft war ganz kühl, und daher konnten wir mit unserem Magazin voller Bomben aufsteigen. Bald darauf befanden wir uns über der Nordsee. Der Wind war günstig, die deutschen Ufer traten mehr und mehr zurück. Unter uns sahen die weißgesäumten Wellen der Nordsee wie eine

wogende Wasserwüste aus. Außer einigen Fischerbooten war kein Leben zu sehen.

„Was ist der hauptsächlichste Eindruck, den Sie auf Ihrer Kommandobrücke hatten?" fragte ich dazwischen.

„Mein Haupteindruck war der, daß wir sehr schnell fuhren und daß es sehr kalt war. Diese unsere neuen Zeppeline fahren viel schneller als irgendein Schiff, und ich glaube auch, daß der Druck des Windes, als ich auf der Kommandobrücke stand, bedeutend stärker war. Auf unseren früheren Zeppelinen waren die Gondeln ganz offen, während wir auf den neuen wenigstens etwas Schutz vor dem Winde haben. Aber es ist empfindlich kalt auf dieser Höhe von drei- bis fünftausend Fuß, wenn man mit solcher Schnelligkeit fährt, wie wir fuhren. Dabei kann man sich keine Bewegung machen. Unsere Kleidung besteht aus flanellgefütterten Lederanzügen, wie sie die Führer der Luftfahrzeuge tragen. Außerdem tragen wir dicke Filzstiefel. Und trotz alledem ist es sehr, sehr kalt. Bevor wir uns einschifften, hatten wir eine gute Mahlzeit zu uns genommen, und außerdem nahmen wir von Zeit zu Zeit einen Schluck heißen Kaffee oder Tee aus unseren Thermosflaschen.

„Nichts Stärkeres?" fragte ich wieder dazwischen.

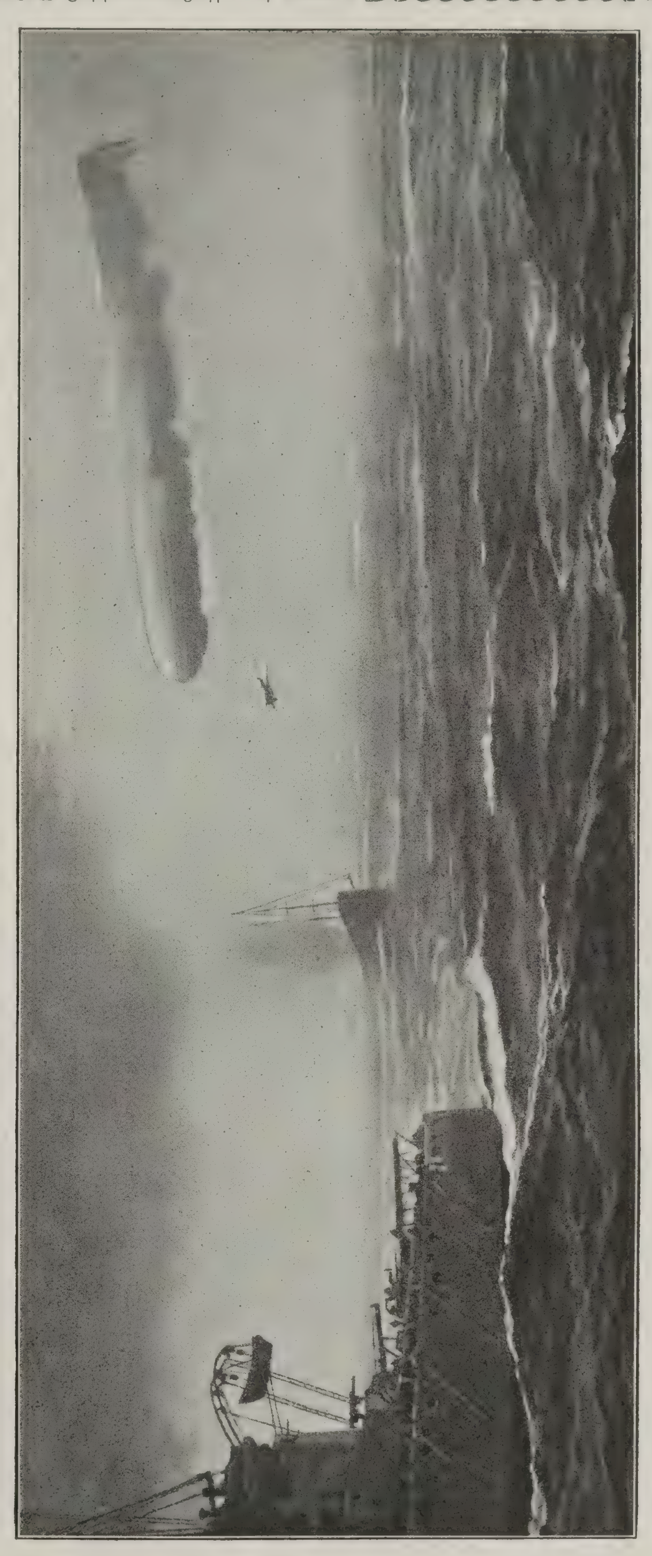
„Nein, durchaus nichts Stärkeres," antwortete der junge Kommandant. „Die Zeppeline besitzen weder eine Bar, noch eine Küche, noch einen Speiseraum. Wir alle enthalten uns vollständig aller geistigen Getränke auf den Zeppelinschiffen, denn wir brauchen klare Köpfe und kühle Nerven, und das sind Dinge, die der Alkohol nicht begünstigt. Auf einem Zeppelin geht es zu wie in einer Sonntagsschule. Es wird weder getrunken, noch geraucht. Was jeder für seinen Magen braucht, trägt er bei sich. Außerdem führen wir nur eine Flasche Kognak und einige Mittel als erste Hilfe mit, im Falle jemand getroffen wird. Einen Arzt haben wir nicht. Wenn irgendeiner unserer Leute von einer Schrapnellkugel getroffen wird, verbinden wir ihn so gut, als wir können, geben ihm etwas Kognak zu trinken, und dann muß er warten, bis wir zurückkommen. Sollten wir heruntergeschossen werden, dann ist, denke ich, überhaupt kein Doktor mehr notwendig . . . .

Als die Sonne im Westen unterging, schwebten wir noch weit entfernt von London, über der Nordsee. Unter uns nahm die Dunkelheit schnell zu, aber in der Höhe, wo wir schwebten, war es noch hell. Auf unserer Seite schwebte ein anderer, wie wir in grauer Kriegsfarbe bemalter, Zeppelin, in dem schwindenden Licht gegen den klaren Himmel sich abhebend und majestätisch seinen Weg durch die Lüfte nehmend. Niedriger, dunstiger Nebel hing in der Entfernung, dort wo England liegen mußte. Sterne fingen an zu blinken, und die Kälte nahm zu . . . Wir taten einen anderen Schluck aus unseren Thermosflaschen und aßen eine Kleinigkeit. Als wir uns der Küste näherten, setzte ich das Höhensteuer in Bewegung, um noch höher zu steigen, damit der Lärm der Motoren unsere Ankunft nicht zu früh verrate. Ich kann Ihnen die genaue Zeit oder den genauen Punkt, wo wir die Küstenlinie passierten, nicht mitteilen, da daraus dem Feinde Vorteile erwachsen könnten. Die Kanoniere gingen zu ihren Kanonen, um etwaige feindliche Flieger abzuwehren, und von den anderen begab sich ein jeder auf seinen

Posten. Mein Leutnant nahm seinen Standort bei den Abfeuerungsvorrichtungen, wo die Bomben ausgelöst und die Schnelligkeit registriert wird, mit der sie fallen gelassen werden in dem Augenblick, wo ich meine Befehle von der Kommandobrücke aus gebe, die sich in der vorderen Gondel befindet. Das Glück begleitet uns, denn es ist kalter und klarer Sternenhimmel und kein Mondschein. Es ist eine von den Nächten, in denen Entfernungen und Gegenstände, wenn man himmelwärts blickt, verschwimmen, und wo es äußerst schwierig ist, die richtige Schußweite auf Gegenstände zu finden, die in schneller Bewegung sind. Unsere Instrumente dagegen geben uns unsere Höhe jederzeit genau an. Der Nebel teilt sich, und weit in der Entfernung erblicke ich die Themse, die mir den Weg nach London weist. Sie bildet für uns den unzerstörbarsten Wegweiser, und längs ihr führt der sicherste Weg nach der großen Stadt. Die Engländer mögen London, soviel sie wollen, verdunkeln, aber sie können niemals die Themse beseitigen oder bedecken. Sie ist unser großer Orientierungs-Stützpunkt, von dem wir stets unsere Peilungen nehmen und jeden Punkt von London, den wir suchen, feststellen können. Das soll jedoch nicht heißen, daß wir jedesmal unseren Weg längs der Themse nehmen. London ist nur teilweise verdunkelt, und es bleibt immer noch Licht genug. Wir steuerten geradeaus nach dem Lichtschein und hielten uns dann über der Themse, um jederzeit Peilungen für die Objekte unseres Angriffs erhalten zu können. Langsam traten die Umrisse der Stadt in Erscheinung, still und verschlafen in der Entfernung unter uns liegend. Dunkle Flecke hoben sich von den beleuchteteren Teilen der Stadt ab. Die bewohnten Teile waren weniger verdunkelt als die unbewohnten. Eine große Stadt bei Nacht, von einer großen Höhe gesehen, ist ein märchenhafter Anblick. Wir waren jedoch zu hoch, um menschliche Wesen in den Straßen unter uns zu sehen. Kein Zeichen von Leben war zu sehen mit Ausnahme von Lichtern, die sich in großer Entfernung fortbewegten und wahrscheinlich Eisenbahnzüge waren. Wie gesagt, alles war ruhig, und kein Schall drang zu uns herauf, der laut genug gewesen wäre, um das Sausen unserer Motoren übertönen zu können. Plötzlich schießt ein enger Streifen glänzenden Lichtes aus der Dunkelheit und erreicht uns. Er fühlt suchend am Himmelszelt umher, dann sehen wir einen zweiten, dritten, vierten, fünften Lichtstreifen, und dann immer mehr von diesen Lichtbändern, die, sich überkreuzend, um uns her den Himmel absuchen. So wie es von unseren Zeppelinen aus zu sehen war, nahm sich die ganze Stadt so aus, als ob sie plötzlich zum Leben erwachte und ihre Arme tastend am Himmel bewegte und ihn nach möglichen Gefahren absuchte. Man könnte auch sagen, daß diese Streifen sich ausnahmen wie Zangen, die uns zur Erde herabziehen wollten. London hält gute Wacht am Himmelszelt über sich. Unsere Motoren und Propeller verrieten bald unsere Gegenwart. Erst einer und dann ein anderer und dann noch mehrere der Lichtstreifen finden uns und verlieren uns wieder. Jetzt plötzlich kommt von unten ein ominöser Laut und übertönt den Lärm der Propeller. Kleine, rote Blitze und kurze Sprengpunkte, die sich deutlich von dem dunkelschwarzen Hintergrund abheben, werden sichtbar. Vom Norden und vom Süden, von rechts und von links tauchen sie auf, und dem Blitze folgt von unten das Krachen der Geschütze. Es ist ein schönes, eindrucksvolles Bild, wie wir es von oben sehen, und wahrscheinlich ist es nicht

weniger interessant von unten, die gespensterhaften Umrisse der Zeppeline zu sehen, wie sie durch die zitternden Lichtbänder steuern mit den Schrapnellwölkchen, die um sie herum in den Lüften hängen. Aber wir haben keine Zeit zur Bewunderung, unsere Augen und alle unsere Sinne müssen auf unser Werk konzentriert bleiben, denn jeden Augenblick können wir als eine formlose Masse von Trümmern und menschlichen Körpern in die Tiefe gestürzt werden. Ich hatte so wenig Zeit, meine Eindrücke zu befestigen, daß ich jetzt genau zurückdenken muß, um Ihnen eine beschreibende Schilderung der Vorgänge zu geben. Ich stellte zunächst St.-Pauls-Kathedrale fest, und mit diesem Fixpunkt nahm ich meinen Kurs auf die Bank von England.

Ein mächtiger Scheinwerfer befand sich unmittelbar neben der Kathedrale, und die Engländer hatten eine Batterie Geschütze unter der Bedeckung dieses Gottes-



Ein Zeppelin-Luftschiff vor der englischen Küste

hauses aufgestellt, wie ich es deutlich an dem Aufblitzen der Schüsse erkennen konnte. Vielleicht würde ich vom militärischen Standpunkte unter diesen Umständen berechtigt gewesen sein, Bomben auf die Batterie zu werfen, die sich in dieser unmittelbaren Nähe von St. Paul befand. Ich trug jedoch kein Verlangen, dies zu tun, da ich fürchten mußte, daß das Gotteshaus möglicherweise beschädigt werden könne. Ich denke indessen, daß die Engländer Kirchen, Museen und ähnliche Gebäude nicht als Deckung oder Schutz für ihre Geschütze benutzen sollten. Obgleich wir von allen Seiten beschossen wurden, hatte ich bis zu diesem Augenblick noch keine Bomben fallen lassen. Als wir uns über der Bank von England befanden, rief ich durch das Sprachrohr meinem Leutnant, der sich an dem Abfeuerungsapparat befand, zu, das Feuer langsam zu beginnen, und von jetzt an mischte sich in das Getöse und das Blitzen der Kanonen der Lärm des Platzens unserer Bomben, und wir sahen die Flammen, die von den getroffenen Stellen aufloderten. Meine Sinne waren ausschließlich darauf konzentriert, die Punkte ausfindig zu machen, die auf unserem Angriffsprogramm als Gegenstände von militärischer Bedeutung standen, insofern, als sie sich auf die Zusammenziehung und den Transport von Truppen bezogen.



Durch Zeppelin-Bomben zerstörtes Haus in Lowestoft

Gleichzeitig beschäftigte ich mich mit der Steuerung meines Fahrzeuges und der Leitung des Feuers, wobei der verhältnismäßig kurze Aufenthalt über London viel länger erschien, als er in Wirklichkeit war. Bald sah ich, wie Flammen aus den verschiedensten Gebäuden schlugen. Über dem Holborn-Viadukt, in der Nähe der Eisenbahnstation von Holborn, ließ ich mehrere Bomben fallen. Von der Bank von England zum Tower ist es nur eine kurze Entfernung, und ich versuchte daher, die große Themsebrücke zu treffen, und glaube auch, daß ich hierin Erfolg hatte, obgleich ich nicht feststellen konnte, bis zu welchem Grade. Das Aufblitzen von Schüssen auf dem Tower zeigte, daß sich dort noch immer dieselben Geschütze befanden, die ich schon bei meinem vorhergehenden Angriff dort beobachtet hatte. Sie unterhielten ein lebhaftes Feuer auf uns. Nachdem ich nun mein Fahrzeug so gesteuert hatte, daß ich

mich direkt über dem Liverpool-Bahnhof befand, kommandierte ich Schnellfeuer, und die Bomben regneten auf die Station hernieder. Der unmittelbare Widerhall bestand in einer schnellen Reihenfolge von Explosionen und dem Auflodern von Flammen. Ich konnte feststellen, daß wir gut getroffen und offenbar großen Schaden angerichtet hatten, was auch durch die Berichte bestätigt wird, die uns seither zugekommen sind. Flammen schlugen jetzt an allen Orten unter uns empor. Da ich meine Befehle ausgeführt hatte, lenkte ich daher heimwärts. Trotz des lebhaften Bombardements, dem wir ausgesetzt waren,



Ein weiteres Bild der Zerstörungen in Lowestoft



Bei den Angriffen der deutschen Luftstreitkräfte durch Bomben zerstörte Häuser in einer anderen Stadt an der Ostküste Englands

waren wir nicht getroffen worden. Wiederholt lehnte ich mich hinaus und blickte auf- und rückwärts auf die dunklen Umrisse meines Luftfahrzeuges, konnte aber kein Loch in seinen grauen Flanken entdecken. Hinsichtlich des angerichteten Schadens und des richtigen Treffens der Ziele meines Luftangriffes war dies mein erfolgreichster Besuch über London und in der Umgegend. Auf- und niedersteigend, bis wir eine günstige Luftströmung trafen, bewerkstelligten wir die Heimfahrt in kurzer Zeit.

„Wie lange dauerte Ihr Aufenthalt über London?" frug ich den Kapitänleutnant, der bereits auf seiner linken Brust das Eiserne Kreuz I. Klasse trug.

Der Hauptangriff dauerte von 10 Uhr 50 bis 11 Uhr, d. h. genau 10 Minuten. Ja, Zeppelinangriffe müssen kurz und schnell sein, fügte Mathey hinzu. Der Kapitänleutnant erwähnte noch einige Ziffern und schien die Entfernungen ganz genau zu kennen. So von St. Paul nach der Bank von England und dann von dort nach dem Tower und den verschiedenen Eisenbahnstationen. Er wußte immer, wie lange der Flug für seinen Zeppelin bei einer gegebenen Windrichtung und Geschwindigkeit und einer bestimmten Zahl von Propellerdrehungen dauern werde. Er erwähnte auch öfters gewisse neue Instrumente und Apparate, die jetzt auf Zeppelinen für die allgemeine Luftschiffahrt und für das Feststellen von Distanzen von Gegenständen auf der Erde und zur Kontrolle der Treffsicherheit der abgeworfenen Bomben eingeführt sind. Ich hatte von seinen Mitteilungen den Eindruck, daß ungeheuer viel Versuchsarbeiten in dieser Richtung stattgefunden haben, und daß während der letzten Monate hinsichtlich der sicheren Steuerung der Zeppeline sehr viel erreicht worden ist. Es steht z. B. außer Zweifel, daß die Hin- und Herreise der Zeppeline von und nach London jetzt viel weniger Zeit erfordert, daß größere Gewichte getragen und größere Höhen erreicht werden als früher. Graf Zeppelin erzählte mir selbst im vorigen Februar, daß seine Bemühungen sich hauptsächlich auf diese drei Punkte erstreckten.

Auf meine Frage, von welcher Höhe sein Luftangriff auf London stattgefunden habe, antwortete Kapitänleutnant Mathey: Ich bedauere, hierauf nicht antworten zu können, aber ich darf den Herren Engländern ihre Schußweite nicht verraten. Sie haben ohnehin gut genug geschossen und haben viel gelernt. Balfour sagte kürzlich, London sei keine befestigte Stadt und seine Verteidigungsmaßregeln gegen Luftangriffe sehr ärmlicher Natur. Herr Balfour beliebt offenbar, die militärischen Vorbereitungen seiner Landsleute gering einzuschätzen. Jedenfalls geringer, als sie es verdienen, und er würde seine Meinung schnell ändern, wenn er einmal mit mir über London auf meiner Kommandobrücke stände.

Auf meine Frage, wieviel Bomben er mit sich führe, und wie groß und schwer sie seien, verweigerte Mathey wieder die Antwort und sagte nur im allgemeinen: Wir führen zwei Arten von Sprenggeschossen und Zündgranaten mit. Die Größe kann ich Ihnen nicht angeben, aber sie haben eine ungeheuer zerstörende Gewalt, die Sie leicht feststellen könnten, wenn Sie heute den Liverpool-Bahnhof besuchten. Die Zahl von Bomben, die wir mitführen können, hängt natürlich viel von den beabsichtigten Entfernungen und der Quantität von Benzin für unsere Motoren ab.

Er ließ noch durchblicken, daß die neuen Zeppeline einen viel größeren Aktionsradius als nur bis London besitzen. Ich fragte dann den Kommandanten des Zeppelins noch, ob er in England jemals durch Flugzeuge angegriffen worden sei. Ich habe keinerlei Begegnungen mit Flugzeugen gehabt und bin niemals von solchen angegriffen worden, antwortete er. Meine Leute warten fortwährend an unseren Geschützen auf sie, und wir sind gut auf sie vorbereitet, wenn sie kommen wollen. Ich fürchte sie nicht und glaube, ich werde leicht mit ihnen fertig werden, es sei denn, daß sie in großen Schwärmen angriffen. Die Herren von dem Flugzeugkorps von London werden wahrscheinlich sehr gut wissen, daß es eine recht beträchtliche Zeit dauert, um ein Flugzeug in die Höhen hinaufzuschrauben, in der wir uns befinden, und wenn es schließlich diese Höhe erreicht, sind wir schon wieder fort. Außerdem besteht bei Nacht für Flugzeuge die große Schwierigkeit des Landens, während wir mit Leichtigkeit die ganze Nacht und noch länger in den Lüften bleiben können.

Auf meinen Fahrten nach Dänemark bin ich, so schließt Herr von Wiegand seinen Bericht, übrigens selbst wiederholt Zeppelinen begegnet, die weit gegen Norden die Bewegungen der feindlichen Schiffe beobachteten, und mein allgemeiner Eindruck, daß nämlich die Zeppeline für die deutsche Marine eine sehr wichtige Aufklärungstätigkeit besorgen, ist durch das, was Mathey mir mitteilte, noch bestätigt worden . . .

2. Febr. 1916 Verlust von L 19 und schurkisches Verhalten englischer Seeleute

Nicht durch englische Gegenwehr, durch einen unglücklichen Zufall verloren wir am 2. Februar 1916 unser Marineluftschiff „L 19", Kommandant Kapitänleutnant Odo Loewe. Auf einer Erkundungsfahrt schadhaft geworden, mußte es unweit der britischen Küste, in der Höhe von Grimsby auf das Wasser niedergehen. Ein englischer Fischdampfer — zur ewigen Schande sei sein Name ‚King Stephen' festgenagelt! — näherte sich, weigerte sich aber unter den nichtigsten Vorwänden, die Besatzung des Luftschiffes zu retten. So fanden unsere Kameraden den Heldentod auf dem Meeresgrunde: eine später aufgefundene Flaschenpost gab uns Kunde von ihrer letzten Stunde.

War das Verhalten von Führer und Bemannung des ‚King Stephen' über alle Begriffe erbärmlich und gemein: fast noch gemeiner erschien die Haltung der gesamten englischen Presse, die einstimmig das Verhalten jener billigten und dabei die lebhafte Zustimmung des Volkes fanden: sogar der Bischof von London, der sehr ehrenwerte Arthur Winnigton Ingram, trat öffentlich für die Schurkerei ein. Jede weitere Erörterung erübrigt sich! — — —

Mit den gewaltigen Zeppelinen, deren Tätigkeitsfeld sich immer erweiterte, für die dauernd neue technische Verbesserungen ersonnen wurden, wetteiferten die Flugzeuge der Marine und der Armee. Auch bei ihnen ließ sich ein immer größerer, mit den Erfolgen wachsender Unternehmungsgeist erkennen, der vor keinem Wagnis zurückscheute. Wieder und wieder überquerten sie das Meer, um ihre immer mächtiger werdenden Bomben auf Englands Boden zu schleudern; immer weiter hinter die feindliche Linie dehnten sie ihre Erkundungsfahrten aus; unausgesetzt schien ihre Kampflust im gefährlichsten Ringen mit feindlichen Fliegern zu wachsen, zumal seit ihnen im Fokkerapparat ein Kampfflugzeug von ganz besonderer Eigenart zur Verfügung gestellt werden konnte.

Es muß anerkannt werden, daß auch die Gegner dauernd und mit Erfolg an der Ausbildung ihres Flugzeugdienstes arbeiteten. Die englischen Wasserflugzeuge kamen dabei freilich ebensowenig voran, wie die Versuche, durch neuerbaute Luftschiffe mit unseren Zeppelinen und Schütte-Lanz' in Wetteifer zu treten. Zweimal in unserer Berichtszeit wagten die Briten Angriffe auf unsere heimatlichen Küsten: beide Male scheiterten sie kläglich. Zuerst, schon am 25. Dezember 1914, mit einem Vorstoß gegen Cuxhaven; noch gründlicher mit einem Versuch, am 25. März 1916, eine Luftschiffhalle in Schleswig angreifen zu wollen. Sie ließen bei dieser Gelegenheit, gestützt auf ein Geschwader von kleinen Kreuzern und Zerstörern, unsern Sylt nicht weniger als fünf Maschinen gleichzeitig von zwei Mutterschiffen aufsteigen. Ehe sich diese aber noch ihren Zielen nähern konnten, fielen sie unserem Abwehrdienst zum Opfer. Drei wurden herabgeschossen, die beiden andern konnten sich mit knapper Not auf ihr Geschwader retten, das zudem noch von unseren sofort aufgestiegenen Fliegern erfolgreich mit Bomben belegt wurde.

Erfolgreicher waren leider größere feindliche Flüge auf dem Lande. Meist in starken Geschwadern, seltener einzeln, Franzosen oder Engländer oder beide vereint, zogen sie ziemlich weit über unsere Stellungen fort, fast immer unter dem Schutz der Nacht, und bewarfen, man darf wohl sagen: mit Vorliebe, feindliche Städte und Dörfer. Wirklich bedeutsamen militärischen Schaden richteten sie fast nie an. Wohl aber töteten und verwundeten sie hier und dort Einwohner in Orten, die völlig außerhalb des Operationsgebietes lagen. So wurde Freiburg im Breisgau und später sogar Karlsruhe mehrfach von ihnen heimgesucht, wobei sie freilich fast immer starke Verluste durch unsere Abwehrgeschütze und durch unsere schnell zum Gegenangriff aufsteigenden Flieger erlitten.

Wenn es nicht allzu tragisch wäre, würde es fast komisch wirken: in englischen und französischen Blättern, auch in einzelnen im Dienst der Entente stehenden angeblich neutralen Blättern wiederholten sich immer wieder die gleichen Schmähungen über unser brutales, völkerrechtswidriges Verhalten, daß wir nämlich unbefestigte, unverteidigte Orte mit Bomben belegen ließen. Es war dies eine schnöde Unwahrheit, und an solche waren wir ja gewöhnt. Daß unser Heimatland aber von feindlichen Fliegern geschädigt wurde: ja, Bauer, das war ganz was anderes. Unwillkürlich drängt sich hierfür ein Vergleich auf. Dauernd beschossen die Franzosen mit weitreichenden Geschützen in einem im Laufe des Krieges wachsenden Umfang ihre eigenen Dörfer hinter unserer Front; außer unermeßlichem Schaden, den sie dem eigenen Volkswohlstand damit, meist ohne wirklich zwingende militärische Gründe zufügten, wurden Hunderte und aber Hunderte ihrer eigenen Landsleute, die auf der Scholle ausgeharrt hatten, getötet oder verletzt. Wenn wir aber eine Ortschaft hinter der französischen Front, weil wir dort militärische Anlagen oder Truppenansammlungen festgestellt hatten, beschossen, dann erhob sich sofort das übliche Wutgeheul über die deutsche Barbarei. Ja, Bauer, das war dann wieder ganz was anderes! —

Der Fliegerberuf, dem noch viel von der Romantik früherer Kriege anhaftete, übte auf unsere jungen Offiziere und ebenso auf Unteroffiziere und Mannschaften eine geradezu überwältigende Anziehungskraft aus. Der Zudrang zu den



Ausblick von einem Flugzeug auf ein Wolkenmeer. Phot. Emil Listenow

Kampfstaffeln war ungeheuer, die Gefahr, die jeder Flug brachte, trat völlig in den Hintergrund vor dem schier geheimnisvollen Ringen, die dem freien Flug, dem kühnen Ringen in der Luft innewohnte.

Und wie weit erstreckte sich das Kampfgebiet der Flieger: an der Ost- und an der Westfront stiegen sie auf, über die Balkangebirge, über Saloniki, über die Dardanellen und das Marmarameer; im Irak kämpften sie bis über die persischen Grenzen hinweg, in der Wüste östlich des Suezkanals und über Ägypten.

In zwei kurzen, prächtigen Beiträgen, die hier eingeschaltet seien, werden Bilder aus dem Fliegerleben geschildert. Einen ‚Erkundungsflug' gibt der erste Aufsatz, von Adolf-Viktor von Koerber, wieder:

Ein Erkundungsflug

Die ganze Nacht hatten des Feindes Geschütze gebrüllt. Vor allem aus der Südwestecke des mächtigen Frontbogens, wo sich der große Wald am Kanal breitet. Aus dieser Richtung schrien besonders schwere Batterien.

Die Fliegeroffiziere besprachen das am Kaffeetisch ihrer „Kasinohütte". Sie warteten auf den Abteilungsführer, der sich im Dunkeln mit der Taschenlampe den Weg zu seinem Stabszelt suchte. Dort kniete er im Stroh neben dem Fernsprechkasten, den der Telegraphist mit dem Generalkommando verbunden hatte. „Hier Abteilungsführer der Feldflieger-Abteilung . . . Bitte den Herrn Artilleriekommandeur . . ." — Nach Minuten sprach er weiter, und die Worte sprangen stoßweise hin und her durch den Draht. „Zu Befehl, Herr General . . . Ich verstehe . . . jawohl, die Batterien im ‚Großen Wald', am Bogen." Er ließ die Sprechmuschel ins Stroh fallen und ging ins Freie, gebückt, um ja nicht die Flächen des Flugzeugs, das breit ausgespannt das Zelt ausfüllte, anzustoßen.

Draußen schien der erste Dämmerschein auf die Wiese — den Flugplatz — nieder. Willkürlich zerrissene und zerhackte Wolkenfetzen wehten durch das Morgenlicht. Einmal zerrten sie sich zu langen Riesenfahnen, ähnlich den Heimats-

wimpeln der Schiffe, dann wieder ballten sie sich zu dichtem Knäuel, zu allerhand Riesenmännern und grotesken Figuren und tanzten vor dem roten Teppich des Ostens. — Der Abteilungsführer setzte sich zu den Herren an den Frühstückstisch. Die rauchschwangere warme Luft tat ihm wohl, denn der klitschende flandrische Nebel war ihm durch Rock und Lederweste in die Poren gekrochen. Da ist heißer schwarzer Kaffee im Felde ein ganz prächtiger Morgentrost. —

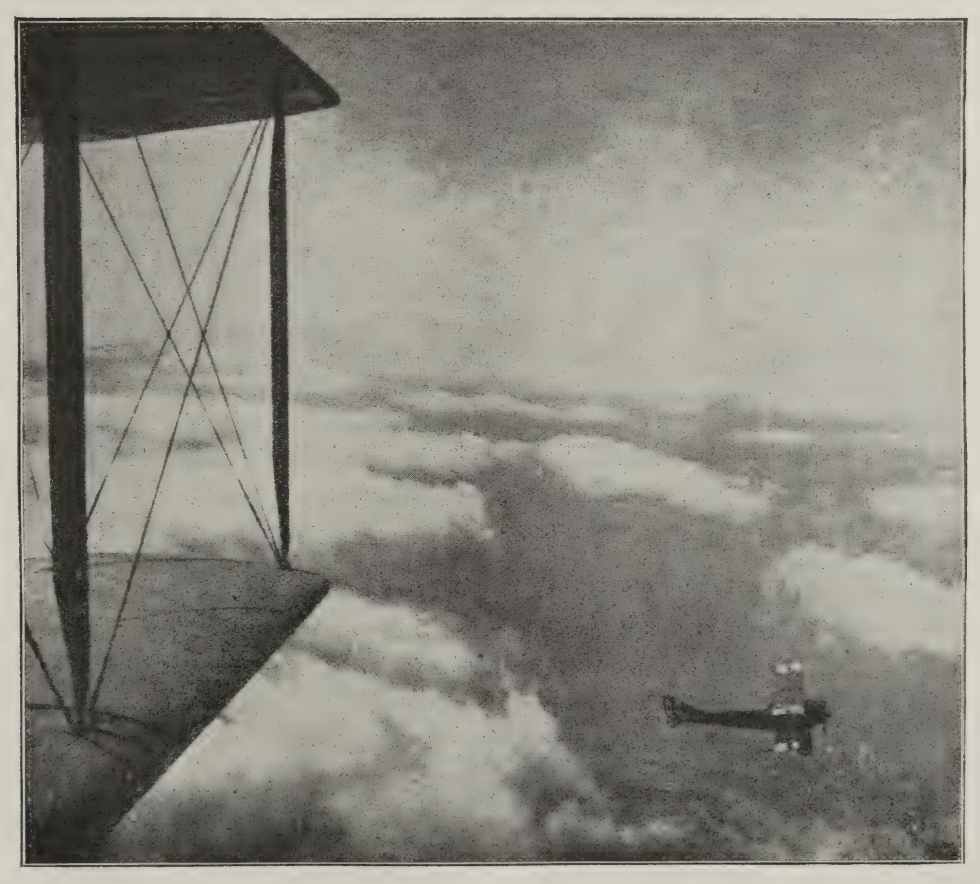
„Meine Herren, wir bekommen heute Flugwetter. Nach den vielen schlechten Tagen, an denen wir ja leider nicht fliegen konnten, erwartet das Generalkommando heute von uns eingehende Aufklärung über die Vorgänge vor unserem Frontabschnitt. Ich erbitte vier Flugzeuge. Für die Herren . . . bleibt der alte Auftrag. Für die andern beiden Herren tritt eine eingehende Artillerieaufklärung in unserer alten Wetterecke, dem ‚Großen Wald‘ im Frontbogen, zu den üblichen Aufgaben hinzu. Wie Sie heut nacht wohl gehört haben und auch jetzt noch hören" — alle lauschten einen Augenblick hinaus, als ein schwerer Kanonenschlag von der feindlichen Front her brüllte — „schießen die drüben erneut mit schwerstem Kaliber, vielleicht mit Schiffsgeschützen, die man eigentlich nur im Walde vermuten kann. Deren genaue Stellung muß erkundet werden. Sobald das Wetter aufklärt, bitte ich zu starten."

Als die Herren über die nasse Wiese wateten, die bei jedem Tritt suppte und in der es gärte und von tausendfachem Leben quoll, standen die Zelte schon weit zurückgeschlagen, und die Monteure schoben die Flugzeuge ins Licht. Tausend Handgriffe waren noch nötig. Dann kletterte ein Führer auf seinen Sitz. „Frei" — das Echo am Propeller antwortete: „Frei". Alle traten aus dem Bereich der großen hölzernen Luftschraube, die Zündung zauberte die erste Explosion, die zweite, dritte, die vierte . . . zuckzuckzuck . . . ratratratrat . . . die braunen Löffel schlugen wuchtige Kreise . . . rataratarataratarata . . . des Motors Wundertat war vollbracht. Er schmetterte sein metallisches Eisenlied. Der Führer gab mehr Gas. Stark schwoll das Tönen an, stärker und stärker, die Symphonie der Mechanik. Plötzlich, auf einen kurzen Handgriff am Gashebel, brach das Lied ab. Der Propeller schlug einigemal noch hin und her, wie ein Mensch, der mit den Achseln zuckt. Dann stand er senkrecht zum Erdboden. — Der Führer sprach mit seinem Beobachter, der schon fertig zum Flug gekleidet herantrat. In dem plumpen Lederrock, auf dem fette Ölfelder glänzten, und den breiten Hosen sah er aus wie ein Taucher. Um den Hals hatte er einen endlosen Kilometerschal gewunden, und den Kopf verdeckte der schwarze Sturzhelm, der die riesengroße Brille trug. An breiten Lederriemen hing von den Schultern herab eine Tasche mit Meldeblock und Buntstiften, der Kompaß und ein Holzbrett, um das die Karte lag. Der Offizier tastete vorsichtig nach den Steigbügeln, trat mit einem Fuß auf die Achse der Flügelfläche und dann über die Bordwandung auf seinen Sitz. Rechts und links donnerten die Motore der anderen Maschinen das Probelied vor dem Aufstieg. — Als die ersten Sonnenstrahlen das tauschwere Wiesengras aufrichteten, kam der Befehl vom Abteilungsführer: „Starten!" Mit eigner Kraft rollten die Flugzeuge über die Wiese, nur an den Enden der Flächen liefen Monteure mit, um das Gleichgewicht zu halten, wenn die kleinen fleißigen Räder des Fahrgestells auf dem unebenen Boden allzu sehr tanzten und sprangen.

Gegen den Wind starteten die Flugzeuge. Erst das Rattern des Motors, das Kommando des Führers „Los!“, dann ein Dahinjagen des entfesselten Vogels über die Wiese, ein sanftes „Abheben“ vom Wiesenboden und dann — das „Fliegen“ — der herrliche Flug!

Tief zurückgelehnt in seinen Ledersitz, genießt der Beobachter die ersten Minuten des Aufstiegs, während der Führer mit starken Muskeln das Steuer zieht. Der Motor hat die richtige Umdrehungszahl, und der Propeller saugt sich höher, immer höher, die schwere Last hinter sich nachziehend. Wie in einem Wettrennen fliegen unten die grauen Zelte, alle in einer Reihe, dahin. Hundert helle Flecke davor, die Gesichter der Leute, die nach oben schauen. Vorüber —

Westwärts winkt der Beobachter seinen Führer in den Kurs auf den Feind. Noch braucht er die Karte nicht, denn er kennt jede Chausseebiegung, jedes Dorf dieses Landstreifens, über dem er schon so manchen Flug tat. Er folgt seinem Partner, der wohl fünfhundert Meter vor ihm und schon ein wenig höher fliegt. Sonnenstrahlen baden das Flugzeug in schneeweißes Licht, daß es dahinfliegt, wie ein wilder Schwan. Plötzlich blitzt an ihm ein goldroter Streifen auf: der



In den Lüften. Aufnahme von Adolf-Victor von Koerber

Lauf des Maschinengewehrs. Die Waffe soll dem Aufklärungsflieger während der Erkundung die Feinde vom Leibe halten.

Die ‚Front' taucht unten auf aus dem geschoßzerpflügten Land. Granattrichter liegt neben Schrapnelleinschlag. Wie ein breiter Streußelkuchen sieht es aus. Von Nord nach Süd ziehen sich schmale schwarze Striche, die Schützengräben, von denen nach Ost und West in unübersehbarem Wirrnis die Deckungsgräben, die unterirdischen Anmarschwege, heranführen. Dort liegen die Feinde sich gegenüber, oft nur wenige Meter voneinander, seit vielen Monaten in unbeschreiblich hartem Erdkrieg. Die ‚Front' taucht hinter dem Flugzeug weg.

Um den Kameraden, der den Weg frei hält, liegt ein Dornenkranz metallisch zerspringender Feuerbälle. Sie blitzen feuerrot auf, dann ballen sie sich zu schneeweißen Watteperlen, endlich zerflattern sie in dem blauflutenden All. Ihnen entgegen braust der zweite Mercedes. Auch seine Straße säumen bald die Grüße der Abwehrkanonen des Feindes. Liegen sie zu eng beieinander und so nahe, daß ihr Knall des Motors Donnern überschreit, dann ändert der Führer für wenige Sekunden die Flugrichtung — und gleich schießt der Feind nach abseits ins ‚Blaue'. Sackt aber plötzlich einmal jäh die Maschine durch, fünf, sechs Meter nach unten, so wissen die beiden Offiziere, daß ein Schuß gut gesessen hat, wohl wenige Meter nur unter ihrem Vogel.

Jetzt beginnt des Beobachters Hauptarbeit. Der ‚Große Wald' zeichnet seine Konturen von weitem ab. Die düstere Fläche kommt schnell näher. Das ganze unabsehbare weite Land mit seinen rauchenden Trümmerstätten, mit den hier und dort aufflammenden Geschoßeinschlägen dreht sich ihm entgegen. Er vergleicht das Wegenetz unten mit dem der Karte. Die Batteriestellungen, auf die er früher nacheinander die deutsche Artillerie eingeschossen hatte, sind noch immer unbesetzt. Der Erfolg muß also gut gewesen sein. Wütendes Abwehrfeuer legt sich in breiten Wolken den Fliegern in die Sicht. Der andere am Steuer versteht: „Kurve". Sie sind über den ersten Bäumen. Ein Schrapnell platzt über dem andern. Eine ganze Schicht der Feuerbälle tanzt auf der Straße des Flugzeuges. ‚Hier ist also etwas ganz Besonderes los,' sagt sich der eifrig Spähende und bedeutet: „Tiefer!" Ein Druck auf den Gashebel, des Motors Ton zerreißt jäh, die Maschine legt sich vornüber in den Gleitflug. Unten bricht die Hölle los. Wo der Mercedes verstummte, schreit ein Heer wütender Stimmen empor: Abwehrgeschütze, Maschinengewehre, Schützen — eine Symphonie des Hasses. Und wie der Wind beim Gleitflug schneidend durch des Flugzeugs Drähte singt, mischt sich plötzlich ein neuer Motorklang in das Konzert — — — und dann wieder einer. Der Beobachter setzt das Glas ab und blickt in die Richtung des Schalls. Ein feindlicher Eindecker, der wohl beim Nahen der Deutschen auf irgendeiner Waldwiese gestartet ist, windet sich steil hoch. Doch auf ihn nieder stößt ein deutscher Kampfflieger. Gleich wird er sein Maschinengewehr sprechen lassen. Sekunden sind vergangen. Der Beobachter setzt wieder sein Glas vor die Augen und sucht die schweren Batterien. Nichts! Baum steht an Baum, eine Armee dunkler Schatten. Der Motor springt wieder an, da weiteres Tiefergehen unmöglich ist. „Kurve" und noch einmal „Kurve". — Am Rande einer Waldblöße liegt es wie dunkle Ballen, doch ist keinerlei Bewegung zu beobachten. Und dennoch . . . „Sollten die Geschütze hier stehen, so halten sich die Leute entweder unter den nächsten Bäumen versteckt, oder in



Der „Adler von Lille"
Steindruck von Oskar Graf

Unterständen. Sie würden sich aber auf der Wiese deutlicher abzeichnen, als diese wenigen Schatten. Also wird das Erstere der Fall sein.“ Das mußte erkundet werden. Da gab es ein Mittel! Das Flugzeug kreiste über dem Rand der Blöße. Der Beobachter zielte scharf: Rach . . . rach . . . rach . . . drei Bomben fielen zwischen die ersten Bäume. Was war nun? Schnelle dunkle Punkte, Ameisen gleichend, hasteten hinaus auf die Wiese, in wilder Flucht, sinnlos und alles verratend: die Batteriemannschaften! Die langen Striche waren also keine Unterstände, sondern — die gesuchten schweren Kanonen. Die Verwirrung unten dauerte nur Sekunden, dann mochte ein Offizier die Leute wieder zur Besinnung gebracht haben, die Stellung aber hatten sie dennoch gezeigt. — Der ‚Albatros‘ wandte sich zum Rückflug. In der Waldzeichnung der Karte des Beobachters zeigten Pfeile in rotem Buntstift die Stellung der soeben erkannten Batterie. Der Führer stieß ihn von hinten gegen die Schulter. Er wandte den Kopf von der Zeichnung. Hoch über ihnen, halblinks, kreiste der deutsche Kampfflieger. Der kleine feindliche Eindecker aber ging in steilsten Spiralen, fast sich überschlagend, auf den Wald nieder. Das Auge konnte ihm nicht folgen. Es würde eine harte Landung werden. Auf den Bäumen — — jenseits des Waldes auf geschoßzerpflügtem Ackerboden? . . . Vielleicht keines von beiden, wenn der scheinbar getroffene Pilot das Steuer nicht bis zur Landung halten konnte. Fliegerlos!

Der deutsche Kampfflieger deckte der Kameraden Rückflug, deren Meldung eine halbe Stunde später durch den Draht zum Artilleriekommandanten sprang. Abends schweigen die schweren Geschütze des Feindes im „Großen Wald“ — — —



Scheinwerfer in Tätigkeit. Links der beobachtende Offizier, daneben der Telegraphist zur Weitergabe der Meldung. Phot. A. Grohs



Ein deutscher Doppeldecker, von einem anderen Flugzeug aus photographiert

Ein Fliegerkampf

Das zweite Bild, von Hans von Goercke stammend, behandelt einen ‚Fliegerkampf‘:

. . . Zwölf bis fünfzehn Kilometer hinter unserer Front. In zweitausend Meter Höhe schwebt ein deutscher Doppeldecker in der Luft. Er scheint fast still zu stehen, so langsam zieht er seine Kreise. Im hellen Sonnenschein leuchtet er weiß. Er ist auf Wacht.

Es ist prächtiges Fliegerwetter. Fast windstill und fast wolkenlos. Heute wird der Feind in den Lüften sicher kommen. Auf dem Flugplatz ist alles bereit. Die Kampfflugzeuge stehen draußen. Sie brauchen nur angeworfen zu werden; Flugzeugführer und Beobachter sind zur Stelle und erwarten die Weisung des Abteilungsführers zum Aufstieg.

Auch bei den Ballonabwehrkanonen ist man gerüstet. Die Offiziere suchen mit den Gläsern den Himmel ab. Einer hat ständig unser Wachtflugzeug im Auge. Von ihm wird das erste Signal kommen, der Beobachter dort oben hat die weiteste Fernsicht.

Da fällt eine Sternrakete. Gleichzeitig beginnt der Wachtflieger sich höher zu schrauben. Kreis zieht er um Kreis, kleiner und kleiner wird er. Etwas westwärts ist sein Kurs dabei gerichtet. Auf dem Flugplatz wird es lebhaft, Führer und Beobachter laufen zu den Maschinen und klimmen in die Gondeln. Die Motoren beginnen zu rauschen. Hände werden gehoben. „Los!“ Das erste Flugzeug zieht an. Dreißig bis vierzig Meter gleitet es noch über den Boden, dann schwebt es,

steigt. Höhe gewinnen, das ist jetzt das Wichtigste. Drei, vier Flugzeuge folgen dem ersten. Empor — empor!

Vom Westen kommt der Feind. Dunkle Punkte sind es zuerst am Horizont. Noch haben wir sie nicht fest im Auge. Sie entschwinden uns wieder. Mit dem Glase versuchen wir sie festzuhalten, aber sie entgleiten unserm Gesichtsfeld. Manchmal blinkt einer oder der andere in der Sonne auf, blitzt und leuchtet. Die Punkte wachsen. Jetzt können wir sie zählen: sechs, sieben, acht. Acht feindliche Flugzeuge. Das Herz beginnt zu schlagen. Vor unsern Augen soll sich der Kampf abspielen.

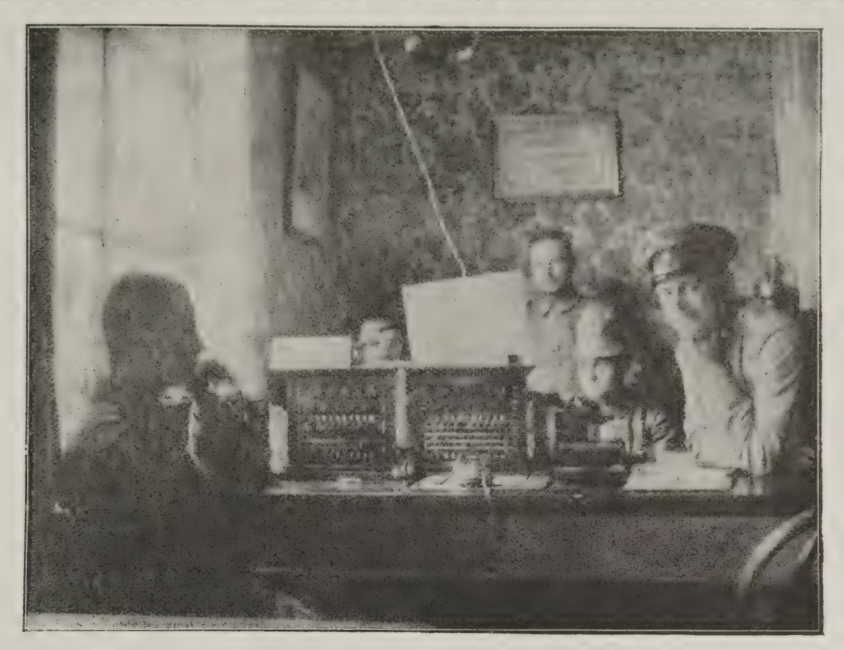


Deutscher Flieger von einem französischen Doppeldecker verfolgt

Die Bewohner des belgischen Städtchens treten vor die Türen. Auch sie erwarten das Schauspiel, aber mit anderen Wünschen und Gefühlen wie wir. In ihren Zügen liegt etwas wie Angst — wir sind voll Zuversicht.

Jetzt können wir durch das Glas schon unterscheiden. Doppeldecker sind es, ziemlich groß, wohl ein Kampfgeschwader. Sie steuern näher und näher auf uns zu. Wir wissen, sie tragen Bomben mit sich. Wenn sie uns genau zu Häupten schweben, suchen wir besser das Weite oder begeben uns in den ‚Heldenkeller'. Auch die Einwohner verfolgen die Flugrichtung unserer Feinde. Er nimmt ja keine Rücksicht auf sie; sie fürchten für ihre Fensterscheiben und für ihr Leben, aber sie kennen auch schon die Vorzüge der Keller und finden den Weg zu ihnen. Schnell sind die Straßen leer, wenn die französischen oder englischen Flieger über ihnen kreuzen.

Vorläufig ist aber nichts zu fürchten. Das Geschwader hält sich mehr nordwärts. Über uns beginnt es zu brummen und zu ‚buttern'. Unsere Flugzeuge nehmen den Weg über unsere Köpfe. Wir blicken zu ihnen empor. Sicher und ruhig gewinnen sie in Schraubkurven die Höhe. Der Feind ist näher gekommen. Unsere Abwehrkanonen sind feuerbereit, der Entfernungsmesser arbeitet. Jetzt ist es Zeit. „Erstes — Feuer". Einige Sekunden vergehen, dann stehen plötzlich im Blau des Himmels die kleinen weißen Wölkchen, noch weit vor und hoch über dem vordersten Feind.



Fernsprecher einer Fliegerstation. Am Klappenschrank sitzen die Telegraphisten und geben die Meldungen der Flieger und Kommandobehörden untereinander weiter.
Aufnahme von Adolf-Victor von Koerber

Das gegnerische Geschwader hat sich auseinander gezogen. Es kennt die gefährliche Zone schon. Fünfhundert Meter Abstand nach der Tiefe und ebensoviel Zwischenraum nach der Breite schätzen wir etwa von Flieger zu Flieger. Der vorderste bleibt das Ziel unserer Batterie. Dichter legen sich die Sprengwolken um den Apparat. So dicht, daß man glaubt, er müsse stürzen. Aber er gleitet ruhig weiter, gleitet aus dem Wölkchenkreise heraus, steht plötzlich wieder leuchtend und glitzernd im Blau.

Auch die andern Flieger sind im Feuer. Die Nachbarbatterien sind an der Arbeit. Ganze Straßen von weißen Wölkchen ziehen sich am Himmel entlang, begleiten die Reise der Feinde. Das Geräusch, der Knall der platzenden Schrapnells dringt nur gedämpft zu uns. Hundert Schuß sind wohl schon abgegeben — noch schwankt und wankt keiner der Doppeldecker. Hier und da mag ein Sprengstück eine Tragfläche durchschlagen haben. Aber das verletzt die Maschine noch nicht so stark, daß sie zu Fall kommt. Es ist ein unendlich schweres Schießen nach diesen kleinen, flinken Zielen. Die Lage der Sprengwolken ist mit ihnen schwer in Einklang zu bringen. Das Auge täuscht sich da leicht. Ein Schuß, der dicht über dem Flugzeug zu liegen scheint, ist oft seitlich weit von ihm entfernt. Übung macht auch hier den Meister in der Beobachtung, und die richtige Beobachtung gibt den Ausschlag.

Plötzlich bricht das Feuer ab. Der Feind ist in Reichweite unserer Kampfflugzeuge. Eines schießt von oben in schnellem Gleitflug auf den vordersten Doppeldecker zu. Deutlich hören wir das Tacken des Maschinengewehrs. Der Gegner erkennt die Gefahr, er wendet scharf, beginnt im gleichen Augenblick zu steigen. Er kreist aufwärts. Der Angreifer ist an ihm vorüber geglitten, steht

jetzt tiefer als er. Deshalb wendet nun auch er aus. Er ist im Augenblick der Schwächere. Ein anderer feindlicher Flieger, der rückwärts vom ersten flog, nutzt die Lage aus. Schon ist er über ihm, schon tackt sein Maschinengewehr. Da macht unser Flieger einen kühnen, kurzen Sturzflug und entzieht sich ihm. Schnell gewinnt er wieder die Horizontale und strebt ostwärts, nun wieder steigend.

Wir verfolgen klopfenden Herzens dieses aufregende Spiel in den Lüften, diesen Kampf um Leben und Tod. Sie gleiten übereinander, laufen aneinander vorbei, suchen sich gegenseitig die Höhe abzugewinnen in stetem Wechsel. Wir wissen schon, jetzt muß das Tack-Tack-Tack einsetzen. Oft verwischt sich in der Geschwindigkeit, mit der die zwölf Flugzeuge durcheinander kreuzen, die Gewißheit: ist es Freund oder Feind. Ängstlich sucht man mit dem Glase die Zeichen an den Tragflächen zu erkennen und atmet auf, wenn man die Eisernen Kreuze bei dem Oberen gewahrt.

Da haben sich wieder zwei. Unserer ist oben . . . Tack — Tack — Tack. Fällt der Feind? Nein! Wieder gleitet unser Eindecker tiefer vorbei und weicht aus. Der Feind steht einen Augenblick allein, keines unserer Flugzeuge ist in der Nähe. Da sind auch schon die gefährlichen weißen Wölkchen wieder um ihn herum. Dicht umgeben sie ihn, und in großer Zahl. Zwei Abwehrbatterien haben ihn unter Kreuzfeuer. Er versucht zu fliehen. Die Wölkchen bleiben bei ihm. Die Geschütze haben die richtige Lage gefaßt. Schon hoffen wir. Da — da! Er stürzt! Fast senkrecht geht er hinab — aber sein Gleiten ist stetig: Sturzflug. Wir kennen es. Er geht vierhundert bis fünfhundert Meter tiefer, damit er aus der Feuerlage herauskommt. Aber er hat nicht mit dem Kampfflieger gerechnet. Der hat jetzt wieder die Oberhand. Von oben stößt er auf ihn zu, wie ein Adler auf eine Taube. Es scheint, als ob er den Feind rammen wollte. Wieder hören wir das Tacken des Maschinengewehrs. Lang ist diesmal die Reihe der Schüsse. Der Gegner wendet, aber unser Eindecker folgt der Wendung — immer noch über ihm, immer noch mit feuerndem Maschinengewehr. Das ist sein Tod. Jetzt scheinen die Maschinen ganz dicht beieinander zu stehen. Plötzlich gleitet der Feind abwärts. Es kann wieder ein Sturzflug sein. Aber nein: wir sehen, wie die Maschine sich auf einen Flügel legt, seitwärts ein Stück abgleitet, dann auf den anderen Flügel fällt. Sie pendelt — sie stürzt wirklich. Erst langsam, dann schneller, schließlich mit der Haube zu unterst in rasender Eile. Wir sind die Sieger.

Oben wirbeln die anderen Maschinen noch umeinander. Unentschieden schwanken die Fliegerkämpfe. Unsere Luftkämpfer arbeiten mit den Batterien Hand in Hand. Das Tacken und die Sprengwölkchen lösen sich ab. Die feindliche Geschwaderreihe ist gesprengt. Sie kommt nicht durch unsere Abwehrstelle. Erst eines, dann das zweite Flugzeug kehrt um, westwärts — die andern folgen. Und mit ihnen wandern die weißen Schrapnellwölkchen, ferner klingt noch einmal das Tacken der Maschinengewehre der Verfolger auf. Sie treiben den Feind über die Linien zurück.

Dann kehren sie heim. In ruhigem, vornehmem Gleitfluge senken sie sich zum Flugplatz nieder. Sicher und siegesgewiß. Nur ein Doppeldecker steht blinkend im Blau des Himmels auf Wacht. Die oberste Heeresleitung aber meldet: „Ein englischer Kampfdoppeldecker wurde von einem deutschen Flugzeug aus einem feindlichen Geschwader heruntergeholt." — — —



Fliegerhauptmann Oswald Boelcke

Zeichnung von Prof. Arnold Busch

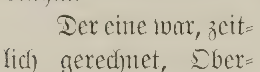
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Immelmann und Boelcke



Leutnant Wintgens †. Phot. W. Sanke

Aus der großen Zahl unserer hervorragenden Flieger, die sich sehr bald das Kreuz I. Klasse, zum Teil auch den schönen altpreußischen Pour le mérite erwarben, ragten insbesondere zwei weit heraus und erwarben sich — bei Freund und Feind — höchsten Ruhm.



Der eine war, zeitlich gerechnet, Oberleutnant M. Immelmann, von den Engländern der „Adler von Lille“ und auch der „Überhabicht“ genannt, weil seine kühnsten Flüge vielfach in die Umgebung jener Stadt fielen; der andere Oswald Boelcke — beide jung, wagemutig und zugleich voll kühler Überlegung bei ihren Kampfunternehmungen, ritterlich und bescheiden, verehrt, bewundert, geliebt von Vorgesetzten, Kameraden, Untergebenen.

Immelmann, in Dresden 1890 geboren, wurde am 11. Oktober 1915 zuerst im Heeresbericht genannt, als er sein viertes Flugzeug abgeschossen hatte. Nach dem achten Erfolg erhielt er den Pour le mérite — eine lange Reihe anderer Orden bedeckte neben den Eisernen Kreuzen seine Brust. Im ganzen fällte er 15 Engländer, davon 14 über der feindlichen Linie.

Boelcke, der Fliegerhauptmann, Schüler Immelmanns, in Ziebigk bei Dessau geboren, brachte es noch zu höheren Erfolgen: 40 Flugzeuge, Engländer und Franzosen, holte er aus den Lüften. Am 20. März 1916 richtete der Kaiser ein schönes Handschreiben an den Tapferen:

„Wie Mir gemeldet wird, sind Sie wiederum aus dem Kampf gegen feindliche Flugzeuge mit einem vollen Erfolge zurückgekehrt. Ich habe Ihnen bereits unlängst durch Verleihung Meines höchsten Kriegsordens, des Ordens Pour le mérite, gezeigt, welche Bedeutung Ich den Ergebnissen Ihres Wagemutes beimesse. Den jetzigen Zeitpunkt aber, in dem Sie mit dem 12. Flugzeug nunmehr insgesamt zwei feindliche Fliegerabteilungen außer Gefecht gesetzt haben, will Ich nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen aufs neue Meine vollste Anerkennung für Ihre vortrefflichen Leistungen im Luftkampfe auszusprechen.“



Oberleutnant Frhr. von Althaus
Phot. R. Dührkoop

Beiden Helden war ein früher, allzufrüher Tod beschieden. Am 18. Juni 1916 fiel Immelmann im Luftkampf, am 28. Oktober 1916 wurde Boelcke — nie-



Leutnant Parschau †. Phot. W. Sanke

mals besiegt — während der Sommekämpfe das Opfer eines unglücklichen Unfalls hoch in den Lüften, nachdem er wenige Tage vorher das 40. Flugzeug abgeschossen hatte; am 31. richtete ihm die Sommearmee in der ehrwürdigen Kathedrale von Cambrai eine schier fürstliche Totenfeier. Tiefe Trauer erfüllte uns: wir empfanden den Tod der beiden unvergleichlichen Kämpfer als herbes Unglück für das Heer, für das Vaterland, das ihrer nicht vergessen wird.



Leutnant Höhndorf. Phot. W. Sanke

Erfolgreichste Kampfflieger bis 1. Oktober 1916

Zeitlich weit vorgreifend, sei hier eine amtliche Liste der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger eingeschaltet, die die Siege der Einzelnen bis 1. Oktober 1916 aufzählt. Es schossen bis dahin ab: Hauptmann Boelcke 28; Oberleutnant Immelmann 15; Leutnant Wintgens 18; Leutnant Hoehndorf 12; Leutnant Frankl 11; Leutnant Mulzer 10; Oberleutnant Buddekke 10; Leutnant Parschau 8; Oberleutnant Freiherr von Althaus 8; Oberleutnant Berthold 8; Leutnant Leffers 7; Leutnant Dossenbach 7; Oberleutnant Welz 6; Oberleutnant Schilling 6; Leutnant Fehlbusch 5; Leutnant Rosencrantz 5; Leutnant Baldamus 5; Oberleutnant Gerlich 4; Offizierstellvertreter Müller 4; Hauptmann Zander 4; Leutnant Haber 4; Vizefeldwebel Pfeiffer 4. Über den unvergleichlichen Rittmeister von Richthofen und andere Flugmeister wird später zu berichten sein.

Fesselballons

Nicht minder gute Arbeit als unsere Flugzeuge taten unsere Fesselballons. Sie, Führer und Mannschaft, umwebt nicht der Schleier der Romantik, wie die Flieger. Ihre Tätigkeit läßt sich nicht in so leuchtenden Farben malen, wie die der kühnen Jäger auf dem beschwingten Fokker. So treten auch ihre Lei-



Leutnant Dossenbach. Phot. W. Sanke



Leutnant Mulzer †. Phot. W. Sanke

stungen weniger in der Öffentlichkeit hervor. Vielleicht darf man es aussprechen: wir sind ein wenig undankbar gegen die Feldluftschiffer = Abteilungen. Gerade deshalb sei ihrer hier, in diesem Zusammenhange gedacht. Tage und Wochen hängen ihre Ballons in der Luft, im ersten Frühlicht aufsteigend, in später Abenddämmerung ihre Drahtkabel niederziehend; der Beobachter hoch oben in steter Spannung, die meist, fast immer der feindlichen Artillerie gilt und der Wirkung der eigenen. Stundenlang sitzt er im Korbe, die Hörmuschel der nach unten führenden Fernsprechleitung am Ohr, das Fernglas am Auge. Harte Arbeit — harte Arbeit! Dabei vielfach selbst Ziel der Artillerie und oft genug der Flieger. So manches Heldentum hat auch in den Feldluftschiffer-Abteilungen ein vorzeitiges Ende gefunden, ohne daß viel Wesens davon gemacht wurde. Grad, daß die feindlichen Berichte etwa meldeten: Nördlich Reims vernichteten unsere Batterien einen feindlichen Fesselballon. — — —



Leutnant Frankl †. Phot. W. Sanke

Die türkischen Armeen in Asien

Eine kurze Übersicht wenigstens müssen wir den schweren Kämpfen unserer treuen Bundesgenossen, der Türken, auf asiatischem Boden widmen. Liegen ihre dortigen Kriegsschauplätze auch weitab von unseren Hauptfronten, traten sie hinter das große Ringen um die Dardanellen weit zurück, so weit, daß man in Hinblick auf die Entscheidung des Weltbrandes wohl von Neben-Kriegsschauplätzen sprechen muß: unwichtig sind jene Kämpfe doch nicht gewesen.

Wir hatten im 11. Abschnitt des ersten Bandes von dem Eintritt der Türkei in den Krieg, im 19. Abschnitt von den ersten großen Dardanellen-Kämpfen geschrieben, im 12. Abschnitt dieses Bandes das Scheitern der ganzen



Oberleutnant Berthold. Phot. W. Sanke



Leutnant Leffers †. Phot. W. Sanke

Unternehmung behandelt. Inzwischen hatten die Türken aber auch an der kaukasischen Front ein äußerst wechselvolles blutiges Ringen erlebt. Eine groß angelegte Offensive, die sie im Dezember 1914 auf russisches Gebiet trugen, gelangte bis Ardakan und, im Januar, unter Enver Paschas persönlicher Führung, bis Olty. Es blieben aber Rückschläge nicht aus, für welche die klimatischen und die Wegeverhältnisse, dann jedoch auch verräterische Umtriebe der armenischen Bevölkerung bedingend waren; der Nachschub erwies sich als ungeheuer schwierig, Bahnverbindungen fehlten in dem gebirgigen Lande, denn der Bau der von der Türkei angestrebten armenischen Linien war hauptsächlich durch die Tätigkeit der russischen Diplomatie in Konstantinopel stets vereitelt worden, während umgekehrt die Russen über die höchst wertvolle strategische Bahn Tiflis—Kars—Sarykamisch verfügten. Es kam zu einer Art von Stellungskrieg mit Kämpfen mehr örtlicher Art, bis dann die Türken sich in der ungefähren Linie vom Unterlauf des Tschoruk, an der oberen Kura bis nach Köprykoi am Aras und in der Dreiländerecke, zwischen Rußland, Persien und eigenem Gebiet, und am Wansee behaupteten.

Erst als der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch seines Amtes als Generalissimus an der zerborstenen Europafront enthoben und vom Zaren als Vizekönig nach dem Kaukasus geschickt worden war, setzte eine neue starke russische Offensive ein. Der Großfürst entwickelte auch auf dem Kaukasus seine außerordentliche Willenskraft und seine unzweifelhafte militärische Tüchtigkeit. Er erlangte von der obersten Heeresleitung wesentliche Verstärkungen, zog alle vorher etwas verzettelten Kräfte in den Kaukasusländern zusammen und holte im Dezember 1915 zu einem wuchtigen Schlage aus. In mehreren Kolonnen drang die neugebildete Armee in der allgemeinen Richtung auf Erserum vor, den wichtigsten, aber nicht neuzeitlich ausgebauten befestigten türkischen Stützpunkt, drängte die Türken, trotz aller Schwierigkeiten des Winterfeldzuges, zurück und nahm am 16. Februar 1916 die Stadt; freilich erst, nachdem es dem Verteidiger gelungen war, den größten Teil des hier aufgehäuften Kriegsmaterials in Sicherheit zu bringen. Es war ein herber Verlust, der noch vergrößert wurde dadurch, daß die Russen am 3. März Bitlis erreichten, am 21. April Trapezunt besetzten.

16. Februar 1916. Fall von Erserum

21. April 1916. Fall von Trapezunt

Es waren das unleugbare, in die Augen fallende Erfolge, die denn auch von der Entente kräftiglichst ausgenutzt, mit Posaunenstößen der Welt verkündet wurden: die Widerstandskraft der Türkei sollte völlig gebrochen sein, der Weg auf Konstantinopel den Russen offen stehen! Nur schade, daß dieser Weg etwas weit war, daß die wackere türkische Heeresleitung keineswegs Mut und Zuversicht verlor, vielmehr den Widerstand in neuen Stellungen auf der ganzen, weitausgedehnten Front sofort wieder aufnahm — und, dank der Zähigkeit ihrer Truppen, tatkräftig und erfolgreich durchführte. Im wesentlichen brach sich bald die große russische Offensive, lief sich in dem abschnittsreichen Gebirgsgelände tot.

Inzwischen aber waren auf einem anderen Teil des asiatischen Kriegsschauplatzes Ereignisse eingetreten, die das Gesamtbild der Lage stark, ja entscheidend beeinflußten.

Die Engländer hatten einen weitausgreifenden Plan gefaßt, der die türkische Stellung in Asien, zumal die politische, ins Herz treffen sollte. Im Januar 1915 landete ein ziemlich starkes Expeditionskorps, aus englischen und englisch-indischen



Türkische Truppen ziehen durch den Hohen Taurus. Phot. Ed. Frankl

Truppen gemischt, im Mündungsraum des Schatt-el-Arab am Persischen Golf. Es sollte möglichst schnell auf Bagdad vordringen — und man scheint nach der flüchtigen Ausrüstung der Verbände, die später in England selbst die heftigsten Angriffe wachrief — angenommen zu haben, daß dies ohne wesentliche Schwierigkeiten geschehen könnte. Die Widerstandskraft der Türkei wurde wieder einmal vom britischen Hochmut völlig unterschätzt. Auch hatte man sich anscheinend gar nicht klar gemacht, was ein Vormarsch von über sechshundert Kilometern im ziemlich wegelosen Lande und unter schwierigen klimatischen Verhältnissen bedeutete.

In der Tat wäre freilich die Eroberung von Bagdad ein harter Schlag für die bedrängte Türkei gewesen, hätte zumal ihr Ansehen bei den nicht gerade botmäßigen, mindestens nicht immer zuverlässigen Stämmen der Bevölkerung untergraben und konnte, wenn ein Zusammenwirken mit gleichzeitigen russischen Vorstößen über den Kaukasus und in Persien ermöglicht wurde, wie geplant war, wichtige Lebensadern des Kalifenreichs treffen. Es war ja außerdem unzweifelhaft, daß die englische Politik mit dieser Expedition die Endpunkte der Bagdadbahn fest in die Hand bekommen wollte; wobei ihr sicher die Hoffnung vorschwebte, aus Mesopotamien ein zweites, reiches, ausbeutungsfähiges Indien sich zu schaffen.

Nun ging aber der Vormarsch der britischen Kolonnen, wesentlich längs des Tigris, so mühselig und langsam vor sich, daß die Türkei reichlich Zeit zu tatkräftigen Gegenmaßregeln fand. Es gelang ihr, rechtzeitig ein stattliches, gut ausgerüstetes Heer zum Schutz von Bagdad zu sammeln, zum Teil unter Ausnützung der soeben schon erwähnten, freilich noch nicht vollendeten, mit deutschem Kapital und von deutschen Ingenieuren erbauten Bagdadbahn, die den Engländern von jeher ein Dorn im Auge gewesen war. So zogen sich zunächst die schwachen örtlichen Truppen auf den Tigrisufern zurück, während sich das englische Korps unter General Townshend im Laufe des Frühjahrs, Sommers und Herbstes allmählich über Basra—Korna—Kut el Amara bis in den Raum von Bagdad vorarbeitete. Hier war man inzwischen zur tatkräftigen Gegenwehr gerüstet. Es kam in den Tagen vom 22. bis 24. November 1915 zu anfangs wechselvollen heftigen Kämpfen, die am 24. mit einer scharfen, höchst empfindlichen Niederlage des durch mehrere Kanonenboote unterstützten Feindes endeten. Die Schlacht bei Ktesiphon, oder wie die Türken sie nennen, von Selman Pak, führte zu einem äußerst beschleunigten Rückzug des Generals Townshend, der erst — nach rund zweihundert Kilometern — bei Kut el Amara wieder Halt machte und sich befestigte. Die Türken, denen eine Anzahl Kanonenboote willkommene Beute wurde, blieben nicht müßig; sie verfolgten höchst wacker, und bald fand sich General Townshend in Kut el Amara fest eingeschlossen.

22.—24. Nov. 1915 Schlacht bei Ktesiphon

Auf beiden Seiten suchte man eilends Verstärkungen heranzuziehen. In Konstantinopel sah man die Sachlage trotz der bisherigen Erfolge als so ernst an, daß außer anderen starken Verbänden sogar eine deutsche Marine-Abteilung an den Tigris geschickt wurde, die sich — neben deutschen Fliegern — vielfach auszeichnete, unter anderem auch den Euphratstrom für den sehr schwierigen türkischen Etappendienst verfügbar machte, und sich schließlich zu einem „Irak-Detachement" auswuchs. Vor allem aber wurde im Herbst 1915 eiligst der vielbewährte treue Ratgeber des

Das deutsche Irak-Detachement



Karte zu den Kämpfen im Kaukasus und im Irak.

türkischen Heeres, unser Feldmarschall von der Goltz, nach Bagdad entsendet. Er war es, der zunächst, von anderen deutschen Offizieren unterstützt, den schwierigen Nachschub organisierte; der dann als Führer der Irak-Armee zu seinem alten Ruhm neue frische Lorbeerreiser errang — für sich und für die ihm unterstellten, mit unbedingtem prachtvollen Vertrauen an ihm hängenden türkischen Truppen.

Feldmarschall v. d. Goltz in Bagdad

Immer aufs neue suchten die Engländer den General Townshend zu entsetzen; immer neue Expeditionen stießen zu diesem Zweck längs des Tigris vor — alle wurden zurückgeschlagen: bei Scheich Saad, bei Badi, bei Felahië, wo sich General Aylmer im März eine besonders schwere, blutige Schlappe holte, bei

den Simsorhöhen auf dem rechten Tigrisufer. Der Einschließungskreis um Kut el Amara blieb ungebrochen.

Russische Vorstöße gegen Mesopotamien

Aber nicht nur das: Feldmarschall von der Goltz hatte bald nicht nur die eine Front nach dem Süden zu verteidigen, sondern auch noch eine zweite gen Osten. Starke russische Kräfte waren, unter völliger Mißachtung der schwachen, schwankenden Regierung, in Persien eingedrungen und suchten, als die Lage der Engländer am Tigris gefahrdrohend wurde, in mehreren Kolonnen, hauptsächlich aber über Hamadan und Kermanschah entlastend nach Westen vorzudrücken. Da warf sich der jugendfrische Greis, der Generalfeldmarschall, in das Auto, eilte an die persische Grenze und über sie hinaus, hunderte von Kilometern weit, rüstete mit schnellem Überblick den Widerstand. Die Russen wurden verlustreich zurückgeworfen.

19. April 1916. Tod des Generalfeldmarschalls v. d. Goltz



General Townshend

Inzwischen nahte die Entscheidung bei Kut el Amara. Aber von der Goltz sollte den Fall des allmählich von den Engländern zur kleinen Festung ausgebauten Ortes, die Krönung seines Feldzuges, nicht erleben. Das Schicksal wollte es anders. Er, der keine Gefahr scheute, der sie suchte, der immer in vorderster Linie war, fiel am 19. April 1916 einer tückischen Seuche zum Opfer. Mit fürstlichen Ehren haben seine dankbaren Freunde, die Türken, seine irdischen Reste später am Goldenen Horn zur ewigen Ruhe bestattet.

Noch von seinem letzten Krankenlager aus, als der Todesengel schon über dem tapferen Mann schwebte, soll der Generalfeldmarschall zweier Kaiserreiche, der erste deutsche Generalgouverneur im eroberten Belgien, den Befehl zu einem Sturmangriff auf Kut el Amara gegeben haben.

8. Mai 1916 General Townshend übergibt Kut el Amara den Türken

Am 8. Mai ergab sich General Townshend, zuletzt hauptsächlich durch Verpflegungsschwierigkeiten bezwungen. Über die gewaltige Beute berichtete der türkische Heeresbericht: Die Namen der höheren Kommandeure, die bei Kut el Amara gefangen genommen wurden, sind folgende: außer dem General Townshend der Kommandant der 6. Infanteriedivision Powna und der Divisionär Matios, die Kommandeure der 16., 17. und 18. Brigade, nämlich die Generale Dalmack und Hamilton sowie Oberst Evens, ferner der Kommandeur der Artillerie Smith, sodann 551 sonstige Offiziere niederen Grades, darunter die Hälfte Europäer, der Rest Inder. Von den gefangenen Soldaten sind 25 Prozent Engländer, die übrigen Inder. Obwohl der Feind vor der Kapitulation einen Teil der Geschütze, Gewehre und Kriegsmaterial zerstörte und das übrige in den Tigris warf, verblieb noch eine Beute, die jetzt noch gezählt wird und mit leichten Aus-



Frhr. v. der Goltz
Generalfeldmarschall

Aufnahme von Sébah & Joaillier, Konstantinopel

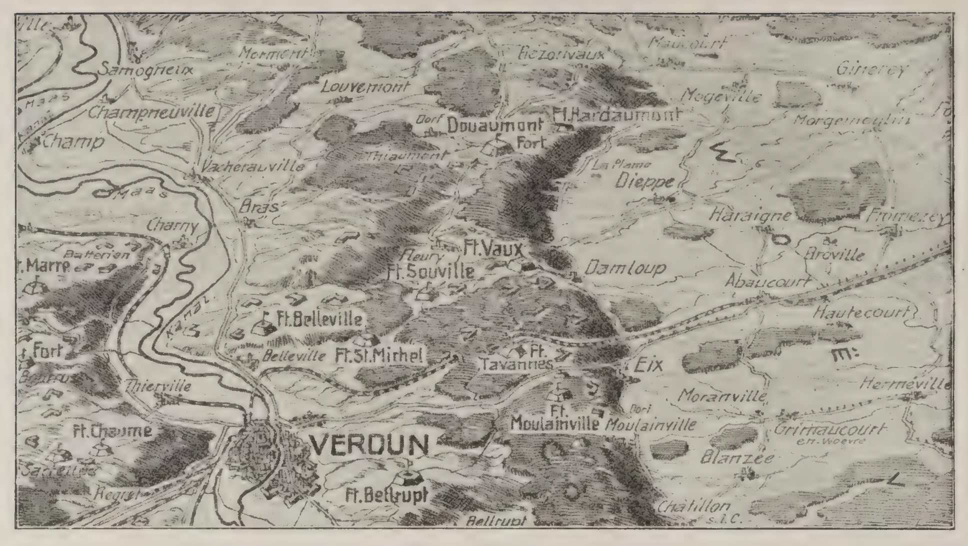
besserungen verwendbar ist, nämlich 40 Kanonen verschiedenen Kalibers, 20 Maschinengewehre, fast 5000 Gewehre und eine große Menge Artillerie- und Infanteriemunition, ein großes und ein kleines Schiff, die gegenwärtig wieder verwendet werden, 4 Automobile, 3 Flugzeuge und eine Menge Kriegsgerät. Die Waffen und die Munition, die in den Fluß geworfen wurden, werden nach und nach geborgen. Diejenigen Einwohner von Kut el Amara, die nicht zu uns hinüberkommen konnten, empfingen uns mit großer Festlichkeit und vergossen Freudentränen beim Einzuge unserer Truppen, die sich vor allem damit befaßten, den Belagerten Lebensmittel auszuteilen . . .

Der Eindruck der Kapitulation von Kut el Amara war in allen Ländern der Entente ungeheuer, übertraf fast den der Aufgabe des Dardanellen-Unternehmens. Im englischen Oberhaus erklärte Lord Middleton, es ließen sich Beweise erbringen, daß in Irak „vieles vor sich gegangen wäre, worüber man sich als Engländer gründlich schämen müßte". Die Stellung der Türkei aber erfuhr in ganz Asien eine ungemeine Stärkung: ein Sieg bleibt eben immer ein Sieg!

Auch auf die türkische Kaukasusfront wirkten die niederschmetternden Nachrichten in Mesopotamien, die wenig tröstlichen aus dem persischen Kriegsschauplatz ohne Zweifel zurück. Die Hoffnungen auf ein Zusammenwirken mit den Engländern war den Russen gründlich zerbrochen; außerdem wurden starke russische Verbände dringendst an der Westgrenze des Zarenreiches gebraucht und mit Beschleunigung aus dem Kaukasus herangezogen. Die starke Offensive des Großfürsten und Vizekönigs flaute mehr und mehr ab. Die türkische Heeresleitung konnte mit dem Ausgang des schweren Ringens auf dem asiatischen Kriegsschauplatz zunächst ebenso zufrieden sein, wie mit dem Verlauf der Kämpfe um die Dardanellen.



Das englische 42 cm.-Kaliber
Schießscheibe von Thomas Theodor Heine



Karte der nördlichen Umgebung von Verdun

Fünfzehnter Abschnitt

Die ersten drei Monate der Kämpfe um Verdun.

Ende Februar 1916 faßten wir den Stier an den Hörnern: das große Ringen im Raume von Verdun setzte ein.

Erst wenn die Berichte unserer und der feindlichen Verbände gründlich gesichtet, durchgearbeitet, vergleichbar sind, wenn sich die Kriegsarchive geöffnet haben werden, wird es möglich sein, einen scharf geprägten Überblick über die gewaltige Kampfhandlung zu gewinnen, über ihre Ziele, über die bestimmenden Gründe, die zu ihr führten, über ihre Entwicklung, ihre Durchführung. Ob man dann restlos klar sehen wird, bleibt immerhin zweifelhaft. Wie fast in jeder größeren geschichtlichen Betrachtung, so bleiben auch in vielen kriegsgeschichtlichen Erörterungen Einzelheiten offen: Fragen, die je nach dem Gesichtswinkel, unter dem geurteilt wird, eine verschiedene Lösung gewinnen; Gegensätze, zwischen denen auch die gewissenhafteste Forschung nicht ausgleichen kann.

Uns, zu unserer Zeit und an dieser Stelle, liegt es nicht ob, in den voraussichtlichen Streit der Meinungen im voraus hineinleuchten zu wollen. Wir haben nur nach bestem Gewissen den Gang des großen Geschehens zu schildern und der unvergleichlichen Tapferkeit unserer Helden in Dankbarkeit und Ehrfurcht — ja: Ehrfurcht! — zu gedenken.

Über die Vorgeschichte des Ringens im Raum von Verdun besitzen wir einen wertvollen amtlichen Beitrag in einer Darstellung des deutschen Hauptquartiers. Indem wir ihn wiedergeben, verweisen wir zugleich auf die eingehenden Schilderungen der in ihm erwähnten Kämpfe in früheren Abschnitten dieses Werkes.

Amtliche deutsche Übersicht der Entwicklung

Um die Wende vom August zum September 1914 wurde die mittlere Heeresgruppe der Franzosen, bestehend aus etwa zehn Armeekorps, zwischen Reims und Verdun zurückgeworfen. Am 10. September nahm die Armee des Kronprinzen die befestigte Feldstellung südwestlich von Verdun und eröffnete die Beschießung der Forts mit schwerer Artillerie. Am 21. September überschritt der Angriff gegen die Sperrfortslinie südlich Verdun siegreich den Westrand des vorgeschobenen Höhenzuges der Côtes Lorraines. Ausfälle wurden zurückgewiesen. Am 23. September wurde die Einschließung Verduns auf der Nord- und Nordostfront durch die Armee des Kronprinzen vollendet. Am 25. September wurde das Sperrfort du Camp des Romains genommen, dadurch ein Einschnitt in die Maaslinie bewerkstelligt und so die Verbindung zwischen Verdun und Toul ein für allemal zerrissen.

Diese schwere Schädigung der strategischen Gesamtlage wieder auszubessern und die Verbindung zwischen den beiden festen Plätzen wieder herzustellen, war das Ziel einer Reihe sehr schwerer, heftiger Vorstöße, welche die Franzosen noch während der letzten Monate des Jahres 1914 und während der ersten Hälfte des Jahres 1915 an verschiedenen Stellen unternahmen. Diese Wiederherstellungsversuche richteten sich vor allen Dingen gegen den rechten Schenkel des stumpfen Dreiecks, mit welchem unsere Stellung in der Woëvre-Ebene tief in die französische Frontlinie hineinstößt. Die hier angesetzten Angriffe sind als die Combreskämpfe allgemein bekannt. Ihren Gipfelpunkt erreichten sie in den Monaten März und April und in den Monaten Juni und Juli 1915. Aber auch gegen die stumpfe Spitze des Dreiecks sind bei St. Mihiel und bei Apremont mehrfach scharfe und langdauernde Angriffe gerichtet worden. Auch im Norden und Nordwesten von Verdun ist die Tätigkeit der Franzosen stellenweise sehr rege gewesen. Seit der Mitte des Jahres 1915 indessen sind ihre Angriffe bei Verdun im wesentlichen zum Stillstand gekommen. Die immer wieder mit stärkstem Kräfteeinsatz wiederholten Vorstöße der Franzosen aus den Jahren 1914 und 1915 haben also weder ihr lokales taktisches noch ihr großes strategisches Ziel erreicht. Sie haben weder unsere Front an irgendeiner Stelle zu erschüttern vermocht, noch ist es ihnen gelungen, Kräfte von unserer Ostfront abzuziehen, wie unser Durchbruch von Galizien und die anschließende siegreiche Offensive bewies. —

Die Bedeutung und die Eigenart der Kämpfe um Verdun sind unmittelbar bedingt durch die strategische Lage der Festung. Das groß angelegte System von befestigten Stützpunkten, welches Frankreich zur Sicherung seiner Ost- und Nordostfront vor seine Hauptstadt gelagert hat, zieht sich von Belfort über Epinal und Toul nach Verdun, mit der Front nach Nordosten. Bei Verdun biegt es nach Westen um und zieht sich über die Hauptstützpunkte Reims und Laon bis zu den Sicherungen des Oise-Tales bei La Fère. Die letzteren beiden Stützpunkte sind in unseren Händen, im übrigen ziehen sich unsere Schützengräben im flachen Bogen um diese Sperrlinie herum, die sie nur bei St. Mihiel durchbrochen haben. Verdun bildet den nordöstlichen Eckpfeiler dieses ganzen Verteidigungssystems.

Aber in dieser wichtigen Bedeutung Verduns für die Verteidigung Frankreichs liegt nicht die alleinige, ja nicht einmal die hauptsächlichste Bedeutung des Platzes. Zu einer noch wesentlich wichtigeren Rolle mußte Verdun in dem

Augenblick berufen sein, wo unsere Feinde es unternahmen, von der Verteidigung zum Angriff überzugehen. Denn in diesem Augenblick wurde Verdun das eigentliche Ausfalltor Frankreichs gegen Deutschland. Der Vorstoß, welchen die Franzosen immer wieder vergeblich versucht hatten, um den zurückgebogenen Teil unserer Westfront zu durchstoßen und damit in den Rücken unserer in Belgien und Nordfrankreich kämpfenden Truppen zu gelangen, sollte von Verdun aus erneuert werden. Von dieser Stelle aus hätte er neben der strategischen Bedrohung des nördlichen und des Mittelstückes unserer Westfront zugleich die wirtschaftlich höchst bedeutungsvolle Nebenwirkung gehabt, daß er schon in seinem Beginn die Aussicht bot, die wertvollen Kohlen- und Erzgebiete von Briey zurückzuerobern, deren Verlust für die Franzosen seinerzeit ebenso peinlich gewesen war, wie ihre Wiedergewinnung im höchsten Grade erwünscht sein mußte. Im weiteren Verlauf hätte dann der Vorstoß von Verdun aus die Festung Metz getroffen, deren Überrennung zugleich die Möglichkeit bot, die durch sie gedeckten deutsch-lothringischen Stahlindustriegebiete und damit vitale Teile unserer deutschen Kriegsindustrie zu entreißen.

Für die Erreichung dieses strategisch wie kriegswirtschaftlich gleich bedeutungsvollen Zieles bot die Festung Verdun eine ganz einzigartig günstige Operationsbasis. Zunächst sicherte Verdun mit seinem breiten Fortsgürtel, der noch dazu durch einen weit vorgeschobenen Kranz von vorzüglich gelegenen und ausgebauten Feldbefestigungen erweitert worden war, die Übergänge der wichtigsten von Paris nach Metz führenden Straßen und Eisenbahnen, und diente also als Brückenkopf für die Maaslinie. Für die östlich der Maas zum Vorstoß nach Nordosten bereitzustellenden Truppenmassen bot der Befestigungsring von Verdun in der Ausdehnung, wie er bis zum Februar 1916 bestand, ein vortreffliches Aufmarschgelände mit einem vorzüglich ausgestalteten Straßen- und Eisenbahnnetz, einer Menge geräumiger Kasernen, Lebensmittellager, kurz mit allen denjenigen Anlagen, welche zu einer Operationsbasis größten Stils gehören. Mit einem Worte: Verdun war das Ausfalltor Frankreichs gegen Mitteldeutschland.

Verdun als Ausfallstor Frankreichs gegenüber Mitteldeutschland

Dieses Ausfalltor zu schließen, war uns bis zum Frühjahr 1916 unmöglich gewesen. Der Zweifrontenkrieg hatte wesentliche Teile unserer Streitkräfte auf dem russischen und auf dem Balkankriegsschauplatze gefesselt gehalten. Erst als diese Kräfte durch den zeitweiligen Abschluß des russischen und des Balkanfeldzuges freigeworden waren, konnte an die Niederkämpfung Verduns herangegangen werden mit dem strategischen Ziel: die Ausfallpforte Frankreichs zunächst einmal von deutscher Seite aus zu verrammeln und im weiteren Verlaufe der Kriegshandlungen sie nach Frankreich einzustoßen. — —

Geschichtliches über Verdun

Es ist eigentlich seltsam wenig beachtet worden, daß Verdun — Virten — eine alte deutsche Reichsstadt war. Deutsch seit dem Vertrag von Verdun im Jahre 843, der zwischen den sich bekriegenden Söhnen Kaiser Ludwigs des Frommen das Reich aufteilte und die nationale Scheidung zwischen Frankreich und Deutschland schuf; im Vertrag von Meerssen, 870, wurden dann auch die Grenzen genauer festgelegt, die 700 Jahre Bestand hatten. Danach gehörte Verdun zu Lothringen, die Grenze lief weiter westlich, etwa über Clermont, am Osthang des Argonnerwaldes. Als feste Grenzstadt galt der handelsreiche blühende Ort. Verloren



Zum Angriff im Raum von Verdun. Februar bis Mai 1916

ging er dem Reich 1552 infolge des sogenannten Schmalkaldischen Krieges. Aber zweimal wurde Verdun im Laufe der nächsten Jahrhunderte von deutschen Truppen zurückerobert. Einmal 1792 — kein Geringerer als Goethe hat es im Gefolge des Herzogs Karl August von Weimar mit erlebt und geschildert — zum andern 1870 nach anderthalbmonatiger Belagerung. Bald nach dem Deutsch-Französischen Kriege begann Frankreich dann mit der stärkeren Befestigung von Verdun, die in den nächsten Jahrzehnten mehr und mehr ausgebaut worden ist. Auf dem Ostufer der Maas entstanden die großen Forts — Belleville (nördlich der Kernfestung, nahe der Maas), St. Michel, Douaumont (weit nach Norden vorgeschoben, gleichsam als Eckpfeiler der ganzen Befestigung), Vaux, Tavannes, Moulinville, Rozellier, Haudainville (nahe der Maas). Zu dem ganzen ‚System‘ müssen in gewisser Weise aber auch die weit nach Süden vorgeschobenen Forts Genicourt, Troyon, Camp des Romains gerechnet werden, von denen das letztere, wie wir sahen, bereits 1914 von uns erobert war.

Auf dem Westufer der Maas liegen, wiederum von Norden an aufgezählt, die Forts Marre, Bois Bourrus, La Chaume, Regret, Landrecourt und beträchtlich weiter südlich Paroches.

Das ‚System‘ ist jedoch mit diesen starken Panzerfestungen keineswegs erschöpft, sie bilden eigentlich nur ein Gerippe, zwischen dessen Gliedern eine große Anzahl mittlerer und kleinerer Werke und zahlreiche vorbereitete Batteriestellungen sich nebeneinander, zum Teil auch hintereinander einschieben. In gewisser Weise hatten die Hauptforts, als der deutsche Angriff begann, sogar bereits von ihrer Wichtigkeit verloren. Insofern nämlich, als die Franzosen, von der Überlegenheit der deutschen schweren und schwersten Artillerie, selbst gegen die stärksten Panzerungen und Betondeckungen überzeugt, aus den Panzerfesten vielfach ihre wirkungsvollsten Geschütze herausgenommen und neben jene feldmäßig eingebaut hatten.



General Schmidt von Knobelsdorf
Phot. Atelier Albert Meyer (Inh. Hugo Julius)

In Verdun befehligte zunächst General Humbert, unter ihm als Artillerist ein Elsässer, General Herr. Bald aber übernahm General Pétain, einer der fähigsten französischen Führer, die Leitung der ganzen Verteidigung, um sie dann, nachdem er „Oberbefehlshaber der Armee des Zentrums“ geworden, weiter an den General Nivelle abzutreten, einem jener französischen Offiziere, die erst der Krieg schneller emporgetragen hatte; man wird von Pétain und Nivelle später noch weiter hören.

Die Front der Armee des deutschen Kronprinzen, dem als Generalstabschef der Ge-

neral Schmidt von Knobelsdorf zur Seite stand, begann im Norden von Verdun an der Maas südlich Consenvoye, führte in zahlreichen Ausbuchtungen und Vorsprüngen über Flabas nach Azannes und bog in südwestlicher Richtung auf Etain ab.

21. Februar 1916 Beginn des deutschen Angriffs

Am 22. Februar meldete der deutsche Heeresbericht von der Armee des Kronprinzen, daß am Tag zuvor „auf den Höhen zu beiden Seiten der Maas oberhalb Verdun" Artilleriekämpfe eingesetzt hätten, die „an mehreren Stellen zu beträchtlicher Stärke anschwollen und auch während der letzten Nacht nicht verstummten." Das war der Auftakt des gewaltigen Ringens. Denn schon am nächsten Tage griffen wir, unter Fortdauer der Artilleriekämpfe, die Stellungen, die der Feind östlich der Maas „etwa in der Höhe der Dörfer Consenvoye-Azannes seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln der Befestigungskunst ausgebaut hatte", an.

Der auf das sorgfältigste unter Aufstellung eines gewaltigen Artillerieparks seit langen Wochen vorbereitete Angriff wirkte ohne Zweifel überraschend. Das sollte er; auch sollte der Gegner im unklaren darüber gehalten werden, ob es sich nur um einen örtlichen Vorstoß, ob um das Einsetzen großer Kräfte und um große Ziele handele. Ausdrücklich fügte daher der Tagesbericht vom 23. als Grund des Angriffs hinzu, der Angriff erfolge, „um eine für uns unbequeme Einwirkung auf unsere Verbindungen im nördlichen Teil der Woëvre (der Ebene östlich Verdun) zu stören". Aber der Vorstoß faßte den Feind gleich mit ansehnlicher Kraft in einer Breitenausdehnung von reichlich 10 Kilometern, konnte 3 Kilometer weit in die gegnerischen Stellungen vorgetrieben werden. Die Franzosen erlitten starke blutige Verluste und büßten mehr als 3000 Mann als Gefangene ein.

Die deutsche Stoßgruppe auf dem Ostufer der Maas stand unter dem Befehl des uns längst bekannten trefflichen Generals von Mudra, des „Argonnengenerals"; nach seiner Erkrankung, die glücklicherweise nur vorübergehend war, übernahm General der Infanterie von Lochow, der bisherige Kommandierende General des brandenburgischen Armeekorps, die Leitung.

Schon der folgende Tag, der 23., brachte einen weiteren Ausbau des Erfolges. Die Orte Brabant, Haumont, Samogneux wurden genommen, das gesamte Waldgebiet nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Beaumont, sowie des Herbebois. Am 24. fielen die Dörfer und Höfe Cotelettes, Marmont, Beaumont, Chambrettes und Ornes in unsere Hand und dazu das ganze stark befestigte Gelände bis an den Louvemontrücken; die Gefangenenzahl wuchs auf mehr als 10000 Mann.

25. Februar 1916. Die Brandenburger — Inf.-Reg. Nr. 24 — erstürmen die Panzerfeste Douaumont; Inf.-Reg. Nr. 52 das Dorf gleichen Namens

Der 25. wurde zu einem Großkampftag. Die mächtige Artillerie überschüttete aufs neue die feindlichen Stellungen, zerriß die Gräben, ebnete sie ein, zerstörte die Hindernisse, ließ Stahl und Beton bersten. In Gegenwart des Obersten Kriegsherrn und des Kronprinzen eroberten dann unsere Braven das Dorf Louvemont, eine befestigte Höhe südwestlich und die östlich des Dorfes gelegene starke Befestigungsgruppe. Dem altberühmten Brandenburger Korps unter General der Infanterie von Lochow war der Hauptschlag vorbehalten: das tapfere Infanterieregiment Nr. 24, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, stürmte die von den Franzosen bisher als uneinnehmbar betrachtete, auf 388 Meter Höhe gelegene Panzerfestung Douaumont, das Infanterieregiment Nr. 52, das den Namen des von 1870 her hochberühmten Generals von Alvens-

leben trägt, das gleichnamige Dorf! Hauptmann Haupt und Oberleutnant von Brandis waren es, welchen der Einbruch in das Riesenfort Douaumont mit ihren zwei Kompagnien gelang — beide erhielten den Pour le mérite. Der Kaiser aber drahtete an den gerade tagenden Provinziallandtag:

„Ich freue Mich sehr über die neue große brandenburgische Kraft und Treue bis zum Tode, welche Brandenburgs Söhne in unwiderstehlichem Ansturm auf die stärkste Feste des Hauptfeindes in diesen Tagen abgelegt haben. Gott segne Brandenburg und das gesamte deutsche Vaterland."


Oberleutnant v. Brandis (links im Bilde), der Erstürmer des Forts Douaumont. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Greifen wir ein wenig zurück und lassen wir uns von den besten deutschen Berichterstattern über die Eindrücke während der ersten Tage des großen Ansturms erzählen. Geben wir zuerst Dr. Max Osborn, der für die Vossische Zeitung berichtete, das Wort:

. . . Dorf Beaumont — ‚Schöneberg'! —, fast genau nördlich von Verdun, zehn Kilometer von der Stadt entfernt, galt den Franzosen als das Zentrum ihrer Verteidigungsstellung in diesem Abschnitt des Festungsvorgeländes. Hier war der Knotenpunkt der neuen, während des Krieges hergerichteten Feldanlagen, die sie im Norden dem Gürtel der permanenten Hauptbefestigungslinie vorgebaut hatten. Der Ort eignete sich durch seine natürliche Lage zu dieser Rolle. Seine alten, massiv gebauten Häuser drängten sich auf einem weiten, kahlen Höhenrücken zusammen, der selbst von Waldstücken flankiert war. Dem Angreifer, der glücklich die weiter nördlich gelegenen Wälder durchstoßen hatte, stellte sich in Beaumont ein unbezwinglich scheinendes neues Hindernis entgegen, das den Weg nach Louvemont und dann nach Douaumont sperrte, wo die Kette der Forts begann.

Einen Ansturm an dieser Stelle hatte der Feind am wenigsten erwartet. Das hat eine französische Stimme einwandfrei bestätigt . . . Im zweiten März-



Zerstörte französische Feldgeschütze

heft der vom Pariser ‚Matin‘ herausgegebenen Halbmonatsschrift „Pays de France“ nämlich sprach der französische Generalstäbler Bouvier de Lamotte über die Verdunschlacht. Wie aus Einzelheiten ersichtlich, schöpfte seine Studie aus amtlichen Dokumenten. So dürfen wir annehmen, daß Bouvier die Stimmung im gegnerischen Lager richtig wiedergab, als er schrieb:

Es fiel unserem Generalstab ziemlich schwer, den Punkt zu entdecken, von wo die deutsche Offensive ihren Ausgang nehmen sollte. Die Meinungen hierüber gingen bis zum letzten Augenblick auseinander. Sicher war bloß eins: die deutsche Artillerie rüstete sich zu einem furchtbaren Bombardement der ganzen Verdunfront. Alle unsere Stellungen schienen in Gefahr. Wer aber hätte am Vorabend des deutschen Angriffs geglaubt, daß die nördlichen Stellungen nicht standhalten würden? Man dachte nicht an die Möglichkeit eines deutschen Stoßes gegen Beaumont. Gerade dort waren wir am stärksten. Als wir das Ziel des Feindes erkannten — Douaumont —, waren wir mehr erstaunt als beunruhigt. Sie packen den Stier an den Hörnern, sie gehen aufs Ganze, sagten wir uns. Nach reiflicher Überlegung der Lage kamen wir zu der Erkenntnis, daß die Deutschen den besten Weg gewählt hatten, wenn es auch der schwerste war. — —

Noch am 24. Februar verkündeten die Franzosen in ihrem um 4 Uhr nachmittags ausgegebenen Heeresbericht: „Beaumont ist fest in unserer Hand.“ Ob dem Generalstabsoffizier, der diese Worte niederschrieb, dabei sehr wohl zumute war, weiß ich nicht. Jedenfalls mußte er wissen, daß gerade in diesem Augenblick um das Dorf schwer gekämpft wurde, und daß die Aktien für die Franzosen recht ungünstig standen.

Nach der Bezwingung der Wavrille-Stellung war einer der Flankenwege nach Beaumont für die Unsern frei. Aber am 23. Februar, da die Operation gegen

Wavrille erst spät nachmittags durchgeführt war, konnte der weitere Vorstoß nicht mehr begonnen werden. So suchten sich denn die hessischen Truppen zunächst im neueroberten Revier festzusetzen. Das war nicht so einfach. Der Feind erkannte die Gefahr und nahm den Wavrille-Wald unter wütendes Feuer. Wenn man die halbzertrümmerten, mit Wasser gefüllten Gräben gesehen hat, in denen die Unsrigen sich gegen diese wilde Beschießung notdürftig zu schützen suchten, begreift man das Grauen ihrer Lage.

Selbst die, die im abfallenden nördlichen Teil des Waldes lagen, also halbwegs im ‚toten Winkel', d. h. in dem einzigen Winkel, wo man einigermaßen gesichert ist, weil die Geschosse, über den Rücken der Höhe jagend, nicht hierher treffen können — selbst die waren schwer gefährdet, da es bei dem rasenden Bombardement zahlreiche ‚Baumkrepierer' gab: die Granaten, die ihrer natürlichen Flugbahn nach über sie weggesaust wären, schlugen gegen die hohen Stämme, platzten und schickten ihre Ladung nach unten. So lernten sie alle wieder die alte Wahrheit kennen, daß es oft weit schwerer ist, eine Stellung zu halten, als sie zu stürmen.

Trotzdem waren wunderbarer- und glücklicherweise die Verluste nicht so schwer, wie man fürchtete. Aber für die Nacht beschloß man doch, das gastliche Waldrevier zu verlassen. Man ließ nur Posten in Wavrille und ‚bezog Quartier' auf dem westlich anschließenden, also nördlich von Beaumont gelegenen Rücken, im freien, kahlen Gelände. Man muß sehen, was das bedeutet! Man muß die Löcher sehen, die sich die Leute eilig mit dem Spaten stachen, um darin zu übernachten! Viereckige Erdgruben, in denen einer, höchstens zwei Mann einander gegenüber zusammengekauert Platz hatten. Es war schneidend kalt, gab Regen, der sich in



Verhör von bei Verdun gemachten französischen Gefangenen. Phot. Paul Lamm

Hagel und Schnee verwandelte. Nun, so legte man wohl ein Tuch, eine Zeltbahn oder ein Brett über die Öffnung des Erdlochs, in dem man wie im Grabe gefangen saß. Andere Unterkunft gaben die Granatlöcher, soweit sie noch benutzbar waren. An manchen Stellen war es nichts mehr damit. „Ist kein Granatloch für den Bataillonsstab zu haben?" klingt es fragend durch die Dunkelheit. Nein, tönt die Antwort zurück, sie sind hier alle teils voll Wasser, teils voll Toter.

Das war die ‚Nachtruhe' dieser Kämpfer nach solchem Tage! Dies die Ruhe vor einem neuen Tage des Kampfes und Angriffes! Und wirklich, am nächsten Tage, es war der 24. Februar, holen sie weiter aus zu siegreichem Vorstoß! In dreistündigem Wirkungsfeuer wird Beaumont artilleristisch eingedeckt. Dann, um 2 Uhr nachmittags, rücken die Hessen von der neu errungenen Wavrille-Stellung aus, von Nordosten her, dann geradezu von Osten an das Dorf heran. Sie umgehen damit die nördlich vorgelagerten Drahtverhaue und fassen den befestigten Ort an der rechten Stelle. Denn die Hauptstraße von Beaumont zieht sich fast genau von Osten nach Westen. Sie war freilich nach allen Regeln der Kunst verbarrikadiert und hatte in der Mitte einen in die Erde gegrabenen, betonierten Maschinengewehr-Unterstand, der die Straßenlinie bestreichen konnte. Aber dies tückische, raffiniert angelegte Hindernis war von unseren Granaten gefaßt worden; es ist nun eine Trümmerstätte. So glückte der deutsche Flankeneinfall in das Dorf, dessen erste Häuser die Unsern um halb drei Uhr erreichten.

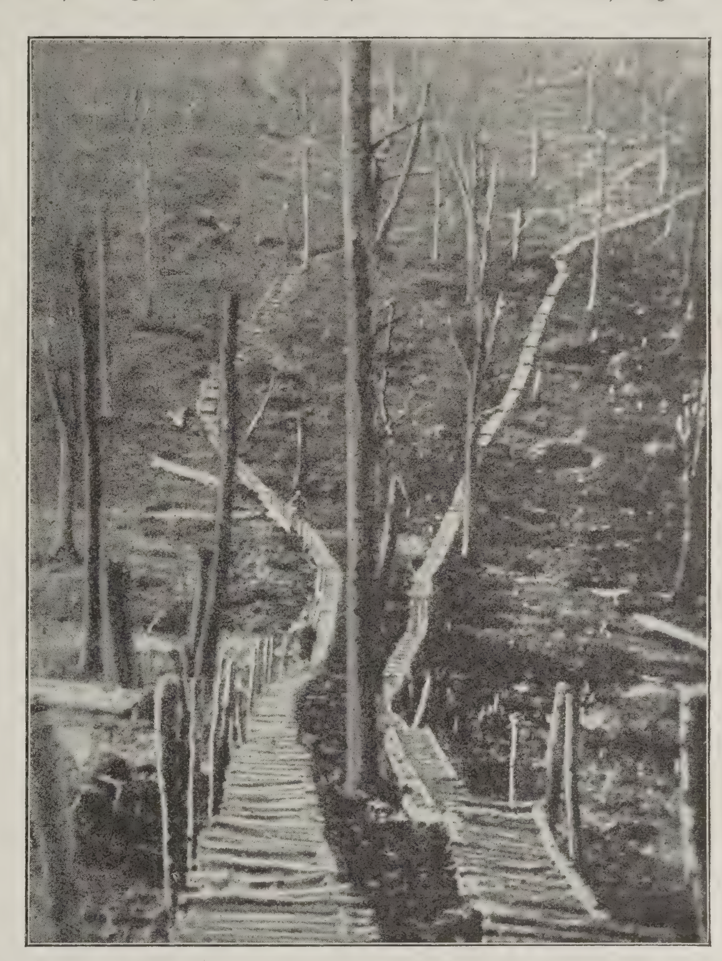
Die Hessen bei Beaumont

Nun freilich gibt es noch schwere und blutige Kämpfe gegen die in den einzelnen Häusern verschanzten, aus guten Deckungen mit Maschinengewehren schießenden feindlichen Trupps. Schritt für Schritt vorwärts dringend, gehen die Hessen diesen kleinen Festungen mit Handgranaten zu Leibe. Die Franzosen wehren sich verzweifelt und tapfer. Oft ist in den Häusern die ganze Mannschaft gefallen bis auf einen. Der aber bleibt bei seiner Maschine und macht sein Tak-Tak, bis die Deutschen ihn umzingelt haben. Dann allerdings — dies Bild wiederholt sich mehrfach —, als er sieht, daß alles verloren, stürzt er heraus und hält in den flehend erhobenen Händen die Photographien von Frau und Kindern. In einem vorspringenden Hause bedient ein Offizier das Maschinengewehr als Letzter allein und will nicht aufhören. Eine Handgranate streckt ihn nieder.

Inzwischen ist der rechte Flügel der Hessen, der sich von der westlichen Flanke her Beaumont nähern soll, gleichfalls vorgekommen. Aber nur langsam. Denn noch wird er durch Feuer aus den Verstecken des Faywäldchens aufgehalten. Es dauert mehrere Stunden, bis der feindliche Widerstand gebrochen ist. Erst nach Einbruch der Dunkelheit haben sich die Angreifer auch hier in den Eingang des Dorfes herangearbeitet. Sie dringen nun von Westen her an die Hauptstraße bis zur Kirche vor und vollziehen hier die Verbindung mit ihren Kameraden. Als die Nacht niedersinkt, ist ganz Beaumont in deutscher Hand. Hunderte von Gefangenen werden noch aus den zerschossenen Häusern hervorgezogen.

Und weiter ging der Siegessturm des Armeekorps, von dessen ruhmvollen Anteil an der großen Schlachthandlung in diesen Berichten gesprochen wurde. In immer neuen Angriffsstößen trieb es den Feind vor sich her. Noch am Abend des 24. Februar drang ein Teil der Eroberer von Beaumont weiter nach Süden vor. Das Gelände senkt sich hier zu einer Mulde herab. Wieder waren Hang und Tiefe

mit Drahthindernissen versperrt. Macht nichts: die vorwärts Eilenden, einmal im Zuge, bahnten sich den Weg durch das Stachelgewirr bis zum Rande des nun beginnenden Fosses-Waldes. Sie stießen durch. Und schon am nächsten Tage konnte von hier aus Dorf und Höhenrücken Louvemont aufs Korn genommen werden. Wieder sorgfältigste Vorbereitung. Vier Stunden starkes Artilleriefeuer. Dann, abermals um 2 Uhr nachmittags, Sturm der Infanterie. Über die kahle Heide hin auf das befestigte, zäh verteidigte Dorf. Hin und her wogender Kampf von Stunden. Aber, als der Tag sich neigt, ist auch Louvemont genommen — es war der Abend desselben 25. Februar, da die östlich benachbarten Brandenburger Douaumont in ihre Gewalt brachten . . .



Eroberte Knüppeldämme in den Sümpfen der oberen Maasebene bei Verdun
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

W. Scheuermann schrieb in der Deutschen Tageszeitung:

Immer nur vorwärts! Daß man müde und hungrig war, merkte man erst, als die Spannung nachließ und man in Ruhe kam. Und seit acht Tagen hat man sich nicht mehr ordentlich waschen können. Das wird nun alles nachgeholt. Aber das Putzen ist nicht so einfach. Denn das Tuch der Hosen und des Rockes ist mit Schnee imprägniert, daß man es zersägen könnte. Da wird gerieben, geklopft, gebürstet, gewaschen, und zum Waschen nimmt man das Schneewasser aus den nächsten Pfützen, das dazu nicht übermäßig geeignet ist.

. . . Wer nicht selbst draußen gewesen ist, der glaubt, daß unsere Feldgrauen, wenn sie aus der Schlacht kommen, von nichts anderem erzählen als dem gewaltigen Erlebnis, welches sie eben hinter sich haben. Aber so naheliegend diese Voraussetzung sein mag, die Wirklichkeit ist ganz anders. Die Leute schufteten an

ihren Sachen und machten ihre Scherze dazu, als ob sie von einer Felddienstübung kämen. Man mußte sie schon fragen. „Ja, da ist gar nicht viel zu erzählen," antworteten sie. „Wir sind mit Hurra draufgegangen und viel schneller vorgekommen, als wir erwartet hatten. Freilich hatte unsere Artillerie auch großartig geschossen, die französischen Stellungen waren so zusammengehauen, daß man es dem Franzmann nicht übelnehmen kann, wenn er nicht besser standgehalten hat. Es ist hier und da zu Nahekämpfen gekommen, aber unsere Handgranaten, die kennen sie drüben. Damit wollen sie keine Bekanntschaft machen. Unsere Verluste waren ganz gering. Es mag anderwärts vielleicht anders gewesen sein. Bei uns mußten wir nur immer sehen, daß wir die davonlaufenden Franzmänner einfingen. Ach, das war schön! So vorwärts und immer vorwärts in einem bei, nachdem man so lange im Schützengraben hatte krumm sitzen müssen. Wenn es mal so bleiben wollte, da ist der Krieg lustig!" Grausig seien allerdings die Haufen von zusammengeschossenen Franzosen gewesen, über die man hinweg mußte. Aber man hatte keine Zeit, um sich die anzuschauen. Einer meinte, er sei doch froh, daß er beim Aufräumen des Schlachtfeldes nicht mithelfen müsse . . .

Kämpfe um Haumont

Und nun sind wir in der Mulde zwischen den Hügeln, wo der erste Aufzug der Schlacht sich abgespielt hat, in dem Gebiete, das durch den nächsten südlichen Hügelzug abgegrenzt unseren Raumgewinn am ersten Tage umfaßt. Das Dorf und das Gehölz von Haumont, diese beiden wichtigen Markierungen in der Mitte der Front des ersten Angriffstages sind unser Ziel.

Schon meilenweit, ehe wir dem Schlachtfelde nahe kamen, dröhnten Luft und Erde unter dem Brüllen der Geschütze, das wie ein einziges, keine Sekunde unterbrochenes oder schwächer werdendes Rasen und Heulen in die Ohren schlug. Die Annahme jedoch, daß sich die Töne beim Eintritt in das Schlachtgebiet auflösen werden, erfüllt sich nicht. Es bleibt ein einziges Rasen und Hämmern und Heulen, und nur wenn man dicht vor einer Batterie steht, deren Stahlkolosse wie fauchende Eisenbahnzüge durch die Luft rauschen oder wenn eine Feldbatterie in nächster Nähe Schnellfeuer macht und die Abschüsse bellen wie eine losgelassene Hundemeute, dann bemerkt man, daß man noch Steigerungen des Getöses an den Schmerzen des Trommelfelles wahrzunehmen vermag. Es kracht aus allen Waldstücken. Es schwirrt in der Luft wie um ein Hummelnest. Von Zeit zu Zeit vermag man am Gesange des Sausens zu erkennen, daß eine feindliche Granate naht. Aber sie gehen weitab, und es sind ihrer nur sehr wenige. Die französische Artillerie wird meisterhaft niedergehalten. Feldbatterien fahren keck im ungedeckten Wiesenplan auf, und wenige Minuten später spicken sie schon eine feindliche Stellung jenseits der Maas hastig mit Granaten.

Das Dorf Haumont ist unter Hunderten von zerstörten Orten, die ich an der Westfront kenne, eine Orgie der Verwüstung von ganz eigenem Klange. Es gibt Stätten, wo nach mehr als einjähriger Beschießung noch immer die Andenken an die Menschen, die hier friedlich wohnten, wie Trauerkränze um die Trümmer liegen, so La Bassée oder Dixmuiden, es gibt Stätten, wo kaum noch ein Ziegelhaufen verrät, daß hier Häuser und Straßen und Kirchen gestanden haben, so Souchez oder Givenchy. Haumont aber sieht so aus, als ob es ein Feuerriese mit glühenden Wagenrädern die Kreuz und die Quere zusammengefahren habe. Er

hat nicht alles einebnen können. Noch stehen, rotgeglüht, die Ecken der Häuser, ein Pfosten von einem Tor. Wie ein großer Kirchhof, dessen verfallende Denkmäler mit Blutfarbe angestrichen worden sind, ragen diese Trümmer aus dem Aschegrab des ehemaligen kleinen Dorfes, dessen Namen, der heute rund um die Welt hallt, niemand gekannt hat, als es noch bestand.

Aber mehr noch, als dieses Häuflein von Menschenhand erbauter und vernichteter Bauernhäuser ist das Wäldchen von Haumont verwüstet, das sich etwa einen halben Kilometer nordwestlich vom Dorfe auf eine mäßige Höhe hinaufzieht. Ein paar Haufen schlecht verkohlter Stämme und Büsche, als ob ungeschickten Köhlern die Meiler auseinander gebrochen wären. Bündel von spazierstocklangen Zahnstochern, wo ein Geschoß mitten in einen Stamm einschlug. Büsche und Bäumchen, die mit der Krone nach unten im zerwühlten Boden stecken und deren Wurzeln der Wind wiegt. Versengt das Gras, geschwärzt die Äste. Unschwer stellt sich die Einbildungskraft verkohlte Gebeine in den verkohlten Gerippen der Büsche hängend vor. Das ist offenkundig: Hier haben Menschen mit Haut und Fleisch nicht Widerstand leisten können. Und wenn die ehernen Drachenzahnritter der Sage dies Wäldchen hätten verteidigen sollen, so wären ihnen die Schwerter auf der Faust geschmolzen.

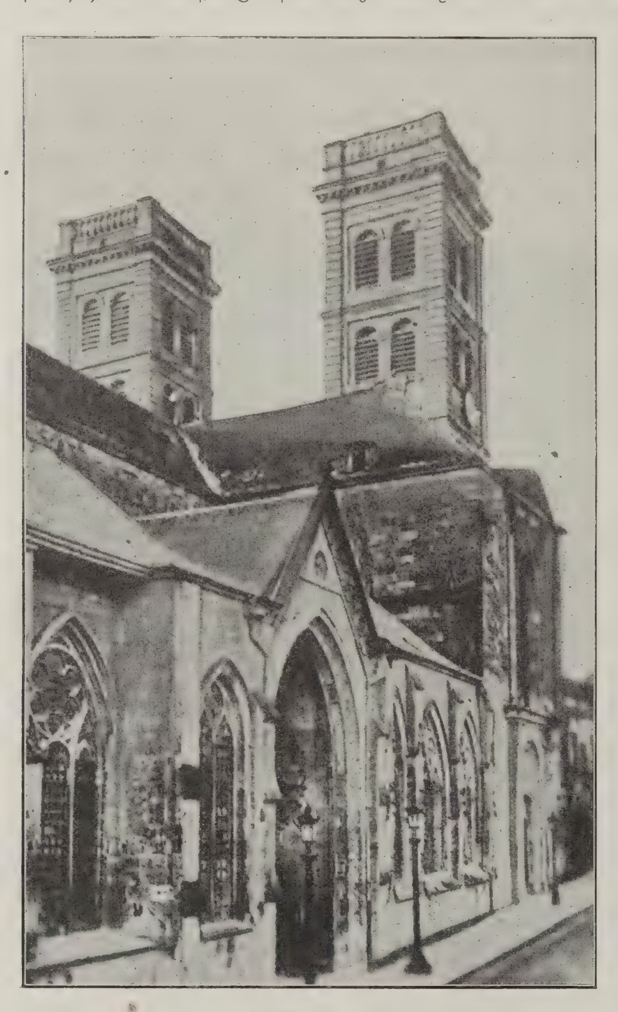
Weiter geht der Weg auf eine Höhe, die Ausblick gewährt und einen Teil des ungeheuren Artilleriekampfes überblicken läßt. Ein Offizier, der dort Ausschau hält, sieht nach der Uhr: Gerade zwei. Jetzt müßte man von hier aus den In-



Besuch des französischen Präsidenten an der Woëvre-Front: Poincaré und General Roques (ihm gegenüber sitzend) auf einer Militärbahn, die zu den Gräben der vordersten Linie führt

fanterieangriff am Fuße jener Côte beobachten können. Aber man sieht nichts, denn das Wetter, das ganz launisch und unvermittelt zwischen blendendem Sonnenschein und dichtem Schneetreiben wechselt, wird gerade wieder unwirsch, und hinter einem dicken Flockenvorhang verschwinden schon die nächsten Höhen.

Aber als wir dann zu einem Artilleriebeobachtungspunkt kommen, ist die Fernsicht klar, und hier, von einem vorgeschobenen und begünstigten Punkte aus, kann man nach Süden zu das volle Schlachtfeld überblicken; nur nach dem Osten zu sperren die Höhen der Côtes die Aussicht. Da liegt Verdun, tief eingebettet in die Talrinne der Maas, überhöht von der uralten Kathedrale, die von hier gesehen nur eines ihrer beiden gleichförmigen, geradlinig ohne Dach abgeschnittenen Turmvierecke zeigt. Scheinbar friedlich liegt die Stadt da. Nur im westlichsten Teil, den man nicht ganz sehen kann, weil sich ein bewaldeter Hang davorschiebt, züngelt über einem Häuserblock die Flamme, quillt der weißliche Rauch eines Schadenfeuers auf. Durch das Scherenfernrohr unterscheidet man jeden Schornstein, jedes weiße Fensterkreuz. Trotzdem man in den Tagen zuvor große Brände an den verschiedensten Stellen bemerkt hat, sieht die Stadt von hier wie fast unversehrt aus. Aber sie macht einen toten Eindruck. Nirgends steigt Küchenrauch aus den Kaminen. Gleichgültig, ohnmächtig scheint sie zu erwarten, was ihr das Schicksal bringt.



Die Kathedrale von Verdun

Inzwischen sieht man in dem schon in die blaßblauen Farben der Ferne getauchten Gelände hinter Verdun die Einschläge der Granaten, die Rauchwolken, die sich nur langsam über der Stelle auflösen, wo die Geschosse geplatzt sind.

Aber dorthin schaut man nur, wenn sich das Auge ausruhen will, denn das ist nichts im Vergleiche mit dem Anblick, den die kilometerlange Schlachtfront vor Verdun darbietet, die hier wie von einem Feldherrnhügel großenteils zu übersehen ist. In der Form der Kuppe etwas an den Hohentwiel erinnernd, hebt der Douaumont über alle be-



Blick auf die Stadt Verdun

nachbarten Höhen sein Haupt. Dorthin lenkt der Feind ein rasendes Feuer. Es bleibt jedoch schwach gegen die sich alle paar Sekunden folgenden Einschläge unserer schweren Geschosse, die einen benachbarten Hügel treffen, dessen Verteidigungswerke sturmreif geschossen werden. Wie toll springen die Granaten an. Kaum erfaßt man den kurzen Feuerschein, wenn sie platzen. Dann wächst ein Baum aus schwarzem Rauch auf dem Höhenrücken, aber ehe er noch groß wird, wachsen ihm zehn, zwanzig andere nach, und die eben erst erwachsenen verwehen schließlich in einer langen Trauerfahne von dünnem, grauem Dampf. Oft ist der Himmel buchstäblich zugedeckt von Pulverrauch, daß kein blaues Guckloch mehr frei bleibt. Ganz hoch, wie platzende rote Sterne, zuckt der Feuerschein der Riesenschrapnelle auf, dann sieht man das Mündungsfeuer der Forts von Verdun, die an besonders gefährdeten Stellen plötzlich eingreifen.

Das Hämmern, das Hallen, das heisere Dröhnen, das jeden Nerv erschütternde Beben der Berge — man glaubt von Minute zu Minute, es werde noch stärker, es wolle sich im eigenen Übermaß ersticken . . .

Wir schalten einen Befehl des Generals Pétain ein, der bei einem Gefangenen des französischen Infanterieregiments Nr. 33 gefunden wurde. Er besagt:

Seit dem 21. Februar greift die Armee des Kronprinzen mit der äußersten Kraftanstrengung unsere Stellungen um Verdun an. Noch nie hat der Feind so viel Artillerie in Tätigkeit gesetzt, nie soviel Munition aufgewandt. Bereits hat er seine besten Armeekorps, die er seit mehreren Monaten sorgfältig in Ruhe hielt, auf dem Schlachtfelde restlos eingesetzt. Er erneuert seine Infanterieangriffe ohne Rücksicht auf schwere Verluste. Alles beweist, welchen Wert Deutschland dieser Offensive beilegt, der ersten großen Stiles, welche es seit über einem Jahre auf unserer Front versucht. Es beeilt sich, einen Erfolg herbeizuführen, welcher einen Krieg beendet, unter dem seine Bevölkerung mehr und mehr leidet. Die Träume einer Ausbreitung im Orient schwinden. Das Anwachsen der russischen und englischen Armeen ruft Beunruhigung hervor. Der Aufruf des Kaisers, den uns Überläufer gebracht haben, ist ein Geständnis der wahren Ursachen dieses verzweifelten Angriffs. Unser Vaterland, hat er gesagt, ist zu diesem Angriffe gezwungen, aber unser eiserner Wille wird den Feind vernichten, daher befehle ich den Angriff.

Ihr eiserner Wille wird sich an unserer Standhaftigkeit brechen, wie in Lothringen, in der Picardie, im Artois, an der Yser und in der Champagne, und schließlich werden wir sie bezwingen, und das Scheitern dieser verzweifelten Kraftanstrengung, bei der die besten Truppen, die ihnen noch blieben, sich vergeblich verbraucht haben werden, wird den Auftakt ihres Zusammenbruchs bedeuten. Ganz Frankreich blickt auf uns. Noch einmal erwartet es, daß jeder seine Pflicht bis zum Letzten tut.

Der Kommandierende General der 2. Armee, Pétain.

Der Zusatz des Regiments-Kommandeurs lautet: Diesem Erlaß des Generals Pétain, des ehemaligen Kommandeurs des 33. Regiments, hat der Oberst nur eines hinzuzufügen: Das 33. Regiment wird sich seines ehemaligen Kommandeurs würdig erweisen, das 33. Regiment wird, wenn nötig, zu sterben wissen, aber weichen wird es niemals.

Diese Befehle entbehren nicht eines besonderen Reizes. Die Ereignisse haben nämlich gerade dem 33. französischen Infanterieregiment ein besonderes Schicksal beschieert. Bei den starken Gegenstößen des Feindes kämpfte das Regiment am 3. und 4. März um das Dorf Douaumont. An beiden Tagen erlitt es starke



General Pétain (in der Mitte), der Verteidiger Verduns, und General Joffre (links im Bilde) in Verdun

Verluste, die Gefangenen zeigten verzweifelte Stimmung, klagten über Führung und Verpflegung. Die Zahl der Gefangenen des Regiments erhöhte sich am 5. März auf 24 Offiziere und 874 Mann. Der anfeuernde Befehl des Armeeführers, der sich nicht scheut, mit einem natürlich nie erlassenen Aufruf des Kaisers zu arbeiten, hat das Regiment also nicht zum Siege geführt.

Über die Erstürmung des Dorfes Douaumont selbst aber konnte das ‚Daheim‘ den fesselnden, lebensfrischen Bericht eines Mitkämpfers bringen:

. . . Dreißig Stunden war unser Trommelfeuer wie eine eiserne Dusche über die Stellungen der Franzosen niedergerauscht. Durch Fliegeraufnahmen wußten wir genau die Lage der verschiedenen französischen Linien. Sie alle bekamen ihr Teil ab. Auch die Straßen hinter der feindlichen Front wurden unter Feuer gehalten, um ein Heranführen von Verstärkungen zu erschweren. Sogar nach Verdun hinein, auf eine Entfernung von 30 Kilometern, schickten wir unsere eisernen Grüße schwersten Kalibers.

Wie mir am nächsten Morgen ein Gefangener sagte, hat eine unserer Granaten den ganzen Mittelbau einer Kaserne auf einmal fortgerissen. Das Offizierkasino befand sich gerade in diesem Teil, und wie mir mein Gefangener hohnvoll lachend mitteilte, hätte sich gerade kurz vorher „ein ganz dicker Kommandant" zum Frühstück dort hinein begeben. Überhaupt habe ich mehrfach gefunden, daß die Gefangenen schlecht auf ihre Vorgesetzten zu sprechen sind. Sie sagen, daß die Offiziere nicht immer in die vordere Linie kämen, sich in den Unterständen verkröchen und keine Verbindung mit der Artillerie hielten, die fortwährend die eigenen Truppen beschösse.

Und nun zurück zu unserem Angriff. In unserer vordersten Stellung stehen die Sturmtruppen bereit, um pünktlich auf die Minute zur befohlenen Zeit vorzugehen. Die dicht gegenüber liegende feindliche Vorstellung war schon in der Nacht von uns im Handstreich genommen worden.

Endlich ist es so weit. Man sieht, wie unser Artilleriefeuer weiter nach vorn verlegt wird auf die hinteren französischen Stellungen, um unsere eigene Infanterie nicht zu gefährden. In unserer ganzen Linie wird es nun lebendig. Auf Leitern und Ausfallstufen, die kurz vorher in den Graben eingeschnitten waren, klettert man hinauf und dringt durch unser Drahthindernis vor, das unsere Pioniere in der Nacht schon zerschnitten hatten. Und vorwärts geht es in einer langen aber dünnen Schützenlinie.

Jetzt erreicht sie den ersten feindlichen Graben, der schon nachts mit schwachen Kräften genommen worden war. Und hier gibt es eine Überraschung. Durch den Kanonendonner hindurch hört man Musik, richtige Musik. Der Yorckscher Sturmmarsch klingt uns entgegen, und seine vorwärtsreißenden Klänge übertönen siegreich für kurze Zeit das Brüllen der Geschütze. Und schon hat sich eine zweite Welle von Schützen in unseren Gräben erhoben und folgt der ersten, und eine dritte, eine vierte, eine fünfte Welle, sie alle folgen in richtigem Abstande den vorderen Linien. Und wenn sie in den Bereich des alten siegreichen Schlachtenmarsches kommen, stutzen sie einen Augenblick. Doch dann leuchten aller Augen, und vorwärts geht es noch einmal so freudig. Und noch Stunden lang glaubt ein jeder als Unterton zu dem gewaltigen Orgelton der Geschütze die freudigen hellen Töne des mächtigen Angriffsmarsches zu hören.

Unsere Regimentsmusik war nämlich nachts bis in den genommenen feindlichen Graben vorgeschickt worden und spielte wacker und leidlich richtig trotz der feindlichen Granaten, die vereinzelt ankamen, so lange, bis der letzte Mann des Regiments vorüber war. Dann wurden die Instrumente in einem Unterstande niedergelegt, und aus den Musikern wurden, wie immer in solchen Fällen, Krankenträger, die dem Regiment unmittelbar folgten und so manchen Verwundeten aus vorderster Linie zurückgetragen haben.

Weiter vor geht der Angriff! Die feindliche Artillerie scheint es endlich gemerkt zu haben, daß vorne nicht alles in Ordnung ist. Denn plötzlich erscheinen lagenweise (immer zu vieren) die weißen Sprengwolken der Schrapnells über unseren Schützenlinien. Und mit Schrecken sehe ich, wie fast die ganze erste Linie zu Boden fällt. Noch einige schnelle Lagen feindlicher Schrapnells, dann verlegt der Gegner sein Feuer. Man merkt deutlich, daß er nur ins Blaue hinein streut. Wahrscheinlich sind ihm alle Beobachtungsstellen durch unser Trommelfeuer zerschossen. Sofort, als das Feuer aufhört, ist auch unsere vorderste Linie wieder lebendig: die Leute hatten nur liegend bessere Deckung genommen. Jetzt springen sie alle auf, und im Laufschritt geht es vorwärts und vorwärts auf den Wald zu, der Deckung gegen Artillerie verspricht.

Mit der zweiten Welle dringe auch ich in diesen Abschnitt ein. Es ist kaum zu glauben, wie dieser Wald zerschossen ist. Kein Baum, der nicht wenigstens mehrere Sprengstücke erhalten hat; sehr viele sind durch Volltreffer förmlich abgemäht. Ein furchtbares Durcheinander von Stämmen, zersplitterten Zweigen und tiefen Granatlöchern. Von vorne ertönen Schüsse. Wahrscheinlich ist unsere erste Linie vor der zweiten französischen Stellung angekommen.

Schneller arbeiten wir uns durch die Wirrnis vorwärts. Da sieht man auch schon unsere feldgrauen Märker. Verstreut liegen sie am Boden. Vor ihnen eine dichte Wand von Astverhauen und Drahthindernissen, aus denen vereinzelte Schüsse kommen. Wie die Schlangen kriechen die Leute vorwärts. Mit der Drahtschere wird ein Stacheldrahtverhau nach dem anderen beseitigt. Äste werden auseinander gezogen, oder man versucht darüber weg oder darunter durch zu klettern.

Schnell ist auch unsere Welle heran. Jeder Mann hat sein Gewehr auf dem Rücken, in der Hand drei Handgranaten. Die Zündschnur wird abgerissen, man zählt bis fünf, und vorwärts fliegen die Granaten über die Hindernisse fort. Alles wirft sich zu Boden, um nicht durch die eigenen Sprengstücke getroffen zu werden. Und nun knallt es drüben los. Die meisten Würfe sind zu kurz gegangen; aber einige müssen gesessen haben, denn lautes Wehgeschrei ertönt vom Feinde her. Jetzt dringen auch wir in die Hinderniswand ein und lassen Äxte und Drahtscheren arbeiten. Vor uns wird nicht mehr geschossen, nur von seitwärts her kommt noch das langsame Knattern eines französischen Maschinengewehrs. Gerade stürmt unsere dritte Welle heran, und schon sind die vordersten von uns im feindlichen Graben. Man hört Hurra schreien. Die ersten Gefangenen sind gemacht.

Bald sitzen auch wir in der genommenen Stellung. Ich gebe einige kurze Anweisungen. Ein Teil der Leute baut sofort den Graben zur Verteidigung nach der feindlichen Seite aus, denn jeden Augenblick kann der Feind Gegenstöße machen. Ein Teil räumt den Graben auf, sucht die Unterstände nach weiteren Gefangenen ab und läßt diese durch einzelne Leute zurückführen. Da kommt von links die Meldung, daß der Gegner sich dort noch hielte und daß er den Graben nach uns zu durch eine Sandsackbarrikade abgedämmt habe. Beim Versuche, diese zu nehmen, sind einige meiner Leute gefallen.

Jetzt kommen uns aber schon deutsche Rufe von drüben entgegen. Die ganze zweite französische Stellung ist erobert. Ich lasse Leuchtkugeln hochschießen, als

Zeichen für die hinteren Truppen und besonders für unsere Artillerie, daß der feindliche Graben fest in unserer Hand ist.

Jetzt heißt es die Truppe wieder ordnen, denn in einer Stunde soll es gegen den dritten feindlichen Graben weiter gehen. Schon kommt auch unsere wackere Regimentsmusik, um die Verwundeten zurückzutragen, die, Gott sei Dank, meist Franzosen sind. Unsere Artillerie hat gut vorgearbeitet. Böse sieht es aus in den genommenen Gräben. Ein Wunder, daß die Besatzung sich überhaupt noch zu verteidigen wagte. In Haufen liegen die Toten und Verwundeten herum.

Jetzt setzt auch die französische Artillerie wieder ein. Aber ziemlich planlos streut sie im ganzen Walde umher. Sie weiß nicht, bis zu welcher Stelle wir schon vorgedrungen sind, und schießt sicher auch vielfach auf eigene Truppen.

Unterdessen ist ein weißes Band durch den Wald bis zu uns hin gelegt worden, damit die nachfolgenden Truppen den kürzesten Weg finden, besonders später bei Dunkelheit. Dann trifft auch der Bataillonskommandeur ein und mit ihm ein Fernsprechtrupp, und gleich darauf macht der Bataillonsadjutant dem Regiment telephonisch Meldung von den bisherigen Erfolgen. Der Regiments-kommandeur läßt dem Bataillon seinen Dank sagen für den schön gelungenen Angriff und befiehlt die Fortsetzung bis in die dritte feindliche Stellung in dreißig Minuten.

Schon kommen unsere vorgeschickten Erkundungsmannschaften zurück und melden, daß die dritte französische Stellung noch unter derartigem Feuer unserer Geschütze läge, daß man nicht näher als 400 Meter heran könne. Und wir hören, wie es über uns pfeift und rauscht und brummt von den Geschoßbahnen aller Kaliber. Da soll der Feind schon mürbe werden.

Aber zu schaffen hat er uns doch noch gemacht. Auch die dritte feindliche Stellung lag im Walde, und der Angriff verlief nicht viel anders wie der erste. Nur an einzelnen Stellen hielt sich der Gegner noch lange Zeit, und erst mit Einbruch der Dunkelheit konnten wir wieder unsere Leuchtkugeln steigen lassen, als Zeichen, daß auch die dritte Stellung des Gegners genommen war. —

Das war unser erster Kampftag vor Verdun. Und noch weitere elf Tage folgten. Tage unerhörter Anstrengung, voller Entbehrungen und voller Verluste. Niemals einmal ein Dach über dem Kopfe, niemals ein wärmendes Feuer, dabei Kälte, Regen und Schnee, und das allerschlimmste: eigentlich ununterbrochen im feindlichen Artilleriefeuer. Denn der Gegner streute Tag und Nacht das Gelände hinter unsrer Front ab. So etwas kann nur eine erstklassige Truppe ertragen.

In diesen zwölf Kampftagen haben fünf verschiedene französische Regimenter uns gegenüber gefochten. Keines von ihnen hat es länger als drei Tage ausgehalten. Dann waren sie entweder vernichtet oder demoralisiert und mußten durch frische Truppen ersetzt werden. Allerdings muß unser Artilleriefeuer entsetzlich sein, denn alle Gefangenen sagen, es wäre die Hölle gewesen.

Und nun kam unser letzter Kampftag. Stark geschwächt war das schöne Regiment: eine Reihe Toter, viele Verwundete, und mancher Erkrankte fehlten in unseren Reihen. Todmüde und erschöpft waren unsere Leute. Aber als der Kommandierende anfragte, ob das Regiment noch gefechtsfähig wäre, da konnte unser Kommandeur mit Recht sagen: „Einen siegreichen Sturm hält das Regiment



Artilleriefeuer auf der Front nordwestlich von Verdun. Im Vordergrunde Drahthindernisse vor französischen Grabenstellungen

noch aus, dann aber muß es einige Tage zur Ruhe und Auffrischung zurückgenommen werden."

Und es kam der Befehl zum Angriff auf das stark ausgebaute Dorf westlich der kürzlich genommenen Panzerfeste und auf einen daneben gelegenen Stützpunkt. Hier hatten die Franzosen ihre Hauptverteidigungslinie. Die Panzerfeste war dem ersten Ansturm erlegen, während der Angriff auf das Dorf schon dreimal mißlungen war. Denn das Dorf lag in der Tiefe und war weniger durch unsere Artillerie gefaßt worden.

Mit zwei Bataillonen sollte das Regiment von der Front her angreifen, während wir von der Panzerfeste aus gegen die Flanke der Stellung vorgehen sollten.

Mittags erhielten wir den Befehl in die Feste einzurücken. Das war nicht ganz einfach, denn unbeschossen war dort nicht hin zu kommen. Also wurde das ganze Bataillon in Gruppen zu zehn Mann aufgelöst, die sich einzeln und in großen Abständen vorwärts pirschten.

Jetzt ist die Reihe an uns. Wir gehen auf eine Höhe zu, hinter der eine unserer Batterien steht. Noch sind wir zweihundert Meter von der Batterie entfernt, als plötzlich vier schwere Granaten in die Batterie einschlagen. Ein Feuerüberfall. Anscheinend hat der feindliche Fesselballon, der hoch über dem Maastale steht, die Batterie entdeckt. Schnell werfen wir uns nieder. Denn Schlag auf Schlag folgen die schweren Explosionen, die wie das tiefe Bellen großer bösartiger Hunde klingen. Die Bedienungsmannschaften waren sofort in den Deckungsgräben verschwunden. Da, eine helle, hoch auflodernde Flamme: ein Haufen Kartuschen hat sich entzündet. Ein Glück, daß es keine Granaten waren, denn die wären uns doch etwas um die Ohren gesprungen. Nach etwa fünfzig Schüssen hört der Feuerüberfall auf. Wir gehen vorsichtig weiter, und die Kanoniere kommen aus ihren Löchern wieder heraus. Kaum einer ist verwundet.

Dicht bei der Batterie steht ein französisches Feldgeschütz, der Rest einer zusammengeschossenen Batterie. Ein einzelner Kanonier ist damit beschäftigt, die noch reichlich vorhandene französische Munition ihren Erzeugern zurückzuschicken. Er schießt langsam — alle fünf Minuten einen Schuß — denn er muß ja alles allein besorgen. Er erzählt mir, daß sein Geschütz gerade auf den Marktplatz von Verdun gerichtet sei und fragt mich: „Wollen Sie nicht auch einmal schießen? Es kostet nur eine Mark für die Batteriekasse." Natürlich war ich gerne bereit und feuerte voll innerer Befriedigung für eine Mark eine Granate auf Verdun ab. Der wackere Kanonier bedankte sich sehr und bat mich, ihm gelegentlich doch weitere Kunden zuzuschicken, was ich natürlich gern versprach.

Jetzt sind wir auf der Höhe. Vor uns liegt der gewaltige Klotz der Panzerfeste, die wir seit fünf Tagen fest in der Hand haben. Rechts davon der zerschossene Kirchturm des Dorfes, das die Franzosen vorläufig noch halten. Und davor eine mit Rauch erfüllte Ebene, auf der fortwährend die feindlichen Geschosse einschlagen. Der Gegner legt Sperrfeuer hinter unsere vordersten Linien, um das Heranführen neuer Truppen zu verhindern. Wir sehen, wie sich die einzelnen Gruppen des Bataillons vorarbeiten. Einmal laufen sie schnell hundert

Meter vor durch eine besonders gefährdete Stelle, dann bleiben sie wieder eine Zeitlang liegen und versuchen, einige Deckungen im Gelände zu nehmen.

Nun müssen auch wir vor. Gehend, laufend, stolpernd, von Granatloch zu Granatloch springend, schweißgebadet und außer Atem, aber ohne Verluste, so kommen wir vor der Panzerfeste an. Ein kleiner Vorgraben wird durchklettert, das Glacis erstiegen, und wir stehen vor dem tiefen Graben, in den wir auf einer Leiter hinunterklettern müssen. Hier sind wir sicher vor jedem feindlichen Feuer. Und der Gegner schießt kräftig und ununterbrochen auf die Feste. Aber sie ist stark und gut gebaut und hält jedem französischen Feuer stand. Nur unseren 42ern war sie nicht gewachsen. Aber auch der von unserer Beschießung verursachte Schaden war nicht so sehr erheblich und ist schon größtenteils wieder ausgebessert. Die Feste wäre von einem energischen Verteidiger noch lange zu halten gewesen.

Vom Graben aus geht es durch einen Gang in das Innere des Werkes. Ein Gewirr von dunklen Gängen, das unsere Taschenlampen mühsam erhellen, und von bombensicheren Unterkunftsräumen. Überall Dreck und Gestank: das bezeichnende Bild aller französischen Mannschaftsräume. Zum Aufräumen und Säubern hatten wir noch keine Zeit. Schließlich finde ich den Weg zu einem Beobachtungs-Panzerturm. Ein überraschendes Bild sieht man durch den schmalen Schlitz: das weit überschwemmte Maastal mit Verdun liegt einem zu Füßen. Deutlich sieht man die nur acht Kilometer entfernte Stadt mit ihren Türmen und Kasernen.

In der Nacht gibt es Arbeit für uns. Da wir aus dem Fort heraus nicht stürmen können (der einzige Weg führt über schmale Leitern), müssen wir uns während der Dunkelheit eine Sturmstellung vor der feindlichen Linie ausheben. Und trotz ihrer Müdigkeit arbeiten unsere Leute mit Hilfe braver Pioniere so



Zerstörte französische Grabenstellung



Das Innere des Forts Douaumont nach der Erstürmung. Phot. Paul Lamm

fleißig, daß bei Tagesanbruch alles fertig ist. Nur ein paar Posten bleiben in tiefen Löchern in der Stellung, alles andere wird zurückgezogen.

Am anderen Morgen, sobald es so hell ist, daß die Beobachter aus den Fesselballons genügend sehen können (auf unserer Seite zählen wir sechs Stück in einer Reihe), beginnt unser Artilleriefeuer. Binnen kurzem breitet sich über das Dorf und das daneben liegende Werk eine dichte Rauchwand, in der man nichts mehr unterscheiden kann. Die Franzosen merken jetzt auch, daß es Ernst wird. Sie belegen andauernd unsere vorderste Linie und das dicht dahinter liegende Gelände mit einem dichten Riegel von Sperrfeuer. Auch die Panzerfeste wird heftig, aber wirkungslos befeuert.

Plötzlich bekomme ich einen süßlichen Geruch in die Nase. „Feindlicher Gasangriff!" schreie ich den nächsten Leuten zu und höre noch, wie der Ruf weiter gegeben wird. Dann schnell die Maske vom Leibriemen genommen. Ein Griff, und sie sitzt fest auf dem Kopfe. So, jetzt können sie so viel Gas verschießen, wie sie wollen. Aber eine Zeitlang tränen mir die Augen doch etwas. Nach einigen Minuten ist alles vorbei. Der Wind war zu kräftig.

Jetzt ist es Mittag, wo die schwere Artillerie ihr Feuer nach hinten verlegen soll, damit unterdessen unsere Leute die Sturmstellung einnehmen können. Ich habe die Beobachtung im Panzerturm übernommen. Vorsichtig kriechen unsere Leute über die Leitern hoch und verschwinden in dem neu ausgehobenen Graben. Lange merkt der Gegner nichts. Aber jetzt füllen sich seine Gräben mit dichten Schützenmassen, aus den Unterständen quillt es hervor, und gleich darauf setzen schon zwei seiner Maschinengewehre ein. Nun aber sind die zehn Minuten herum,

die unseren Leuten zum Einnehmen der Sturmstellung gegeben waren. Alles duckt sich auf den untersten Teil des Grabens, denn mit einem Schlage fällt unser ganzes schweres Artilleriefeuer wieder über Dorf und Stellung her, hinein in die dichtgefüllten französischen Gräben.

Eine Stunde noch braust diese furchtbare Dusche hernieder, dann macht die Artillerie eine Feuerschwenkung auf ein anderes Ziel, und im gleichen Augenblick erheben sich auf der ganzen Linie unsere Sturmkolonnen. Merkwürdig dünn und schwächlich sehen sie aus, aber ich weiß, unsere erlesensten Leute sind dabei, die einen zehnfachen Gegner werfen würden. Vorwärts stürmen sie im schnellsten Lauf. Schon sind sie dicht vor den feindlichen Gräben, da sehe ich ein Bild, das mir einen Augenblick das Herz erstarren macht. Aus den französischen Gräben erhebt es sich in dichten Schwärmen; eine unendliche Überlegenheit stürzt sich auf unsere paar wackeren Stürmer. Aber ein Wunder geschieht. Ruhig bleiben die Unsrigen stehen. Und die Franzosen laufen auf sie zu, laufen hindurch, laufen auf das Panzerwerk zu, was sie können, und klettern und fallen die Leitern hinunter in den Graben. Und jetzt erst sehe ich: sie haben ja keine Waffen, sie wollen sich ergeben, sie wollen so schnell wie möglich aus dem entsetzlichen Feuer heraus. Bald ist der ganze Graben des Werkes voller Gefangener, viel mehr als unser ganzes Bataillon stark ist.

Im Dorf aber geht der Kampf weiter. An einzelnen Stellen hält sich der Gegner noch. Aber auch von der anderen Seite war unser zweites Bataillon eingedrungen, und bald ist das ganze, äußerst stark befestigte Dorf genommen. Weit über 1000 Gefangene und 10 Maschinengewehre bleiben in unserer Hand. Der französische Regimentskommandeur mit seinem Stabe wurde in einem Unterstande gefangen genommen. Ich sprach ihn an und erfuhr folgendes. Sein Regiment gehört zu den besten aktiven Regimentern Frankreichs. Seit Monaten befand es sich in Ruhe hinter der Front. Erst am Abend vor unserem Angriff war es in voller Kriegsstärke (3000 Mann) in das Dorf eingerückt; zwölf Stunden später war es vernichtet bis auf den letzten Mann. Was nicht unserem Trommelfeuer zum Opfer gefallen war, das nahmen wir gefangen. — Das war unser letzter Kampftag vor Verdun, bevor wir für einige Zeit zurückgenommen wurden. Gewiß haben wir schwere Verluste gehabt in den zwölf Tagen, die wir eigentlich dauernd im Feuer lagen. Aber die Gewißheit hatte ein jeder bei uns: die Verluste des Gegners müssen die dreifachen wie bei uns gewesen sein. — — —

25. Februar 1916. Zusammenbruch des Widerstandes in der Woëvre-ebene

Der 24. und 25. Februar brachte uns aber nicht nur die großen Erfolge unseres von Norden her vorbrechenden Angriffs. Am 25. brach auch, wie der Tagesbericht melden konnte, der feindliche Widerstand auf der ganzen Front in der Woëvreebene bis in die Gegend von Marcheville, südlich der sogenannten Nationalstraße Metz—Paris, zusammen; unsere Truppen folgten überall dem weichenden Gegner.

Wir kennen schon von früher her diese Woëvre-Ebene. Es handelt sich um den weitausgedehnten Raum, der zwischen den Moselhöhen im Osten und den zum Teil ziemlich steil ansteigenden Côtes Lorraines im Westen, hart östlich Verdun, liegt. Zwei große wichtige Straßenzüge durchschneiden sie von West nach Ost: die nördlichere, man vergleiche die Karte und S. 7 dieses Bandes über Etain

(der Ort war seit 1914 in unserer Hand), die südlichere, die oben genannte Nationalstraße, über Gravelotte und Mars-la-Tour.

Unsere Stellungen hier liefen seit langen Monaten, im Norden anschließend an die der 3., der kronprinzlichen Armee, westlich Etain über Boinville und Darmont, bogen dann in südlicher Richtung auf Maizeray ab, wendeten sich darauf mehr südwestlich, um etwa bei dem heißumstrittenen Combres nahe an die Côtes Lorraines heranzutreten und strebten endlich wieder dem Maasufer zu, das sie ungefähr in der Höhe des westlich des Flusses gelegenen Forts des Paroches erreichten. Die hier seit langen Monaten angesetzte Armeeabteilung von Strantz, die bereits die schweren Kämpfe im Raum von Combres glänzend durchgefochten hatte, war dem Oberkommando der Armee des Kronprinzen unterstellt.

Armee-abteilung des Generals von Strantz

Mit dem 25. Februar also war die unserer Front gegenüberliegende scheinbar ungemein fest gefügte Stellung der Franzosen in ihrem nördlichen Teil ins Wanken und Brechen gekommen. Der 26. brachte unsere Feldgrauen aufs neue weiter vorwärts. Im Norden von Verdun nahmen sie Champneuville, die Côte de Talou, erstürmten die ausgedehnten Befestigungsanlagen um Hardaumont.

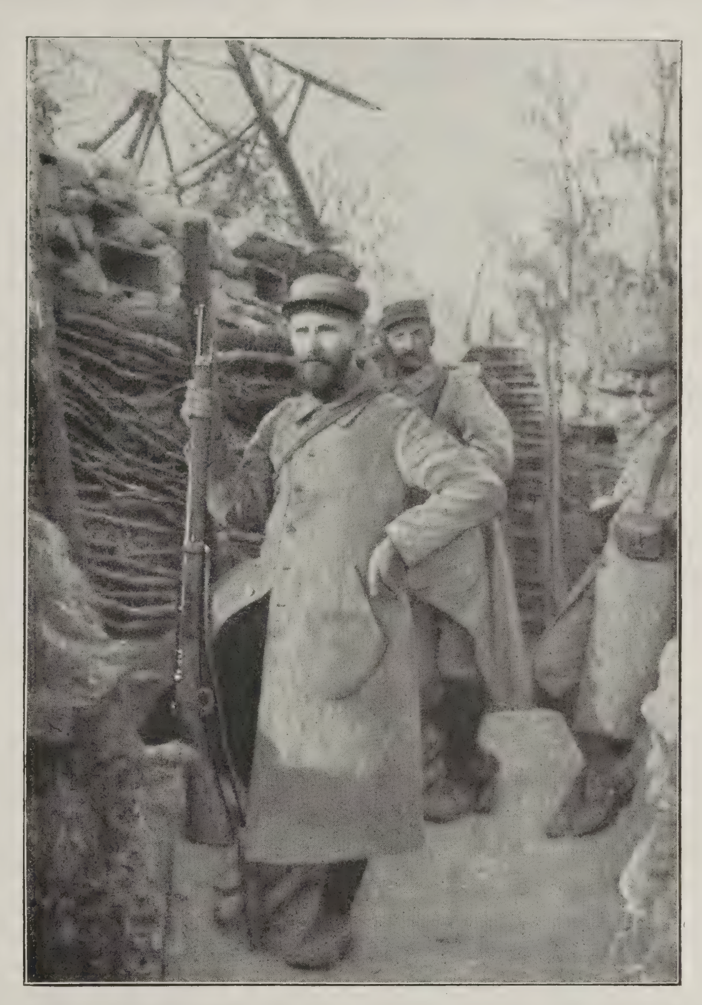
Über den Sturm gegen den Wald und das Werk Hardaumont berichtet Hauptmann Pietsch in der Täglichen Rundschau. Wenigstens auszugsweise sei seine übersichtliche Schilderung hier eingeschaltet.

. . . Der Hardaumont, schrieb er, ist eine vom Hochplateau der Feste Douaumont (388 m) nach Osten vorspringender Höhenzug, der sich etwa zwei Kilometer nach Osten hinzieht, um dann, in scharfem Bogen umbiegend, sich etwa zwei Kilometer nach Norden zu erstrecken und mehrere scharf gekennzeichnete Nasen in östlicher Richtung in die Woëvre und eine massigere Bergkuppe nach Süden auszusenden. Dieses in sich geschlossene Höhenmassiv ist begrenzt: im Osten durch die Straße Bezonvaux—Damloup, im Westen durch eine tiefe Schlucht, die vom Dorf Bezonvaux nach Südwesten verläuft, und im Süden durch die Straße Feste Douaumont—Vaux, dann, dem Vauxbach folgend, bis zur Straße Bezonvaux—Damloup.

Die einzelnen Ausstrahlungen des Hardaumont sind durch scharf eingeschnittene Schluchten voneinander getrennt, deren beschwerliche Gangbarkeit durch die geröllreichen Abhänge dort vorhandener Steinbrüche und Felsspalten sehr beschränkt ist. Auch auf den einzelnen Bergnasen, die größtenteils bewaldet sind, ist die Bewegung infolge der Bodenbeschaffenheit und der besonders im westlichen Teil vorhandenen dichten Waldstücke sehr erschwert und nur auf den wenigen brauchbaren Wegen leicht.

Nur zwei künstlich zu festen Straßen ausgebaute Wege sind vorhanden, von denen eine zur nördlichsten Spitze des Hardaumont, die andere auf den direkt nach Osten gerichteten Höhenzug entlang führt. Diese beiden Wege sind chaussiert und dienten nur rein militärischen Zwecken. Denn am Ende beider Kunststraßen liegen Befestigungsanlagen, die alle ihren ganz besonderen Zwecken dienten . . . Auf der südlichsten nach Osten vorspringenden Bergkuppe liegt das Ouvrage d'Hardaumont, eine Gruppe verschiedener Befestigungsanlagen, die ihrer bequemen Versorgung wegen durch eine gute fahrbare Straße mit der Feste Douaumont beziehungsweise mit dem Dorf Vaux verbunden sind . . .

Neben diesen ständigen Befestigungen waren natürlich im Laufe des Krieges die vorhandenen Wälder stark befestigt. Außer mehrfachen Stellungen mit davor angelegten Hindernissen waren noch Blockhausreihen, die alle einer nachhaltigen Verteidigung dienen sollten, jedes einzelne Haus für sich ein Stützpunkt, und die Abhänge östlich des Ouvrage d'Hardaumont mit aller Kunst zur hartnäckigen Verteidigung eingerichtet. Ferner sorgten an den verschiedensten Stellen des umliegenden Höhengeländes eingebaute Batterien und Maschinengewehre dafür, daß keine toten (unbestrichenen) Winkel vor den schroff abfallenden Höhen entstanden und alle Geländefalten zur Genüge bestrichen wurden.



Französischer Beobachtungsposten an der Maas

Nach der Einnahme der Panzerfeste Douaumont und des Erdwerkes Ouvrage de Bezonvaux am 25. und 26. Februar 1916 galt es nun, auch im Laufe des 26. Februar, sich der Befestigungsgruppe und des Waldes von Hardaumont zu bemächtigen, ehe unsere Truppen ihren Einfluß bis zum Vauxbachtal ausdehnen und in dasselbe eindringen konnten. Dies war bei den vorhandenen Anlagen und bei etwaigem hartnäckigem Widerstand des Gegners ein schwerer Auftrag.

Wir wollen den mit ihm betrauten Truppen folgen!

Wütend und männermordend tobt die Schlacht auf der ganzen Front, vergeblich sind die Versuche der Franzosen, sich der verlorenen Panzerfeste Douaumont wieder zu bemächtigen. Sie werden abgewiesen.

Der Auftrag zum Angriff auf das Ouvrage d'Hardaumont ist erteilt. Am 26. Februar gegen 12 Uhr mittags bei frostigem, ziemlich klarem und beständigem Wetter tritt die Abteilung den Vormarsch in drei Kolonnen an.

Während die rechte Flügelkolonne rechts (westlich) des Werkes sich auf den Hardaumontwald in Bewegung setzt, marschierte die Mittelkolonne auf das Werk direkt zu und die linke Kolonne im Gelände links (östlich) des Ouvrage d'Hardaumont vor.

Die Vorwärtsbewegung der drei Kolonnen gestaltete sich bei dem fast wegelosen, geröllreichen, bewaldeten und faltenreichen Gelände sehr beschwerlich; nur mühsam ist die Verbindung zu halten, nur langsam kommen die Abteilungen vorwärts. Sie stoßen auf äußerst hartnäckigen Widerstand des Gegners. Nicht allein die Waldränder, sondern vor allem die auf der Höhe verteilten, teilweise versteckt angebrachten Blockhäuser sind besetzt, und ein Regen von Geschossen empfängt die angreifenden deutschen Wellen.

Jedes Blockhaus ist für sich allein eine kleine Festung, die aber dank der Tapferkeit und dem Schneid der Infanterie und infolge der geschickten Führung nach heißen Kämpfen nach und nach überwunden werden.

Die Vorwärtsbewegung wird fortgesetzt: nach kurzer Zeit am Nordrand des westlich vom Ouvrage d'Hardaumont befindlichen Walde neuer Widerstand. Hier sind die Waldränder, die Knicks mit aller Kunst zur hartnäckigen Verteidigung eingerichtet, und Infanterie- und Maschinengewehrfeuer rasseln unaufhörlich den Stürmenden entgegen, aber trotz alledem dringen sie, allmählich Gelände gewinnend, bis auf 100 Meter an das Werk und die feindliche Stellung heran.

Die von Norden vordringende Abteilung stößt auf ebenso hartnäckigen Widerstand. Hier kann nur die Artillerie einen weiteren Erfolg gewährleisten. Der Wunsch und die Notwendigkeit nach Artillerievorbereitung wird übermittelt, und nach wenigen Minuten läßt ihre eherne Stimme sich hören. Krachend schlagen die Artilleriegeschosse ins Innere des Werkes ein, große Wolkenberge erzeugend. Die Schüsse sitzen gut. Plötzlich platzt etwa gegen 3 Uhr nachmittags eine Granate schweren Kalibers 5 Meter vor dem Werk, einen mächtigen Trichter bildend, als man von unserer vordersten Linie aus das Schwenken einer weißen Flagge im Ouvrage d'Hardaumont bemerkt. Ein Zeichen der Übergabe!

26. Februar 1917. Werk Hardaumont genommen

Dies ist für unsere Feldgrauen gleichsam ein Befehl zur Beendigung des unaufhörlich rollenden Infanterie- und rasselnden Maschinengewehrfeuers, und wie auf Kommando stürzen die Kompagnien vor — unser Artilleriefeuer schweigt, — die Kompagnien dringen von der Nordostecke ins Werk ein, machen die gesamte Besatzung, bestehend aus einem Offizier, 120 Mann, zu Gefangenen und erbeuten noch drei Maschinengewehre.

Durch die Eroberung des Werkes kommt naturgemäß die ganze französische Stellung auf dem Hardaumont ins Wanken!

Die inzwischen östlich des Werkes vorgehende Abteilung, die besonders schwierige Geländeverhältnisse in dem zerklüfteten Terrain und den Steinbrüchen zu überwinden hat, tritt in diesem Augenblick in Tätigkeit. Der hier in starker Stellung eingenistete Gegner kann dem energischen Angriff nicht mehr widerstehen und muß, verfolgt von unserem Verfolgungsfeuer, seine Gräben räumen. Der feindliche Hauptwiderstand ist auch hier vollständig gebrochen. Der sich kämpfend zurückziehende Gegner wird mit Feuer überschüttet, und der gleichzeitig einsetzende erneute Angriff unserer ganzen Linie zwingt den Gegner,



Ein deutscher Flieger im Angriff auf einen französischen Munitionszug auf der Strecke nach Verdun

auch seine Stellungen südlich des Werkes aufzugeben und über die Kleinbahn Bezonvaux—Dorf Vaux—Fleury südlich des Hardaumont zurückzugehen. Erst auf halber Höhe des südwestlichen Bergabhanges kommt der nunmehr fliehende Gegner im abendlichen Dunkel zum Stehen. Unsere siegreichen Truppen freuen sich des errungenen Erfolges und kommen nach der großen Anstrengung und in jeder Beziehung hervorragenden Leistung des Tages zur wohlverdienten Ruhe.

Die Verbände werden geordnet, im Dunkel des Abends neue Stellungen geschaffen, während die gegnerische Artillerie fortfährt, durch schwere Artillerie, wie schon am Tage, das gesamte Gelände zwischen Ornes und Bezonvaux mit Sperrfeuer zu belegen . . .

General der Infanterie von Guretzky-Cornitz. Phot. Kühlewindt

In vier Stunden war die beherrschende Stellung des Hardaumont genommen und bis gegen 7 Uhr abends der Gegner gezwungen, bis zum Vauxtal seine starken Stellungen zu räumen! — — —

Vergeblich setzten die Franzosen neue Artilleriemassen ein, vergeblich stürmten frische, zum Teil durch Kraftwagen herangeführte Verbände gegen die gewonnenen Stellungen, zumal gegen Fort Douaumont, an; sie wurden unter blutigsten Verlusten zurückgeschlagen.

Am 28. Februar überschritten in der Woëvre-Ebene, wie der Tagesbericht meldete, unsere Truppen Dieppe, Abaucourt, Blanzée, säuberten das ausgedehnte Waldgebiet nordöstlich von Watronville und Haudiomont, nahmen in tapferem Anlauf Manheulles und Champlon. Am 6. März wurde nach heißem Kampf Fresnes erstritten. Am 8. März erfolgte wieder von der Woëvre-Ebene aus ein großer Schlag: es stürmte die 9. Reservedivision unter Führung des Generals der Infanterie von Guretzki-Cornitz nach gründlicher Artillerie-Vorbereitung Dorf und Feste Vaux nebst zahlreichen anschließenden Befestigungen in einem glänzenden Nachtangriff. Die Posenschen Reserveregimenter Nr. 6 und 19 zeichneten sich dabei besonders aus. In der Panzerfeste Vaux, die bei dem Nachtangriff nur einzelne schwache Sturmabteilungen erreicht hatten — zu schwach, um sich halten zu können — gelang es dann den Franzosen vorläufig wieder Fuß zu fassen, alle übrigen Errungenschaften aber wurden gehalten und wütende Gegenangriffe erfolgreich zurückgewiesen.

6. März 1916. Einnahme von Fresnes

8. März 1916 9. Reservedivision (Pos. Reserveregimenter Nr. 6 u. 19) stürmen Dorf und Feste Vaux

Inzwischen hatten sich auf dem Westufer der Maas große Kämpfe entsponnen. Bevor wir aber auf diese eingehen, sei uns gestattet, wieder, wenn auch nur auszugsweise, eine packende Schilderung des Ringens im Woëvregebiet aus

der Feder von Dr. Max Osborn wiederzugeben, die zuerst in der Vossischen Zeitung erschienen ist.

... In mehrfachen langen Wanderungen habe ich soeben das Kampfgelände der Woëvre durchstreift und einen Begriff bekommen von der Ausdehnung des Landgebiets, das in unsere Hände fiel. Erst durch Vergleichen lernt man recht erkennen. Es sind ein paar Monate vergangen, seit ich hier, im Scheitelpunkt des großen Bogens, den unsere Front damals beschrieb, durch unsere vordersten Stellungen kletterte und zu den nahen Schanzwerken der Franzosen hinüberblickte. Wie damals leuchteten auch jetzt die niedrigen Bodenwellen braun und weiß. Aber ganz anders, als es unter den ersten Winterspuren des November gewesen, ward alles unter der Decke des späten Märzenschnees. Was seinerzeit als feindliches Gebiet vor mir lag, ist nun meilenweit deutscher Besitz geworden.

Kam man früher von Conflans her westwärts die Straße entlang, die nach Etain führt, so hieß es schon von den Dörfern Jeandelize und Olley ab scharf aufpassen, daß von den südwestlich hingelagerten sanften Höhenzügen der Franzose den Besucher nicht bemerkte und mit lautem Geknall begrüßte. Dann tauchte Buzy auf, das zerschossene Nest an der Orne, und aus den Gräben und Sappen, die in unmittelbarer Nachbarschaft lagen und unsere erste Linie bedeuteten, gewahrte man die dunklen Zeilen der Stellungen des Feindes, das aufgeworfene Erdreich seiner Stützpunkte, die schwarzen kleinen Spalten seiner Beobachtungsposten. Nun ist das alles gesäubert und frei. Wir steigen aus unsern alten Schützengräben, schreiten durch die Drahtverhaue, die ihnen ehemals Schutz gaben, und bewegen uns im einstigen neutralen Gebiet, das zwischen den Stellungen hüben und drüben lag. Und dann hinüber, weiter, ins frühere Franzosengelände hinein.

Mit unsäglichen Mühen hatte der Gegner diese Eckpartie seiner Woëvre-Front befestigt. Ein ganzes Meer von Stacheldraht zieht sich über den Boden. So weit das Auge reicht, steht Eisenstange neben Eisenstange, zwischen denen das dornige Geflecht gespannt ist. Fast wie ein Weingefilde sieht das aus, nur weniger anmutige Erinnerungen weckend. Undurchdringlich sollte die Strecke vor den französischen Gräben werden, ein verhexter Wald voll spitzer Haken, tückischer Fußangeln, labyrinthischer Gänge zwischen verwickelten Spiralen und mörderischen Gittern. Hier sollten sich die Deutschen verfangen, feste Ziele der Franzosengewehre werden, sich zu Tode zappeln, wenn sie es einmal wagen würden, anzugreifen. Durch dies teuflische Gehege würde niemand durchkommen. So spekulierten sie — und verrechneten sich. Denn was sie so fleißig in anderthalb Jahren geknüpft und genagelt, gedreht und geschlungen hatten, mußten sie nun verlassen. Und durch das Meer der Stachelzäune bahnten sich die Deutschen ihren Weg nach vorne.

Wandert man weiter nordwestlich, über das zertrümmerte Dorf Warcq, das noch zu unserem alten Besitz gehört und heute wie seit achtzehn Monaten täglich die Grüße der feindlichen Granaten erhält — denn wenn der Franzose hier auch keinen Einblick mehr hat, so liegen alle diese Orte und Straßen natürlich noch im Bereich seiner schweren Artillerie —, dann über Etain und an Foameix vorbei, so gelangt man an den Punkt, an dem die Woëvre-Kämpfe der letzten Wochen

einsetzten. Dort liegt, ein wenig südwestlich des Ortes Morgemoulin, der Charrière-Wald, der nordöstliche Eckpfeiler der feindlichen Woëvre-Stellung — der Winkel zugleich, von wo aus diese Stellung Ende Februar bis weit nach Süden herunter aufgerollt wurde.

Die Franzosen hatten hier einen starken Stützpunkt ausgebildet. Das Dickicht bot Schutz genug für diese Arbeit. Nicht unmittelbar am Waldrand, wo sie unserer Sicht ausgesetzt waren, sondern ein paar Meter weiter zurück fingen die Befestigungen an, um sich weithin zu ziehen. Heute sind sie nichts als ein wüstes Durcheinander, das von wildem Kampfgetobe erzählt. Denn hierher vor allem richtete sich das deutsche Feuer, das in der Woëvre mit ungestümer Gewalt den Angriff nördlich von Verdun begleitete. Alles ist zerstampft und zerfetzt. Die zerrissenen Drähte stehen in Zacken in die Luft, daß man oft Mühe hat, sich durchzuwinden. Die Unterstände haben Treffer wie Püffe von Gigantenfäusten abbekommen. Unter einem zersplitterten Baum steht ein verfallenes Blockhaus, halb zusammengesunken — Haus und Baum miteinander wie die Dekoration eines gruseligen Märchendramas. Die Maschinengewehrstände sind zertrommelt. Munition liegt umher, wie von einem Sämann verstreut. Hier ein geladenes Gewehr. Dort ein Haufen Handgranaten. Dort ein Kasten mit Pulversäckchen. Dazwischen die Trichter unserer Geschosse. Ein groteskes und phantastisches Zauberrevier.

Tagelang schlugen die deutschen Zuckerhüte hier ein, jagten durch das Gestrüpp, durch die Bäume, denen sie die Äste abhieben, durch das Unterholz, das knackend zerbrach. Das muß verflucht ungemütlich gewesen sein. Zugleich kamen die bedenklichen Nachrichten von Haumont und Beaumont, von Brabant und Douaumont und Hardaumont über die Côtes. Am 25. Februar hatten die Franzosen genug. Die ganze Lage wurde ihnen unheimlich. Sie bauten ab und rückten aus, so verschwiegen und heimlich, wie es sich machen ließ. Mit Staunen merkten die Unsern, daß der Feind zu weichen begann, und stießen nach, den Abziehenden in den Rücken feuernd, ihre aufgegebenen Stellungen besetzend, ihr zurückgelassenes Kriegsmaterial als Beute fassend. Die Franzosen schienen gar nicht zu Atem zu kommen. Sie räumten den gesamten ersten Abschnitt ihrer Woëvre-Stellung. Räumten die den Côtes parallel gehende Linie Herméville—Braquis—Hennemont. Versuchten erst hinter dieser Linie in Ville-en-Woëvre am 26. Widerstand zu leisten, wurden aber sogleich überwältigt, noch weiter zurückgetrieben und machten erst auf der südwestlicher gehenden Linie Manheulles—Fresnes—Champlon Halt, um sich ernstlicher zu verteidigen; nun schon fast am Fuße der Côtes.

Die Verjagung des Feindes aus diesen drei Punkten — Manheulles, Fresnes, Champlon — bildet den zweiten Teil der Woëvre-Kämpfe. Von ihm sei demnächst berichtet. Für heute folge ich der Wanderung durch den ersten geräumten Abschnitt, die ich zurücklegen konnte. Sie führte vom Charrière-Walde in südlicher und südöstlicher Richtung. Und nun erst zog sie uns in die drohende Region der ohne Unterbrechung weiter tosenden Schlacht.

In der Nähe taucht ein Haufen französischer Gefangener auf. Kommen von den Höhen her, aus den Kämpfen bei Douaumont. Alte Reservisten und junge Burschen, von deutschen Husaren eskortiert. Ihre Bekleidung ist gut, aber ihre

Gesichter sind todmüde. Die Spuren furchtbarer Anstrengungen liegen auf ihren blassen Wangen, ihren matten Augen. Aber dies hält sie aufrecht: das Glücksgefühl, dem Fegefeuer dort hinten entronnen zu sein. Sie erzählen von der schrecklichen Wucht des deutschen Artilleriefeuers. Es sei nicht mehr zu ertragen gewesen. Die Gräben existierten überhaupt nicht mehr. Kein Schutz im Boden und kein Schutz über der Erde. „Grauenhaft, mein Herr, grauenhaft!" Sie hätten es einfach nicht länger ausgehalten. Vor zehn Tagen erst seien sie von der Somme gekommen, um in diese entsetzliche Schlacht geworfen zu werden. Aber das sei übermenschlich gewesen. Ob sie jetzt ihrer Frau schreiben dürften? Ja natürlich, das dürften sie. Ah, das sei schön. Und nun ginge es wohl nach Deutschland? In ein Gefangenenlager? Schlimm genug für einen französischen Soldaten. Aber tausendmal besser als diese Schrecken. Und immer wieder beteuerte der eine, der ein Bauer aus dem Süden war: „Es war grauenhaft, mein Herr, grauenhaft!"

Sie ziehen weiter. Fein hebt sich das Blaugrau ihrer Mäntel von dem beschneiten Wege ab. Die Silhouetten der Husaren und ihrer Pferde ragen über die blaugraue Linie hinaus. Wir wandern gleichfalls vorwärts. Über weißbetupfte Sturzäcker. Über halb gefrorene Schlamm- und Sumpfschichten. An zerschossenen Gehöften, verlassenen Schlupfwinkeln französischer Horchposten und Feldwachen vorüber. An der großen „Route Nationale", die von Verdun über Etain nach Briey führt, donnert und kracht mit einem Male der Artilleriekampf mit furchtbarer Gewalt auf. Mit ungeheurem Gepolter rollte es über die Landschaft, die sich in wirbelndem Schneegestöber nun mehr und mehr in Weiß hüllt. Nichts Friedlicheres kennt Natur als das winterliche Schweigen dieser blassen Decke — und in dies Urbild schlummernden Ruhens platzt und dröhnt der gellende Spektakel. In ewigem, unerbittlichem Wechsel das Aufklatschen der Abschüsse von unserer Seite und das dumpfe, nervenzermalmende „Rarumm" — der wütende Doppelton der krepierenden schweren Kaliber der Franzosen. Zerfetzte Bäume mit dem noch hellen Holz ihrer durchschlagenen Stämme, breite Trichter im Felde, die braun sind und noch keinen neuen Schnee zeigen, erzählen deutlich genug von ganz frischen Einschlägen. Das Unwetter rast über die Woëvre. Erbost funken die Franzosen in ihre eigenen Dörfer, die sie verlassen haben, und wo sie nun die Unsern vermuten, funken sie in die Stellungen, die einst ihnen gehörten, streuen sie Wald und Weg und Steg ab.

Die Orte sind Trümmerhaufen, nichts weiter mehr. Fromezey: ein zerknittertes Häufchen Elend. Herméville: ein großes Dorf dereinst, jetzt ein Satansspuk. Dem Friedhof, neben der vernichteten Kirche, ist die Mauer weggeschossen, als sei ihm die Haut vom Leibe gerissen. Kreuze, Drahtkränze liegen verstreut umher. Nebenan blicke ich in ein zerschlagenes Haus — im Kamin steckt eine prachtvolle gußeiserne Ofenplatte mit dem Lilienwappen der Bourbonen, und rings ist nichts als Geröll und Schutt. Kaum haben wir den Ort des Schreckens verlassen, als es schon wieder in den Lüften heranheult. Neue Granaten jagen nach Herméville. Jagen nach Braquis. Pfeifen und heulen und suchen sich Opfer. Und schauerlich verdoppelt sich der Klang: aus den Wäldern rauscht er noch einmal als Echo zurück. Ein schmerzliches Brausen ist das. Wie ein Aufstöhnen der

Natur. Als wollten die Bäume voll Widerwillen den Schall der Zerstörung von sich fortweisen . . .

. . . Nach der Niederzwingung des nordöstlichen Eckpfostens der französischen Stellung im Charrière-Walde wich der Feind in der ganzen Breite seiner Front zurück. Nach und nach räumte er Quadratkilometer um Quadratkilometer. In der Gegend des Charrière-Waldes selbst und anschließend weiter südlich ging er gleich bis an den Fuß des Gebirgsstocks zurück, der in stolzer Schönheit aus der tellerhaften Fläche aufragt. Nur hier, nahe Marchéville, also noch ein wenig südlicher, leistete er Widerstand, der zu heftigen Gefechten führte. Ville-en-Woëvre — um auch das zu wiederholen — war schon am 26. Februar ohne sonderliche Mühe genommen worden. Blieb noch als Rest die Überwindung jener drei Dörfer: Manheulles, Fresnes, Champlon.

Auch sie liegen dort drüben vor unsern Augen. Zwischen hohen Pappeln und niedrigem Gebüsch wird sichtbar, was von ihren Häusern übrig geblieben. Wildes Feuer der Franzosen wütet darauf. Hoch empor wirbeln die schwarzbraunen Rauchsäulen der einschlagenden Granaten. Droben, auf der Combreshöhe, die sich über Champlon erhebt, steigt der weißliche Dampf krepierter schwerer Minen auf. Immer neue Wolken von milchiger Färbung scheint der dunkle Boden zu gebären. Die hellen Qualmmassen brodeln empor, sinken nieder, brauen schwelend am Berghang hin, legen sich wie gleißende Schlangen in die Falten des Erdrückens. Sonderbare Phänomene! Und überall, wo diese lichten und finstern Pfosten aus Pulverdampf, Staub und Gas in der Luft stehen, speit es rings in weitem Kreise Splitter und Eisenzacken.

Wie herrlich ist der Fortschritt der menschlichen Zivilisation seit hundert Jahren —: man muß einmal in der „Champagne in Frankreich" nachlesen, wie Anno 1792 Goethe das beschreibt, was ihm, in der gleichen Gegend, als furchtbares Artilleriefeuer erschien. Von Longwy aus, wo er seinen Geburtstag gefeiert hatte, war der Dichter am 30. August gegen Verdun gerückt. Ungefähr auf demselben Wege, den unser Vorstoß von Norden her nahm: über Ormont-Ferme nahe Consenvoye, an Samogneux vorüber. Am nächsten Tage begann das Bombardement von Verdun. Als die Belagerten antworteten, ging man „hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln" — idyllische Zeiten, da Weinbergsmauern noch gegen schwere Geschosse Schutz gewährten! Dann aber kam, im Angesicht der Stadt, die man ganz nahe vor sich sah, eine gar bedenkliche Episode: „Ich stand," erzählt Goethe, „in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige, pfeifend-schmetternde Ton hinter mir hersauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere physische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel, weit hinter der auseinander gestobenen Menge, noch durch einige Zäune ricochetieren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; niemand war getroffen, und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigten, trugen sie im Triumph daher."



Aus einem französischen Waldlager in der Woëvre. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Nein, was da oben auf der Combreshöhe, was in den Orten der Woëvre Verderben in die deutschen Reihen tragen will, sind keine runden Eisenmassen, die durch Zäune ricochetieren, sondern berstende Ungetüme von grauenvollen Wirkungen. Mit solchen Harmlosigkeiten wie denen von 1792 gibt man sich heute bei Verdun nicht mehr ab. Europa hat es seitdem in fabelhafter Entwicklung wunderbar weit gebracht . . .

Es ist nun ganz klar geworden. Die Sonne bricht plötzlich frühlingswarm hervor und räumt mit dem Schnee auf, der sich wie im Winter häuslich niedergelassen hatte. Prachtvoll deutlich präsentieren sich die Côtes Lorraines: nördlich neben der Combreshöhe der bewaldete kleine Montgirmont und der breite, sargdeckelähnliche Rücken der Côte des Hures. Nun läßt sich alles wie auf einer Karte überblicken und der Gang der Kämpfe erst eigentlich verstehen.

Am 28. Februar, zwei Tage also nach dem Fall von Ville-en-Woëvre, ging es gegen die neue Linie der Franzosen. Es zeigte sich sofort, daß Fresnes ihr stärkster Punkt war, der am meisten Arbeit machen würde. So nahm man sich zunächst Manheulles, nordwestlich davon, und Champlon, südöstlich, vor. In einer Reservestellung geriet ich dieser Tage zu Truppen, die Manheulles mitgestürmt hatten und sehr anschaulich davon erzählten. Famose Jungens in ihrer einfachen und gehaltenen Art. In der Nacht zum 28. hatten sie sich langsam herangearbeitet. Die Pioniere hatten vorher die Sturmstellung leicht ausgehoben. Die Infanteristen gruben sich dann selbst noch tiefer ein, und als es hell wurde, hockten und lagen sie mäuschenstill, und auch tatsächlich vom Gegner unbemerkt, auf ihrem Platz. Indessen setzte die Artillerie ein und pfefferte unausgesetzt in das Dorf. So ging es bis drei Uhr nachmittags. Das war die bestimmte Stunde. Und nun los! „Jott", meinte der eine, er war aus München-Gladbach, „man denkt dann schon jar nix mehr, sondern jeht vor. Et is einem ja alles Wurst, wat

einem passieren könnt'. Komisch, nit? Aber et is so. Mir machen dat alles schon zu lang'. Da denkt mer denn: ob et dich heut trifft oder en andermal, is ejal." So werden wohl die meisten denken, und das klingt vielleicht nüchterner, als man sich das nach vielfach beliebten pathetischen Schilderungen vorstellt. Aber gerade solche Burschen ohne große Worte sind die tapfersten und tüchtigsten, wenn es darauf ankommt. Und so erledigten sie auch hier ihre Arbeit prompt und pünktlich. Im Nu war Manheulles erobert . . .

Zu gleicher Zeit war Champlon genommen. Das verlief noch schneller. Die Landwehrtruppen, die hier zur Stelle waren, warteten in der erregten Stimmung nicht einmal die festgesetzte Stunde ab. Sie waren nicht zu halten. Und als sie sahen, daß unsere Artillerie die Häuser des Dorfes tüchtig zugedeckt hatte, stürmten sie. Um drei Uhr sollte es auch hier anfangen. Aber um halb drei war Champlon schon unser. Es ging im Hui. Nur wenige Schüsse wurden abgegeben. Fast die ganze französische Besatzung ward gefangen genommen.

Blieb noch die härteste Nuß zu knacken: Fresnes! Das ließ sich nicht überrennen wie Champlon. Der Feind hatte hier eine Feldbefestigung von außerordentlicher Stärke ausgebaut. Meisterhaft angelegte Drahtverhaue und andere Hindernisse wehrten den Angreifer ab. Es gab Stachelzaunfelder von hundert Meter Tiefe. Die Hauptverteidigungsstellung lag noch vor dem Ort, ein Stützpunkt, der selbst wieder eine kleine Festung war. Überall gab es für die Besatzung Möglichkeiten zu flankierender Beschießung der Anstürmenden.

Hier mußte die Artillerie heran, um die Hindernisse zu zertrümmern. Die Scheren der Pioniere und Infanteristen allein reichten solchem Objekt gegenüber nicht aus. Tagelang sausten die deutschen Geschosse gegen die Stellungen, zerrissen den Stachelgürtel, hinderten die Franzosen, die Löcher wieder zu stopfen, dezimierten die Besatzung. Auch die Infanterie beunruhigte den Feind. Mehrere glänzende Patrouillengänge wurden ausgeführt. Eines Morgens brachte ein Pionieroffizier ein Maschinengewehr, das er allein aus dem französischen Graben gehoben und herübergetragen hatte. Am nächsten Morgen rückte ein Gefreiter mit zwei Gefangenen an, die drüben auf Horchposten gestanden hatten. Dennoch: der Gegner hielt sich tapfer. Es war keine Kleinigkeit für die Besatzung von Fresnes, die nach dem Fall von Manheulles und Champlon auch von den Flanken her bedroht war, beim Widerstand zu verharren.

In der Frühe des 7. März erfolgte dann der Sturm. Er ward von Nordosten, aus der Gegend von Riaville her, angesetzt, obschon sich gerade hier die dichtesten Hindernisse befanden. Die Technik war nun einmal eine ganz andere. Kein besonderes Getrommel kündigte den Franzosen an, was ihnen bevorstand. Die Artillerie schoß vielmehr nur so weiter, wie sie schon seit Tagen gefunkt hatte. Spät in der Nacht vom 6. zum 7. legte sie dann ihr Feuer allmählich mehr in den Ort hinein. In der Dämmerung schoben sich dann die Truppen behutsam bis zu der Sturmstellung heran.

Es ist 6 Uhr 20 geworden. Da brechen unsere Leute — auch hier war Landwehr am Werk — mit unwiderstehlicher Gewalt vor. Ehe den überraschten Franzosen zum Bewußtsein kommt, was geschah, ehe die feindliche Artillerie auf den Höhen nun doch hätte eingreifen können, dringen die Deutschen durch die Lücken



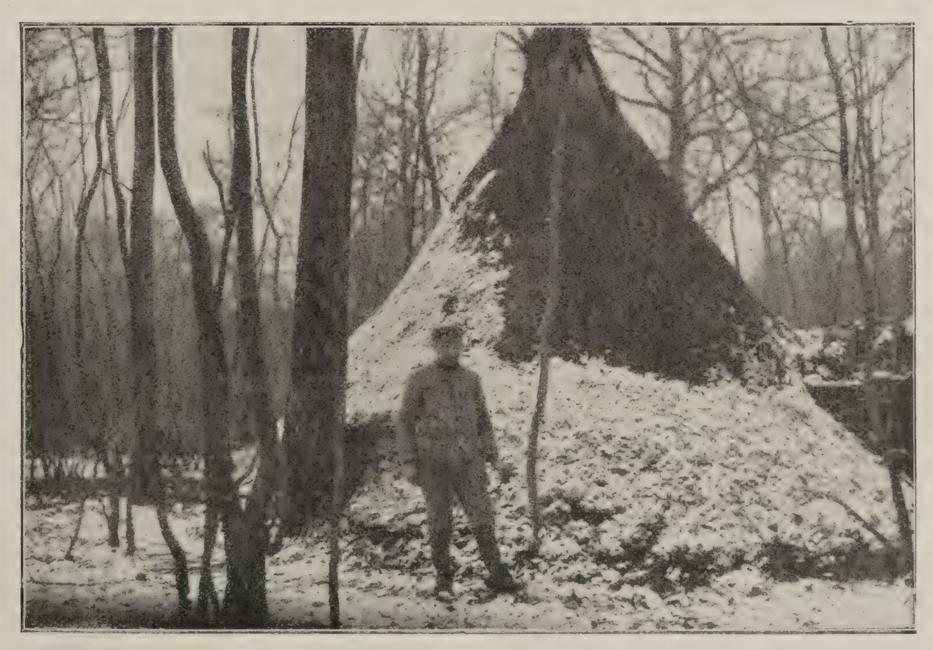
Schützengraben im Woëvregebiet. Zeichnung von Hans Meyerkassel

der Drahtverhaue in die Stellungen, in den Ort. Jetzt steigert auch die Artillerie ihre Tätigkeit und legt schweres Sperrfeuer hinter das Dorf. In zehn Minuten ist Fresnes erobert! Um halb sieben sind die Unseren Herren der Lage. Nur in den Häusern am Westende des Dorfes, an der Kreuzung der Straßen nach Champlon und Marchéville, verteidigte sich noch eine beherzte Gruppe mit verzweifelter Hartnäckigkeit; am Nachmittag des 7. März war auch sie überwältigt. Einen anderen hervorragenden Stützpunkt südwestlich vom Ort, am Kopf der Bahn nach Vigneulles, mit Maschinengewehren, die in Beton eingebaut waren, und einem mit Drahthindernissen gespickten Vorgelände hatte man absichtlich zuerst liegen lassen. Er sollte mittags durch einen Handstreich besonders genommen werden. Aber als man sich näherte, war das Nest leer. Als der Abend des 7. März heraufdämmerte, war das ganze Festungsnest in unseren Händen und damit der Feind auch in diesem ganzen Bezirk unmittelbar an den Fuß der Höhen zurückgedrängt. 11 Offiziere und über 700 Mann wurden gefangen eingebracht.

Die Franzosen sitzen nun am Rande der Côtes. Die Woëvre in ganzer Tiefe und Breite ist ihnen endgültig aus den Händen gewunden. Man sieht sie an den Hängen des Bergzuges jetzt eifrig schanzen. Sie richten sich neu ein. — — —

Vom Norden und vom Westen her donnerten jetzt unsere Geschütze, von der Feldkanone bis zur schweren Haubitze, in die französischen Stellungen hinein; schon erreichten unsere Geschosse die Stadt.

Und nun wurde der Feind von der dritten Seite, wurde er auch auf dem Westufer der Maas mit starker Hand angepackt. Hier zogen sich unsere Linien von Boureuilles (südlich Varennes), am Osthang des Argonner Waldes über Vauquois, nördlich Avocurt, Malancourt und Forges zur Maas hin; dicht vor ihnen lagen



Französische „Indianer“-Hütte im Walde in der Woëvre. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

die Franzosen in stark ausgebauten Gräben; ein hügel- und waldreiches Gelände, mit guten Artilleriestellungen, streckte sich nach rückwärts.

Der Kriegsberichterstatter Hauptmann Pietsch gab als Augenzeuge ein klares Bild auch dieses neuen Kampfraumes:

. . . Wenn man das Gelände, auf dem sich die Kämpfe auf dem westlichen Maasufer, im Abschnitt Mort Homme—Béthincourt—Forgesbach—Malancourt—Wald von Malancourt—Avocourt—Höhe 304 abgespielt haben, betrachtet, so fällt uns in erster Linie die eigenartige Beschaffenheit ins Auge, welche die Entfaltung eines einheitlichen großen Angriffs fast undenkbar erscheinen läßt, da jede Übersicht fehlt und das Gelände in gesonderte Abschnitte zerfällt, die in sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden, durch ihre Beschaffenheit schon von gewaltiger Stärke sind und die der verteidigende Gegner noch dazu durch alle nur denkbaren Mittel zur hartnäckigsten Verteidigung eingerichtet hat! . . . Durch den im Walde von Malancourt entspringenden Forgesbach und seine Zuflüsse in scharf eingeschnittenen Tälern wird das fragliche Gebiet in ganz getrennte Abschnitte geschieden, die wiederum in sich infolge ihrer Beschaffenheit grundverschieden sind.

Abgesehen vom Wald von Malancourt und Avocourt und einigen Waldparzellen um Höhe 304 herum, ist das Kampfgelände ein waldloses, sehr kuppenreiches Höhengebiet, das durch seine reiche Bergnasenbildung eine einheitliche Angriffsbewegung sehr erschwert. Durch den Forgesbach und seinen rechten Zufluß aus dem Walde Bourrus wird das Gelände in mehrere Abschnitte geteilt. So unterscheidet man einerseits Höhe 295 (Mort Homme) mit ihren Ausläufern, anderseits die Höhe 304 mit ihren verschiedenen Bergrücken und schließlich das Höhengelände zwischen Malancourt und dem gleichnamigen Walde. Der eine abgesonderte muldenreiche Bergkuppe krönende Wald von Malancourt besteht aus dichtem Laubwald mit reichlichem, schwer durchschreitbarem Unterholz und sendet zwei deutlich erkennbare Bergnasen mit ziemlich steilem Abfall nach Nordosten nach Malancourt und Haucourt, im Süden nach Avocourt, während das Höhengebiet im Osten mit den Ausläufern der Höhe 304 zusammenstößt, die dann einerseits den Forgesbach von seiner Quelle an auf seinem rechten Ufer bis Haucourt begleiten. Anderseits aber führen mehrere scharf getrennte Höhenkämme in nördlicher bzw. nordöstlicher Richtung an den hier nach Osten fließenden, durch Zuflüsse stark verstärkten Forgesbach, nach Béthincourt beziehungsweise an den dort einmündenden, wasserreichen rechten Zufluß des Forgesbaches heran, indessen dem rechten Ufer dieses Wasserlaufes die vom Mort Homme (Höhe 295) ausstrahlenden Bergkuppen sich nähern.

Das Bezeichnende einer solchen zackigen Geländegestaltung tritt besonders an den Mündungen der Forgesbachzuflüsse in Erscheinung. Hier dehnen sich infolge der entstehenden Talkessel die Dörfer Malancourt, Haucourt, beziehungsweise Béthincourt den bestehenden Verhältnissen entsprechend nach Möglichkeit aus und werden somit bei ihrer Lage an den Endpunkten mehrfacher scharf eingeschnittener Täler, von den dieselben einfassenden steil abfallenden Bergkuppen eingerahmt, von ihnen stark überhöht und beherrscht.

Aus diesem Grunde ist es nicht zu verwundern, daß der geschilderte Geländeabschnitt, welcher den linken Flügel der beiden ersten und zweiten Verteidigungs-

linien vor Verdun auf dem westlichen Maasufer bildete, im Verlauf des Krieges, beziehungsweise bei Beginn, französischerseits seiner großen Wichtigkeit und Eigenart entsprechend, in jeder nur denkbaren Hinsicht zur Verteidigung eingerichtet und unter Berücksichtigung aller Geländevorteile äußerst mächtig ausgebaut worden ist.

So fanden unter anderem unsere sonst vor keinem Hindernis sich scheuenden Feldgrauen den Wald von Malancourt mit vielfachen Stellungen durchzogen, mit Drahthindernissen aller Art, vom Stolperdraht bis zum Drahtfeld, mit Astverhauen und allen nur denkbaren Verteidigungs- und Abwehreinrichtungen versehen, die alle erst nach Zerstörung durch unsere Artillerie angegriffen und erstürmt werden konnten . . .

Die Ortschaften mit ihren Steinmauern und Dorfrändern, Hecken, die einzelnen Häuser, die durch Anlage von Durchbrüchen in den Dörfern geschaffenen Abschnitte waren in sich befestigt und zur nachhaltigen Verteidigung eingerichtet, mit den angreifenden Gegner flankierenden Maschinengewehren reichlich bestückt, die Ausgänge fest verbarrikadiert und jedes einzelne Haus, jedes Dach zu einer stark befestigten Stellung umgewandelt worden.

Die sie umgebenden Höhenlinien, besonders aber die oben geschilderten Bergkuppen und Bergnasen, waren besonders liebevoll und ausgiebig eingerichtet; hier hatten die Franzosen Stützpunkte, mächtige, starke Erdwerke geschaffen, welche kleinen Festungen glichen, von Maschinengewehren strotzten und an geeigneten Stellen sogar mit Geschützen armiert waren.

Die Anlage selbst war so geschickt, daß an kaum einer Stelle ein unbestrichener Raum entstand, sondern daß alle toten Winkel von irgendeinem Punkt der allgemeinen Verteidigungslinie, die sich ganz dem Gelände anpaßte und die verschiedenen Stützpunkte untereinander verband, wirksam und meistens flankierend unter Feuer genommen werden konnte.

Auf diese Weise wurde erreicht, daß sich auch in den einzelnen Stellungen Abschnitte bildeten, die sich gegenseitig ergänzten, und einzeln für sich außerdem die größten Verteidigungsmöglichkeiten boten. Verschwenderischer Gebrauch von Drahthindernissen tat neben den natürlichen, wie z. B. dem überschwemmten Forgesbach, das übrige, um ein Überrennen, eine Überraschung oder auch eine einheitliche Erstürmung fast unmöglich zu machen. Der ganze Abschnitt aber konnte außerdem von dem südlich gelegenen, bedeutend überhöhenden Gelände der dritten französischen Linie Montzéville—Bourrus—Fort Marre—Charny—Höhe 304 durch Artillerie beherrscht werden. Alles hatte man also französischerseits getan, um diese linken Schulterpunkte der beiden ersten Verteidigungslinien vor Verdun westlich der Maas zu einer fast uneinnehmbaren Festung, nach französischer Ansicht jedenfalls, umzugestalten. — — —

7. März 1916 Forges und Regniéville genommen

Am 7. März, an demselben Tage, an dem in der Woëvre-Ebene Fresnes fiel, brachen wir auf dem Westufer — General de Bazelaire leitete hier die Verteidigung — in die französischen Stellungen ein, zunächst um unsere Front in gleicher Höhe mit der bereits auf dem Ostufer der Maas erstrittenen zu bringen. In einem Ansturm nahmen wir die befestigten Dörfer Forges und das südlicher am Fluß gelegene Regniéville, dazu die Höhen des sogenannten Raben- und des kleinen Cumières-Waldes. Verzweifelte Gegenstöße des sich wacker wehrenden

Feindes fanden blutige Abweisung. Der Tagesbericht meldet: Ein großer Teil der Besatzung der genommenen Stellungen „kam um“, ein unverwundeter Rest, 58 Offiziere, 3277 Mann, wurde gefangen. Außerdem sind 10 Geschütze und viel sonstiges Kriegsmaterial erbeutet worden.

Der deutsche General, der damals die Stoßgruppe auf dem westlichen Maasufer befehligte — wir kennen auch ihn: General von Gallwitz — hatte einen glücklichen Schlag ausgeführt, und er verstand, ihn kräftig auszubauen.

In den nächsten Tagen wurden die in den genommenen Stellungen, wie fast stets, noch vom Feinde zäh behaupteten ‚Nester‘ gründlich ausgeräumt, ‚gesäubert‘; sich immer erneuernde Angriffe erstickten meist schon in unserem Abwehrfeuer unter sehr starken Verlusten. Der wütende Geschützkampf — herüber und hinüber — ging auf beiden Ufern weiter. Am 14. März aber schoben sich die wackeren Schlesier aus der Gegend westlich des Rabenwaldes auf die Höhe „Toter Mann“ vor, nahmen über 1000 Mann gefangen und wehrten sofort einsetzende Versuche zur Wiedereroberung der genommenen Linie erfolgreich ab. Vergeblich setzte der Gegner auch am 15. und 16. frische Truppen für diese Angriffe ein. Am 20. aber stürmten bayerische Regimenter und württembergische Landwehrbataillone nach starker artilleristischer Vorbereitung die umfangreiche, nach allen Regeln der Kunst verstärkte französische Linie am Walde nordwestlich von Avocourt; bei dem mit großem Schwung ausgeführten ersten Vorstoß der tapferen Süddeutschen fielen uns wieder 32 Offiziere, darunter 2 Regimentskommandeure, über 2500 Mann in die Hand; am nächsten Tage vermehrte sich diese Zahl noch beträchtlich, und am 22. und 23. konnte der Erfolg durch Wegnahme weiterer französischer Stützpunkte auf dem Höhenrücken südwestlich von Haucourt vervollständigt werden. In den letzten Märztagen ging es im heißen Ringen um das Dorf Malancourt, das die Franzosen mit großer Hartnäckigkeit verteidigten; am 30. gelang es unseren Tapferen, den ganzen Ort und die rechts und links anschließenden Gräben endgültig zu nehmen.

14. März 1916 Schlesische Bataillone auf der Höhe ‚Toter Mann‘

20. März 1916 Bayern und Württemberger stürmen Avocourt

30. März 1916 Malancourt genommen

Es waren schwere blutige Tage gewesen: für den Angreifer, für die Verteidiger. Beide waren einander würdig. Die Geschütze der schweren Batterien zermalmten Wald und Feld, kämmten die Stellungen ein, zerrissen die Drahthindernisse, die Telephonleitungen; die Wälder bestanden nur noch aus zersplitterten Stämmen ohne Zweige. Der Tod brüllte, die Geschoßaufschläge jagten sich. Es schien kaum möglich, daß in den feindlichen Gräben noch Leben war; daß in unseren vorgeschobenen Sappen die zu den Angriffen bestimmten Bataillone standhielten. Aber wenn die Stunde der Entscheidung kam, hoben sich unsere Feldgrauen aus ihren Deckungen — stürmten — stürmten. Und drüben der Feind wehrte sich: er lebte trotz allem; lebte trotz des zertrümmernden Trommelfeuers unserer Artillerie, trotz der krachenden Minen, trotz der Flammenwerfer, die ihr Feuer auf ihn schleuderten. Er legte, wehrte sich wie verzweifelt. Die Maschinengewehre tackten. Dann tat, wenn alles nichts half, der Kolben schwere Arbeit. Der Franzose weicht — endlich! Jubel klingt in den Reihen der Stürmer; sie sind in der Stimmung, es mit noch weit überlegenerem Feind aufzunehmen, zu siegen, zu siegen. Wissen, daß ihnen noch das Schwerste bevorsteht: das Ausharren in den genommenen Gräben, Häusern, Gehöften, die schnell, mit hastenden

Händen, zur Verteidigung eingerichtet werden. Das Schwerste: denn nun gilt es, auszuharren, tagelang vielleicht, unter dem Hämmern der französischen schwersten Geschütze, gegen sich immer erneuernde Gegenstöße. Und sie harren aus — bis zum letzten — bis es aufs neue vorwärts geht.

Es scheint in dieser letzten Märzwoche gewesen zu sein, daß die Leiter der Verteidigung von Verdun um die Fortsetzung des Kampfes schwer zu bangen begannen. Das blutige Ringen war bisher, trotz aller Tapferkeit der Franzosen, trotz ihrer sich immer erneuernden Gegenstöße, trotzdem sie ihre Artillerie dauernd verstärkten, für sie ungünstig verlaufen. Stellung auf Stellung büßten sie ein, einen wirklichen Erfolg hatten sie nirgendwo zu erzielen vermocht. Die Opfer wuchsen und wuchsen. Mehr und mehr verengte sich der Kampfraum zu einem feurigen Ofen, in dem sie fechten — und sterben mußten. So mag der Entschluß gereift sein, das Ostufer der Maas zu räumen. Zur Ausführung gelangte er nicht. Im Auftrag Joffres ging am 24. März sein erster Generalstabschef, General Castelnau, nach Verdun, um an Ort und Stelle Einblick in die betrübliche Sachlage zu gewinnen. Wie kaum anders zu erwarten, riet er dringend zum Ausharren. Und am 25. März gab Joffre an General Pétain einen Befehl, der in französischen Blättern als angeblich amtlich wie folgt wiedergegeben wird: „Ich habe gestern schon befohlen, auf dem rechten Maasufer nördlich von Verdun auszuharren. Jeder Befehlshaber, der einen Befehl zum Rückzug gibt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt werden."

Joffre, Castelnau und Pétain

Wenn nicht gar mehr damit bewiesen ist, so ist jedenfalls daraus zu erkennen, daß es an den leitenden Stellen stark gekriselt haben muß.

Verdun also wurde gehalten, der Kampf ging weiter.

Auf beiden Ufern wurden immer neue Divisionen eingesetzt, oder nach längerer Ruhe und gründlicher Auffüllung mit frischem Ersatz die schon einmal erprobten. Die ungeheuren Verluste, die die Franzosen erlitten, berechtigten zu der Hoffnung, daß sie ihre Reserven verzehrten: sind doch nacheinander an 50 Divisionen von ihnen ins Kampffeld geschickt worden. Wir wissen heute, daß es uns gelang, die für das Frühjahr 1916 geplante französisch-englische Offensive, die angeblich erhoffte, erträumte Offensive von Verdun, vorläufig zu unterbinden. Aber dies müssen wir auch anerkennen, daß wir uns in der Erwartung irrten, Joffre hätte seine Generalreserve in der Verdunschlacht völlig verzehren lassen. So stark die Verteidigung von Verdun gleich einer Saugpumpe auf Frankreichs Heer wirken mochte: die Tatsachen bewiesen, daß Joffre wenige Monate später noch gewaltige Massen in erneutes Ringen an anderer Stelle zu werfen hatte.

Aber die Überlegenheit der deutschen Truppen, zumal der Infanterie, trat in dem Kampf um Verdun doch immer deutlicher hervor: ihr Opfermut, ihre unvergleichliche Pflichttreue. Eine neutrale Zeitung, der Basler Anzeiger schrieb damals treffend:

. . . Was man am Anfang des Krieges kaum mehr zu glauben wagte, das scheint nun Verdun zeigen zu wollen, wie es übrigens der Schützengrabenkrieg schon teilweise erkennen ließ, die hohe Bedeutung des gut durchgebildeten Unterführers. Gerade darin liegt aber die Kraft des deutschen Heeres, noch erhöht durch die durchschnittlich überaus hohen geistigen Qualitäten des deutschen Soldaten, die,

wie sich das ja ganz besonders im Krieg gegen Rußland zeigt, es dem deutschen Führer ermöglicht, von seiner Truppe Leistungen zu verlangen, die dem Russen einfach unmöglich sind. Im Westen ist dieser Unterschied naturgemäß bei weitem nicht so groß. Viele werden vielleicht sagen, er bestehe überhaupt nicht, oder der Vergleich falle sogar noch zugunsten der Franzosen aus; jedenfalls zeigt der Erfolg, daß die deutsche Truppe und die deutsche Taktik der gegnerischen überlegen sind. Der Unterschied gegenüber den Franzosen scheint nur darin zu liegen, daß die Franzosen ihr Instrument als überaus geschickte und fähige Routiniers spielen, die Deutschen aber als schöpferische Meister . . .

Der Kampf ging weiter. —

Am 31. März setzten sich unsere Braven auf dem Ostufer nach hartem Kampf in den Besitz der ausgedehnten Stellungen nordwestlich und westlich des Dorfes Vaux; am 2. April erkämpften wir auf dem Westufer alle Stellungen des Feindes nördlich des Forgesbaches zwischen Haucourt und Béthincourt, während wir östlich des Flusses am gleichen Tage in erbittertem Ringen südlich und südwestlich der Panzerfeste Douaumont, sowie im sogenannten Caillettewalde starke französische Verteidigungsanlagen erstürmten und gegen fortgesetzte Gegenangriffe festhielten. Festhielten: wobei zu berücksichtigen, daß die Bodenverhältnisse östlich der Maas äußerst schwierig waren; fast überall folgt auf kaum einem halben Meter Erde der gewachsene Stein, so daß ein Eingraben, ein wirklicher Schutz gegen das gewaltige feindliche Artilleriefeuer oft fast unmöglich wurde. Das gewaltige Artilleriefeuer: an 3000 Geschütze hatten die Franzosen allmählich in Stellung gebracht, und von der Tätigkeit der deutschen Artillerie wissen wir u. a., daß sie auf einen Geländestreifen des Westufers, auf die Höhe 304, auf kaum 800 Meter Breite zeitweise in der Stunde 2400 Granaten streute!

5.—7. April 1916. Einnahme von Haucourt und des sog. Termitenhügels durch bayrische und schlesische Bataillone

Am 5. April ging es westlich der Maas wieder ein Stück vorwärts. Wir stürmten den Ort Haucourt; zwei Tage darauf nahmen Bayern und Schlesier zwei starke französische Stützpunkte südlich des Dorfes, dazu die ganze Stellung auf dem Rücken des sogenannten Termitenhügels.

9. April 1916 Die Franzosen räumen Béthincourt

Damit war allmählich die Besatzung von Béthincourt, die sich sehr wacker gehalten hatte, in Gefahr gekommen, in der Flanke umfaßt und abgeschnitten zu werden. Sie begann — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, möchte man sagen — ‚abzubauen‘, sich am 9. April der Umklammerung zu entziehen. Aber schlesische Bataillone kamen ihr zuvor, faßten sie noch rechtzeitig. Der Feind büßte über 700 Mann, 2 Geschütze, 13 Maschinengewehre ein. Gleichzeitig räumten wir noch uns lästige feindliche Anlagen, Unterstände, Blockhäuser an verschiedenen Stellen der Front, so dicht nördlich von Haucourt und südlich des Rabenwaldes gründlich aus. Vergeblich stieß der Feind am nächsten Tage zwischen Haucourt und Béthincourt vor: er trug nur neue schwere Verluste davon.

Colin Roß, der als Artillerieoffizier die Kämpfe um Béthincourt mit erlebte, hat in seinem schönen Buch „Wir draußen“ (Verlag von Ullstein & Co., Berlin) eine lebendige Schilderung der großen Gefechtshandlung gegeben.

. . . Zur Rechten, schreibt er, begrenzt der Wald von Avocourt den Blick. Eine zackige, zerrissene Silhouette hebt sich vom Himmel ab. Kein Grün. Zer-

splitterte, zerfetzte Stumpen, nur niedergetretenes Gras! Von da zieht die Höhenstraße Avocourt—Esnes den Horizont entlang. Scharenweise marschieren die Chausseebäume hintereinander. Hier und da ist einer ausgefallen oder niedergebrochen: eine Granate hat sich hier ihren Weg gesucht. Dahinter der dunkle Schatten des Hessenwaldes.

Die Straße verschwindet hinter der Höhe 304, die sich jetzt vordrängt. Ein mächtiger Bergklotz, lang gestreckt, wuchtig und trotzig. Aber er hat doch nicht verhindern können, daß Malancourt und Haucourt in unsere Hände fielen und all die Kuppen vor seinem Westteil, die er beherrscht. Seinem steil sich senkenden Nordosthang gegenüber liegt der Tote Mann, ein breiter, doppelt gebuckelter Berg.



Französische Stellungen im Caillettewald

Zwischen den beiden Höhen führt die Straße nach Béthincourt, das noch immer inmitten unserer Stellung liegt. Nur nach Süden ist noch ein Weg frei. Ihn entlang sieht man bis zum Marrerücken, Fort Bourrus und Fort Marre wuchten weitläufig und massig auf seinem Kamm. Ein weiter Kranz von Schützengräben legt sich vor sie. Hell schimmert der frisch herausgebrochene weiße Kalksandstein — das ist das Schlachtfeld. Man hat ganz den Blick dafür verloren und muß es sich erst verstandesmäßig klar machen, daß dies ein Bild ist, wie man es sonst nirgends sieht, eine Landschaft, die auf der ganzen Welt ihresgleichen nicht hat. Die Wiesen und Felder, die seit bald zwei Jahren keine Pflege mehr fanden, sind verwaist und verkarstet. Steppe, Wüste, mitten im kultiviertesten Europa. Kein ganzes Haus, kein unbeschädigter Baum. Trümmer, Ruinen. Um und um ist der Boden aufgewühlt, kreuz und quer durchpflügt von Gräben auf Gräben. Überall aber haben die Granaten Löcher und Trichter gerissen. Die

Höhen, um die am heftigsten gekämpft wurde — 287, der Termitenhügel, die Kuppen südwestlich Haucourt — sind wie umgekrempelt. Nichts steht da mehr, gar nichts. Loch an Loch, Trichter an Trichter. Die weißen Trümmer und Brocken des Kalksteins, aus dem der Berg besteht, sind überallhin verstreut, daß die Höhen nun weiß gesprenkelt und getupft aussehen.

Die Straßen waren einmal; jetzt sind sie längst dem übrigen Erdboden gleich. Den Forgesbach sieht man nicht mehr. Zwischen aufgewühlten Erdwällen sucht er mühsam von Trichter zu Trichter ein neues Bett.

Die Sonne scheint. Es wird ein klarer Tag. Ein goldenbrauner, warmer Glanz liegt auf den Höhen. Wie der Frühnebel wich, begann die Schlacht. — Die Schlacht? Jeder Tag ist hier Schlacht, jede Stunde Kampf. Und doch, heut donnert es den ganzen Horizont entlang, raucht und stäubt, soweit man sieht.

Der Himmel ist blau und klar, aber zeitweise verdunkeln ihn die ziehenden Rauchschwaden. Um den Toten Mann streicht es wie Nebelgespenster um den Brocken. Aus dem Forgesbach-Grund steigen schwarze Fontänen. Braun und grau kriecht es die Höhe 304 hinauf. Staub stiebt steil auf aus den drei Dörfern. Alle Kuppen und Hügel brechen auf, und braune, sich unförmig breitende Wolken quellen heraus.

Was das Auge sieht, kann man schildern, zur Not, mit schwachen Worten, die kaum einen Begriff der Wirklichkeit geben. Was das Ohr hört, läßt sich mit Worten nicht verdeutlichen. Das Bellen der Feldgeschütze, der tiefe, volle Klang des Abschusses der Haubitzen und Mörser, das schreckliche Krachen des Krepierens der Geschosse, von denen ein jedes Kaliber wieder seine eigene Klangfarbe hat, der helle Ton der Schrapnelle, wie springendes Glas, das Heulen und Pfeifen der die Luft durchschneidenden Granaten, von denen einzelne schwere Kaliber ein direkt schauerliches Lied singen. Dies alles verklingt und verschmilzt zu einer Sinfonie von solch grandioser Macht und Stärke, daß das menschliche Ohr zu schwach ist, sie aufzunehmen. Man wehrt sich gegen den Klanganstum, schließt die Ohren, daß man nur ein schweres dumpfes Rollen und Dröhnen hört. Nur wenn ein Einschlag gar zu nahe brechend kracht, zuckt das Trommelfell und nimmt nur diesen einen drohendsten Ton auf.

In Rauch und Qualm aber, unter den niederbrechenden Schollen und schwirrenden Sprengstücken sitzen hüben und drüben in der Erde Menschen, dulden und warten, warten auf den einen Augenblick, wo sie selbst oder die Feinde vorbrechen zum entscheidenden Kampf um einen Graben, um ein paar hundert Meter Geländegewinn.

Gegen Mittag zeigt sich auf dem Stützpunkt westlich Béthincourt, den die Unseren schon vor mehreren Tagen besetzten, Bewegung. Die Franzosen hatten hinter ihrer Forgesbach-Stellung auf halbem Hang mehrere solcher geschlossener Stützpunkte, mit starken Drahthindernissen ringsherum. Sie sollten einer aus der Stellung geworfenen Besatzung als Rückhalt dienen, um die Wiedereroberung des Verlorenen zu ermöglichen. Aber sie wurden mit der Stellung überrannt und dienen nun mit ihren Gräben und Unterständen unseren Sturmtruppen als Unterkunft und Sprungbrett für den nächsten Sturm.



Nachtmarsch bei Etain. Gemälde von Otto Westphal

Tot und leer lag der Stützpunkt den ganzen Tag über da; nun regt es sich zwischen den Drahthindernissen. Leute mit großen Drahtscheren sind es. Eilig schlüpfen sie hin und her. Fieberhaft arbeiten die Scheren und bahnen die Gassen für den Sturm.

In der Flanke, kaum 1000 Meter entfernt, liegt Béthincourt. Man könnte von da jeden einzelnen Mann abschießen. Aber dort wagt wohl niemand zu beobachten; denn schweres Feuer liegt auf dem Dorfe, und Schuß auf Schuß fährt in die Ruinen.

Der Drahtscherentrupp war das erste Leben, das sich in dieser Landschaft zeigte, die so wüst und leer schien und so voll Tod, als könne kein Insekt darinnen existieren. Und nun ist sie mit einem Schlage voll Bewegung. Die Nebel wallen noch immer um den Toten Mann. Darinnen aber springen Gestalten. Linien laufen vor. Man erkennt nicht, sind's die Unseren, sind's die Franzosen. Dann verdeckt alles wieder Rauch und Qualm.

Den Hang vom Stützpunkt in den Grund hinüber läuft ein dichtgescharter Sturmtrupp. Auf dem Reduit gegenüber liegt noch schweres Mörserfeuer. Ungefährdet laufen sie vor. Aber jetzt knattert es aus neu angelegten Gräben zur Rechten. Hinter den Feldsteinen der Brustwehr schimmert es bläulich. Mann steht da an Mann. Deutlich erkennt man die Stahlhelme.

Im Grunde stiebt es auf von den einschlagenden Kugeln. Die Sturmtruppe ist gerade an dem unteren Drahthindernisse angelangt. Sie wirft sich hin. Man sieht sie kaum mehr; so verschwinden die feldgrauen Uniformen, und so absolut unbeweglich liegen die Leute.

Auf die noch nicht genügend sturmreif gemachten Gräben wird neues Feuer gelenkt. Über den blauen Helmen platzen Granatbrennzünder, und schwere Einschläger wölken sich vor, hinter und in den Gräben. Die Köpfe verschwinden, aber sobald sich bei uns einer rührt, knattert das Feuer wieder los.

Und weiter östlich steigen jetzt kleine Gruppen und lichte Sturmwellen den Hang hinan. Eine schwere Granate schlägt vor einem ein. Der Vorderste bricht zusammen. — Ein Bild, wie man es oft auf Schlachtgemälden sieht: die aufsteigende schwarze Rauchwolke und davor der zusammenbrechende Mann. Die andern weichen aus und laufen weiter.

An einer Stelle sind die Vordersten bis dicht an das Drahthindernis gekommen. Aber die Unterstützung kommt nicht nach. Die wenigen halten und decken sich in den Granatlöchern. Einzelne laufen wieder zurück.

Vor dem Reduit liegt die Sturmkolonne noch immer im Grund. Sie fangen vorsichtig an, sich einzugraben. Ein Meldegänger läuft zurück. Kaum erhebt er sich, pfeifen um ihn die Kugeln. Er rennt ums Leben. Dicht neben ihm, rechts und links stäubt es auf.

Aber jetzt bricht eine Linie südöstlich Béthincourt vor. Etwa 200 Meter hat sie zu laufen. Aus dem ganzen Graben knattert es. Doch sie läßt sich nicht aufhalten, stürzt vor, kaum daß einer fällt. Es ist wie ein Wunder. Jetzt sind sie am Hindernis. Ein Teil wirft sich nieder und feuert. Drüben sind Unterstützungen herangeeilt, feuern stehend hinter dem Graben. Aber wie eine Welle bricht jetzt die Masse der Stürmenden durch das Drahtgewirr. Nur ein Gewoge. Menschen-

leiber im Durcheinander. Auf drei, einen Schritt Entfernung fallen noch Schüsse. Man erkennt nichts mehr, nur ein Hin- und Hergewoge von Menschen.

Da entwirrt sich das Chaos. Ein Trupp löst sich von dem anderen, ballt sich zusammen und setzt sich in Bewegung. Auf unsere Seite zu. Franzosen sind es. Gefangene! Die Sturmlinie formiert sich wieder und stürmt weiter.

Béthincourt ist abgeschnitten! Der eine Stützpunkt, der sich noch hält, wird heute fallen, oder morgen. Verzweifelt schießen sie Leuchtkugeln ab. Rechts und links in den anschließenden Gräben sind die Unseren schon dicht heran.

Und Rauch und Qualm. Granaten über Granaten. — Die Franzosen setzen zum Gegenstoß an. Aus einem Laufgraben weit rückwärts, der auf uns zuführt, laufen sie heraus. Ungehindert kommen die Vordersten vor. Da hat eine Batterie sie erkannt. Drei, vier Gruppen krachen hintereinander. Die außerhalb des Grabens brechen nieder. Niemand kommt mehr vor.

Sonne und blauer Himmel. Flieger über uns, gleich glitzernden Libellen. Hinter ihnen in langgestreckter Bahn die weißen Schrapnellwölkchen der Abwehrgeschütze. Und unter ihnen in Rauch und Qualm der Tod über das ganze Feld.

Die Sonne sinkt. Bis zum Abend ließ das Feuer nicht nach. Fern, weit hinter uns, wo der Rauch ihn nicht frißt, liegt feiner Goldstaub in der Luft.

Ein Tag so voll von Eindrücken, daß einer, den sie ungewollt und unvorbereitet träfen, sie wohl nie verwinden könnte. Ein Schlachtbild. Wohl. Aber eine Schlacht? Die Geschichte wird sie nicht so nennen. Eine Einzelaktion! Ein Winziges, Unbedeutendes im Rahmen des Ganzen. Ein Tag im langen Lauf der Tage. Ein Tag wie andere. Nur: die Sicht war besser, die Beobachtung umfassender; das ist alles.

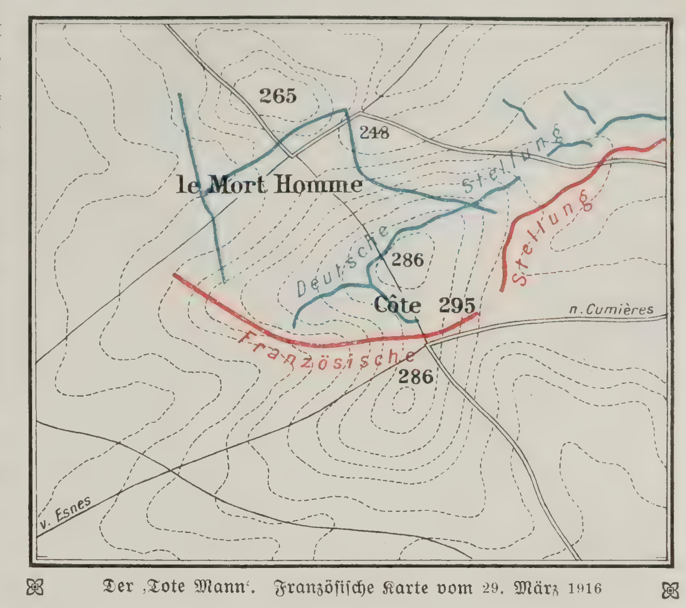
So leben wir. Wer denkt morgen noch daran? Ein wehes Wundern, daß all dies Große das Herz nicht tiefer rührt, nicht höher schlagen läßt. Ja, um uns alles Große, und für uns: das Alltägliche. — — —

Fast der ganze Rest des April ist angefüllt mit den heftigsten Gegenangriffen auf beiden Ufern. Auf dem Ostufer galten sie besonders dem Raum um Dorf und Feste Douaumont, sowie dem Pfefferrücken; auf dem Westufer unseren Stellungen südlich des Raben- und Cumières-Waldes, ganz besonders aber dem ‚Toten Mann‘.

Der ‚Tote Mann‘

Freilich war dieser ‚Tote Mann‘ nach den französischen Berichten nie von uns erstürmt worden, brauchte also eigentlich auch nicht wiedergenommen zu werden. Der französische Generalstab hatte sich nämlich ein ganz eigentümliches geographisches Kunststück ausgesonnen. Es handelt sich um einen Höhenrücken mit zwei Kuppen, einer nördlichen und einer südlichen. Die nördlichere, Höhe 285, trug immer den blutigen Namen; noch auf einer erbeuteten französischen Generalstabskarte vom 29. März ist hier der Name „le Mort Homme“ eingetragen: vom 29. März, also von einem Tage, an dem die Kuppe schon 14 Tage fest in unserer Hand war. Am 18. April aber gaben die Franzosen eine veränderte Karte heraus, von der wir ebenfalls ein Exemplar erbeuteten. Auf dieser Karte — man vergleiche unsere Wiedergabe der betreffenden Ausschnitte von S. 523 — war der ‚Tote Mann‘ südwärts gewandert: der Name galt jetzt plötzlich nicht mehr für die nördliche, sondern für die südliche Kuppe, für Höhe 295! Daß die Franzosen stets schlechte

Geographen waren, ist weltbekannt: daß sie aber zur Täuschung ihrer eigenen Truppen und ihrer Landsleute derart mit der Erdkunde umgingen, war doch ein starkes Stück. Übrigens frommte ihnen der Betrug wenig, denn am 20. Mai stürmten unsere Feldgrauen auch die Höhe 295, wobei 31 Offiziere, 1315 Mann gefangen, 13 Geschütze, 21 Maschinengewehre erbeutet wurden. Le Mort Homme war vergeblich verschoben worden.

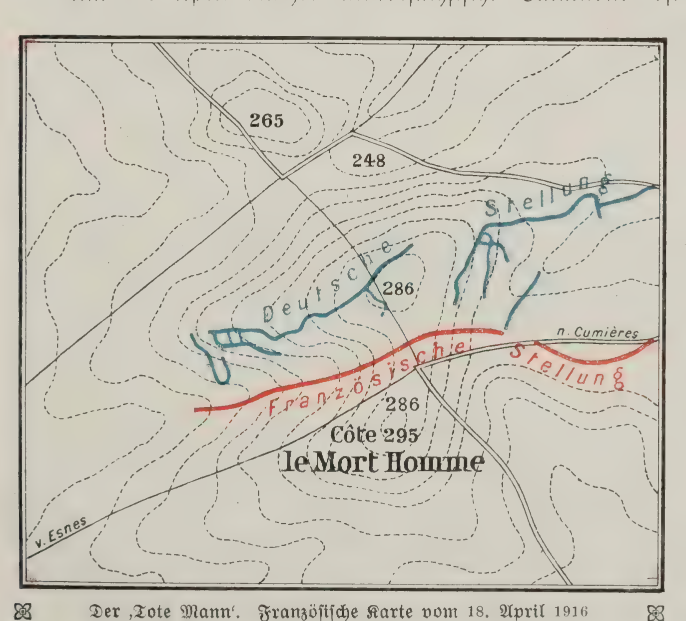


Der ‚Tote Mann'. Französische Karte vom 29. März 1916

Gegenstoß auf Gegenstoß! Angriff auf Angriff! Ein zähes Festhalten jedes gewonnenen Grabenstückes unsererseits trotz wütender Artilleriebeschießung, trotz des Anstürmens immer neuer Divisionen. Und immer wieder dann ein siegreiches Vorschieben unserer Stellungen, nach kurzen Ruhepausen. Immer neue Gefangenenscharen, immer neue Kriegsbeute. Schon am 18. April meldete der deutsche Heeresbericht, daß wir seit dem 21. Februar 711 Offiziere, 38155 Mann gefangen genommen hätten. Die Heeresleitung fügte scharf hinzu: „Die Veranlassung zu dieser Bemerkung ist ein halbamtlicher französischer Versuch, unsere Angaben in Zweifel zu ziehen."

17. April 1916 Niedersächsische Bataillone stürmen den Steinbruch bei Haudromont

Am 17. April brachen niedersächsische Bataillone östlich der Maas vor und eroberten im kräftigen Ansturm die französischen Stellungen am Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont und auf dem Höhenrücken nordwestlich des Gehöftes Thiaumont; 42 Offiziere, 1646 Mann wurden gefangen eingebracht; am Tage darauf fiel der hartnäckig verteidigte Steinbruch selbst in unsere Hand. Dann trat endlich auf dem Ostufer eine längere Ruhepause ein. Wenigstens für die Infanterie. Denn



Der ‚Tote Mann'. Französische Karte vom 18. April 1916

die Geschützkämpfe, heißt es in einem zusammenfassenden Bericht der Obersten Heeresleitung, gegen die schwer zu fassenden Werke und Unterstände, sowie gegen die erheblich vermehrte feindliche Artillerie dauerten mit unverminderter Heftigkeit fort und stellten an unsere Angriffsartillerie große Anforderungen. —

Auf dem Westufer setzten dagegen neue starke Kampfhandlungen ein. Hier waren es diesmal pommersche Regimenter, die am 7. Mai unter großen Schwierigkeiten, trotz heftigster Gegenwehr und wütender Gegenstöße, das ganze Grabensystem am Nordhang der Höhe 304, südöstlich des „Toten Mannes", stürmten und unsere Stellungen bis auf die Höhe selbst vorschoben. Der Gegner, meldete der Heeresbericht, hat außerordentlich schwere blutige Verluste erlitten, so daß an unverwundeten Gefangenen nur 40 Offiziere, 1280 Mann in unsere Hände fielen. Gegenangriffe in den nächsten Tagen brachen meist schon im wirkungsvollen Maschinengewehr- und Sperrfeuer unserer Artillerie zusammen. Wie sich am 20. unsere Erfolge am „Mort Homme", der neuen geographischen Lügenerfindung der Franzosen, gestalteten, darüber haben wir ja bereits berichtet. Am 23. Mai endlich stürmten thüringer Bataillone hart westlich der Maas das Dorf Cumières.

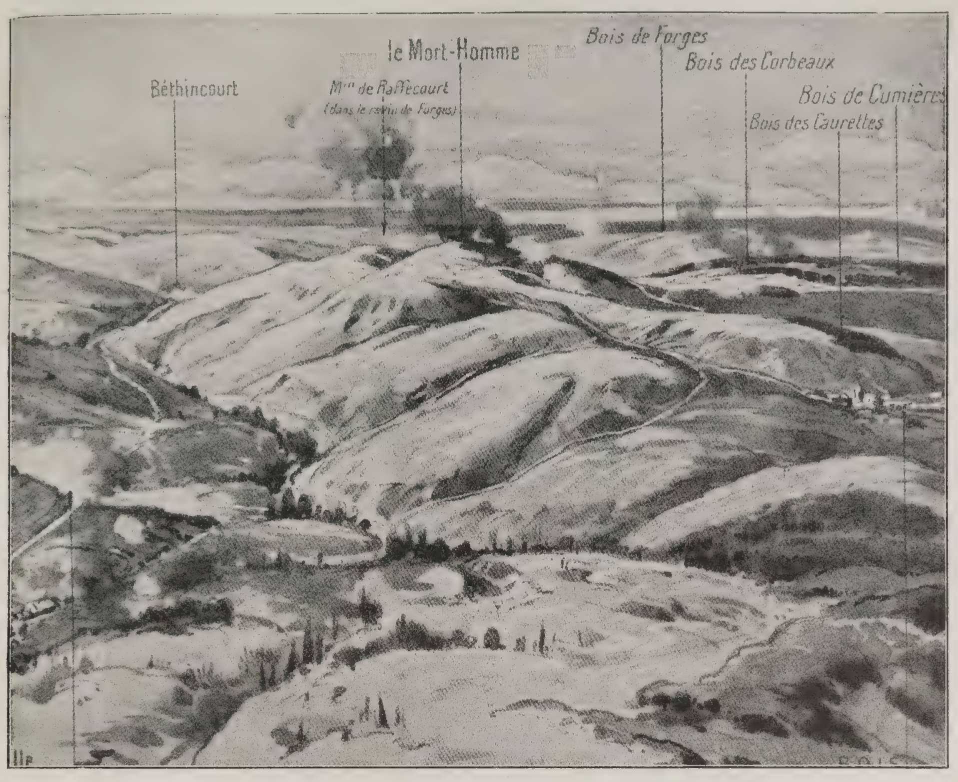
7. Mai 1916 Die Pommern am ‚Toten Mann'

23. Mai 1916 Thüringische Bataillone stürmen Cumières

Drei lange, schwere Monate waren seit dem Beginn des Ringens nördlich Verdun verflossen. Auf beiden Maasufern hatten wir nach dem ersten glanzvollen Februarangriff schrittweise Gelände gewonnen, dem hartnäckigen Feinde einen Stützpunkt nach dem andern entrissen, alle seine mit großer unleugbarer Tapferkeit unternommenen Versuche zu deren Wiedereroberung in vielfach wechselvollen, immer harten, heißen Kämpfen gebrochen. Viel teures, edles deutsches Blut war dabei geflossen, Truppen aller deutschen Stämme konnten ihre Treue und Opferwilligkeit, ihre Kampffreudigkeit, ihre Zähigkeit neu betätigen. Schon hatten die Gegner frohlockend die Schwächung der deutschen Kraft, die Erschöpfung unserer Reserven, unseren nahe bevorstehenden Zusammenbruch verkündet, wie sie das seit der Marneschlacht zumal in regelmäßig wiederkehrenden Presseerörterungen nicht nur in den eigenen, sondern auch in den ihnen zur Verfügung stehenden, angeblich neutralen Blättern zu tun liebten. Die Tage, Wochen, Monate des Ringens um Verdun hätten sie eines anderen belehren müssen — wenn sie überhaupt belehrbar gewesen wären.

Zweierlei war jedenfalls schon nach den blutigen Kampfhandlungen dieser ersten drei Monate klar: die große englisch-französische Offensive, die unsere Feinde für den ersten Frühling geplant hatten, war vorläufig unterbunden, mußte verschoben werden. Dann aber, und das war das wichtigste, die Bedeutung der großen Festung Verdun, des Stütz- und Eckpfeilers Frankreichs, war beseitigt. Diese Gefahr für Deutschland konnte, menschlicher Voraussicht nach, als für immer gebrochen angesehen werden.

In diesen drei Monaten der Verdun-Schlachten mußten die Feinde aber noch etwas anderes, Schwerwiegendes erfahren: daß nämlich, trotzdem diese Kämpfe selbstverständlich überaus starke deutsche Truppen fesselten, unsere Heeresleitung ihre anderen Fronten nicht zu entblößen brauchte, daß wir in Nordfrankreich und Flandern immer noch vollste Kraft zur Abwehr wie zum Angriff fanden, daß wir auch im Osten, wo die berühmte Dampfwalze zu einer Entlastungsoffensive für



Der „Tote Mann" inmitten der Höhenrücken, die sich am Maasufer entlang ziehen
Nach der Zeichnung eines französischen Fliegers

die bedrängten Franzosen sich wieder einmal in Bewegung zu setzen versuchte, das in neuer Aufrichtung begriffene Zarenheer zu schlagen wußten.

Aus den zahlreichen kleinen und größeren Gefechtshandlungen, die sich außerhalb des Raumes von Verdun an der Westfront abspielten, müssen wir zunächst das letzte Nachklingen der französischen Herbstoffensive in der Champagne herausheben. Fast gleichzeitig mit dem ersten Ansturm auf die Nordfront von Verdun, am 27. Februar, stießen hier unsere Truppen beiderseits der Straße Somme-Py—Souain vor. Sie eroberten das vielumstrittene Gehöft Navarin und die rechts und links anschließenden feindlichen Stellungen in einer Ausdehnung von über 1600 Metern und machten über tausend Gefangene. Die Feinde empfanden die Wegnahme dieses Stück Geländes, das sie längst als unbestrittenes Eigentum angesehen, augenscheinlich als harten Schlag, als schmerzlichen Verlust, denn nach andauernder heftiger Artilleriebeschießung und schwächeren vergeblichen Gegenstößen versuchten sie am 15. März durch einen groß angelegten Angriff die verlorene Stellung wiederzugewinnen, der ihnen aber nur eine schwere Einbuße brachte. —

27. Februar 1916 Eroberung des Gehöfts Navarin

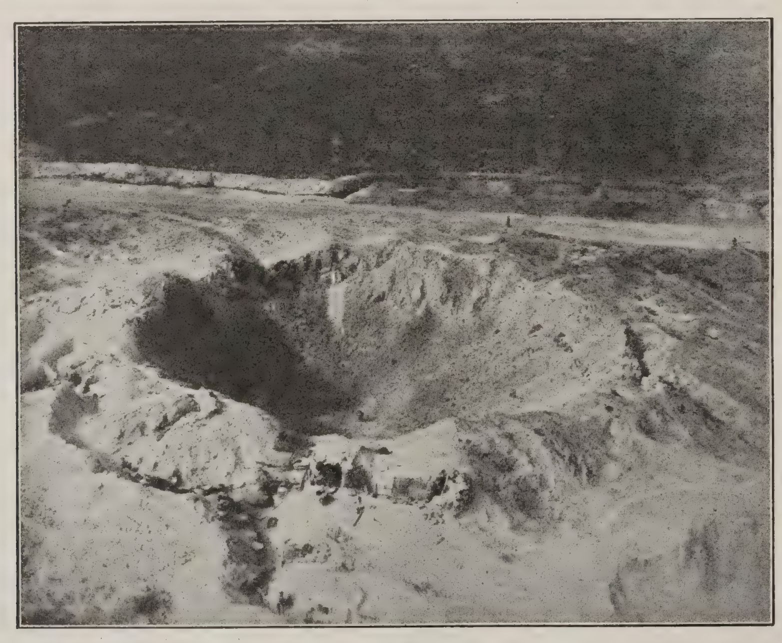
Der 10. März gehörte den Sachsen, wurde zu einem ihrer Ehrentage. Nördlich Reims standen sie seit längerer Zeit unter ihrem trefflichen Führer, dem General d'Elsa. Zwei altbewährte Regimenter, Grenadiere und das Schützenregiment, stürmten die stark ausgebauten französischen Linien südwestlich und südlich von Ville-aux-Bois. Ein heißes Ringen war's in den Waldstücken, die das Gelände

10. März 1916 Sächsische Grenadiere und Schützen bei Ville-aux-Bois

bedeckten. Dafür fielen den braven Sachsen, deren Tapferkeit der Kaiser in einem Telegramm an ihren König besonders anerkannte, aber auch Gräben in einer Ausdehnung von etwa 1400 Metern und in einer Tiefe von einem Kilometer in die Hände, und 12 Offiziere, 725 Mann, dazu 1 Revolvergeschütz, 5 Maschinengewehre, 13 Minenwerfer wurden ihnen zur Beute. —

Fast während der ganzen Monate März und April spukte es zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras, sowie im Raum von St. Eloi. Minensprengungen oft großen Umfangs, Ringen um die aufgewühlten Trichter, scharfe Handgranatenkämpfe standen auf der Tagesordnung. Am 6. April endlich setzten sich unsere Feldgrauen in Besitz der von kanadischen Truppen besetzten Stellungen von St. Eloi; am 11. konnten wir den Erfolg erweitern; Gegenangriffe wurden glatt abgewiesen. Im Ypernbogen zeitigten größere Patrouillenunternehmungen, an der Straße von Langemarck und bei Wieltje, guten Gewinn, der uns nur durch den hohen Grundwasserstand, welcher einen Ausbau gewonnener Gräben unmöglich machte, verbittert wurde. Am 11. Mai kam es dann auch südöstlich des sogenannten Hohenzollernwerkes bei Hulluch zu einer kräftigen Gefechtshandlung: pfälzische Bataillone nahmen hier in unwiderstehlichem Ansturm mehrere Linien der englischen Stellung; am 21. räumte eine Abteilung unseres Marinekorps französische Gräben östlich Nieuport gründlich aus; am gleichen Tage begannen hartnäckige Kämpfe südwestlich von Givenchy-en-Gohelle, die sich fast eine Woche hinzogen und sich schließlich, nach starken englischen Gegenangriffen, zu unseren Gunsten entschieden. So hatten überall Franzosen und Engländer unsere Faust gespürt.

11. Mai 1916 Pfälzische Bataillone bei Hulluch



Krater nach dem Auffliegen einer Mine



Besuch des Erzherzogs Friedrich beim deutschen Kaiser im Großen Hauptquartier Ost. Phot. G. Berger

Sechzehnter Abschnitt

Russische Märzoffensive gegen die Hindenburgfront.

Den Russen mußte man es lassen: sie waren erstaunlich lange für ihre Bundesgenossen zu getreuen Waffendiensten bereit. Wenn Frankreich oder Italien zur Hilfe, um die übliche sogenannte Entlastungsoffensive baten, schlugen sie los. So gut oder so schlecht es nach allen ihren bisherigen Mißerfolgen und Blutopfern ging. Dafür mußte ihnen freilich England Geld geben, bares Geld und Geld in Gestalt von Kredit, um die in Amerika und Japan bestellten Geschütze, Gewehre, Munition, um Draht und Mäntel und Stiefel und vieles andere erhalten zu können. Das englische Geld war sehr teuer und mußte zudem durch wirtschaftliche Gegenleistungen verschiedenster Art erkauft werden. Sonst hielt England, trotz der ewigen Londonreisen des damaligen russischen Finanzministers Bark, die Taschen fest zu. Aber wenn man in Rußland Geld oder Kredit braucht, ist man an das Zahlen hoher Zinsen gewöhnt. Und im tiefsten Hintergrunde stand ja doch immer die eine Hoffnung auf den Besitz von Konstantinopel und der Dardanellen: hatten sich doch England und Frankreich feierlich, wie wir jetzt wissen, dafür verbürgt, daß jene die Hauptkriegsbeute für Rußland sein sollten. Ungeachtet so mancher Gegenströmung klarersehender Staatsmänner blendete diese Siegeshoffnung nach wie vor.

Bis Mitte März meldeten die Tagesberichte der deutschen Obersten Heeresleitung fast regelmäßig: Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Lage im allgemeinen unverändert. Es wäre den Franzosen, die gerade damals vor Verdun

eine Schlappe nach der anderen erlitten, gewiß sehr lieb gewesen, wenn Bruder Rußki früher angegriffen hätte, um zu verhindern, daß der böse Deutsche Verstärkungen von der Ost- zur Westfront würfe. Aber die Vorbereitungen zu einem Angriff, der, wenn er Wirkung versprechen soll, auf breiter Front vorgetragen werden muß, erfordern nun einmal Zeit. Die Massen müssen zusammengezogen, Munition, Verpflegung muß bereitgestellt werden.

So kam Mitte März heran, bis der Sturm losbrach. Er traf uns nicht unvorbereitet. Fliegermeldungen hatten längst größere Truppenansammlungen festgestellt, das Artilleriefeuer war lebhafter geworden. Man war zur Abwehr bereit. Meister Hindenburg und Generaloberst von Eichhorn, gegen dessen 10. Armee sich der Angriff hauptsächlich richten sollte, hatten gut vorgesorgt. Und sie hatten diesmal gute Verbündete: nach harten Frosttagen setzte plötzlich Tauwetter ein und verwandelte das Angriffsgelände zum großen Teil in schier unergründlichen Sumpf.

Zwei Hauptangriffsabschnitte hatten sich die Russen ausgewählt. Der eine, südliche, umfaßte (man vergleiche die Karte von S. 533) den großen Narocz-See zu beiden Seiten: hier richtete sich der feindliche Vorstoß, wenn er glückte, unverkennbar gegen Wilna, das nur etwa hundert Kilometer rückwärts der Sturmlinie lag. Etwa zwanzig Kilometer nördlicher lag der zweite Angriffsabschnitt, der sich zu beiden Seiten des Ortes Postawy breitete: gelang es den Russen, hier durchzubrechen, so stießen sie in sechzig Kilometer Entfernung auf die wichtige Bahnlinie von Wilna nach Dünaburg. Dort am Narocz-See, wie um Postawy boten sich dem Angriff, zumal der Angriffsvorbereitung günstige Vorbedingungen: die rückwärtigen Bahnverbindungen waren für russische Verhältnisse gut, und große Wälder konnten die Ansammlung der Truppen bis zum Vorbrechen verdecken.

Allmählich erst dehnte sich die Angriffsfront, wohl unter dem Eindruck der bald hervortretenden Mißerfolge in den oben erörterten Abschnitten, weiter aus. Nach Norden bis an unsere Stellungen nordwestlich Dünaburg, bis südlich von Riga. So daß der gesamte kampfdurchwogte Raum über hundertundfünfzig Kilometer Längenausdehnung gewann.

Am 17. März hatte der Höchstkommandierende von der russischen Nordwestfront, General von Ewert, an seine Truppen einen klangvollen Tagesbefehl erlassen, der uns als Beute in die Hand fiel. Er steckte der Truppe hohe, weite Ziele:

Seine Majestät und die Heimat, heißt es darin, erwarten von euch jetzt eine neue Heldentat: Die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches! Wenn ihr morgen an diese hohe Aufgabe herantretet, so bin ich im Glauben an euren Mut, an eure tiefe Ergebenheit gegen den Zaren und an eure heiße Liebe zur Heimat davon überzeugt, daß ihr eure heilige Pflicht gegen den Zaren und die Heimat erfüllen und eure unter dem Joche des Feindes seufzenden Brüder befreien werdet. Gott helfe uns bei unserer heiligen Sache! —

19. März 1916. Beginn der russischen Offensive

Am 18. März begann's mit verstärktem Artilleriefeuer zu beiden Seiten des Narocz-Sees und einem leichten nächtlichen Vorfühlen der Russen nördlich des Mjadziol-Sees (nördlich des Narocz-Sees). Am nächsten Tage hob die große Offensive an den Hauptangriffsabschnitten aus; um es noch einmal zu wiederholen: zwischen

Dryswjaty-See und Postawy einerseits, nördlich und südlich des Narocz-Sees andrerseits. Tag und Nacht wiederholten sich, nur wenig im Raum wechselnd, die Massenstürme. Hier und dort, so einmal am 21., mußten hart nördlich des Narocz-Sees weit vorspringende kleine Teile unserer Stellungen einige hundert Meter zurückgenommen werden — das war aber auch alles, was der Feind erreichte. Überall sonst wurde er unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen oder in kräftigen Gegenstößen aus Gräben, die er schon für gewonnen halten mochte, wieder hinausgeworfen: südlich und südöstlich von Riga, bei Friedrichstadt, westlich und südwestlich von Jakobstadt, nördlich von Widsy, im Raum von Postawy, zwischen Narocz- und Wiszniew-See. Unerschütterlich standen unsere Linien.

26. u. 27. März 1916 Vergebliche russische Angriffe beim Naroczsee u. bei Postawy

Wieder loderte am 26. und 27. März die Schlacht auf der ganzen Linie. Der deutsche Tagesbericht vom 27. spricht kennzeichnend von dem „im Osten unerhörten Einsatz von Menschen und Munition“ gegen unsere Linien nordwestlich von Jakobstadt, von starken vergeblichen Angriffen bei Postawy, von Vorstößen von Teilen dreier russischer Armeekorps südlich des Narocz-Sees. Er meldet aber auch schon, wie tapfere westpreußische Regimenter zwischen Narocz- und Wiszniew-See zum kräftigen Gegenstoß ansetzten, um Artilleriebeobachtungsstellen, die uns vorübergehend verloren gegangen waren, zurückzugewinnen, daß sie ihre Aufgabe glänzend lösten, 21 Offiziere, über 2000 Mann gefangen nahmen und eine Anzahl Maschinengewehre erbeuteten.

Am 27. trieben die Russen auch noch einmal frische Kräfte gegen unsere Front bei Postawy vor. Das Saarbrückener Korps schlug sie zurück, und neben diesen Wackeren zerschellte der Ansturm zweier Divisionen vor der Front brandenburger, hannoverscher, hallensischer Bataillone. Nicht anders erging es den Russen am 28., wiederum südlich des Narocz-Sees. Dann flaute das blutige Ringen allmählich ab.

Am 1. April konnte die große Offensive im wesentlichen als beendet und, dank der Tapferkeit und zähen Ausdauer unserer Feldgrauen, dank auch der überlegenen Führung, als vollkommen gescheitert angesehen werden. Nicht weniger als dreißig Divisionen, rund 500000 Mann, hatten die Russen vergeblich in den Kampf getrieben. Der deutsche Tagebericht bemerkte treffend:

„Freilich ist es für jeden Kenner der Verhältnisse erstaunlich, daß ein solches Unternehmen zu einer Jahreszeit begonnen wurde, in der seiner Durchführung von einem Tage zum anderen durch die Schneeschmelze bedenkliche Schwierigkeiten erwachsen konnten. Die Wahl des Zeitpunktes ist daher wohl weniger dem freien Willen der russischen Führung als dem Zwang durch einen notleidenden Verbündeten zuzuschreiben. Wenn nunmehr die gegenwärtige Einstellung der Angriffe von amtlicher russischer Stelle lediglich mit dem Witterungsumschlag erklärt wird, so ist das sicherlich nur die halbe Wahrheit. Mindestens ebenso wie der aufgeweichte Boden sind die Verluste an dem schweren Rückschlage beteiligt. Sie werden nach vorsichtiger Schätzung auf mindestens einhundertvierzigtausend Mann berechnet. Richtiger würde die feindliche Heeresleitung daher sagen, daß die große Offensive bisher nicht nur im Sumpf, sondern in Sumpf und Blut erstickt ist.“

„Sumpf und Blut“: auch unsere tapferen Feldgrauen hatten schwerste Stunden und Tage hinter sich. Die Zeit der Schneeschmelze, von welcher der

Heeresbericht spricht, hatte ihren wohlausgebauten Gräben und Unterständen fast noch ärger mitgespielt als die amerikanisch-japanisch-russischen Granaten. Vielfach mußten die Wackeren in den kurzen Zwischenpausen zwischen den feindlichen Angriffen bis an die Knie in Wasser und Morast ausharren, keinen trockenen Faden am Leibe, schlotternd vor Kälte und Nässe. Häufig verbot die Nähe des Feindes das Anzünden auch des kleinsten Feuers. Für das Heranbringen der Verpflegung war gesorgt, aber sie anzuwärmen, war oft ganz unmöglich. Aber unsere Helden hielten aus, und sobald der Feind in seinen dicken, dichten Wellen vorstieß, waren sie auf dem Posten und leuchteten ihm heim, daß ihm Hören und Sehen verging. Interessant waren die Aussagen der vielen Gefangenen. Gefangenenaussagen sind immer mit Vorsicht aufzunehmen, hier war die Übereinstimmung aber doch so auffallend, daß man auf ihre Richtigkeit vertrauen konnte. Die alte Klage, daß die Offiziere entgegen einem ihnen ausdrücklich erteilten Befehl stets zurückblieben, sobald ein Sturm in Bewegung kam, kehrte immer wieder; ebenso daß hinter jedem Sturmabschnitt einige Maschinengewehre aufgestellt gewesen wären, um ‚nachzuhelfen‘, wenn das Feuer der Begeisterung erlöschen sollte. Vor jedem Angriff wurden reichlich Georgskreuze zur anderweitigen Anfeuerung verteilt. Außerdem aber waren die Kompagnien eingehend darüber belehrt worden, daß die bösen Deutschen ihre Gefangenen so gräßlich zu martern pflegten, daß selbst der Tod diesen Qualen weit vorzuziehen wäre. —

Der Monat April sollte übrigens nicht vorübergehen, ohne daß Generaloberst von Eichhorn seinen Feldgrauen Gelegenheit gab, den Russen zu zeigen, wie ein



Russische Schützengräben mit Brustwehr aus Sandsäcken. Phot. Hohlwein & Gircke

deutscher Angriff größeren Umfangs ausgeführt werden mußte. Am 28. brachen, nach einem gründlichen Trommelfeuer aus allen verfügbaren Geschützen, unsere Bataillone in dem heiß umstrittenen Abschnitt südlich des Narocz-Sees vor und eroberten in einem gewaltigen Ansturm die ganzen russischen Stellungen zwischen Stanarocze und Stachowce. Sie nahmen dabei in ganz kurzer Zeit nicht weniger als 56 Offiziere, 5685 Mann gefangen und erbeuteten ein Geschütz, 28 Maschinengewehre und 10 Minenwerfer. Außerdem hatten die Russen schwere blutige Verluste zu verzeichnen, die sich bei einem nächtlichen, wieder mit starken Massen geführten, ganz vergeblichen Gegenangriff noch stark vermehrten. In unheimlich dichten Reihen lagen die toten Russen in und hinter ihren Gräben.

28. April 1916 Deutscher Sieg südlich des Narocz-Sees

Auf die Gefahr hin, uns in Einzelheiten zu wiederholen, schalten wir hier einen Auszug ein von dem umfassenden Bericht unserer Heeresleitung über die gesamte „Russische Märzoffensive“:

. . . Die ersten sicheren Anzeichen des bald bevorstehenden Angriffes wurden Ende Februar bemerkbar. Gefangene sprachen von der Absicht eines großen Angriffes auf Wilna. Die Ruhe in den russischen Gräben machte einer lebhaften Tätigkeit Platz; Truppenverschiebungen an und hinter der Front ließen auch bald die beabsichtigten Einbruchsstellen erkennen.

Man mag diese Offensive als „Entlastungsoffensive“ für die französische Verdun-Front bewerten oder als selbständige strategische Handlung beurteilen, zwei Tatsachen stehen unverrückbar fest: das große Endziel der russischen Heeresleitung und die unerschütterliche Zuversicht der deutschen Führung im Festhalten der eisernen Mauer im Osten . . .

Im Einklang mit der Aufgabe, Befreiung der besetzten Gebiete, standen die Mittel der Vorbereitung. Alle Maßnahmen für den entscheidenden Angriff waren bis in Einzelheiten seit langer Zeit durchdacht und vorbereitet . . .

Nur ein Glied fehlte in der Kette der russischen Vorbereitungen: das Glied, seit Tannenberg und der Winterschlacht in Masuren endgültig herausgerissen aus der russischen Armee: der Siegerwille und das Siegesbewußtsein der Truppe . . .

Der Offensivplan war groß und einfach gedacht: Eine Zange mit rechtem Flügel etwa in Gegend Jakobstadt, mit linkem an der Beresina. Unwiderstehlicher Durchbruch in der Mitte beiderseits des Narocz-Sees. Aufrollen der deutschen Front nach Nordwesten und Südwesten.

Die Befehle waren gegeben, die „Tintenfässer geschlossen“. Nun sollte Blut fließen und den Durchbruch in einer Entscheidungsschlacht erzwingen.

Die Stellen, die als Durchbruchspunkte den Hebel zur Aufrollung der deutschen Front bilden sollten, waren: Die Front zwischen Wiszniew- und Narocz-See, sowie die Gegend Postawy—Wileity.

Gegen die Durchbruchsfront zwischen Beresina und Disna waren bis Mitte März sehr starke Kräfte herangeführt und zum Angriff bereitgestellt. Zwei Armeekorps schoben sich näher nach Norden an Smorgon heran. Gegen die Seenenge wurde eine starke Stoßgruppe unter Generals Balujew angesetzt (V., XXXVI., sibirisches Korps und eine Uralkosaken-Division). Zum Durchbruch im ungefähren Abschnitt Mosheiki—Wileity war eine Armeeabteilung unter General Pleschkow

bestimmt (I., I. sibirisches, XXVII. Korps und VII. Kavalleriekorps). So schien ein planmäßiger, einheitlicher Angriff gegen die Durchbruchsstellen gewährleistet. Nach französischem Muster fehlte es also nicht an Kavalleriemassen, die nach gelungenem Durchbruch sofort das Gebiet unserer rückwärtigen Verbindungen überschwemmen und Verwirrung hinter die deutsche Front tragen sollten. Ihrer harrte auch der ehrenvolle Befehl rastloser Verfolgung der fliehenden deutschen Heere. Es kam aber nur ein Teil der Kosakenhorden zur Verwendung: nicht zu rühmlicher Verfolgung, sondern in der schmachvollen Aufgabe, die Sturmtruppen mit der Nagaika zum Vorgehen zu peitschen.

Der 16. und 17. März brachte volle Klarheit über die russischen Absichten. Die Durchbruchsstellen bei Postawy und südlich des Narocz-Sees wurden mit starkem Artilleriefeuer belegt, das sich allmählich erheblich steigerte.

Auf die Front der beiden Stoßgruppen waren angeblich 800—1000 Geschütze, darunter schwerste Kaliber, verteilt. Ungeheure Munitionsmassen waren bereitgelegt. Die deutschen Stellungen sollten eingeebnet werden. Den Sturmtruppen hatte man angenehme Phantasiebilder entwickelt: Die Artillerie würde die ganze Arbeit allein leisten. Ein fast mühe- und gefahrloser Spaziergang gegen die deutschen Stellungen würde den Sieg bringen. Gleichwohl hielt man es für nötig, der Infanterie eine Schilderung entsetzlicher Martern und Qualen auszumalen, die ihrer bei etwaiger Gefangennahme harrten.

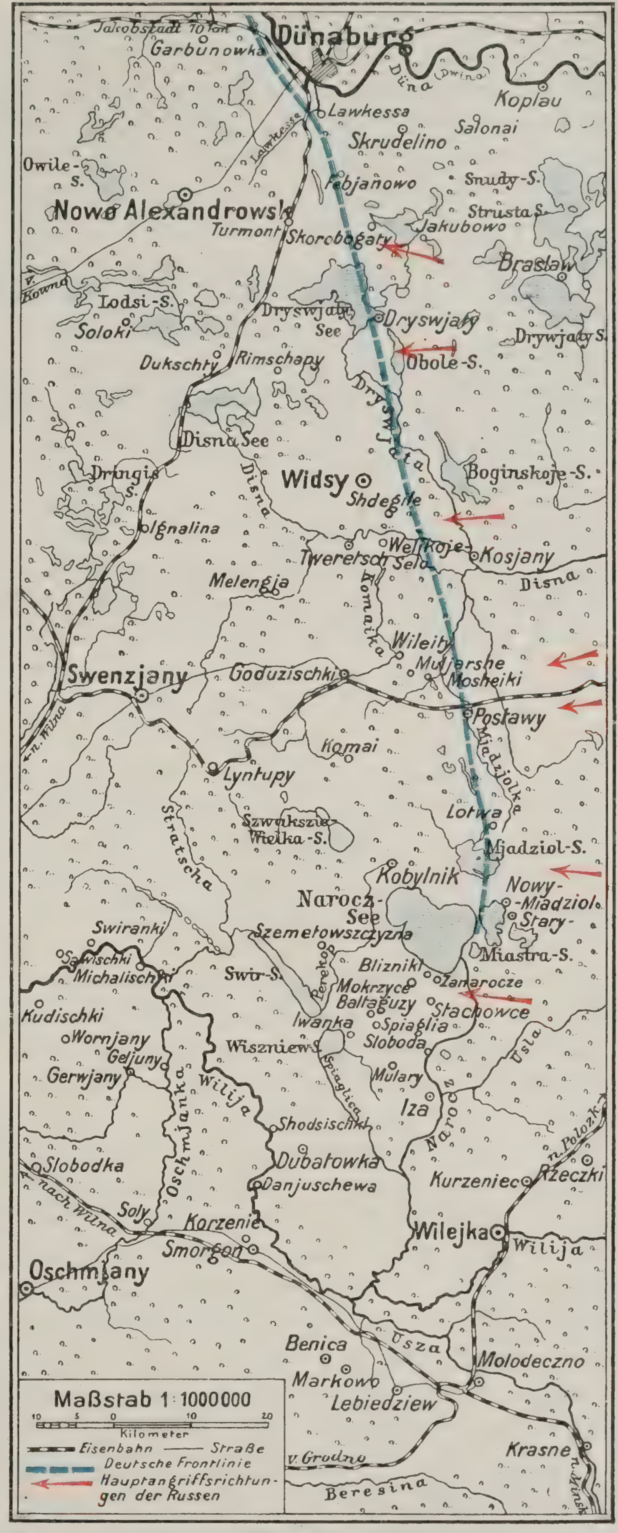
Während nun die Klauen der „Zange" zwar drohten, aber nicht zum Zupacken kamen, ergoß sich die Woge der Angriffsinfanterie in fast unversiegbarem Strom gegen die Durchbruchsstellen. Bereits der 18. März zeigt einen gewissen Höhepunkt des Angriffs beider Stoßgruppen. Je drei Armeekorps drückten gleichzeitig und im operativen Zusammenarbeiten gegen die Front Postawy—Wileity und gegen die Seenenge. Hier wurde später noch ein viertes Korps eingesetzt.

Nach ausgiebigem Artilleriefeuer tritt am 18. März die russische 25. Division aus Linie Iwanki—Spiaglia zum Angriff in Richtung Baltaguzy an. Der vom Westufer des Wiszniew-Sees durch unsere schwere Artillerie wirksam flankierte Angriff bricht zusammen. Die abgeschlagene Division läßt 3000 Tote auf dem Angriffsfeld und rettet nur Trümmer. Von ihrem Regiment 98 kehrten etwa 100, von einem anderen Regiment etwa 150 Leute zurück. Weiter östlich greift gleichzeitig zweimal die 7. Division, westlich am Nachmittag die 10. Division an. Trotz stärkster Feuervorbereitung scheitern alle diese Angriffe, wie auch die von etwa zwei Divisionen im nördlichen Abschnitt Mosheiki—Wileity unter schwersten Verlusten. Ohne den geringsten Erfolg an irgendeiner Stelle verbluten die Angriffstruppen. Das Regiment 38 der 10. Division verliert an diesem Tage 1600 Mann.

Ein erschütterndes und erhebendes Bild zugleich! Drüben die in tiefem Schlamm und Morast sich heranwälzenden Massen, getrieben durch Knutenhiebe und Rückenfeuer. Hier die eiserne Mauer der Hindenburg-Armee. Fest, starr in Stahl und Erz. Fester noch in dem Willen jedes einzelnen: auszuhalten selbst gegen erdrückende Übermacht. Hier sieht niemand ängstlich nach rückwärts, nach der Polizeitruppe hinter der Front. Sie fehlt. Aller Augen blicken nach vorn, und die Steine der Mauer sind die Soldatenherzen des Verteidigers.

Den 19. März benutzt der Gegner, seine zusammengeschmolzenen Massen aufzufüllen. Am 20. März versucht er den Durchbruch mit neuer Kraft. Während ein Angriff gegen Baltaguzy gänzlich mißglückt, unternimmt der Feind auch im nördlichen Abschnitt unerhörte Anstrengungen. Das ganze I. sibirische Korps, die 22. Division und Teile der 59. Division werden unbarmherzig viermal, und jedesmal in vier bis fünf dichten Wellen, vorgeworfen. Scheinangriffe der 10. sibirischen Division bei Lotwa beabsichtigen die deutsche Führung abzulenken, verfehlen aber ihren Zweck. Unter selbst für russische Verhältnisse ungeheuren Verlusten flutet der zerschmetterte Angriff der Stoßgruppe Pleschkow in seine alten Stellungen zurück.

Der 21. März bringt den Höhepunkt der Schlacht am Narocz-See. Die Krisis des Angriffs ist hereingebrochen. Jener Augenblick, da die Wagschale schwebt und unentschlossen schwankt zwischen Sieg oder erlahmender Kraft des Angreifers, zwischen Durchhalten oder Nachlassen der Kräfte des Verteidigers. Das Höchstmaß der beiderseitigen Anstrengungen ist auf das äußerste angespannt. In der Seenenge tobt der Kampf mit unverminderter Heftigkeit um Baltaguzy.



Karte zur Russischen März-Offensive 1916

Die russische 25. Division wird abgeschlagen und in ihrer Gefechtstätigkeit völlig erschüttert. Aber der 10. Division gelingt es bei Blizniki, in das Gelände unserer Beobachtungsstellen und in Teile der vorderen Stellungen einzudringen. Hier geraten die russischen Regimenter in furchtbare Verwirrung. Offiziere sind nicht zur Stelle oder haben die Gewalt über die Truppe verloren. Hier wollen Kompagnien weiterstoßen, dort wollen andere zurückweichen, wieder andere setzen sich fest, zufrieden mit dem Erreichten, wo sie gerade sind. Ein erbitterter Kampf tobt um Vorwerk Stachowce.

Gleichzeitig drücken und wälzen sich dicke Massen dreier Divisionen im Abschnitt Mosheiki—Wileity heran, gestützt und vorwärtsgeschoben durch heftiges Artilleriefeuer. An wenigen Stellen gelangen sie bis an oder in vordere Teile unserer Gräben. Kräftige Gegenangriffe werfen die Eingedrungenen sogleich wieder hinaus. 7 Offiziere, 800 Mann bleiben gefangen in unserer Hand. Unter außergewöhnlichen Verlusten flüchtet der Angreifer. Die 22. Division rettet nur Trümmer aus dem Feuerbereich.

Nördlich Wileity mißglückt in ähnlicher Weise ein Angriff der 59. Division.

Hier im nördlichen Abschnitt zwingen die furchtbaren Verluste den Gegner am 22. März zur Ruhe und Erholungspause. In der Seenenge hat der kleine Teilerfolg bei Blizniki den Mut belebt und die Zuversicht gehoben. Hier also scheint der Sieg erreichbar. Nach stundenlanger Artillerievorbereitung am 22. März greifen nachmittags etwa vier Divisionen erneut an. Zwei Angriffe werden angesetzt. Zweimal in je vier dichten Wellen brechen die russischen Massen vor. Zweimal zerschellen diese Versuche restlos unter schwersten Verlusten. Allein die 8. sibirische Schützendivision verliert an Gefangenen 2000 Mann. Mit äußerster Heftigkeit wütet das Artilleriefeuer in der Nacht zum 23. März weiter. In den Morgenstunden bricht die verstärkte 8. sibirische Schützendivision noch zweimal zum Angriff vor. Die Angriffe scheiterten ebenso wie die folgenden Vorstöße am Abend.

In unerschütterlicher Ruhe halten die Truppen der 10. Armee. Heute in Eis und Schnee frierend und erstarrt, morgen im Tauwetter durchnäßt, im tiefen Schlamm und Brei der aufgeweichten, durch das heftige russische Feuer abgedeckten Gräben. Musterhafte Arbeit leistet die Artillerie, Feldartillerie und schwere. Hier legt sie Sperrfeuer zwischen Hindernisse und Angreifer, dort vor seine nachrückenden Reserven. Hier flankiert sie wirksam, dort jagt sie den abgeschlagenen, zurückflutenden Angreifer in das Straffeuer seiner eigenen Maschinengewehre und Kanonen. Die Armee Eichhorn, der ‚Sturmbock gegen Kowno‘, der eiserne Besen, der die Tenne reinfegte zwischen Njemen und dem Seengebiet südlich Dünaburg, ist jetzt der ‚Prellbock‘, der Wall, aus dem russische übermächtige Hammerschläge hier und dort zwar einen Steinsplitter abschlagen, aber nicht eine einzige Fuge lockern können.

Ebenso unerschütterlich wie die Front der 10. Armee erweist sich ihr linker Flügel und die anschließende Armeeabteilung Scholtz. Zwar wurde der Nordflügel der Armee Eichhorn von der vollen Wucht der russischen Offensive nur zum Teil gefaßt, aber auch diese Kämpfe zeigen Höchstleistungen auf beiden Seiten.



Scheinwerfer in Stellung

Das Gelände des ehemaligen Dorfes Wileity war zu einem mehrere hundert Meter vor der Hauptstellung liegenden Stützpunkt ausgebaut. Von hier aus ließ sich die eigene Front und die der rechten Nachbargruppe weithin flankieren. Die Beseitigung dieses Stützpunktes war Vorbedingung zur Durchführung des Angriffs. Dichtes Waldgelände in etwa 1000 Meter Entfernung gestattete gedeckte Versammlung und Annäherung.

18./19. März 1916. Gefecht bei Wileity

So entbrennen heftige Kämpfe um diesen Stützpunkt. Am 18. März vormittags beginnt der Angriff gegen Wileity und dehnt sich bald weiter nach Norden aus. Die den Wald verlassende Infanterie kommt sofort in heftiges Artillerie= und Maschinengewehrfeuer und flutet bald in die Deckung des Waldes zurück. Weiter nördlich kommt der Angriff gar nicht zur Entwicklung. Gefangene der dort angesetzten Regimenter 85 und 88 sagten später aus, die Infanterie hätte Befehl erhalten, den Stützpunkt unbedingt zu nehmen. Zweimal stürmten sie vergeblich. Aber die Deutschen hielten unerschütterlich stand. Das deutsche Artilleriefeuer von unauffindbaren Batterien hätte ihnen ungeheure Verluste zugefügt.

Am Abend des 19. März versuchte der Russe nochmals den Angriff. Ohne Feuervorbereitung will er sich des Stützpunktes durch Handstreich bemächtigen. Fast unsichtbar in Schneemänteln schleichen im Dunkel der Nacht Abteilungen an die Hindernisse heran. Kreisförmig soll die Stellung umschlossen und überraschend angegriffen werden. Im blendenden Licht deutscher Scheinwerfer und Leuchtkugeln setzt rasendes Maschinengewehrfeuer ein. Bald nach Mitternacht retten sich kümmerliche Reste der russischen Infanterie. Der Verteidiger des Stützpunktes hat vier Verwundete als Verlust zu melden. Noch einmal versucht der Feind sein

Glück. Am Morgen des 22. März brechen starke Kräfte aus dem Walde vor. Eine Welle folgt der anderen. In kurzer Zeit feuern wohl 2000 Schützen. Unsere Artillerie leidet zunächst unter ungünstiger Beobachtung. Sie vermag den Angriff nicht aufzuhalten. Der Russe drückt trotz größter Verluste auf etwa 300 Meter vor. Dann klärt das Wetter sich auf. Unser Artilleriefeuer setzt ein, und um 11 Uhr vormittags ist der Angriff abgeschmettert. Hunderte von Toten liegen vor der Stellung; Hunderte Verwundeter kriechen zurück oder jammern vor den Hindernissen; Hunderte werden später von russischen Krankenträgern geholt. Der menschliche Verteidiger erlaubt dem feindlichen Sanitätspersonal ungestörte Arbeit und die Bestattung der Gefallenen.

Weiter nördlich fanden um diese Zeit nur kleinere Kämpfe um vorgeschobene Postierungen statt. In einem etwa 800—1500 Meter vor den Stellungen liegenden Hochwald wurden unsere Posten und Feldwachen von starken Kräften angegriffen und erhielten zur Vermeidung unnötiger Verluste den Befehl, auf die Hauptstellungen zurückzugehen. Eine dieser Feldwachen wurde jedoch vom Gegner völlig eingeschlossen. Ihr schneidiger Führer wehrte sich eine Nacht und den folgenden Tag gegen erdrückende Übermacht. Dann gelang es ihm, sich bei Dunkelheit mit Hilfe unserer Artillerie an der Spitze seiner kleinen Schar fast ohne Verluste und sogar unter Mitnahme einiger russischer Gefangener nach rückwärts durchzuschlagen. Gefangene sagten aus, daß die Russen bei diesen Gefechten um die Feldwachen etwa zwei Bataillone verloren hätten.

Noch eine kleine Schilderung sei eingefügt. Sie stellt keine besondere Heldentat dar, wirft aber ein schönes Schlaglicht auf den Geist deutscher Verteidigung, die nicht zufrieden ist am starren Festhalten, sondern jede Gelegenheit aufspürt, Teilerfolge auch in der Defensive zu erringen, Erfolge des Angreifers sofort wieder zu beseitigen.

In diesem einmütigen Geist, der Führung und Truppe, Offizier und Mann zusammengeschweißt hat, liegt das Geheimnis deutscher Kraft in Angriff und Verteidigung. Hier setzt sich der Kommandeur eines lothringischen Infanterieregiments in den Sattel und wirft an der Spitze seiner Truppe durch kräftigen Gegenangriff den eingedrungenen Feind aus dem Graben. Dort geht ganz allein und selbständig ein einzelner Landsturmmann, biederer Handwerker im Frieden, mit Handgranaten vor und reinigt sein Grabenstück von eingebrochenen Russen.

Nördlich von Wileity liegt vor der Front das etwa einen Kilometer lange Dorf Welikoje-Selo. In der Mitte des Ortes stand seit langer Zeit eine Feldwache hinter ihrem Drahthindernis. Täglich schob sie einen Unteroffizierposten 500 Meter weit gegen den feindwärts gelegenen Dorfrand vor. Nachts wurde der Posten eingezogen.

19. März 1916. Gefecht bei Welikoje-Selo

Am 19. März entwickelte der Feind starke Kräfte gegen Welikoje-Selo, die allerdings nicht zur Durchführung eines Angriffs kamen. Jedoch fand der Unteroffizier, als er am Morgen seinen gewohnten Platz beziehen wollte, den Feind darin — etwa eine Kompagnie mit Maschinengewehren. Diese Eigenmächtigkeit des Gegners durfte auf keinen Fall geduldet werden! Es war Ehrensache für den Unteroffizierposten und seine Kompagnie. Einige Nächte später gehen von Süden

deutsche Abteilungen im Schutze der Dunkelheit vor und beginnen 2 Uhr vormittags das Feuer auf die Russen. Eine andere Abteilung schiebt sich, in einer Bodenfalte gedeckt, an die russische Kompagnie heran. Unsere Artillerie legt plötzlich Sperrfeuer hinter den Ort; die nördliche Gruppe stürzt in langem Sprunge vor und überrennt den Feind. Nur wenige Russen entkommen in der Dunkelheit. Ein Offizier und 72 Mann werden gefangen, 30 Tote begraben. Mit Verlust von einem Mann rückt die Abteilung in die alte Stellung ein. Wiederholt fragt der russische Offizier, wann er erschossen würde. Man hatte ihm erzählt, die Deutschen erschössen alle russischen Offiziere. Man reichte ihm Tee. Er nahm ihn aber voller Mißtrauen nicht eher, bevor ein Landwehrmann davon getrunken hatte. Außer den 73 Gefangenen betrug die Beute dieser kleinen Unternehmung 2 Maschinengewehre, 80 Gewehre und 10000 Patronen. Die russische Heeresleitung, die zuvor über erfolgreiche russische Kämpfe und abgeschlagene deutsche Sturmangriffe auf dieses Dorf phantasievoll berichtet hatte — Kämpfe, die niemals stattgefunden hatten —, schwieg seitdem über Welikoje-Selo.



Gasangriff gegen eine russische Stellung. Von einem Flugzeug aus aufgenommen

Vor der unerschütterten Front der Armee Eichhorn hielt der erschöpfte Angreifer am 24. und 25. März verhältnismäßig Ruhe und sammelte Kraft zu neuer Anstrengung.

Im Abschnitt südlich des Dryswjaty-Sees, am Flügel der Armeeabteilung Scholtz, war es inzwischen auch zu lebhaften und heftigen Kampfhandlungen gekommen. Nachdem der Gegner an mehreren Stellen Ausfallgassen in seine Drahthindernisse gelegt hatte, begann er am Morgen des 19. März den erwarteten Angriff. In sechs bis acht mächtigen Wellen wälzten sich die russischen Massen heran. Über die im Feuer zusammenbrechende Welle türmte sich sofort eine neue Angriffswoge. Der Wind, der diese Flut anschwellen ließ, war das russische Feuer in den Rücken der eigenen Infanterie.

Alle Anstrengungen und Opfer sind vergeblich. Nur an zwei Stellen halten die Russen bei Tagesanbruch des 20. März geräumte deutsche Feldwachstellungen. Schon setzt der Gegenangriff ein. Ein Landwehrregiment nimmt im kühnen Gegenstoß seine verlorenen Grabenstücke wieder; eine Kavalleriebrigade stürmt mit dem Karabiner und nimmt den überlebenden Teil der eingedrungenen Russen — 1 Offizier und 120 Mann — gefangen. Vor der Front liegen — gezählt — über 1000 Leichen. Weitere russische Angriffe bis 22. März scheitern in gleicher Weise. In der Nacht zum 23. März rennt der Gegner viermal verzweifelt an. Zweimal gelangt er an die Hindernisse, jedesmal muß er unter verheerenden Verlusten weichen. Die genannte Kavalleriebrigade allein zählt 930 Leichen vor ihrer Stellung. Über Berge von Toten und Verwundeten hinweg stürmt der Russe am 25. März bald nach Mitternacht noch einmal. Jetzt soll es gelingen. Der Befehl



Verlassene russische Stellung auf dem Kirchhof vor der Düna bei Friedrichstadt. Phot. Gebr. Haeckel

fordert den Durchbruch, ganz gleich unter welchen Opfern. Kosaken hinter der Front bearbeiten die Infanterie mit der Peitsche. Nach nutzlosem Ansturm fluten die Reste der Regimenter zurück. Dann herrscht Ruhe, und der Feind hat Gelegenheit, seine Verluste der Tage vom 19. März bis 25. März festzustellen. Sie betragen mindestens 8200 Mann.

Weiter nördlich im Gelände der Bahn Wilna—Dünaburg und der Straße Kowno—Dünaburg setzt in derselben Zeit eine gleich heftige und gleich erfolglose Offensive ein. Ohne Artillerievorbereitung will der Feind in der Nacht zum 22. März die dortige Front überrumpeln. Man läßt ihn herankommen bis an und in die Hindernisse; dann schlägt ihm vernichtendes Feuer entgegen. Die fliehende russische Infanterie findet in der Dunkelheit und Verwirrung die Hindernisgassen nicht und drängt sich wie eine Schafherde in dicken Haufen zusammen. Maschinengewehre verrichten unbarmherzig ihre fürchterliche Arbeit. Am Lawkessabach bleiben 600 Tote. Nun greift die russische Artillerie ein und bereitet einen neuen Angriff vor. Sechs Regimenter von drei verschiedenen Divisionen stürmen und werden aufgerieben.

Der 23. März bringt eine Steigerung des russischen Artilleriefeuers. 11400 Schuß werden gezählt, darunter etwa 275 schwerster Kaliber. Umsonst! Die Infanterie kommt nur auf 400 Meter heran und muß bewegungslos liegen bleiben. Ein erneuter Überraschungsangriff schlägt gänzlich fehl und kostet wieder Hunderte von Toten. Wie zur Rache antwortet der Russe mit einem im Osten bisher unerhörten Trommelfeuer — aber es erfolgt kein Angriff mehr. Vom 26. März ab herrscht Ruhe beiderseits des Dryswjaty-Sees.

Gegen die Einbruchsstellen in der Front der Armee Eichhorn setzt die russische Führung am 26. März noch einmal gleichzeitig mit aller Kraft den Hebel an. Nach heftigem Artilleriefeuer drücken auf der Frontlinie Spiaglia—Südrand des Narocz-Sees 4 Divisionen vor. Der unter furchtbaren Verlusten abgeschlagene Angriff wird am Nachmittag erneuert. Unter Zurücklassung von 3000 Toten weicht schließlich der Gegner in seine alten Stellungen zurück. Auch südlich Wileity scheitern mehrfache Angriffe.

Der 27. März läßt für den Verteidiger einen schönen Erfolg heranreifen. Es gelingt, durch kräftige Vorstöße dem Feinde größere Teile des uns am 21. März entrissenen Geländestreifens wieder abzunehmen. 1300 Mann mit 15 Offizieren bleiben in unserer Hand. Heftige russische Gegenstöße, die sich auch am folgenden Tage wiederholen, bleiben erfolglos. Fünf starke Angriffe scheitern unter großen Verlusten. Gleiche Mißerfolge erleiden Massenangriffe der 45. Division und 2. sibirischen Schützendivision südöstlich Muljarshe.

Der 30. März bringt das Ende der russischen Offensive . . . Von etwa 14 Divisionen, die die Hauptlast des Kampfes zu tragen hatten, sind etwa 2 Divisionen vernichtet, 8 Divisionen haben wohl die Hälfte ihres Bestandes verloren . . . Mit ungeheuren Opfern konnten die Russen keine Fuge lockern in der Hindenburgwand. — — —

Über die ‚Frühlingsschlacht am Narocz-See‘ besitzen wir eine zuerst im Berliner Tageblatt veröffentlichte Schilderung aus der Feder des bekannten Romanschriftstellers Wilhelm Hegeler, der als Kriegsberichterstatter an der Ostfront

zugelassen war. Die Schilderung ist besonders dadurch reizvoll, daß sie Einzeltaten unserer Helden beibringen kann — deshalb sei sie hier auszugsweise wiedergegeben.

Wilhelm Hegeler erzählt — jedenfalls auf Grund von Mitteilungen, die er vom Generalstab erhielt —, daß die Russen einen neuen großen Vorstoßversuch geplant hätten.

. . . Einmal mußte ihnen doch das Glück hold sein. Sie gleichen verzweifelten Spielern, die immer wieder auf dieselbe Karte setzen.

Ihre Soldaten wußten in der Mehrzahl noch nichts von diesem Plan. Sie schliefen den tiefen, ahnungslosen Schlaf, streckten wohlig die plumpen starken Glieder in deutschen Drahtnetzbetten und lagen, Gott sei's geklagt, in Gräben, die deutscher Fleiß geschaffen. Aber nur Geduld — bald wird die Sonne aufgehen, eine blutige Todessonne der Russen, eine goldene Siegessonne der Deutschen.

Noch ist es Nacht. Die wunderbar stille und doch an geheimnisvollem Leben so reiche Frühlingsnacht. Die Sterne stehen in tiefer Pracht. Im Hochwald schreit das Käuzchen, im Bruch balzt der liebestolle Auerhahn. Erster Wachtelschrei klingt silbern auf den tauigen Wiesen. Der General der Artillerie stattet den Batterien einen letzten Besuch ab. Der feindliche Abschnitt, etwa fünf Kilometer breit, ist in Längsstreifen eingeteilt. Die Längsstreifen wieder sind von Querstreifen durchschnitten. Auf diesem Schachbrett hat jede Batterie ihr Feld, das sie bearbeiten soll.

Andere Batterien stehen bereit, um der feindlichen Artillerie, sobald diese sich vernehmen läßt, das Maul zu stopfen.

Um vier Uhr, nach dem Sekundenzeiger, beginnt das Gewitter. Die ersten schweren Haubitzgranaten durchheulen als feierliche Vorreiter die Luft. Dichtere Scharen folgen ihnen. Da und dort steigen aus dem vordersten russischen Graben schwarze Rauchtrichter auf. Die Beobachter liegen auf der Lauer. An einer Stelle sehen sie, wie ganze Rudel von Russen über das freie Feld zurückstieben. Sofort wird das Feuer hinter sie gelegt. Aber so schnell rasen die Fliehenden, daß es ihnen kaum einen Vorsprung abzugewinnen vermag. Wie auf ein Riesenxylophon trommeln die mißtönenden Hämmer nieder. Das Allegro steigert sich zum Furioso. Doch plötzlich bricht das Konzert ab.

Den Russen ist diese Stille beinahe so unheimlich wie der eben tobende Lärm. Was soll nun geschehen? Werden die Deutschen schon zum Angriff vorgehen? Sofort werden neue Massen in die mit Leichen gefüllten und schon halb zerstörten Gräben getrieben. Kaum aber ist das geschehen, da prasselt auch der Eisenhagel von neuem nieder. Immer dichter reihen sich die Rauchtrichter aneinander, verschlingen sich zu einer Kette, werden zu einer einzigen schwärzlichen, von giftigen gelben und braunen Tönen gesprenkelten Wolke. Die Hammerschläge der mittleren Kaliber überdonnert das Dröhnen der ganz schweren. Und wieder schweigt auf den Wink des Kapellmeisters das gehorsame Orchester. Beobachter von uns schleichen vor, um, nachdem der Rauch verflogen ist, zu sehen, wie weit die Zerstörung der Gräben gediehen ist. Noch einmal beginnt das entsetzliche Spiel. Neue Ernte finden die Granaten in den Gräben. Denn diese nicht mit frischen Kräften besetzen, bedeutet für die Russen so viel, wie sie aufgeben. Eine Stunde nach der anderen geht das so. Nun hier, nun dort rauschen die



Hindenburg und sein Generalstabschef Ludendorff. Gemälde von Prof. Hugo Vogel
Hier veröffentlicht mit Genehmigung des Verlages Ullstein & Co., Berlin

Böen von Granaten und Schrapnells herunter. Die Russen wissen nicht, wohin sich retten, wohin sich verstecken. Aber nach fünfeinhalbstündiger Dauer steigert sich der Sturm zum Orkan. Das ist kein Trommelwirbel mehr, sondern ein einziger ohrenbetäubender Donner . . .

Dann auf den Glockenschlag zehn schweigen die Haubitzen, und in derselben Sekunde legen unsere Flachbahngeschütze einen undurchdringlichen Eisenschleier hinter die russischen Stellungen, indem sie verhindern, daß von hinten Verstärkungen herankönnen.

Gleichzeitig stürmen die Deutschen aus ihren Gräben hervor. Laufen, rennen, jagen vorwärts. Die russischen Drahtverhaue, großenteils schon von den Granaten zerrissen, werden nicht erst durchschnitten, sondern übersprungen oder niedergetrampelt . . . Jeder will der erste im feindlichen Graben sein.

Die verstörten Russen bemerken die Nahenden erst, als sie zehn Meter entfernt sind. Einige Beherzte beginnen zu schießen. Aber wer das Gewehr erhebt, wird mit dem Kolben niedergeschlagen. Bei dieser Gelegenheit macht ein kleiner Leutnant die Erfahrung, was so ein russischer Schädel aushalten kann. Er hat einem Russen mit dem Gewehrkolben rechts und links ein paar auf den Kopf gehauen. Der Russe verneigt sich nach rechts, verneigt sich nach links und läuft dann mit erhobenen Händen davon. Der Kolben des kleinen Leutnants aber ist völlig zersplittert.

Fast alle heben sie die Hände hoch, schreien Pardon! Pardon! „Tam!" brüllen die Unsrigen sie an . . . „Da!" und weisen hinter sich. Die Russen lassen es sich nicht zweimal sagen . . .

Vorwärts! Bei der Vorstellung hält man sich nicht lange auf. Vier Minuten, nachdem der Sturm begonnen, meldet das Telephon, daß sie genommen ist. Vorwärts! Die Leute sind wahrhaftig nicht zu halten. Ein Husarenleutnant, für diesen Tag der Infanterie zukommandiert, vermag kaum zu folgen. „Ja," lacht ein Jäger neben ihm, „so ein Infanteriegewehr is halt schwerer wie ne Kavallerielanze. Aber für 'n paar Husarenbeine läuft der Herr Leutnant recht tüchtig."

Im Nu sind sie im zweiten Graben. Ein wildes Durcheinander knäuelt sich zusammen . . . In einem Unterstand liegt ein Dutzend Russen versteckt und gibt aus der Tür Salven ab. Da reißt der Husarenleutnant einem Mann die Stielgranaten vom Koppel und wirft drei, vier hinein. Mit dumpfem Gepolter bricht der Unterstand zusammen, und im nächsten Augenblick ragen aus der verschütteten Tür nur noch ein Dutzend Russenstiefel. In einem Nachbarunterstand befindet sich ein russischer Oberst mit seinem Stab. Der stürzt gleich mit erhobenen Händen heraus und ruft: „Guten Morgen!" „Guten Morgen!" erwidert der Husarenleutnant verdutzt. „Sprechen Sie Russisch?" „Tam! Tam!" schreit der Husar wütend und weist nach hinten. Der Russe mit seiner Suite nimmt eilig Reißaus.

Ein anderer Leutnant sieht vor sich ein Maschinengewehr, stürmt darauf los. Das Maschinengewehr rattert wie besessen. Der Leutnant spürt, daß er getroffen wird. Das hält seinen Sturmlauf nicht ein. Er schlägt den bedienenden Offizier nieder. Dann bricht er selbst zusammen. Man trägt den Ohnmächtigen fort. Auf dem Operationstisch konstatiert der Arzt, daß der Tollkühne von elf Kugeln getroffen ist. Aber er lebt.



In einem russischen Schützengraben erbeutete Handgranaten; rechts daneben auch Stielgranaten, die mit Gewehren abgeschossen werden. Phot. A. Grohs

Auf dem rechten Flügel, nahe am Narocz-See, ist es einem Leutnant mit seinem Zug gelungen, sich durchzuschleichen und den Feinden in den Rücken zu fallen. Nun treibt die kleine Schar die dichten Russenmassen vor sich her. Ein grotesker Wirrwarr entsteht. Die Unsrigen stürmen vorwärts und vermögen sich kaum Bahn zu schaffen durch die mit erhobenen Händen fliehenden Russen.

Um 10 Uhr 30 Minuten sind drei weitere Stellungen genommen. Um 10 Uhr 50 Minuten ist das geplante Ziel erreicht. Aber die Leute wollen von einem Halt nichts wissen. Erst der Ruf der Offiziere: „Kerls, seid ihr des Teufels, ihr rennt ja in unser eigenes Artilleriefeuer," vermag sie zu zügeln . . .

Inzwischen ist die Artillerie benachrichtigt, daß sie das Feuer noch weiter zurücklegt. Also vorwärts! Hinein in die ursprüngliche russische Stellung! Was man besitzt, ist zurückerobertes Gut, was man jetzt noch erringt, ist neuer Gewinn. Auch dieser Ansturm gelingt wie die früheren. Die Russen werden noch weiter zurückgejagt. Einige Beherzte dringen sogar bis in die Batterien vor, drehen die Geschütze um und schicken sich schon an, sie fortzuschleppen. Aber nun setzt heftiges russisches Flankenfeuer ein. Um unnötige Verluste zu ersparen, wird endgültig Halt kommandiert. Im Augenblick fliegen die Spaten heraus und die Tapferen beginnen zu schanzen.

Im großen Ganzen ist der Kampf beendet, nur da und dort flattert er weiter fort bis zum Abend.

Am Nachmittag besucht der Kommandierende General seine Truppen in den neuen Stellungen. Gerührt dankt er den Braven für diesen Sieg und schenkt jedem, den er trifft, eine Zigarre. Wenn's aber ein Sachse ist, schenkt er ihm zwei.

Noch wissen die müden Sieger, daß ihnen keine Ruhe gegönnt ist. Die einen bringen die erbeuteten Geschütze in Sicherheit, die anderen liegen auf der Lauer vor einem Gegenangriff der Russen. Richtig, um 1 Uhr 45 Minuten stürmt er an, bricht aber zusammen im Feuer der sofort einsetzenden Artillerie. Ein zweiter Angriff vor Morgengrauen hat denselben Erfolg, vermehrt nur die Zahl der feindlichen Toten und Gefangenen. Klar geht die Sonne auf. Als ihr Strahlenbündel die blutigen zerstampften Äcker vergoldet, bricht aus vielen Tausend Soldatenkehlen jubelndes Hurra los. Es gilt nicht dem Wunder des Sonnenaufgangs, es gilt einer höchst prosaischen Erscheinung, den von ziemlich mageren Gäulen gezogenen, schwerfällig heranrollenden Gulaschkanonen. Gleichzeitig mit diesen trifft auch die Feldpost ein. — — —

Die den Russen erteilte Lehre muß schneidend scharf gewesen sein. Denn auf längere Zeit hinaus konnte der deutsche Tagesbericht wieder melden: „Auf der Ostfront hat sich nichts wesentliches ereignet!"



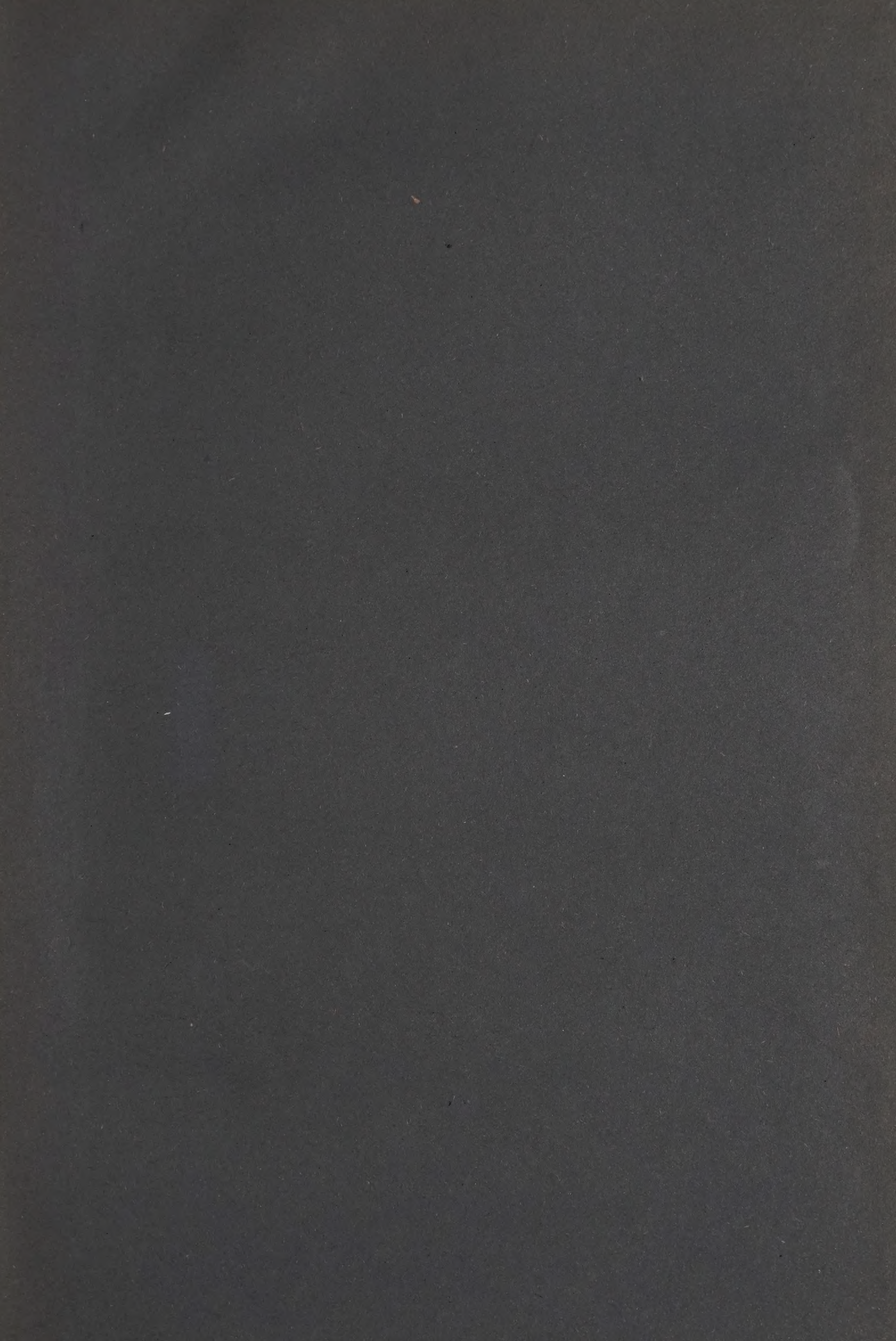
Soldatenfriedhof in Russisch-Polen. Phototothek-Aufnahme

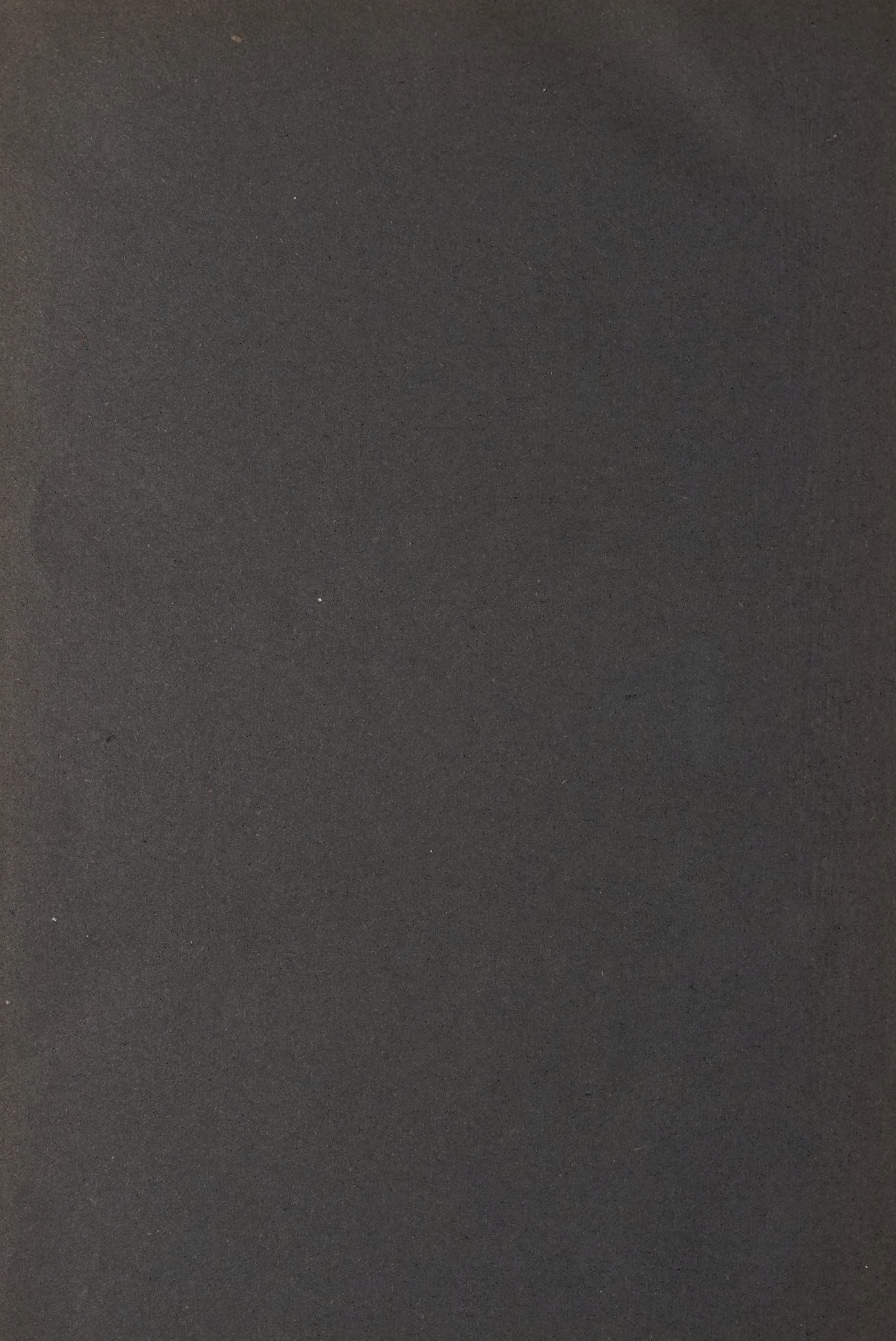
Register

(Die gemachten Angaben beziehen sich insgesamt auf die Seitenzahlen des Bandes)



Gedenkblatt für die Angehörigen unserer gefallenen Helden
Ausgeführt im Auftrage des Kaisers von Prof. Emil Doepler d. J.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 054780132